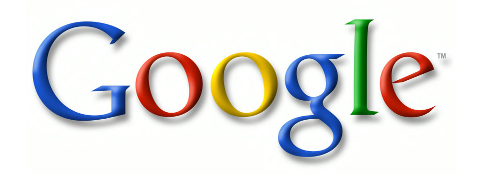
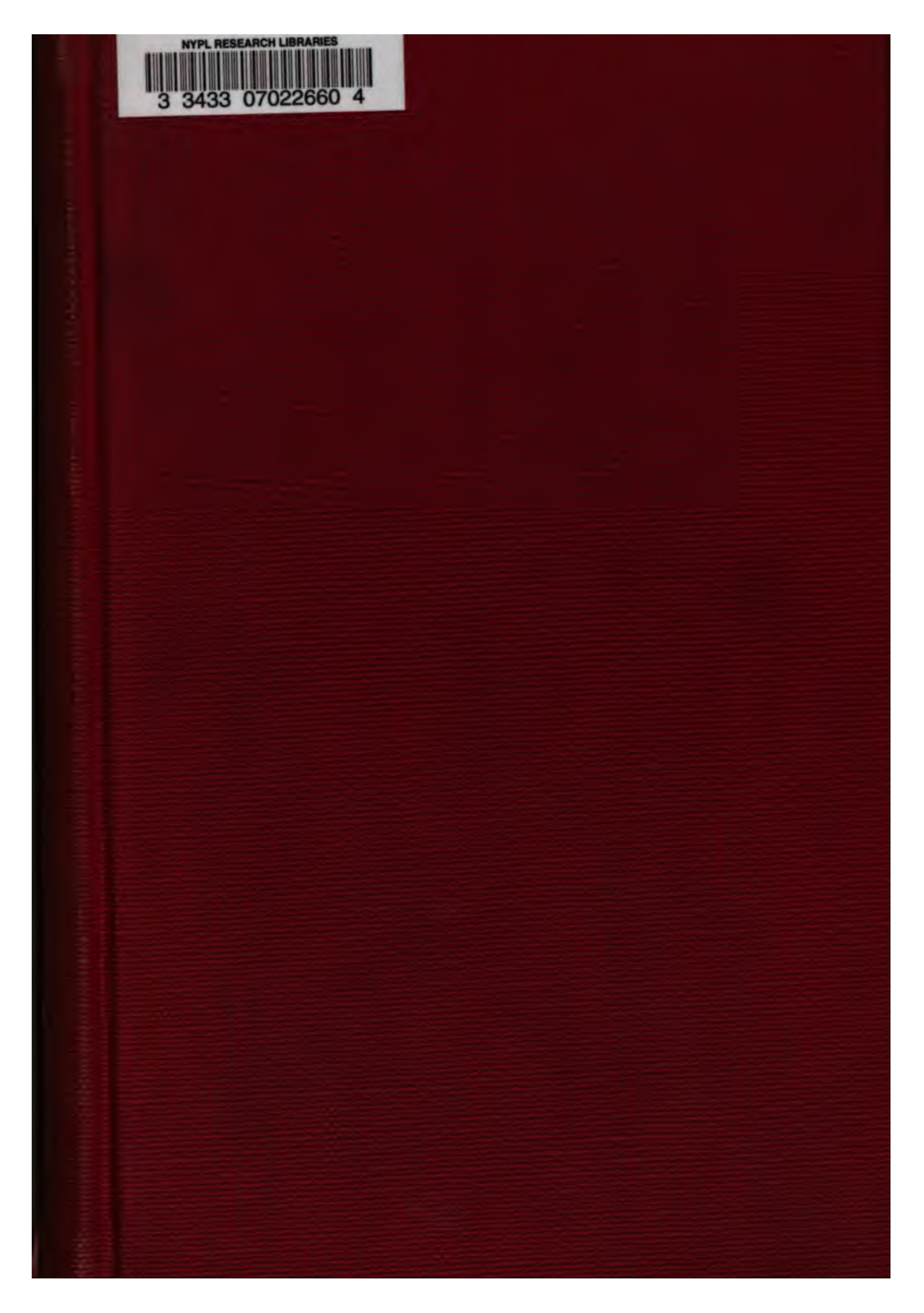



NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07022660 4




YBA
voboda



Ideale Lebensziele.

Kritisches, Geschichtliches und Filosofisches

von

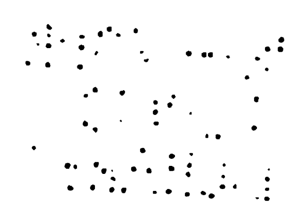
Adalbert Svoboda.

Zweiter Teil.

Im Anhang ein Namens- und Sachregister für den I. und II. Band.



Leipzig.
Druck und Verlag von C. G. Naumann
1901.



—

Vorwort.

Es sichert richtige Schlußfolgen zu, wenn beim Prüfen ethischer Fragen die perversen Natureigenschaften der Menschen ebenso in Rechnung gezogen werden, wie Thatsachen aus der Geschichte menschlicher Ruchlosigkeiten. Diese belehrt uns mit erschütternder Beredsamkeit darüber, daß religiösen Anregungen sittliche Thaten nicht entquellen, wie es die Schaaren von Verfolgten, Rechtlosen und Mißhandelten beweisen, die von der Religion nicht beschützt sondern niedergetreten wurden.

Die sittliche Zurückgebliebenheit der Völker hängt unzweifelhaft mit der Macht des Glaubens und diese mit der Allmacht der reizbaren Fantasie von Menschen zusammen, die bei ihren Lücken im Wissen ethische Werte zu beurteilen nicht vermochten. Näheres teilen darüber die Abschnitte über die Erziehung durch das Jenseits sowie über den Gesittungswert des Christentums mit.

Die Kundgebungen der politischen Gewaltherrschaft werden in einer Reihe von geschichtskritischen Betrachtungen beleuchtet, von denen einige dem „Wissen und der Sittlichkeit im Vatican" gewidmet sind.

Bei der Besprechung der Vorbedingungen des Vernunftstaates wird manche Frage von actuellem Interesse berührt, so jene über die Beziehungen der Cultur zur Sprache, der Arbeiter zum staatlichen Gemeinwesen und über die Formen eines religionsfreien Unterrichtes.

Helleren Perspectiven als in den Betrachtungen über ethische Ideale begegnet man im Schlußteile dieser Schrift über die Ideale des Genusses. Er behandelt die erziehliche Wirkung der Kunst, bespricht die Ausdrucksplastik, die aus Werken der Malerei und Bildnerei an uns das Wort richtet, erwägt die Wechselbeziehungen des Natur- und Kunstschönen, vervollständigt die Mitteilungen über den plastischen Trieb durch Betrachtungen über den Stoff als Formbildner, bringt Nachweise über das Komische und den Humor in der bildenden Kunst und beleuchtet die mannigfache Auffassung und Darstellung der Frauenschönheit bei verschiedenen Culturvölkern.

Der Verfasser hat bei der Vielseitigkeit der behandelten Fragen, welche die Beschäftigung mit Naturwissenschaften, die Kritik filosofischer Ansichten, cultur- und kunstfilosofische Probleme sowie die Reform der Gesellschaftsordnung betreffen, sich eine große Gedrängtheit in seinen Ausführungen auferlegen müssen. Vielleicht dem Leser zum Behagen.

Möge diese Schrift derselben Teilnahme begegnen wie des Verfassers Buch: „Gestalten des Glaubens" (C. G. Naumann, Leipzig, 2 Bände), dessen zweite verbesserte und vermehrte Auflage soeben vorbereitet wird.

München, 1901.

Adalbert Svoboda.

Inhalt.

I. Das menschlich Perverse bei Natur- und Culturvölkern 1
II. Ruchloses in der Behandlung der Frauen 10
III. Wert der Frau 25
IV. Wie das Jenseits erzieht 40
V. Sittlichkeit auf Thronen. Alte Formen der Gewaltherrschaft 53
VI. Freiheit, Fürsten und Götter in Hellas und im römischen Reiche 70
VII. Wissen und Sittlichkeit im Vatican 80
1. Pflege des Wissens 80
2. Päpste als Vertreter des Größenwahns . . . 88
3. Herzenspolitik 94
4. Finanzwirtschaft des Papsttums 96
5. Sexuelle Freisinnigkeit 102
6. Vor dem Zusammenbruche 105
VIII. Allerlei Frevelformen des Despotismus 111
IX. Glauben und morden, Rechte brechen und fälschen! . 124
X. Musterdespoten 138
XI. Besitzt das Christentum einen Gesittungswert? . . . 154
XII. Unsittliche Strafjustiz 164
XIII. Die Rechtlosen 180
XIV. Die Gesellschaft in Defectstaaten 191
XV. Verfolgte Filosofen 210

C. Politische Vernunftziele.

XVI. Die sittlich Aufrechten und die Kirche 221
XVII. Widerstände gegen die Kirche 234
XVIII. Gibt es gemeinsame Interessen der Menschheit? . . 251
XIX. Schriftstellerverhör über den vollkommenen Staat . . 299
XX. Cultur und Sprache 279
XXI. Zwang im Ideendienste 286

Seite

XXII. Die Arbeiter und der Vernunftstaat 291
XXIII. Das Recht des politischen Widerstandes 307
XXIV. Bahnen zum Idealstaate 321
1. Anfänge der Staatenbildungen 321
2. Fysische oder ethische Staatsbürgerzucht? . . 326
3. Opfer des Gemeinsinns 330
4. Umbildung des Unterrichtes 335
5. Wie ein gebildeter Fürst dem Idealstaate dienen könnte 354
6. Ein Reformkaiser 357
7. Volksvertretung der Zukunft 362
8. Ausblicke in den Vernunftstaat 364

D. Ideale des Genusses.

XXV. Genußwerte des Lebens 371
XXVI. Das Naturschöne 376
XXVII. Wie die Kunst belehrt und erzieht 382
XXVIII. Poetische Landschaften 396
XXIX. Die Kunst in Hellas 405
XXX. Ausdrucksplastik in Bildnissen 412
XXXI. Wie in Hellas die Frauenschönheit dargestellt wurde 420
XXXII. Zur Renaissancekunst in Italien 431
XXXIII. Die Frau in der deutschen Renaissancekunst . . . 444
XXXIV. Wie der Frauenschönheit in Frankreich gehuldigt wurde 456
XXXV. Das Weib in Darstellungen holländischer und spanischer Maler 462
XXXVI. Der Stoff als Formbildner 466
XXXVII. Die Kunst, schön zu wohnen 474
XXXVIII. Komik und Humor in der bildenden Kunst . . . 479

Namens- und Sachregister für den I. und II. Band 497

———

I. Das menschlich Perverse bei Natur- und Culturvölkern.

Das Wesen ethischer Vorzüge ergründet man leicht in der Geschichte der Unsittlichkeit. In dieser muß man blättern, die Lebenshaltung der Menschen in der Vergangenheit muß man früher kennen, bevor man an die idealen Lebensziele denken darf, zu denen die Völker heraufgelangen sollen. Die natürlichen Neigungen und Ausrüstungen des Menschen verstehen, heißt dessen Fortschreiten zum Besseren ermöglichen.

Man muß die Ursachen des bisherigen gesellschaftlichen Jammers durchschauen, bevor man daran gehen kann, Kopf und Herz der Menge zielgerecht zu erziehen. Wir wissen, daß der Kreis, in dem sich das menschliche Denken ursprünglich bewegt hatte, enggezogen war und daß auch dem Menschen der Halbcultur am richtigen Urteilen nicht viel liegt. Er begnügt sich auch heute mit Selbsttäuschungen der Einbildung, die ihn zum Erkennen ethischer Pflichten nicht hinführen. Wo aber sichere Erkenntnisse fehlen, bleibt auch menschliches Wohlwollen unentwickelt. Schon die Verfasser der Bibel haben es erkannt, daß der Mensch „böse ist von Grund aus". Seine Raubtierinstincte förderten auch dieses Bösesein. So ist die Eigenliebe, wenn sie durch das Gegengewicht des Gemeinsinns nicht gedämpft oder verzehrt wird, oft eine Quelle von Freveln. Sitzt die fatale Naturmitgift des Eigendünkels obenauf, so stellt sich das Wohlwollen für andere nicht ein und dem starken Egoismus entkeimt die Gier, andere zu beherrschen oder zu unterdrücken.

Prüft man die thatsächlichen Eigenschaften der Menschen, so staunt man, wie viel Urroheit uns noch in den Gliedern liegt. Bei Vergleichen mit Tiergewohnheiten zieht leider mit-

unter der Mensch den Kürzeren. Bei Tieren stehen die Neigung für Artgenossen und Regungen des hilfsbereiten Gemeinsinns, man muß es offen bekennen, auf festerem Boden als bei Menschen.

Das Recht auf Lebenserhaltung und freie Bewegung im Dasein wird keinem Tier von Seinesgleichen verkümmert. Der Mensch sinkt jedoch unter das Wohlwollen der Tiere herab und mißachtet die Rechte seiner Artgenossen mit untertierischer Härte.

Die Anlage zu Ruchlosigkeiten trägt der Mensch des Naturbannes in sich; er ist in allem Anfange unmenschlich, erbarmungslos und ohne die Fähigkeit, das Sittliche zu erkennen. Erinnerungen an alte böse Instincte der Menschen des Urzustandes starren uns, wohin immer man im Leben blickt, ebenso wie Erbstücke urtümlicher Roheiten an. Der Mensch ist eben ein Kind der Natur, in deren Haushalt das Gift eine wichtige Rolle spielt.

Derselbe dämonische Zug, welcher durch die Natur geht, beherrscht auch die Menschen, besonders die unwissende, herzensrohe Pöbelmenge. Das Gift im Menschen heißt Grausamkeit, Rücksichtslosigkeit, Freude am fremden Leid, Abneigung gegen Glückliche, Andersdenkende, Reiche und Schöne, Neid, Eifersucht, Jähsinn, Roheit, Glaubenshaß, Größenwahn, Herrsch- und Habsucht, Mißachtung fremder Rechte. Kein Wunder, daß mit Blut und Gift die Geschichte der Völker geschrieben wurde und daß sie Wahn und Herzensverödung mitdictirt haben.

Auf alten Gefäßen der Griechen und orientalischen Völker sieht man Kämpfe dargestellt, bei denen das schwächere Tier unter den Prankenhieben des stärkeren hilflos zusammenbricht. Ein Sinnbild des grausamen Inhaltes der Menschengeschichte!

Mensch sein, hieß gemeinhin stumpf an der Wahrheit vorübergehen. Was niemals gewesen, wurde an die Spitze der Welt und der Menschenschicksale gestellt, während allerhand Thorheiten ewig herrschen wollten. Noch heute steckt zum mindesten die Hälfte der Erdbewohner in Denkdämmerungen; ihre Fähigkeiten zur Entwicklung zu bringen, scheint nicht ihr Lebenszweck zu sein. Sie erheben sich nicht über den Drang der Selbst- und Arterhaltung und es ficht sie nicht an, daß sie seit vielen

Jahrtausenden sich zum Bewußtsein ihrer Bildungsanlage nicht emporgeschwungen haben.

Klimatische Ursachen mischen sich darein. Übermäßige Hitze macht denkträge und arbeitsscheu. Die Fruchtbarkeit eines üppigen Bodens tritt in tropischen Ländern auch als Culturfeind auf; wo die Natur dem Ernährungsbedarf des Menschen willig entgegenkommt, da wird dessen Arbeitskraft nicht so angespannt, wie in rauhen Klimaten, wo Nahrungsmittel mit Mühe erworben werden. Das Schlagwort vom Kampfe um's Dasein paßt auf Länder der heißen Zone nicht; da kann zuhöchst vom Kampfe mit der Trägheit und mit der Hitze die Rede sein.

* * *

Die Urgeschichte der Menschheit regt dazu an, Vergleiche zwischen vormals und jetzt zu ziehen. Die ersten Beile aus Stein, Kupfer, Bronze und Eisen, Palstäbe und Hohlcelte, die man in Gräbern gefunden, waren Waffen zum Erlegen von Menschen und Jagdtieren. Unsere Feuerwaffen eignen sich zum Niederstrecken von Feinden besser, da sie gleich ganze Gruppen davon abmähen. Der Weg vom Steinbeil bis zur Schnellfeuerkanone ist ja weit genug, allein der Zweck beider blieb derselbe.

Die Bewohner Europas aus der letzten Zwischeneiszeit und aus der darauf folgenden Eiszeit haben uns als Vermächtniß zerschmetterte Knochen hinterlassen, die uns sagen, daß sie bei gutem Appetit waren. Man kennt außerdem von ihnen verfertigte Werkzeuge, die sie auf der Jagd und im Kampfe mit Höhlenbären verwendet haben. (M. Hörnes). Große Zwecke wurden damit nicht erreicht. Allein der Durchschnittsmensch von heute greift keineswegs nach höher liegenden Zielen. Er sorgt für die Befriedigung seines Appetits, auch des geschlechtlichen, und schlägt Feinde sowie Concurrenten nieder. Um diese Punkte dreht sich seine ganze Lebensthätigkeit.

Der paläolithische Mensch war Jäger, die Monarchen Europas und reiche Müßiggänger sind es mit Vorliebe auch heute. Das Töten der Tiere auf der Jagd und der Menschen im Kriege bedeutet eben Freude und Ruhm. Der Mensch der Vor- und Nacheiszeit war aber persönlich mutiger als mancher Wächter der

militärischen Doppelehre; er kämpfte mit dem gewaltigen Höhlentiger und suchte auch das Leben des wollhaarigen hausgroßen Mammuth zu pflücken, weil er dessen Fleisch genoß. Er erfand und erzeugte Werkzeuge und Wurfgeschosse; die vornehmen Jäger der Gegenwart erfinden nichts außer kleinen Verfassungssistirungen. In bezug auf Schärfe und Entwicklung des Verstandes könnte sich mancher religionslose Mann aus der Eiszeit den Jägern aus der Zeit des religiösen und politischen Wahntaumels gegenüber — als Übermensch vorkommen.

Die Leute der Kjökkenmöddingzeit waren Fischer und Sammler von Muscheln, die sie mit polirten Steinwerkzeugen zerschlugen. Sie führten ein armseliges Leben, ebenso wie viele Volksstämme der Gegenwart, die sich nach dem Glück der Civilisation nicht sehnen, sondern froh sind, wenn sie ihre beiden Grundtriebe befriedigen können.

Findet man in alten Gräbern Waffen und Schmucksachen, so sind dies Beweisstücke dafür, daß der Bestattete Jenseitswild jagen und für Jenseitsmädchen schön sein wollte. Diese Hoffnung war auf Reelleres gerichtet, als die Anwartschaften der Christen, die sich auf den Freistaat der Seelen beziehen.

Unsere indogermanischen Ahnen haben wenig über Sittliches nachgedacht und ihr Herz haben sie schweigen lassen, wo es reden sollte. Die Cimbern töteten die Gefangenen oder verstümmelten sie, um sie — die für Sklavenarbeit bestimmten — an der Flucht zu hindern. Die Religion forderte von ihnen als Genugthuung für Sünden das Abschlachten von Menschen und Tieren. Wo blieben da Kopf und Herz? Es war schwer, unter Cimbern Mensch zu sein. Hielten sich gewisse Familien unter ihnen für adelig, so prägten sie sich farbige Narben in die Haut. Das waren Adelsbriefe ältesten Schlages. Die Adelsdiplome von heute besitzen an sich kaum einen höheren Wert als die cimbrischen.

Wohin man in die Sittengeschichte der Naturvölker blickt, überall Perversitäten! Ein ruchloses Seitenstück zu der heroischen Selbstverbrennung der Frauen beim Tode des Gatten fordert die jeweilige Königin des Sundareiches (Lukokessa) von ihrem Männerharem. Stirbt sie, so müssen die Lagergenossen der schwarzen Majestät nachsterben. Sie will ihre Geschlechtsfreude gleich nach dem Tode fortgesetzt haben.

Da verbindet sich der kopflose Unsterblichkeitsglaube, welcher aus der Asche sofort frische Menschenkörper aufblühen läßt, mit einer herzlosen Frevelthat. So lange der Kopf nur Diener des Unterleibs ist, kann er sich um ernstes und richtiges Denken allerdings nicht kümmern.

* * *

Der Krieg ist auch eine Hinterlassenschaft roher Ursitten. Er folgte in seiner ersten Form dem herzlosen Gesetze der Tierernährung: Töte um zu leben! Während Vernunft und Gemüt gebieten, das Leben des Menschen als kostbares Gut zu schonen, befiehlt der Krieg das Gegenteil.

Wie erfreulich ist es nun, bei einem alten Volke einem Geschichtsabschnitt zu begegnen, in welchem der Krieg ebenso unbekannt war, wie die Verehrung von Göttern. Mariette entdeckte nämlich in Egypten Totenkammern, die 4000—4500 Jahre vor unserer Zeit zurückliegen. Die Sculpturen, Inschriften und Standbilder derselben bezogen sich weder auf Krieg noch auf Götter und deren Cultus. Alle Darstellungen wiesen nur auf die Bedeutung des Todes und auf Freuden des Lebens: auf Feste, Spiele, Tänze und Bootwettfahrten hin. Kein Krieg und keine Religion! — Das ist ja das Lichtmal einer vorgeschrittenen Cultur, die zu erreichen unser vornehmstes Streben bleibt.

Rom kennt dagegen ein Denkmal, auf welchem die Schrecken des Krieges mit entsetzlicher Beredsamkeit geschildert werden: die Colonna Antonina, welche die Abschlachtung der Germanen durch Römer, das Verbrennen ihrer Hütten und die Mißhandlung der gefangenen Frauen in ergreifender Weise darstellt.

Man versteht es nicht, wenn von Oberpriestern der Weltweisheit die Geschichte bald Entwicklung der Freiheit, bald eine Offenbarung und Rechtfertigung Gottes genannt wurde. Die Völkergeschichte ist eine Schädelstätte, keine Enthüllung irgend einer Göttlichkeit. Wer könnte doch einen braven Weltmonarchen für den Anreger aller bösen und dummen Streiche der Völker verantwortlich machen? Es ist unlogisch, die Thorheiten und Herzensroheiten der Menschen, all' die sinnlosen Gaukeleien ihrer beweglichen Einbildung einem göttlichen Sündenbock aufzulasten,

der sie deshalb unwidersprochen lasse, damit aus all' den Sümpfen sittlicher Verkommenheit endlich das Edelmenschliche herauswachse.

Gerade die Völkergeschichte beweist die Unmöglichkeit einer die Sittlichkeit hochhaltenden Weltordnung. Gottes Spuren in der Geschichte zu suchen oder gar zu finden, gleicht einer grellen Gotteslästerung. Sollte es etwa Gottes Absicht sein, aus Gefälligkeit für einen entmenschten Despoten Tausende von Menschen hinschlachten zu lassen, statt ein wertloses Individuum aus dem Wege zu räumen?

Ein grundgütiger, einsichtsvoller Gott könnte in Menschen nicht jene unsittlichen Antriebe gelegt haben, die sie zu Kriegen anregen. Von der Herrschsucht und Eroberungsgier angefangen bis zum Glaubensfanatismus herab sind die Motive der Massenschlächterei nicht zu billigen. Wenn bei einer Revolution sich ein Volk seiner Rechtsinteressen entsinnt, wenn es den Willen ausspricht, sich selbst anzugehören, sein Schicksal selbst zu gestalten, so leuchtet darin Vernunft. Allein eine Revolution von ideeller Sauberkeit läßt kein Blut fließen; wo es vergossen wird, tritt der Beweis auf, daß ein Volksteil gemütsroh geblieben ist. In der französischen Revolution hat der Pöbel unten, bei anderen Revolutionen der Pöbel oben gefrevelt. Die politische Freiheit zog bisher bei Revolutionen fast immer den Kürzeren, weil jene in Vollbesitz zu nehmen und zu genießen, das Volk nicht genug vorbereitet war.

Mit der Waffenfähigkeit hing eine andere grelle Ruchlosigkeit naturroher Völker zusammen. War der alternde Familienvater außer Stande, Waffen zu führen, so mußte er bei den Germanen, ebenso wie beim vedischen Volke seine Führer- und Beschützerrolle dem ältesten Sohne übergeben. Die altersschwachen Eltern haben so gut wie ausgelebt, konnten ausgesetzt, dem Hungertode preisgegeben oder lebendig begraben werden. Eine verdammenswerte Herzlosigkeit, deren Spuren man noch heute bei Landleuten findet, die in der Zurückgezogenheit des Altenteils lieblos behandelt werden.

Bei den Kriegen der Gegenwart werden mitunter Roheiten entfesselt, die an die ältesten Vorbilder menschlicher Grausamkeit lebhaft erinnern. Das freie England unternahm einen großmut-

losen Krieg, um den Buren Südafrikas Freiheit und Goldminen zu nehmen. Die Vereinigten Staaten verwirrten sich bei ihren letzten Kriegen die Begriffe von Befreien und Beherrschen. Frankreich wieder lauert auf die Gelegenheit, um Deutschland einen rechtmäßigen alten Besitz zum zweitenmal zu rauben. Geschichtliche Erwägungen sollten das Nachbarland daran erinnern, daß die Franken bis zum 8. Jahrhunderte ein Volksstamm waren; auf dem rechten Rheinufer sprachen sie deutsch, auf dem linken wurden sie im 9. und 10. Jahrhundert romanisirt (F. Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker 1881) und doch dieser Haß gegen die stammverwandten Deutschen, weil sie ihr altes Eigentum für sich behalten.

Trotz dieses ignoblen Hasses sehen sich die Franzosen an der Spitze der arischen Culturvölker einherschreiten. Auf unsere europäische Gesittung dürfen wir überhaupt nicht stolz sein. Gewiß kann man mit begründeter Achtung auf die technischen Herstellungen blicken, die dem Verkehr zu statten kommen. Die Wissenschaft, die Poesie und Kunst haben Großes geleistet; gleichwohl vermißt man in breiten Schichten der Bevölkerung Europas den wohlthätigen Einfluß wissenschaftlicher Erwerbungen sowie die veredelnde Rückwirkung künstlerischer und poetischer Schöpfungen. Es klaffen weite Lücken im Ideenbesitze von Leuten, die sich zur gebildeten Gesellschaft zählen, und rauhe Umgangsformen lassen nur zu häufig auf eine Verwilderung der Sitte schließen, die bei Culturvölkern stark befremdet.

Beim Beginn des 20. Jahrhunderts zeigt sich bei den meisten Völkern Europas ein moralischer Tiefstand, der betrüben muß. Gewiß sind Englands politische Einrichtungen und seine großen Männer hoch zu verehren, allein im Bethätigen von Wohlwollen gegen andere Völker läßt Britanien trotz seiner Christlichkeit vieles zu wünschen. Der Unterricht in alten Sprachen hebt die Engländer bei deren starrer Bibelgläubigkeit nicht zur Erkenntniß jener Wissenswerte, die man sich durch das Studium der Naturwissenschaften und durch den Abfall von Glaubensnieten zu eigen macht.

Der nationale Dünkel der Engländer und deren politische Selbstsucht sind große sittliche Schwächen. Ist man ein reiches

und mächtiges Volk, so verwendet man Geld und Macht an die Selbstveredlung durch erleuchteten Unterricht und lernt dabei Bescheidenheit und Herzensartigkeit. Die Millionen, die man bisher für christliche Missionen hinausgeworfen hat, führt man vernünftigen Zwecken zu, die den Abfall vom Christentume zur Folge haben.

Die Franzosen sind durch die clerikale Leitung der Unterrichtsanstalten und durch jene Hoffart, welche das höchste Thatenziel eines Volkes in blutigen Siegen erblickt, ethisch tief herabgekommen. Der Rechtssinn ist ihnen in Verlust geraten, den sittlichen Lebensernst, die politische Besonnenheit, die Würde im öffentlichen Leben haben sie preisgegeben. Ein großer Teil des durch Religion verkommenen gallischen Volkes ist im Stande, hohe Summen für einen neuen Königsthron zu verschleudern, damit ein wertloser Junge darauf platznehme. Elende Fälschungen und Verleumdungen, ruchlose Gewaltthaten gegen anständige Männer, welche nach Recht und Gerechtigkeit riefen, und lange Ketten verbrecherischer Machenschaften waren am Ende des 19. Jahrhunderts Folgen der geistlichen Erziehung dieses leicht erregbaren und hochbegabten Volkes, dessen sittlicher Wert durch das Christentum keineswegs gehoben wurde.

In Spanien und in Italien leiden die Völker infolge des geistlichen und weltlichen Despotismus, dessen eherne Hand Jahrhunderte hindurch auf ihnen gelastet hat, an allerlei moralischen Seuchen. Ihr Vorstellungsbesitz wurde in erster Linie von der Religion besorgt, die jeden vernünftigen Unterricht von ihnen fernhielt.

In Oesterreich hat die Beichtväterpolitik und der rohe nationale Dünkel der slavischen Volksstämme trostlose Zustände geschaffen. In Deutschland greift ebenfalls die religiöse Befangenheit in viele Teile des öffentlichen Lebens hemmend ein.

Die folgenden Abschnitte werden über die Ergebnisse der christlichen Erziehung Ausführliches mitteilen. Geschichtliche Thatsachen und geschichtsfilosofische Betrachtungen sollen dabei ihre überzeugende Kraft erweisen und sollen dazu beitragen, die Schlaffheit im Widerstreben gegen das Rechts- und Vernunftfeindliche in unseren gesellschaftlichen Zuständen zu brechen.

Man verzeihe uns, wenn auf gewisse Schwächen des Volkswillens und Volksverstandes immer wieder hingedeutet wird. Es geschieht dies nur aus Eifer dafür, daß sich dem Gewissen der Menge deren politische und Bildungspflichten immer tiefer einprägen.

Es wird wohl noch viel Zeit verrauschen, bevor die civilisirten Völker zu der Einsicht vorgedrungen sein werden, daß ihre Wettkämpfe sich nur auf politische, wirtschaftliche, literarische und künstlerische Ziele beschränken sollen.

II. Ruchloses in der Behandlung der Frauen.

Das menschlich Ruchlose prägte sich auch in der Behandlung der Frauen aus. Die überlegene Körperkraft des Mannes war immer mit dessen grimmiger Rücksichtslosigkeit gegen das schwache Weib verbunden, das bei naturrohen Völkern fast durchweg als ein minderwertiges Wesen behandelt und im Range etwa einem nützlichen Haustier gleichgehalten wurde.

Daß auch im Tierreiche der ausgiebigen Körperstärke gegenüber die Schwäche unterliegt, ist bekannt. Es ist dies eine Grundeigenschaft im Haushalte der Natur. Stellt man die Natur der göttlichen Vorsehung gleich, so könnte man nicht umhin, ihr für dieses böse Gesetz arges Mißtrauen auszusprechen. Menschen haben sich in ihrer Naturgebundenheit immer nur wie grausame Bestien angeknurrt. An der Spitze von Herzlosigkeiten stand immer der muskelstarke Mann, der das schwache Weib in seinen kräftigen Pranken hielt. Das Weib mußte für ihn arbeiten, war sein Lasttier und sein rechtloses Eigentum.

Das Leben der Frau gehörte dem Manne und er verfügte darüber nach seinem thörichten Belieben. Sprechen idealistische Schwärmer davon, daß der Mensch dazu bestimmt sei, sich culturwärts zu entwickeln, so bestätigen es nicht die Linien, in denen sich die menschliche Perversität bewegt. Es gibt ja Entwicklungsgänge, auf denen begabte Völker zur Einsicht vorwärts schritten, allein noch mehr findet man Neigungen zum Stillstande, Rückschritte und Seitensprünge zur Entartung bei Völkern, die nach dem Wege zur Gesittung noch gar nicht suchten.

Die griechischen Dichter Aischylos und Euripides haben die naturrohe Urbosheit, die im Menschen steckt, genau gekannt.

Euripides beklagt in seinem Drama Medea besonders lebhaft die Leibeigenschaft der Frau, sowie die grausamen Einrichtungen der Natur, denen sie unterliegt. Die Heldin dieses Stückes bemerkt, sie wolle lieber drei Feldschlachten, als ein Wochenbett bestehen und verurteilt die Ungerechtigkeit der Gesellschaft, welche die Frau zur Ehesklavin herabsetzt, ebenso wie die Grausamkeit der Natur, welche die Menschen mit Schmerzen überschüttet.

Wir haben im ersten Bande dieser Schrift, im Abschnitte: „Filosofie des Geschlechtstriebes", aus einer Fülle von Thatsachen heraus nur einige angeführt, welche das perverse Verhalten des starken Geschlechtes gegen die Frau bezeugten. Hier seien andere völkerkundliche und geschichtliche Beweise für die Vorrechte der starken Männerfaust Frauen gegenüber mitgeteilt, welche die Zartheit ihres Körperbaus schwer büßen mußten.

Befaßten sich Volksstämme des Urzustandes ausschließlich mit Tier- und Menschenschlächterei, d. h. mit Jagd und Krieg, so setzten sich die Männer allein zum Gastmahl des Lebens und die Frauen durften sie als Leibeigene bedienen. Die Menschenrechte der Frauen konnten von diesen Barbaren nicht begriffen werden.

Dieser gemütlosen Familienpolitik entsprach es, daß das geschlechtsreife Mädchen um einige Früchte oder um etwas Wildpret von den Eltern verkauft wurde. Der höchste Preis, der von Negern für eine schwarze Mädchenschönheit bewilligt wird, besteht heute noch in zehn Rindern.

Man bekommt aber eine schwarze weibliche Anmut auch billiger, da sie schon um ein Glas Branntwein, um eine Pfeife Tabak oder um einen Leibgürtel erhältlich ist. Welche tiefständige Unterschätzung, da doch das bloße Geschlecht der Frau Männern als wertvolles Genußgut erscheinen muß.

Wird von Völkern des Naturbannes Frauen der leichtere Teil der Feldarbeit übertragen, so kann man darin das Tagesgrauen der Rücksicht für das weibliche Geschlecht begrüßen.

In dem Töten neugeborener Mädchen spricht sich die Mißachtung ihrer Geschlechtes ebenfalls aus; auch in jenen Fällen, wo die Mütter selbst ihre Kinder aus dem Leben schaffen. Sie halten ihre Leibesfrucht für einen persönlichen Besitz, über den sie nach Belieben verfügen können. Die Weiber der Volks-

stämme im nördlichen Asien vernichten Menschenkeime, weil sie durch' ein Wochenbett ihre Gatten nicht lange von sich fernhalten wollen.

Sie freuen sich auf das ewige Leben, weil dort ihr Geschlecht die Männer immerdar erfreuen soll. Allerdings ein vollwichtiger Grund, die Unsterblichkeit der Seelen anzunehmen.

In Island wurden beim Herannahen einer Hungersnot Mädchen ausgesetzt. Man grämte sich nicht darüber, daß das Vernichten widerstandsloser Nahrungsconcurrenten namenlos roh ist.

Wo irgend etwas Jenseitiges auf den Plan trat, da wucherte menschliche Ruchlosigkeit rasch auf. Wurden Menschen göttliche Zauberkräfte zugeschrieben, so bedeutete dies eine Lebensgefahr für sie. Menschen sollten nicht wie Gott allmächtig sein. Besonders werden bei polarischen Fischervölkern alternde Frauen für Zauberinen gehalten, die man für Naturbosheiten verantwortlich macht. Dummheit und Grausamkeit beschließen ihren Tod. Die armen alten Frauen werden gesteinigt, in die See geworfen, zerschnitten oder lebendig begraben, wenn Jemand erkrankt. Herzensgüte wird diesen polarischen Fischern von der Natur ebenso wenig in die Wiege gelegt wie Mutterwitz.

Dagegen sind die Frauen einiger uncivilisirter Volksstämme der Natur dafür dankbar, daß sie für die Dauer des Kindersäugens der Wiederholung des qualvollen Mutterwerdens Schranken setzt. Grönländerinen säugen denn, als ob sie zärtliche Mütter wären, ihre Kinder bis zum dritten oder vierten Lebensjahre. Das thun auch die Indianerinen, und wenn ihr Kind stirbt, legen sie junge Affen oder Ferkel an ihre Brust. Sie spielen da eine Natureinrichtung gegen die andere aus, ungleich klüger als jene Religion, welche das Martyrium der Mutterschaft als Ausstrom göttlicher Güte preist, weil sie alles beim Menschen wohlgethan findet.

* * *

Den Härtegrad des rücksichtslosen Egoismus beim Manne kann man immer an seiner Behandlung der Frau messen. Bei einigen Indianerstämmen war die grausame Sitte beliebt, treu-

losen Frauen die Nase abzubeißen. Im alten Peru wurden die entmannten Hüter der Cazikenfrauen durch das Abschneiden von Nasen und Lippen verhäßlicht, damit sie nicht verführerisch aussehen. Es sprach sich darin wenig Vertrauen in die Treue der Königsfrauen aus.

Es gibt eine Religion, welche den Menschen als das Meisterwerk eines äußerst gütigen und weisen Schöpfers hinstellt. Sollte das nicht eine Übertreibung sein? Kann man ein auf zwei Füßen stehendes Etwas, das an wahnwitziger Herzlosigkeit unter Tieren nicht seinesgleichen findet, wirklich ein göttliches Meisterwerk nennen?

Bei den Germanen zog sich der Weg zu dem Rufe, daß sie ein bevorzugtes Denkervolk sind, weit hin. Frauen behandelten sie in den Tagen ihrer Naturroheit mit derselben Gemütshärte wie andere Völker, die in der Vorhalle der Gesittung stehen geblieben sind. Auch bei ihnen war die körperliche Überkraft der Männer die Quelle weiblicher Rechtslosigkeit. Die armen Frauen wurden selbst vom Erbrecht ausgeschlossen. In einem alten skandinavischen Gesetze heißt es: „Der Mann geht zum Erbe, das Weib davon". Die Schutzbedürftigkeit der gatten- und vaterlosen Frau hätte eben deren Erbansprüche stützen sollen.

Der Vater sah in seiner Tochter eben nur eine feile Waare und ihre Heirat war nur ein Loskauf aus der väterlichen Mundschaft. Die altgermanischen Gattenrechte enthielten die elende Erlaubniß, ungestraft die Gattin zu mißhandeln, zu töten, zu verkaufen oder zu verschenken und sich bei geringen Anlässen von ihr zu scheiden. Frevel über Frevel in einem „Recht" verdichtet.

Gleichwohl hatte auch der freie Germane einen gebundenen Willen, denn er durfte eine unfreie Frau nicht heiraten; that er es doch, so wurden seine Kinder als Hörige geboren. Eine Frau mußte ihre Freiheit ebenfalls stark zügeln; wehe ihr, wenn sie sich in einen schönen Sklaven verliebte und sich mit ihm vermählte. Diese Kühnheit mußte sie mit dem Tode büßen. Sterben mußte auch Jedermann, der einer solchen rohen Sitte den Gehorsam weigern, den Nacken nicht vor einer durch Herkommen heiligen Sinnlosigkeit beugen, Unvernunft und Hartherzigkeit nicht billigen wollte.

Das leibeigene Mädchen konnte wie eine Frucht gepflückt werden, die den Appetit reizt. Der Frevel ihrer Vergewaltigung wurde im alemanischen Rechte und im Sachsenspiegel nur mit einer geringen Geldbuße geahndet. Die Schwächung einer „gewöhnlichen Magd ohne ihren Dank“ (d. h. wider ihren Willen) wurde mit drei Schillingen, die Notzüchtigung eines Mädchens, „welches Kleider zu verfertigen im Stande war“, sowie einer Schaffnerin mit sechs Schillingen Geldbuße bestraft. Drei Schillinge für ein zerstörtes Leben — wie ruchlos wenig!

Später schätzte man die Frauenehre etwas höher. Wer bei den Franken die Hand einer Frau oder eines Mädchens in unehrbarer Weise streichelte, mußte 15 Schillinge oder Kühe entrichten; bei Berührung des Oberarms mußten bereits 35 Schillinge, beim Betasten des Busens gar 45 Schillinge oder Kühe der Beleidigten ausgeliefert werden. In unserem civilisirten Zeitalter ist dieser Zeitvertreib nicht so kostspielig.

In Frankreich war der größte Teil der Mädchen persönlich unfrei. Die Herrn ließen sie nur dann heiraten, wenn ihnen das Recht der ersten Nacht zugesprochen wurde. Doch hat man von diesem Rechte nicht viel Aufhebens gemacht, da jedes Mädchen für den Herrn ebenso wie für dessen Söhne und Gäste eine frei verfügbare Genußsache war. Es war immer so, daß jeder Mensch, der ohne ethischen Wert ist, diesen auch bei anderen nicht schätzen kann. Das liebe Christentum duldete alle niederträchtigen Ausschweifungen der Unmenschlichkeit mit einer Milde, die sie gegen vernünftige Gegner des Ruchlosen nicht walten ließ. Diese drängte es eilends aus dem Leben.

Die Geringschätzung der Weiblichkeit herrschte auch bei solchen Völkern, die von der Cultur nicht unberührt geblieben waren. In Indien wurden die eingeborenen Volksstämme, besonders die Dasyu, von den Ariern besiegt und zu Sklaven gemacht. Die männlichen Sklaven der vedischen Inder waren nichts als willen- und rechtlose Arbeiter und die leibeigenen Mädchen besaßen den Wert von Honigkuchen. Nach dem Rigveda erhielten auch Sänger als Ehrenlohn für ihre Lieder „mit Gold geschmückte Mädchen“. Die indischen Sklavinnen waren wie überall nichts anderes als verkäufliche Waare.

Die Hindufrauen sind trotz der reichen poetischen und filosofischen Literatur ihres Volkes ohne Bildung geblieben. Heute noch taxiren sie ihren Wert nach dem Glanze ihrer Zähne, die sie deshalb schwarz färben, weil Hunde, Affen und Europäer weiße Zähne haben.

Das altindische Fabelwerk Hitopadesa schlug den Wert der Frauen auch nicht hoch an, indem es tückisch bemerkt: „Wenn keine günstige Gelegenheit zum Verführen da ist, dann sind die Frauen tugendhaft.“

So lange das Weib dem Manne nicht in allen Rechten beigeordnet wird, gibt es eine Lücke in der Volkseinsicht auszufüllen. Bei den alten Hindus klaffte auch diese Lücke. Das Gesetz Manu's meinte zwar sehr zart, daß man eine Frau nicht einmal mit einer Blume schlagen, viel weniger hinrichten dürfe, setzte sie jedoch gleichwohl dem Range des Mannes nach. Die abscheuliche Unsitte des Tötens neugeborener Mädchen kommt noch heute bei den Hindu vor, weil die Töchter nicht unter ihrer Kaste heiraten wollen, weshalb die Concurrenz der Heiratslustigen gewaltsam vermindert wird. Die Sühne für das Töten der frischgeborenen Mädchen*) ist übrigens gering. Das Zimmer, in welchem das Kind getötet wurde, wird mit Kuhmist ausgeweiht; der Dorfpriester kocht darin ein gutes Mittagsessen, nimmt die Sünde auf sich und die Entsühnung ist vollbracht.

Wie groß der Einfluß der Religion auf die Festigung der Dummheit ist, beweist die Buße der Hindus bei Mißheiraten oder bei Wiederaufnahme von Ausgestoßenen in eine Kaste: die Armen müssen zwei Arten von Kuhmist verschlingen.

* * *

Im alten Egypten wurde die Frau ebenfalls nicht für einen Vollmenschen angesehen und wurde ihre Erwerbsfähigkeit in jeder Richtung eingeschränkt, nur nicht jene, die ihr Geschlecht erlaubt hatte. Selbst Könige waren dort so roh, ihre Töchter als Genußwaare feilzuhalten. Farao Cheops schickte seine schöne

*) Wird ein Mädchen geboren, so sagt der Hindu, nach dem Geschlechte des neugeborenen Kindes befragt: „Es ist nichts gewesen.“

Tochter in ein Haus für käufliches Buhlen, damit sie für ihn Geld verdiene. In Egypten hat nämlich ebensowenig wie anderswo bis zum 19. Jahrhundert herab die Königlichkeit zur sittlichen Anständigkeit verpflichtet. Sittlich unerzogen waren auch die Priester im Schwarzlande; dünkelhaft und habgierig waren sie wie überall und fürchteten deshalb die Concurrenz der Frauen, denen sie nicht erlaubt hatten, in Tempeln geistliche Dienste zu verrichten.

Damit sichs die Bewohner des Schwarzlandes ja immer vor Augen halten, daß die Gattin des Farao unbeschreiblich weniger bedeute als er, der Gott von Afrika, wurde in plastischen Bildungen ihre Gestalt ungebührlich verjüngt. Er wurde als Riese, sie käferklein dargestellt.

In Altêran hat man Frauen und Mädchen an Männer zur Sühne für schwere körperliche Verletzungen geschenkt.

Als vollgiltige Menschen wurden Frauen auch bei den Griechen nicht hingenommen. Sie hielten ein junges Weib als Wettpreis nur vier Rindern gleich. Nach der Ilias würdigten die Hellenen zwar die Schönheit der Jungfrau, allein ihre Menschenrechte verkannten sie. Selbst eine Königstochter besaß im Kriege dem Sieger gegenüber nur einen Sachenwert und stand bei der Verteilung der Kriegsbeute in einer Wertlinie mit einem Henkelkrug, Dreifuß oder mit einem bespannten Wagen.

Den Hellenen war auch die freie Frau ein bescheidenes Hausgerät, eine in die Ecke gestellte Privatsache, ein Geheimniß der Schlafstube. Euripides teilt uns in seiner Tragödie: Andromache mit, daß die Heldin derselben dem Neoptolemos, dem Sohne des Achilleus als „auserkorenes Beutestück vom Troerschatze" zufiel. Die Tochter eines besiegten Königs wurde einer rohen Sitte gemäß einem siegenden Feldherrn als Lagergenossin übergeben. Welche Achtung hätte jedoch Andromache als Frau verdient, da sie nach Euripides für die außerehelichen Kinder Hectors ebenso gesorgt hat wie für die eigenen. Im Edelmut war sie nicht unähnlich der Tertia Aemilia, welche eine von Scipio, ihrem Gatten, geliebte Sklavin freiließ, da sie es nicht ertragen konnte, daß ein Mädchen, welches ihr treuloser Gatte geliebt hatte, in der Knechtschaft verharre.

In Babylonien wurden die Frauen gleichfalls nur als Untermenschen behandelt, die persönlich unfrei waren. Die Mädchen dieses Volkes wurden im mannbaren Alter als Waare veräußert. Die schönsten wurden dem meistbietenden Manne zugeschlagen. (Herodot 1. B. 196 C.). Eine Unmenschlichkeit, die ein Seitenstück in einem babylonischen Rechtsspruche findet, welcher dem Manne die Gattin in einen Fluß zu werfen gestattete, wenn sie ihm zurief: „Du bist nicht mehr mein Mann“!

Wenn der Mann nur seinem rohen Egoismus und nur fysischen Antrieben folgte, ohne sich zum Erfassen sittlicher Verpflichtungen aufzuschwingen, so besaß das Leben des lieben Nächsten, auch innerhalb der Familie, für ihn keinen Wert und er hielt sich für berechtigt, das Leben der Frau und der Kinder zu pflücken, wenn es ihm beliebte. Auf diesem Tiefstand der Roheit stand auch der Römer. Er hielt sich für den Herrn seiner Frau, die er töten konnte, ohne dafür zur Rechenschaft gezogen zu werden.

Da auch die Römerin des Durchschnittsschlages ohne ethischen Rückhalt war, so sank sie mit der Zeit, durch Wohlstand verweichlicht, zur putzsüchtigen Buhlerin herab. Das rächte sich am römischen Reiche. Es ging an seinen rohen Kriegern, an seinen frevelhaften Despoten und wollüstigen Frauen zu Grunde.

Je rücksichtsloser der Mann in seiner Naturgebundenheit war, desto gemeiner faßte er den Geschlechtsgenuß auf. Packte ihn auch noch der Jenseitsglaube, so wollte er, man weiß es, gleich nach seinem Ableben die Lagergenossinen zur Hand haben, weil er, der tote Mann, die sicherste irdische Wonne drüben nicht missen wollte.

Da der Glaube das Verstehen sittlicher Verpflichtungen nie fördert, so braucht man sich über die ruchlose Sitte des Nachsterbens der Witwen und leibeigenen Mädchen nach dem Tode des Hausherrn nicht zu wundern. Der Glaube war immer conservativ im Aufrechterhalten von Thorheiten und Herzensroheiten und hielt immer darauf, daß seine Satzungen heilig gehalten werden. In Indien dauerte ja die frevelhafte Sitte der Witwenverbrennung bis zum 19. Jahrhundert herab. Die Kieselköpfe, welche der Erfahrung zum Trotz verschwundenes Leben sofort für erneuerungsfähig im Jenseits hielten, ahnten

nichts von der Niedertracht, welche in dem Brauche des Nachtötens der Bettgenossinen lag.

Tragikomisch ist es, daß in Indien bejahrte Dienerinen, denen im Himmel die Verjüngung in Aussicht gestellt wurde, gern ihrem Herrn auf dem Scheiterhaufen nachstarben. Ob je dem hartnäckigen Heroismus des Glaubens das zähe Heldentum des vernünftigen Gemeinsinns folgen wird?

Wo Götter vom Himmel auf Menschen herabsahen, da wurde irgend eine Frevelthat immer gebilligt. Im alten Mexiko hat man dem Sonnengott ein Harem hergerichtet, dessen Jungfrauen Priester im Namen des Gottes nahe kamen. Die Sonnenjungfrauen gelobten einem jeden profanen Lieben fernzubleiben. Brachen sie ihr Gelübde, so wurden sie lebendig begraben, der Genosse der Minne wurde aufgehängt und dessen ganzes Geschlecht wurde vernichtet. Von Priestern wurde diese namenlose Niedertracht und dieses Aberkennen persönlicher Rechte bei Frauen gesegnet.

Wir wissen es, daß nur der Mensch zu einer Tierart gehört, bei welcher das Geschlechtliche in's Ruchlose umschlägt und zu perversen Thaten verleitet. Fügen wir zu dem darüber schon Mitgeteilten noch einiges hinzu. Auch bei dem bevorzugten Volke der Griechen bewährt sich die Wahrheit des Satzes, daß nicht blos alles Vernünftige, sondern auch alles Dumme gedacht, — daß nicht nur alles Edle, sondern auch alles Schlechte bereits gethan wurde. Götter haben da wie bei allen menschlichen Lastern mitgewirkt.

Es ist merkwürdig, daß selbst die Vermählungen nervöser christlicher Nonnen mit Jesus und die visionären Heiraten von Mönchen mit der Jungfrau Maria bei den Griechen nicht ohne Vorbilder geblieben sind. Es drehten sich nämlich auch bei ihnen heilige Feste um Geschlechtspuncte. Nur waren die Griechen aufrichtiger und griffen nach dem Naturgerechten. Bei den attischen Dionysosdiensten galt die Priesterkönigin mit Bacchus als vermählt und der Phallus wurde als Heiligtum von ihr verehrt und verwahrt (Ed. Gerhard: Über die Anthesterien). Von ihr wurden phallische Weihungen vorgenommen, wobei edle Jünglinge und Jungfrauen als Opfer an den Altären der Göttin Persephone-Kora und des Dionysos-Jacchos fielen. Der

Unverstand, der an Götter glaubt, strafte sich auch da furchtbar. Man merkte überhaupt in der Geschichte von Hellas wenig davon, daß darin Ideen als große bewegende sittliche Mächte auftraten. Der Geschlechtstrieb beherrschte das ganze gesellschaftliche Leben mehr als Ideen. Diesem Weltdespoten stand in Griechenland eine Göttin zur Seite: die Aphrodite Pandemos. Ihr dienten Buhlmädchen, die in ihrem Geschlecht ein Capital erkannten, das gute Renten abwarf. Nur in Sparta gab es nicht heilige Lustanstalten, da die dortigen Frauen zu ungelohnten geschlechtlichen Verbindungen stets erbötig waren. Keuschheit hielt man in Sparta eben für ganz wertlos. Zudem wußten es griechische Mädchen und Frauen genau, wie sie der Mutterschaft aus dem Wege gehen konnten. Man log sich in Hellas vor, daß man in den verschwiegenen Zellen des Venustempels nur eine gottgefällige Andacht verrichte.

Ob sich auch darin eine Mißachtung der Frauen kundgab, daß sich in Griechenland Männer fanden, die in sexueller Richtung sich selbst genug waren? Wenn Plato um diese Entartungen edel drapirte Entschuldigungen wirft, so gehört dies keineswegs zu den Vorzügen seiner Dialoge. Im „Gastmahl“, wo jeder Teilnehmer „rechtsum“ eine Rede für den Eros hält, werden ungeschickte Versuche gemacht, das Unsaubere reinzuwaschen und das Entartete naturgerecht zu finden. Was soll man zu jener „platonischen“ Liebe sagen, die dem Staate das beste Heer übergebe, da es aus Liebhabern und aus Lieblingen bestehe, die sich des Schlechten schämen und die mehr die Seele als den Leib bei den Umarmungen im Auge halten. Was bei der Knabenliebe eine Hauptrolle spielt, weiß man; die Seele ist es nicht, auch nicht die Vernunft, wie Plato heuchlerisch rühmt. Es ist geradezu kläglich, wenn Plato die Männerliebe deshalb lobt, weil sie besser mache und weil man sich, ohne Nachkommenschaft zu erzeugen, „erquickt zu seinen Geschäften wenden könne“. Man sei dabei nicht schamlos, sondern liebe „mit Mut, Kühnheit und Mannhaftigkeit das Ähnliche“.

Dies alles ist nur ein beschönigendes Herumreden um eine ekle Sache. Im Phaidros läßt der besser unterrichtete Plato von Socrates diese Entartung des Geschlechtssinnes verurteilen. „Gleichwie Wölfe das Lamm, lieben die Männer die Knaben.“

Die Liebhaber verderben Körper und verhindern die Geistesbildung. Hetären seien ebenfalls verächtlich, wenn sie auch „für den Augenblick sehr angenehm wären". Die Liebe treibe ohne Vernunft zur Lust an der Schönheit den Körper hin. Diese Aufrichtigkeit reißt der Jünglingsliebe den Mantel mit dem edlen Faltenschlage herab und zeigt sie in ihrer wahren häßlichen Gestalt.

Aufrichtiger als Plato in seinen Dialogen waren die alten Egypter, als sie beim Dionysosfeste in Panopolis große Phallen wie Monstranzen bei Processionen andächtig herumschleppten. Zum Isisfeste in Bubastis haben sich nach Herodot oft 700 000 Pilger zur geschlechtlichen Communion eingefunden. Da lud die Religion das Volk zu Orgien ein, wie sie bei Tieren in dieser Maßlosigkeit nicht vorkommen.

In ähnlicher Weise haben sich im alten Persien unter Beisein von Vätern, Gatten, Brüdern und Kindern bei toller Musik Frauen und Mädchen den berauschten Gästen preisgegeben. Gott Mithras, auch ein Protector des sittlich Unsauberen, wollte es angeblich so.

Wohin man in die Geschichte der alten Völker blickt, begegnet man Verhöhnungen des menschlich Anständigen. So haben zur Zeit des Volksführers Moses jüdische Väter ihre Töchter als Lustfräulein verkauft. Der Buhllohn wurde von den schlechten Vätern eingestrichen. Dieser Eigennutz war umso verwerflicher, als von Hebräern jene Mädchen gesteinigt wurden, die nicht als Jungfrauen das Ehebett bestiegen.

Ganze Berge von Ruchlosigkeiten türmten sich, wie man weiß, um die gepflückte Jungfräulichkeit auf. Besonders hat die christliche Nächstenliebe im altjüdischen Stil — gefallenen Mädchen Steine nachgeworfen, als ob der sittliche Wert eines Weibes wirklich durch die Umarmung eines Mannes getrübt werden könnte. Da gaben sich einige Naturvölker einsichtsvoller und wohlwollender; ihre Männer nehmen gern ein Mädchen zur Frau, wenn es von seinem Verführer nicht geheiratet wird.

Tolerant sind auch jene Negerstämme, die den Geschlechtsverkehr ihrer Frauen mit Europäern nicht ungern sehen, weil sie dann „gescheckte" Kinder bekommen. Dieselbe naive Duldsamkeit findet man bei den Eskimos, die sich ihre Freundschaft dadurch bezeugen, daß sie ihre Frauen auf eine Zeit austauschen.

Die jungfräuliche Unberührtheit hat für sie keinen Wert. Die Lappen ziehen als Braut jene Mädchen vor, die von einem weißen Manne bereits ein Kind bekommen haben, wodurch ihre verborgenen Tugenden erwiesen seien. Die Frau ist ihnen immer nur wie eine Himbere, die für jeden wächst und von jedem verkostet werden kann.

Es giebt Naturvölker, welche die Sitte verspotten, nur eine Frau zu haben; das sei ganz „wie bei den Affen". Es steht ihnen fern, über ethische Interessen nachzudenken und zu erkennen, wieviel Perversitäten der Vielehe entsprudeln. Im Harem haben Frauen keinen anderen Wert als Weinbecher, die ihr Besitzer an die Lippen setzt, wenn ihn dürstet.

Die Frau wird als Hörige der Geschlechtslust in Unwissenheit und Unfreiheit erhalten. Ein veredelndes Familienleben ist bei der Vielweiberei gar nicht möglich, auch bei jenen mohamedanischen Kaufleuten nicht, die in jedem Hafenort eine Ehestation, d. h. eine andere Frau haben.

Jene Frauen, die sich zu Ehen auf eine Woche bis zu einem Jahre in Egypten, Abyssinien und Persien verstehen, setzen sich zu der Wertlosigkeit einer Frucht herab, deren Saft man ausschlürft, um sie dann wegzuwerfen. Wie wenig ist es doch, wenn der Mädchen- und Frauenwert nur nach der fysischen Ausstattung bemessen wird!

Es gibt sich wie ein wollüstiger Kitzel der Ichliebe, wenn der Polygamist ein untreues Weib töten kann, das die Unersetzlichkeit ihres Gatten nicht gelten ließ und ihm einen anderen Mann vorgezogen hat. Sie, das schwache Ding, die rechtlose Leibeigene wollte von ihrer persönlichen Freiheit Gebrauch machen und das Eigentumsrecht des Geschlechtsherrn schmälern. Das wurde als schwere Beleidigung der Ichmajestät des Haremsdespoten empfunden und in ruchloser Form bestraft. Diese brutale Oberherrschaft des Polygamisten über Leben und Tod der Frau hing mit der grundsätzlichen Verachtung derselben zusammen.

Unter dem Kalifat wurden Jungfrauen als Sklavinen an Haremsherren verkauft und wurden wie eine Herde für Wollust von herrischen Eunuchen bewacht, während sie vor dem Ende der Omajadenherrschaft sich gesellschaftlich frei bewegen durften.

Von einem geordneten Familienleben war im Banne der Vielfrauenwirtschaft auch da nicht die Rede. Nur als filosofisch gebildete Kalifen am Ruder standen, waren Mann und Frau gesellschaftlich gleichgestellt und durften zusammen dieselbe Gedankenluft atmen. Als später ungebildete Kalifen jedes freie Urteil verfolgten, sank das Weib immer mehr zur rechtlosen Hausgefangenen herab, verrohte und blieb ein sexuelles Spielding.

Wie ganz anders wurde es von Arabern in vorislamitischer Zeit gehalten. In einem edelschlichten Volksliede heißt es: „Die Schrift verbietet es nicht, Junggesellen etwas von dem Überflusse zu gönnen, der bei euren Frauen zu finden ist. Vergelt es Gott dem Weibe, das ein Almosen gibt an einen Junggesellen, der nicht hat, was er liebt".

Dieser Anruf zeigt jedenfalls mehr Gemüt als die Sitte, eine Frau, die mit einem jungen Manne flirtet, vom Turme hinabzuwerfen, oder in einem Sacke zu ertränken. Dem Vorrechte, der einen Frauenschoß betraf, entsprangen immer Ruchlosigkeiten, deren Reste noch in unseren Strafgesetzen spuken, und führten, unterstützt durch religiöse Barbareien, die Gesittung nicht aufwärts, sondern zurück.

Es ist beachtenswert, daß sich bei allen europäischen Volksstämmen Spuren von Vielweiberei, ja von Frauengemeinschaft vorfanden. Nach Cäsar huldigten dieser Form, den Geschlechtshunger zu stillen, auch die Britannier. Der Lustspieldichter Menander bemerkte im Hinblick auf die Polygamie witzig, jener gelte für ehelos, der nur vier oder fünf Frauen habe.

Ein Ehebruch ist eigentlich nur ein Rückfall in den Urzustand der Vielweiberei oder Vielmännerei. Ihn grausam zu bestrafen, bleibt immer eine Perversität.

Nach Herodot huldigten auch die Agathyrsen einer weitherzigen Auffassung des Liebeslebens. Diesem Volksstamm, der im südlichen Rußland wohnte, waren Frauen Gemeingut. Sie führten als Grund für diesen gemeinschaftlichen Frauenbesitz an, daß sie „als Brüder und Verwandte ohne Neid und Feindschaft zusammen leben wollten". Diesen Brüderlichen war die Frau auch nur Süßwein in einem Becher, der von Hand zu Hand

ging. Als Person wurde sie aber nicht geschätzt, weil bei ihr nur das Geschlecht gesucht wurde.

* * *

Wer das Wesen der Religionen im Allgemeinen und des Christentums im Besonderen kennt, wird keinen Augenblick darüber befremdet sein, daß sie sämtlich der barbarischen Mißachtung der Frauen zustimmten. Die Juden erblickten im Weibe thörichter Weise die Ursache der Sünde und des Todes. Im „Prediger" heißt es albern genug, daß die Schlechtigkeit der Männer besser sei als die Güte der Weiber. Eine gemeinere Verachtung der Frauen ist kaum je ausgesprochen worden. Ebenso würdelos war der Ausspruch eines christlichen Gelehrten, daß der bloße Gedanke, Frau zu sein, beschämen müsse.

Der Mitbegründer des Christentums Paulus war über die Rechte und Fähigkeiten der Frauen ebenfalls schlecht unterrichtet, als er schrieb: „Einem Weibe gestatte man nicht, daß es erziehe und lehre; die Frau gehorche in voller Untergebenheit und sei stille. Will sie etwas wissen, so frage sie ihren Mann." In den Schriften der Kirchenväter wird das Weib als „Portal der Hölle" oder als Mutter aller menschlichen Übel geschmäht. Wie einsichtslos! — Die gebildeten Frauen der Zukunft sollten diese Schmähungen wettmachen; wurde ihnen geboten, in der Kirche zu schweigen, so kann es ihnen niemand verwehren, gegen die Kirche das Wort zu nehmen.

Gebildete Mütter, die ihre Kinder nach dem Geheiß des Edelmenschlichen unterweisen wollen, müssen die alte Feindin aller Gesittung nach Kräften befehden und in ihren Kindern Widersacher gegen diese Frauen- und Bildungsgegner erziehen. Die Kirche sollte die Macht des von ihr theoretisch immer verachteten Frauengeschlechtes erkennen, das an dem Grabe dieser culturfeindlichen Anstalt gewiß tapfer mitschaufeln wird.

Man kann sich nichts Komischeres denken, als den Aerger der Filosofen des Christentums, die es der confessionslosen Eva nicht verzeihen konnten, daß sie ihrem nicht einmal angetrauten Liebhaber sich im Paradiese ergeben hat. Ohne diese unschlaue

Umarmung hätten die Weltweisen des Christentums — man denke! — auf Erden ewig leben können.

Unversöhnlich gegen die Frauen waren die Anwälte der Kirche auch im Mittelalter, als sie die ritterliche Frauenverehrung bekämpften und die elende Ansicht vertraten, daß das Weib eine rechtlose Sache und kein vollständiger Mensch sei. Auch wollten diese Oberweisen nicht zugeben, daß Frauen ebenso wie Männer nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen seien.

Kein Wunder bei diesen kirchlichen Einflüssen, daß die Kanzelkrebse in Bologna im Jahre 1377 namens der dortigen Hochschule den Frauen den Besuch derselben bei Strafe verboten, „weil das Weib das Haupt der Sünde und Ursache der Vertreibung aus dem Paradiese wäre“. Kann man als Hochschulprofessor dümmer sein?

Die verrückten Ansichten über den Wert der jungfräulichen Unversehrtheit hatten ebenfalls grelle Frevel zur Folge. Sächsische Frauen zwangen nach der Schilderung des heiligen Bonifacius jenes Mädchen sich zu töten, das seine Keuschheit angebrochen hatte. Diese von der Religion bethörten Frauen ahnten es nicht, daß jede Jungfrau nur sich selbst und sonst Niemandem über den Preis ihrer Neigung Rechenschaft schuldig ist.

Menschlicher Wahnwitz ist hoch aufgesprungen, als der Ehebruch des Frankenkönigs Childerich gesühnt wurde, der die Gattin seines Freundes, des thüringischen Königs Bisinus zum zärtlichsten Verkehr verleitet hatte. Es wurden als Buße wegen dieser Treulosigkeit 200 fränkische Jungfrauen von Wagenrädern zermalmt. Ein Treubruch sollte da durch ein entsetzliches Verbrechen wettgemacht werden. Wieder das frevle Zusammenbuhlen von Dummheit, Gottesfurcht und Grausamkeit!

Ein Geschwisterkind des Christentums, der Islam, hat in der Frau, wie wir wissen, ein ethisches Gut nicht geschätzt. Die Sklavin wurde zwar nach dem Koran frei, wenn sie einen Knaben gebar, allein ihr Sohn blieb als Leibeigener im Besitze des Herrn. Heirateten Sklaven unter einander, so wurden ihre Kinder verkäufliches Eigentum des Herrn. Den Eltern gehörten also nicht einmal die Kinder! Kommen solche Brutalitäten bei Tieren vor?

Alle diese Mißhandlungen des weiblichen Geschlechtes sind in jenem Schandbuche der Völker verzeichnet, das man Weltgeschichte nennt.

- - - - - - -

III. Der Wert der Frau

wurde, man muß sich dessen freuen, doch auch mitunter anerkannt. Man ist sehr langsam aber gleichwohl zu der Überzeugung gekommen, daß dort, wo die gute und gebildete Frau steht, sich Festland für ideale Werte ausbreitet.

Es gab wenigstens einzelne Männer, welche in der Frau die Elzevirausgabe, die edlere und schärfere Prägung des Menschlichen ehrten. In den Vedas begegnet man poetischen Einfällen, aus denen die Verehrung der Frau hervorleuchtet. „Wie die verlangenden Frauen dem Gatten kosend nahen, so nähern sich dir, kraftvoller Indra, andächtige Lieder" — äußert sinnig ein Dichter des Rigveda. Die gewaltthätige Entehrung der hilflosen Jungfrau wurde von den alten Hindus mit Recht als schweres Verbrechen erkannt und geahndet.

Im alten Mexiko schützte man ebenfalls die persönlichen Rechte der Frauen. Sie waren die geachteten Leiterinen des Hauses und nahmen am öffentlichen Verkehr, am Handel und an Gewerben teil. Besonders anmutend war der Glaube, daß eine Frau, welche gebärend ihr Leben eingebüßt hat, ebenso wie der auf dem Schlachtfelde gefallene Held in das herrliche Haus der Sonne einkehre, wo sie ein wonniges Leben führen werde. (Klemm.) Mann und Frau, in ihrem Berufe gestorben, wurden in derselben Weise geehrt. Bei solchen Glaubenssatzungen denkt das gute Herz mit.

Ein beachtenswert feines Empfinden spricht sich auch in den Ansichten des altegyptischen Moralfilosofen Ptahotep aus. Er empfiehlt eine milde Behandlung der Frauen, denen auch hübsche Kleider gewährt werden sollen. „Gefällt es ihr, be-

trachtet zu werden, so verstoße sie nicht!" — ermahnt der achtenswerte Mann.

Auch bei den Chinesen findet man Züge von Menschlichkeit Frauen gegenüber. Sie setzen nämlich Denkmale Frauen, die durch hohe Eigenschaften aufragten, und übergeben ausgesetzte oder von ihren Eltern verlassene Mädchen der Staatspflege in Findelhäusern, wo sich kinderlose Chinesen ihre Adoptivkinder aussuchen.

Echt chinesisch ist jedoch die Methode, mit welcher sie für den guten Ruf ihrer Concubinen sorgen; wer sie herabsetzt, wird mit 150 Hieben bedacht. Sonderbar ist auch die Humanität, mit welcher man in China von der Flucht einer Frau aus der Ehe Kenntniß nimmt: man prügelt die Treulose nämlich durch und gewinnt das Recht, sie an jenen Mann zu verkaufen, dem sie angehören will. Das ist chinesischer Geschäftsgeist, der auch die Untreue Zinsen tragen läßt.

Chinesische Strafgesetze sind nicht ohne Milde gegen das zarte Geschlecht. Eine Frau wird nie in ein öffentliches Gefängniß gesetzt, außer wegen eines Hauptverbrechens. Ein Richter, der diese Verordnung unbeachtet läßt, muß vierzig Hiebe quittieren.

Auch aus den Weistümern der Deutschen im Mittelalter blicken Rücksichten für das weibliche Geschlecht hervor. So findet man darin die Bestimmung, daß eine Frau in gesegneten Umständen ihr Gelüste nach Obst, Gemüse und Wildpret unbestraft befriedigen könne, wenn sie dabei in fremdes Eigentum greift.

Wenn manches städtische Strafrecht in Deutschland auf Notzucht die Todesstrafe setzte, so sprach sich auch darin, allerdings in brutaler Form, Frauenachtung aus.

Unsere Altvordern haben lieber zu Göttinen gebetet als zu Göttern, weil man himmlische Frauen für mitleidiger und teilnahmsvoller hielt, als die schroffe Männlichkeit in Walhall. In Gedichten des 13. Jahrhunderts wird knapp hinter die Verehrung Gottes die Frauenachtung gestellt; — „êret got und diu wîp"! Es galt als erste ritterliche Tugend „aller frouwen êre" zu achten, zu beschützen und den Frauenwillen hochzuhalten.

Die Liebe eines edlen Weibes stärkte nach den deutschen Liebesliedern des 13. Jahrhunderts, veredelte und läuterte den

Sinn, machte gesund. Parzival vertraute sogar mehr Frauen als Gott. Frauen waren ihm etwas Positives, Gott nicht.

Die Erinnerung an die gutmütigen heidnischen Göttinen und heiligen Frauen lebt noch jetzt im Volke; im Frankenlande läßt man noch heute einige Hände voll Flachs für die „Holzweibel", die heidnischen Waldfrauen, auf dem Felde liegen.

Daß beim Minne- und Frauendienst des Mittelalters der Geschlechtstrieb der erste Wegweiser war, duldet keinen Zweifel. Allein man hängte an diesen Wegweiser allerlei ethische Vorwände, die gewiß mitunter ernst genommen wurden: man wollte nämlich ritterlich das schwache Geschlecht beschützen und die Achtung desselben in der Gesellschaft durchsetzen.

Da sich der Minnedienst abseits von ethischen Interessen hielt, verirrte er sich mitunter in Seltsamkeiten. Das Wechseln der Hemden als Liebestrost, das Trinken des Waschwassers der geliebten Frau, das Abschneiden der Oberlippe, weil sie von der Geminnten zu dick befunden wurde, das Abhauen eines Fingers, um des Bedauerns der Herrin gewiß zu sein, waren so einige Ausartungen des überschwenglichen Frauendienstes.

* * *

Betrachten wir die Frau des Weiteren bei Naturvölkern und in der Geschichte. Ihre edlen Qualitäten wurden gerade von Volksstämmen erkannt, deren Urteilsfähigkeit nicht durch Glaubenswahn getrübt wurde. Schlichten Naturleuten entging der klare Verstand und das milde Herz der Frauen nicht. Es gehört zwar, wie man aus der Geschichte der europäischen Staaten weiß, zum Herrschen nicht viel Verstand. Auf den Inseln der Südsee werden jedoch Königinen nicht geboren, wie in Europa, sondern sie müssen sich in der That durch Scharfsinn hervorthun, um das Ruder der Regierung in die Hand zu bekommen. Auf den Südseeinseln ist die Bevölkerung so vernünftig, den Verstand als notwendige Bedingung der Regierungsfähigkeit anzusehen. In Europa ist man nicht immer so klug; da reicht das Geborenwerden dazu hin.

Man findet es auf den Inseln geratener, daß eine kluge Frau mit überlegenem Verstande die Gemeinsachen eines Stammes

lenke, denn ein gemütsroher Mann, der mehr an seinen als an des Stammes Vorteil denkt. Auch in Afrika wird das Regierungstalent verständiger Frauen geschätzt.

Bei den Tscherkessen stehen vernünftige Frauen ebenfalls in hohem Ansehen. Sie werden zu den Beratungen der Männer in öffentlichen Angelegenheiten zugezogen, sind kluge Erzieherinen der Jugend und tapfere Mitkämpferinen für die Unabhängigkeit ihres Volkes. Daß Tscherkessinen auch ein teilnahmsvolles Herz besitzen, beweisen sie bei der Krankenpflege. Verwundete Jünglinge werden von „helläugigen" Mädchen mit Gesang, Saitenklang, mit Erzählungen und Tänzen unterhalten, zärtlich bedient und geliebkost. Schlecht erzogene arische Mädchen fänden dies unanständig, während es doch nur eine Beurkundung edlen Mitgefühls ist.

Durch feines Mitempfinden werden auch in unseren Landen Mädchen angeregt, sich der lebenslänglichen Krankenpflege selbstlos zu widmen. Es ist dies ein bewundernswerter Heroismus, in welchem die weibliche Idealität aufstrahlt. Bei Männern finden sich Idealisten dieses Schlages selten.

In Grönland achtet man in Frauen kundige und geschickte Ärztinen, deren mitleidiges Herz sie von naturwegen zur Krankenpflege geeignet macht. Wäre in Grönland eine medicinische Facultät, man würde sich dort nicht wie in Deutschland pedantisch sträuben, ihnen das Studium auf derselben zu bewilligen.

Bei Naturvölkern gibt sich die Mutterliebe oft in rührender Weise kund. Sie hängt mit der Selbstliebe insofern zusammen, als die Mutter im Kinde ein Stück ihres eigenen Leibes und Lebens erblickt. Die Schwäche und Hilflosigkeit des Kindes weckt ihr Mitleid und dieses festigt die Liebe. Die Mutterliebe ist ein Stück Natursittlichkeit, die im Tierreich oft nachhaltiger wirkt als bei Menschen.*)

* * *

*) Dr. Alfred Brehm erzählte dem Verfasser Fälle, wo Vogelweibchen für eltern- und hilflose Junge anderer Vogelarten auf das eifrigste und selbstloseste sorgten. Derselbe Zoolog wies darauf hin, daß bei Gemsen die Weibchen die Rolle kluger, vorsichtiger Führerinen übernehmen. Sie besitzen mehr Gemeinsinn als Böcke, die in ihrem starren Egoismus mehr an sich als an andere denken.

Keine Form ethischer Vorzüge blieb Frauen fremd, wenn sie auch fernab von Cultur standen. Ihr opferwilliger Edelsinn wird auch in der Volkspoesie gefeiert. In Balladen der Bulgaren wird es gerühmt, daß ein „über alle Beschreibung schönes" Mädchen für ihren Bruder, eine tapfere Mutter für ihren Sohn ihr Leben gern hinopferten. Von der Lebenshingabe eines Bruders für die geliebte Schwester oder eines Sohnes für seine Mutter wird in Volksdichtungen nichts erwähnt. Auch andere Vorzüge gemütvoller Weiblichkeit werden von Volkspoeten gepriesen, abgesehen davon, daß das geliebte junge Mädchen die Anregerin lyrischer Gedichte ist.

Schon im Mahabhârata wird die Sitte heldenhaft veranlagter Mädchen erwähnt, welche ihren Gatten selbst wählen, weil dies würdiger ist, als passiv eines Freiers zu harren. Nach alten Annalen von Kaschmir hat die einzige Tochter eines Königs sich selbst den Gemal erkoren. Es wurde bereits im ersten Bande dieser Schrift darauf hingewiesen, daß im Idealstaate der Zukunft die freie Wahl des Gemahls bei edlen Mädchen in Übung kommen dürfte. In Herzenssachen soll das vornehmere Geschlecht das erste Wort nehmen.

Daß die Frau für ethische Ideale und für Ziele edler Gedankenarbeit tapfer eingestanden ist, davon weiß die Geschichte viel Rühmliches zu erzählen. Wir müssen uns mit wenigen Hinweisen auf aristokratische Züge des weiblichen Idealismus begnügen, um den Glauben an die hervorragende Stellung der gebildeten Frau im Zukunftsstaate zu stärken. Wo sich die Frau gesellschaftlich frei bewegen konnte, erhielt sie Gelegenheit, die Vorzüge ihres ethischen Wesens glänzen zu lassen. Lateinische und griechische Geschichtsquellen verzeichnen wahrhaft großartige Züge der opferwilligen Liebe, Treue und des Heroismus römischer Frauen. Arria gehörte zu jenen Frauen, deren Heldenmut des Herzens sich in ihrem Selbstmord kundgab.

Germanische Frauen bewiesen nach Berichten des Valerius Maximus, Plutarch, Orosius und Tacitus im Kampfe mit römischen Soldaten eine Tapferkeit und Lebensverachtung, von welcher der Schlachteneifer der Männer angeblich überragt wurde. Erfuhren deutsche Krieger Niederlagen, so entzogen sich deren Frauen durch Selbstmord der Knechtschaft. Lieber tot als unfrei und entehrt!

Von ernster Gedankenarbeit haben sich Frauen niemals ausgeschlossen. Die Griechin Hypathia, Tochter des Filosofen Theon, dem sie an Wissen überlegen war, verfaßte Schriften über Filosofie, Mathematik und Astronomie. Ein christlicher Bischof war es, der aus Gründen religiös unsittlicher Art die geistvolle Frau von einem Pöbelhaufen geschlechtlich mißbrauchen und dann ermorden ließ.

Eine andere griechische Schriftstellerin war Arete, die das Leben des Socrates verfaßte und von den Athenern in einer Grabschrift „das Licht von ganz Griechenland genannt wurde“. Wie maßvoll ist diese Anerkennung einer schöpferisch bedeutenden Frau gegenüber den überschwenglichen Lobsprüchen der „Gelehrten in der Theologie“ und Malerin Anna Maria v. Schurmann, welche von ihren Zeitgenossen die zehnte Muse, das Alfa der Jungfrauen, die niederländische Minerva, das neue Wunder des 17. Jahrhunderts, der weibliche Doctor der Grazien, die Zierde des Vaterlandes usw. genannt wurde. Alles nur, weil sie in der Theologie Bescheid wußte. Wie müßte man erst Frauen loben, welche alle Theologie weit von sich weisen.

Amalasuntha, die Tochter Theodorichs, war auch eine ideal geartete Frau. Nach dem Zeugnisse Cassiodors und des Byzantiners Prokop war sie eine treffliche Regentin und freisinnige Freundin der Wissenschaft.

Im Kalifat spielten edle Frauen ebenfalls eine wohlthuende Rolle und zwar damals, als die Einflüsse des Islam unterbunden wurden. In den ersten drei Jahrhunderten nach der Hedschra konnte die Frau den Gatten selbst wählen und den ihr angebotenen Freier zurückweisen, wenn er ihr mißfiel. Sie war keine käufliche Waare wie später und konnte im Ehevertrag darauf bestehen, daß ihr Gatte in der Einehe die Treue halte.

Solange sich die Frauen des Orients frei bewegen durften, gaben sie sich mitunter gelehrten Studien hin, verfaßten Gedichte und verkehrten mit Schöngeistern ihrer Zeit in der ungezwungensten Weise. Sie wurden ritterlich beschützt und sie zu verletzen oder gar zu töten, wurde für eine unsühnbare Missethat gehalten. Ihre geachtete gesellschaftliche Stellung zu unterwühlen, waren die Theologen des Islam mit Erfolg bemüht. Durch

priesterlichen Einfluß sind Wert und Würde der Frauen im Kalifat gewichen.

Ohne Anregung und Anweisung von männlicher Seite strebten erlesene Frauen des Mittelalters idealen Lebenszielen gern nach. Eine derselben war die Nonne Hrotsuitha, welche in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts in Deutschland die dramatische Dichtung installirt hat.

Hoch über den Motiven christlicher Keuschheit, durch welche Hrotsuitha bewogen wurde, den lasciven Stücken des Terenz entgegenzuwirken, stand Abälards Heloise, ein Idealweib seltenen Schlages. Ihre Liebe trug bei aller sinnlichen Frische und Unumwundenheit das Gepräge einer edlen Reinheit und heldenhaften Selbstentäußerung. Heloise wollte lieber die Geliebte als die Gattin Abälards sein, weil das Wort: Geliebte süßer klinge als: Gattin. Sie suchte in ihrer Selbstlosigkeit keinen Ehevorteil, nicht ihre Lust, da sie immer nur den Willen des Geliebten zu erfüllen bestrebt wäre. Sie wollte seine Hetäre sein und sich für ihn erniedrigen, um dann größere Huld und Gnade bei ihm zu finden. Heloise war herzensvornehmer und im Denken bedeutender als der Streber Abälard.

Frau Herrad von Landsberg, Äbtissin des Klosters Hohenburg im Elsaß († 1195) war auch eine Idealistin. Sie stand auf der Kenntnißhöhe ihrer Zeit, war Poetin und Malerin und ihr Geschlecht hinderte sie nicht daran, alles Wissenswerte in sich aufzunehmen.

Helle Frauenköpfe tauchten in deutschen Landen seit der gepriesenen Veleda vom Stamme der Brukterer häufig auf; ja sie vertraten den guten Ruf des deutschen Denkervolkes mitunter würdiger als Männer. Vom 12. Jahrhundert ab waren sie nämlich in den „geistlichen Künsten", d. h. im Lesen und Schreiben beratener als das rauhe Geschlecht. Selbst Wolfram von Eschenbach und Ulrich von Lichtenstein konnten nicht lesen.

In der Renaissancezeit standen Frauen in bezug auf Kenntnisse und schriftstellerische Thätigkeit Männern ebenbürtig zur Seite. Jacob Burckhardt weiß darüber in seinem trefflichen Buche: „Cultur der Renaissance in Italien" viel Erbauliches zu erzählen. Die zarten Beziehungen zum Geschlechte der Frau gaben sich stilvoll, weil die gedankliche Interessengemeinschaft die Liebenden über alles Gemeine hinweghob.

Die Liebesmoral war nicht streng, weil das persönliche Recht der freien Bewegung, der persönlichen Wünsche zur vollen Geltung kommen wollte. Die Vorrechte der Ehe wurden nicht anerkannt und die souveräne Begierde litt keine Einschränkungen. Nur war die Rache bei entdecktem Ehebruche grausam. Mit Gift und Dolch wurden die freien Züge sexueller Wünsche geahndet. Die alten barbarischen Antriebe der geschlechtlichen Alleinherrschaft sprangen wie ein wildes Tier immer wieder auf.

Beim Tagen des Humanismus in Deutschland lernten Mädchen und Frauen die alten Sprachen, machten sich mit dem Schrifttum der Griechen und Römer bekannt und verhandelten die wichtigsten wissenschaftlichen Fragen mit den Gelehrten ihrer Zeit.

Da die Gesittung nicht geradeaus und nicht entschieden nach vorwärts sich bewegt, sondern oft Kreuz- und Querwege einschlägt und mitunter abgrundtiefe Hemmnisse übersetzen muß, so kann es nicht befremden, wenn Frauen, von allen Bildungsstätten grundsätzlich ausgeschlossen, in den letzten drei Jahrhunderten nicht an der Spitze ethischer Bestrebungen standen. Trotz aller Hindernisse tauchten jedoch immer wieder schöpferisch bedeutende, hochgebildete Frauen auf, die auf ihre Zeitgenossen veredelnd wirkten. Dies läßt die Hoffnung aufschimmern, daß erlesene Frauen nach Freilegung aller Bildungswege für sie im Vernunftstaate eine führende Rolle übernehmen werden.

Auf Thronen saßen selten aber doch auch Idealistinen. Zu diesen gehörte unter gewissen Einschränkungen die Königin Christine von Schweden, die dem Filosofen René Descartes in Stockholm eine Zufluchtsstätte gegen seine Feinde anbot. Er fürchtete sich nämlich, daß ihm die Kirche das Leben abfordern werde, weil er sich vermaß, das Dasein Gottes erst beweisen zu wollen. Die Königin ersuchte den Filosofen, ihr die Leitsätze seiner Lehren selbst zu erklären und sie bei der Gründung einer Akademie zu beraten. Es war ihr Herzensbedürfniß, Edles zu lernen und der Wissenschaft zu dienen. Als Cartesius dem rauhen Klima Schwedens erlag, beweinte ihn die Königin aufrichtig. Schade, daß Christine von Schweden ihre sexuellen Wünsche im idealen Stile nicht zu meistern verstanden hat.

Eine Idealistin auf dem Throne war auch die Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt, die in wohlthuender Weise in die Ideenbewegung ihrer Zeit eingriff. Sie hat die erste Ausgabe von Klopstocks Oden veranstaltet, während ihr Gemahl Kasernen baute und neue Soldatenröcke erfand. Veredelnd wirkte auf ihre Zeitgenossen auch die feingebildete Luise von Mecklenburg, die Gattin des Königs Friedrich Wilhelm III., die lieber mit Schiller, Jean Paul und Göthe als mit schalen Hofleuten verkehrte.

Wenn sich Frau Charlotte von Stieglitz entleibte, um durch einen großen Schmerz den Dichtergenius ihres Gatten zu kühnerem Aufflug zu veranlassen, so war dies eine bewundernswerte Hochthat. Von einem Manne kennt die Geschichte keinen ähnlichen Fall von Selbstaufopferung aus Liebe.

Es waren Frauen idealen Schlages, die sich trotz aller Hemmnisse, die man ihnen entgegenwarf, die Wege zu Kunstwerkstätten erzwangen. Die Alexanderschlacht von der Malerin Helene, nach welcher in Pompeji ein Mosaik gefunden wurde, gehört in bezug auf Adel der Composition und Eloquenz des Ausdrucks zu den bedeutendsten Kunstwerken aller Zeiten. Von dieser Helene bis zur Angelica Kauffmann und Rosa Bonheur, von der Sappho bis zur Anna Ritter wurde von Frauen so Herrliches geschaffen, daß man sie auf dem Boden der Kunst und Poesie Männern zur Seite stellen muß.

* * *

Es ist ein kaum zu ersetzender Verlust am Culturcapital, daß man das Recht der Frau auf das Erwerben von Kenntnissen und auf schöpferisches Gestalten immer bestritt und sie seit jeher nur als sexuelles Hausgerät gelten ließ.

Jene Männer, welche aus Selbstsucht und Concurrenzfurcht Frauen aus der Möglichkeit hinausgewiesen haben, sich durch gründliche Unterweisungen zu bilden, übersahen es, daß nur unterrichtete Frauen eine wohlthätige Macht in der Gesellschaft sind. Wie vielfach sind auch die Gründe für die Achtung einer ethisch vornehmen Frau! Dem Kinde ist sie die liebevolle und opferwillige Stütze des Daseins. Dem Manne ist sie als Gattin eine

treue Freundin, die wohlthätig in sein Leben leuchtet und sein Gemüt in Bedrängnissen aufrichtet. Dem Jüngling bedeutet das Mädchen die Einkehr in den Cultus des Schönen und ethisch Edlen, denn die Liebe zersetzt seinen Egoismus.

Selbst die von Bildung unberührte Frau aus dem Volke weist im Durchschnitt mehr sittliche Vorzüge als der Mann auf. Sie trägt das ihr immer wieder rücksichtslos auferlegte Martyrium der Mutterschaft mit Geduld; sie ist der eigentliche Hort der Familie, sie umschließt die Kinder mit Liebe und erzieht sie. Schlägt die Frau der unteren Volksschichten aus der Art, so werden die Kundgebungen ihrer Roheit nie so grell sein, als beim Manne, der seine Muskelstärke in feiger Weise Frauen und Kindern gegenüber mißbraucht. Mitleid und Liebe werden das Weib aus dem Volke auch dann noch opferfähig machen, wenn es von herzlosen Männern gequält wird.

Beredt spricht auch die Statistik der Verbrechen dafür, daß die Frau die feinere Menschenausgabe ist. Für jene Defecte, welche aus Habsucht entstehen, stellt sie ein geringes Contingent. Die Quelle weiblicher Verbrechen ist das von Eifersucht, Scham und von getäuschter Liebe gequälte Herz.

* * *

Man wirft Frauen unlogisches Denken, zuweilen nicht mit Unrecht, vor. Laßt sie aber ihre Urteilskraft durch vernünftigen Unterricht schulen und ihr sollt sehen, daß keine von ihnen über Männer so unlogisch urteilen wird, wie Schopenhauer über die Frauen. Wie unrichtig ist doch der Ausspruch dieses Schriftstellers, daß das Weib die Lebens schuld durch die Unterwürfigkeit unter den Mann bezahlen solle. Dieser Einfall steht auf derselben Wertstufe, wie die Ansicht roher Naturvölker, daß Körperschwäche rechtlos mache.

Nicht „Unterwürfigkeit" sondern Beiordnung in gleichen Rechten ist das der Frau Würdige. Wenn Schopenhauer ferner erklärt, das Leben des Weibes soll „unbedeutsamer" sein als das des Mannes, so leuchtet dafür der Grund nicht ein. Hätte die Mutter Schopenhauers die erste Schrift desselben nicht verspottet, hätte er seiner Bedienerin, die er im Jähzorn über die

Treppe geworfen hat, nicht eine Rente zahlen müssen, so hätte er vielleicht im Weibe doch etwas mehr erblickt als ein Mittelding zwischen Kind und Mann.

Es mag ein guter Witz des Frankfurter Verkannten sein, Mädchen einen „Knalleffect der Natur" zu nennen, allein das bloße Anmutigsein ist nicht Lebenszweck des Weibes. Eine solche haltlose Anschauung sollte nicht ein Mann aussprechen, der sich selber mit Ungestüm für ein großes filosofisches Genie erklärt hat.

Nur gebildete Männer werden der Frau die volle Ebenbürtigkeit zusprechen. Trotz des größeren Hirnquantums ist die Majorität der Männer ethisch verwahrlost und das Weib hat, trotzdem es von den Bildungsstätten des starken Geschlechtes ausgeschlossen war, viel mehr Tugenden des Herzens und der sittlichen Kraft bewährt als der muskelkräftige Mann.

Wenn filosofelnde Frauenfeinde erklären, die Frau könne auf dem Gebiete der Wissenschaft nichts Ersprießliches leisten, da ihr Abstractionsvermögen unentwickelt und ihr concretes Denken zu scharf geprägt wäre, so spricht eben dies für die Leistungsfähigkeit der Frauen.

Abgezogene Begriffe sind ein unsicheres Fundament der Wissenschaft, während ihr das concrete Erfassen geschichtlicher und naturwissenschaftlicher Besonderheiten das schätzbarste Material übergibt. An Forschungsarbeiten können sich Frauen gerade wegen ihres feinen Blickes für das Concrete, wegen ihrer Geduld, Beharrlichkeit und Opferfähigkeit wenigstens mit demselben Erfolge beteiligen wie Männer, immer vorausgesetzt, daß ihnen dieselben Bildungsquellen entgegenspringen wie dem starken Geschlechte. Daß ihnen heute Männer mit ihrem reicheren Kenntnißfond überlegen sind, darüber besteht kein Zweifel. Daß diese Überlegenheit nach einem Jahrhundert unangefochtener Schulbildung der Frauen nicht mehr vorhanden sein wird, kann jedoch nicht bezweifelt werden.

Der als feinsinniger Aesthetiker geschätzte Th. Vischer, der leider bei der Wahl seiner Gattin nicht vorsichtig genug war, bemerkt: „Das Weib ist undeutlich wie halbverwischte Schrift an Leib und Seele." Ein Waschweib vielleicht, aber nicht eine gebildete Frau.

Man muß die Cynismen all' der engherzigen Widersacher der Frauenbildung schon deshalb zurückweisen, weil die gebildete Frau eine civilisatorische Macht ersten Ranges ist.

Wenn Horace Walpole von Frauen bemerkt, daß sie nie eine Religion erfunden haben, so ist dies ein großes Lob für sie; wenn er aber hinzufügt, daß eine neue Religion nie anders als durch Frauen ausgebreitet wurde, so wäre dies, so weit es thatsächlich zutrifft, nur eine Art Rache dafür, daß Frauen von der Entwicklung ihrer Denkfähigkeit immer nur zurückgehalten wurden.

Bei aller Anerkennung des Gesinnungs- und Herzensadels erlesener Frauen ist es durchaus nicht notwendig, das Frauenlob in gepanzerten Frasen vorzutragen, wie es Michelet in seinem Buche über die Frau thut. Er nennt sie darin, man weiß nicht warum, „Wiege und Schule der Zukunft", — versichert, die Frau sei selbst eine Religion und der durch das Leben erschütterte Mann, der auch „sonnverbrannter bestäubter Reisender" genannt wird, könne bei ihr jederzeit den verlornen Glauben wiederfinden. Damit wäre dem bestäubten Wanderer ebenso wenig geholfen, wie der schönen Frau mit der ausgedehntesten Freiheit, dumm zu sein, die ihr Michelet gewährt.

Eine gebildete Schriftstellerin wäre gewiß nicht im Stande, solche Frasenpanzer ihren Betrachtungen über den Wert der Männer anzulegen.

* * *

Da in den Formen der Arbeit und des Erwerbes der Vernunftstaat große Verschiebungen und Veränderungen zulassen wird, so kann es immerhin geschehen, daß die Ehe, in der man häufig ein Versorgungsinstitut für Mädchen erblickte, bei der erweiterten Erwerbsthätigkeit der Frauen in der Zukunft eine Lebensbequemlichkeit für Männer bedeuten wird.

Was die Pedanterie europäischer Staatsmänner in zögerndem Tempo den Frauen an vorenthaltenen Rechten allgemach zugesteht, ist in dem großen Freistaate jenseits des großen Wassers in weiten Umfängen bereits zur That geworden. In Nordamerika blühen Hochschulen für Frauen; fast alle Berufsformen

sind ihnen zugänglich; nur fehlt ihnen noch der offene Weg in's Parlament. Auch dieser wird ihnen erschlossen werden. Wenn sich bei einem weiblichen Abgeordneten zum tüchtigen Fachwissen und zur überzeugenden Macht der Beredsamkeit der Einfluß der Schönheit gesellt, so wird man dies zur parlamentarischen Corruption nicht rechnen dürfen.

Frauen sind drüben meist gebildeter als Männer und diese sind deshalb nicht eifersüchtig, weil sie für ihre Kinder unterrichtete Erzieherinen willkommen heißen. Das Wissen der Frauen, welche in den Vereinigten Staaten als Ärzte, Prediger und Rechtsanwälte fungiren, reicht auch für das Gesetzgeben mehr aus, als der Kenntnißvorrath bei jenen vermuckerten Mitgliedern des Centrums im deutschen Reichstage, denen man das Nachlernen an einer nordamerikanischen Hochschule lebhaft wünschen kann.

Die europäischen Vernunftstaaten der Zukunft werden in der Union treffliche Vorbilder für Anstalten finden, welche der weibliche Teil der Staatsbürgerschaft für sich zu fordern berechtigt ist; zu diesen Anstalten gehört die seit 1880 bestehende Frauenuniversität bei Filadelfia, welche Mädchen die Vorbildung für eine Reihe von Ämtern bietet.

Wissen und Wohlwollen! — sind auch in der Union die Merkworte der Gesellschaftspolitik und deshalb stellt die vorgeschrittene Einsicht und Humanität in Nordamerika neben Lehranstalten Asyle für alte arbeitsunfähige Frauen, die ihre körperliche Kraft an ihre Kinder abgegeben und im Dienste der Familie ihre Arbeitsfähigkeit eingebüßt haben. Es spricht sich auch in solchen Raststätten des Alters die Achtung des zarteren und edleren Geschlechtes aus, das schon seines schwächeren Körperbaus wegen ein Anrecht auf humanen Schutz hat.

Gerade die Union liefert eine Fülle von Beweisen, daß alle Arten von Rechtswohlthaten dann leicht erzielbar sind, wenn die politische Freiheit für den Staat reine Lebensluft liefert. Während in manchen constitutionellen Polizeistaaten Europas der Adel nur deshalb, weil er seinen Namen mit einigen Buchstaben bestreuen kann, beim Verleihen von Ämtern begünstigt wird, kennt man in Amerika diese bevorrechtete Erbthorheit nicht.

In der Union sind auch jene Standes-Mißehen unbekannt, die in Europa zu den Erbstücken der privilegirten Dummheit gehören. Man läßt dort nur Rangunterschiede gelten, die sich auf den Charakter, auf technische, wissenschaftliche und künstlerische Tüchtigkeit, auf schöpferische Leistungskraft und politischen Gemeinsinn beziehen. Man versteht es dort nicht, wie man es in Europa je verkennen konnte, daß durch die Haut eines bürgerlichen Mädchens das Blut ebenso wie bei Herzoginen bläulich durchschimmert, und daß nur die Aristokratie der Bildung und der Schönheit Positives bietet. Man staunt dort darüber, daß es vormals in der Blütezeit aristokratischer Albernheiten für ein geniales Heldenstück gehalten werden konnte, wenn ein Adelskrüppel sich von der Aristokratie weiblicher Schönheit besiegen ließ.

Soviel ist sicher, daß sich der Gesinnungsadel des Zukunftsstaates vom Titeladel der Vergangenheit vorteilhaft abheben wird, der bei seiner Durchschnittshohlheit in Regierungskanzleien, an Höfen und in gesetzgebenden Körperschaften so gemeinschädlich gewirkt hat.

* * *

Kein Einwand möglich: auf dem Gebiete der Poesie werden gebildete und lebenserfahrene Frauen den Wettkampf mit den Schöpfungen der Männer gewiß erfolgreich bestehen. Heute rupfen sich mitunter Mädchen und Frauen, ohne gründliche Vorkenntnisse zu besitzen, Federn aus und schreiben eine entsetzliche Novellenprosa, die nichts anderes zeigt, als ihr Unvermögen, poetisch Wertvolles zu schaffen. Darin wird Wandel eintreten, wenn jede Schriftstellerin in Pflegestätten der Bildung sich für ihren Beruf gründlicher vorbereitet haben wird, als dies bei der bisherigen staatlichen Sprödigkeit gegen einen vertieften Frauenunterricht möglich gewesen war.

Edle Frauen standen seit jeher im Dienste von Idealen und wirkten auch in politisch ungünstigen Zeiten anregend und befruchtend auf ihre Zeitgenossen. Sie werden an der Seite einsichtsvoller Männer jene Hindernisse wegräumen helfen, welche uns bisher den Vollgenuß der Wohlthaten der Freiheit versagten.

Sie werden vor allem trachten, der Midgardschlange: Jenseitigkeit den Kopf zu zertreten, die an ihr Geschlecht eine namenlos unsaubere Sündentheorie geknüpft hat.

Allerdings wird es manches Jahrhundert dauern, bevor man alle Erbthorheiten aus Menschenköpfen herausgedrängt haben wird; allein beim Tagen einer vernünftigen Auffassung wirklicher Lebenswerte wird die mit ethischen und Bildungsvorzügen geschmückte Frau in der Gesellschaft des Idealstaates zu oberst stehen.

IV. Wie das Jenseits erzieht.

Es ist keine Einsprache möglich, daß das wichtigste Lebensziel die Gewinnung von Erkenntnißwerten ist, die uns in das Verständniß von Welt und Pflicht einführen. Die Mittel zum Besitzergreifen fruchtbarer Kenntnisse übergibt uns nur die Wissenschaft, die uns mit dem Weltwirklichen bekannt macht. Religionen, welchen Schlages immer, denken im weiten Bogen um das Richtige und Wahre herum. Das Gewebe, für welches das kindlichste Fantasiedenken Kette und Einschlag liefert, hat mit Wissen und Erfahrung nichts gemein, und mit solchen wertlosen Webstücken begnügt sich die Religion. Sie belehrt uns nicht über das Wirkliche, sondern gaukelt uns Ungegenständliches vor, indem sie zugleich wirkliche Lebensinteressen verspottet.

Die Völker haben sich leider immer selbst daran gehindert, sich in den Besitz von Erkenntnißgütern zu setzen. Sie übernahmen die halt- und geschmacklosen Fantasieaufschlüsse über das, was nicht ist, von ihren stumpfsinnigen Vorfahren als heiliges Erbgut und nannten es Religion.

Unwissenheit und die mit ihr organisch verbundene Unsittlichkeit bewegten sich in bösen Kreisen, welche die Religion gespannt hat. Die rechtgläubige Menge und ihre geistlichen Führer haßten vor allem das Wissen und verfolgten den Unglauben als die schmählichste unter allen Sünden. Niemand hinderte die Päpste zu fluchen: Verachtung dem Plato, Geringschätzung dem Aristoteles, die höchste Mißachtung aber der Vernunft, die nach Wahrheit lechzt. Die Lechzenden wurden als dem Glauben gefährlich mit Genugthuung aus dem Leben geräumt. Das war die religiöse Moral, die überall und immer entmenscht und entsittlicht.

Je toller sich die leeren Behauptungen des Glaubens geberdeten, je entschiedener sie als Wort Gottes bezeichnet wurden, desto tiefer senkten sie sich in weiche Köpfe und führten umso leidenschaftlicher ihren häßlichen Kordax auf. Bei diesem Satyrtanz reigten Unverstand und Unsittlichkeit, unkeusch an einander geschmiegt, zusammen.

Ohne freien Umblick in Lebensbezirken, ohne richtige Urteile über menschliche Interessen kann die Sittlichkeit nicht aufkommen, deren Lebensluft Denkfreiheit und klares Erkennen der Daseinswerte ist.

Auf Irrtümer, schale Hypothesen und bewußte Lügen wurden Glaubensburgen gestellt, die sich für unüberwindlich halten, obwohl sie dem sicheren Untergange entgegenschreiten, wenn auch die Regierungen von heute die kirchlichen Anmaßungen dulden und heilige Verlogenheiten mit Achtung grüßen.

Die katholische Kirche war im Mittelalter ungemein aufrichtig; der Herrschsucht der Päpste schlossen sich deren Unbildung und Größenwahn innig an. Eine Centifolie päpstlicher Untugenden war Gregor der Große. Dieser Kirchenherr haßte alle Quellen der Bildung und liebte alle Formen der Ignoranz, weil sie die „Mutter der Frömmigkeit“ sei. Groß war sein Vertrauen in die Wunderkraft der Knochen aus den Katakomben und in die guten Dienste von Engeln und Teufeln, die sich von ihm stets rechtzeitig rufen ließen. Groß war auch seine Unversöhnlichkeit gegen die Grammatik, weil deren Kenntniß Unterricht voraussetzt. An diesem „großen“ Papste glänzten alle Tugenden, die von der Jenseitskunde aufgezüchtet werden.

* * *

Die katholische Kirche führte in den Jahrhunderten ihrer unbeschränkten Macht die Vorhut aller Unsittlichkeiten an; sie nahm in ihrer Herrschgier an den Roheiten der Bevorrechteten regen Anteil und billigte die Gewaltthaten der allerchristlichsten Herrscher schon deshalb, weil Gottes Gnade mit ihnen herumging. Sie wendete nichts dagegen ein, wenn von Edelleuten Bürger erschlagen wurden, die nicht gestatten wollten, daß ihre Frauen und Töchter als geschlechtliches Spielzeug mißbraucht werden.

Die Kirche fürchtete nicht blos die Wissenschaft, sondern auch die Poesie, besonders jene der Griechen und Römer, die sie als ein Kind des Geschlechtsverkehrs mit Teufeln bezeichnet hatte.

Wehe dem, der intimer Beziehungen zum griechischen Schrifttum geziehen werden konnte; er wurde wegen sträflichen Umgangs mit einem Dämon verflucht und verfolgt.

Die römische Kirche suchte alle Quellen der Aufklärung zu verschütten. Weil Heiden jenseits der ewigen Seligkeit stehen, vernichtete sie Dichtungen aus vorchristlicher Zeit. Der heilige Patrik hat in Irland allein 300 Rollen heidnischer Dichtungen verbrannt; sie enthielten gewiß edlere literarische Schöpfungen, als das neue Testament.

Das vierte Concil von Karthago verbot das Lesen weltlicher Bücher und verketzerte besonders fysikalische Kenntnisse als glaubensfeindlich. Bischöfen entging dabei kein Genuß, weil viele von ihnen nicht lesen konnten.

Auch Cardinal Ximenez war kein Freund jenes Schrifttums, das sich seitab von der Religion entwickelt hat. Er verbrannte hunderttausende arabischer Schriften, in denen die Ergebnisse Jahrhunderte langer Gedankenarbeit niedergelegt waren. Ohne diese Barbarei wäre Spanien in der Gesittung nicht so weit zurückgeblieben.

Kein Wort darüber, daß katholische Klöster des Mittelalters Festungen der Unwissenheit waren, die sorgfältig gepflegt wurde, weil man genau wußte, daß sie die Lebensbedingung des Glaubens ist. Wo die Kirche mit ihrem Einflusse hintrat, da wurden entweder vernünftige Denker oder deren Werke verbrannt. Für die Menge war leider jeder neue Scheiterhaufen ein zerstreuendes Schauspiel. Das Mitleid ist doch eine wertvolle Naturmitgift, die bei Tieren ihren Dienst nie versagt. Nur bei religiös erzogenen Menschen kam diese edle Naturstiftung selten zur Geltung. Die Geschichte der Hinrichtungen von Ketzern verzeichnet nur einen Fall, wo ein schuldloses Opfer gerettet wurde. Italiener waren es, welche einen Priester auf dem Gange zum Scheiterhaufen befreiten. Der mutige Mann hat über geistliche Scheusäligkeiten ein wahres Wort gesagt und wurde deshalb zum Feuertode verurteilt. Nur einmal loderte temperamentvolles Mitempfinden auf und nie wieder!

In allen Ländern, in welche das Christentum eingedrungen war, schrägte die Priesterschaft die Wege zur Einsicht ab. Die Entwicklung einer jeden edleren kräftigen Eigenart wurde von ihr mit Gewalt gehemmt. Pflichten gegen die Gesellschaft übersah sie, weil ihr Eifer stets nur auf die nichtigen Vorbereitungen für das Nachdasein gerichtet blieb. Priester entschlugen sich immer der Beisteuer für ethische Interessen und schädigten diese insofern, weil sie in der von ihnen beherrschten Schule alles zu lehren versäumten, was die Ausrüstung der Jugend mit fruchtbaren Kenntnissen erheischt.

Priester sind in erster Linie daran schuld, daß es mit der Entwicklung des Volksverstandes so langsam vorwärts geht. Mitschuldig sind aber die denkfaule Menge, die sich geistliche Einflüsse geduldig gefallen läßt, ebenso wie der mit frommen Monarchen belastete Staat, der für die allgemeine Bildung der Priester nichts thut.

Es gibt genug katholische Geistliche, die das Haltlose ihres Berufes einsehen, der sie in persönlicher Unfreiheit erhält und die gern auf den Wegen zum Culturstaate mitgehen würden, wenn die Kirche nicht ein Polizeiinstitut wäre, das jeden Priester vernichtet, der sich gegen ihre Autorität auflehnt.

Der Polizeistaat der Kirche wurde durch Gewalt errichtet und wird durch die Macht der Bildung und vernünftigen Rechtsordnung umso sicherer zu Grunde gehen, als ja das Böse und Verstandlose an seiner eigenen Zersetzung arbeitet.

Daß es selbst im Mittelalter Priester gab, die das Wesen der Kirche mit Verständniß durchblickten, bewies Gerbert, ein Zeitgenosse des Kaisers Otto III., der in einer Rede bemerkte, daß „in Rom Niemand so viel Bildung habe, um sich zum Thürhüter zu eignen; anmaßend sei es „lehren zu wollen, da man selber nichts gelernt habe". Als Erzbischof von Rheims wurde Gerbert vom Papste verflucht, weil er das Heiraten der Geistlichen und das Fleischessen an Fasttagen gestattete. Der Oberste der Glaubensgendarmerie durfte eben vernünftige Einführungen nicht dulden.

Nachdem Gerbert, gestützt von Otto III., als Sylvester II. selbst Papst geworden war, geriet er als Erfinder der Dampforgel, als Freund der Fysik und arabischer Filosofen in den Ver-

dacht, ein Vertrauter des Teufels zu sein und wurde deshalb von den geistlichen Wächtern der Rechtgläubigkeit vergiftet. Daß sich die Wege des Glaubens und der Sittlichkeit kreuzen, bewies auch dieser Frevel der Orthodoxie.

Eine Tugend besaß aber die katholische Kirche doch; sie war consequent, besonders in ihrer Herrschsucht, die sich ja auch in den modernen Missionen kundgibt. Die Kirche wollte sich die Welt unterjochen und veranlaßte bei dieser Bemühung manchen Zusammenprall. Im byzantinischen Reiche strebten schon im 9. und 10. Jahrhunderte Heer und Kirche dasselbe an, nämlich die Alleinherrschaft. Da setzte es denn Ausbrüche roher Feindseligkeit zwischen Waffen- und Glaubensknechten. Der Totschlag wurde Glaubenssport und half der Sittlichkeit ebenso wenig wie Gebete, Ceremonien und Processionen.

* * *

Wenn gesagt wurde, daß die Kirche der Wissenschaft abhold war, so ist dies nicht ganz richtig. Einem Zweig derselben huldigte sie mit großem Verständnisse: der Finanz- und Assecuranzwissenschaft. Man denke doch an die Seelenversicherungen gegen Höllenstrafen, die allerdings nicht billig zu haben waren. Auch die Assecuranzen für die Hoffnung auf Jenseitsfreuden wurden zu guten Preisen aus dem Markte genommen. Die Habsucht der Kirche hat immer die Hand ausgestreckt gehalten und die Glaubensdummheit übergab ihr gern die Himmelsgebühren. Ein sittlicher Defect lehnte sich da an den anderen.

Die päpstlichen Ablaßjubiläen in Rom waren die unsaubersten Geldquellen, die je erschlossen wurden. Der schändlichste Wucher ist, damit verglichen, ein unschuldiges Erwerben, da doch dabei Positives geboten wird, während Ablässe für nichts Riesenzinsen forderten.

Die streitbaren Cardinaläbte von Subiaco waren ebenfalls geniale Finanzpolitiker. Wie man in den „Lateinischen Sommern“ von F. Gregorovius lesen kann, schätzten sie blankes diesseitiges Geld weit mehr als ungewisse Jenseitswerte.

Die italienischen Klöster haben sich durch gefälschte Urkunden Güter zuerkannt. Die Himmelskönigin wurde von

schlauen Priestern sogar zur Steuereinnehmerin ernannt. Bei ihren zwei Jahresfesten mußten der Madonna von Genazzano Geschenke an Geld und Kostbarkeiten dargebracht werden. Auch der ärmste Landmann mußte aus Rücksicht für die ewige Seligkeit Opfergaben den geistlichen Nichtsthuern bringen.

Die unfruchtbarste und drückendste aller Seligkeitssteuern war die Preisgabe des Verstandes. Der Tag der Genugthuung für alle finanziellen Machenschaften des Bankhauses Kirche wird aber kommen. Der Tag seines Bankerotts wird als ein Glückstag begrüßt werden. Wie könnte es auch anders sein? Im Wissen und Wohlwollen wurzelt das Menschenglück und diesem haben die Kirchlichen immer entgegengearbeitet.

Wir haben in unserer Schrift: „Gestalten des Glaubens" und im ersten Bande dieses Buches vielfache geschichtliche Beweise dafür mitgeteilt, wie sich der Gott des Christentums in der Geschichte manifestirt hat. Fügen wir dem Mitgeteilten noch Einiges über die Erziehungskunst dieses geheimnißvollen Pädagogen an.

Als die Gothen unter Alarich Rom erstürmten, zerschlugen sie die schönen Marmorgestalten der olympischen Götter, um dem Christengotte gefällig zu sein. Die vornehmen Familien Roms schrieben den Niedersturz Roms der Rache ihrer Götter zu, von denen man der christlichen Religion zulieb abgefallen sei. Launig fragt der heilige Augustin in seiner „Stadt Gottes", ob es eine Gans oder ein Gott war, der das Kapitol vor Brennus bewahrt habe und vermißt mit Hohn die Unterstützung der Götter bei allen Niederlagen der römischen Kaiser. Der brave Bürger der Stadt Gottes sah es nicht ein, daß alle Völker von Göttern verlassen werden, wenn sie sich selber nicht zu helfen wußten; — er ahnte es nicht, daß alle Götter gleichen Ranges, daß sie niemals und immer waren.

Karl d. Gr. wurde vom Christentum ebenfalls lückenhaft erzogen. Auf Grund einer unrichtig verstandenen Schriftstelle: „Nötiget sie, hereinzukommen!" hat er Tausende von Sachsen niedermetzeln lassen, um sie für die Religion der Nächstenliebe zu gewinnen. Der „Kaiser des Westens und der Römer" war im Interesse der Kirche ein großer Menschenschlächter. Er ließ Priester und Sänger verbrennen, welche den neueingeführten

Gregorianischen Lobgesang anzustimmen sich weigerten und setzte die Todesstrafe auf die unwahre Angabe, getauft zu sein, sowie auf den Rückfall in's Heidentum und auf das Fleischessen zur Fastenzeit. Sein Empfinden war in menschliches Wohlwollen nicht getaucht und für die Wissenschaft hat er auch nicht viel gethan. Er hat allerdings Geistlichen empfohlen, sich Wissenschaften hinzugeben; allein er verstand darunter nur das Lesen und Schreiben, vor dem sich die Priester des Schadens wegen fürchteten, den das Wissen anrichte.

Da das Komische immer in einem Absprung vom Vernünftigen und im unerwarteten Aufblitzen einer herrlichen Dummheit besteht, so fände man in den Erziehungsergebnissen des Christentums wertvolle Beiträge zu einer Geschichte des Komischen. Man denke doch an jene orientalischen Einsiedler, welche unbekleidet mit gottgeweihten Jungfrauen neben Tieren grasten, um sich in der Entsagung zu üben. Die frommen Grasgourmands hungerten, um fleischliche Begierden im Keime zu ersticken und beteten sich den letzten Rest ihres Verstandes aus dem Kopfe heraus. Die Asyle für wahnsinnige Einsiedler in Jerusalem waren die letzte Lebensstation der armen Selbstquäler.

Da die geistlichen Anwälte des christlichen Glaubens immer nach Köpfen schlugen, in denen helles Denken vermutet wurde, so muß man das prächtige Seitenstück zu diesem Beweise einer schlechten Erziehung preisen, welches Kaiser Constantin Kopronymos geliefert hat. Die Kirche nannte ihn einen Atheisten, weil er in Christus und in dessen Mutter nur Menschen sah. Kopronymos setzte jedoch den geistlichen Rebellen Gewalt entgegen, jagte die Mönche aus ihren Höhlen und Zellen, ließ die „geweihten" Jungfrauen heiraten, trieb einen glaubenstollen Patriarchen aus dem Amte und widmete Klöster, diese Phalanstère für gemeinschädliche Individuen, vernünftigen Zwecken.

Kaiser Constatin Kopronymos war ein Mann von starkem Willen, denn er ließ von 388 Bischöfen auf dem Concil zu Constantinopel den Bilderdienst als eine Verfälschung des Christentums bestätigen. Auf Wunsch des Kaisers Leo Chazar und seiner ungebildeten Gattin Irene beschloß hingegen das zweite Concil von Nicäa, daß der Bilderdienst der Schrift und der Vernunft gemäß und daß das Concil von Constantinopel eine

Versammlung von Narren und Atheisten gewesen sei. Man denke, 388 bischöfliche Atheisten!

Welch' frevelhaftes Beginnen waren auch die Kreuzzüge! In Frankreich schlachteten die Palästinafahrer aus Gefälligkeit für den Heiland Tausende von Juden. „Es ist Gottes Wille!" — rief man im Concil von Clermont. Gott wollte seit jeher Alles, was menschliche Verkommenheit zu thun befahl. Wohin die Kreuzfahrer kamen, wurde gefrevelt; — sie zeigten, daß man sehr religiös und dabei niederträchtig sein könne. Sie sengten, raubten, mordeten. Bei der Eroberung von Jerusalem rächten sie den Tod des Erlösers durch das grausame Abschlachten wehrloser Kinder, Frauen und Greise.

Eine vom heiligen Geiste erfüllte Gans und eine gottbegeisterte Ziege gingen einem Schwarme glaubenstoller Kreuzritter voran. Leider besaß der Veranstalter des zweiten Kreuzzuges, Bernhard von Clairvaux, nicht den Verstand der gotterfüllten Ziege, als er mit dem Bannfluche gegen Fliegen vorging, weil sie sich in einer Kirche würdelos benahmen. Die Gutgläubigen erfanden sofort zu diesem Fliegenfluche ein Wunder; — die gottlosen Insecten fielen nämlich tot nieder und wurden korbweise aus der Kirche gekehrt. Alles Folgen christlicher Erziehung! Diese zeitigte im oströmischen Reiche manches Verbrechen. Denker, die man für Filosofen hielt, wurden enthauptet. Darunter Sopater, Freund des Kaisers Constatin, der vom Pöbel beschuldigt wurde, Winde an niedrige Orte gebunden zu haben, damit Kornschiffe in Constantinopel nicht einlaufen könnten.

Vom Wirrkraut des Glaubens hat auch König Karl II. von Spanien viel genossen. Dieser Mann, der nicht einmal die Städte und Provinzen Spaniens kannte, hielt sich für ein Reittier des Teufels. Es mußten zwei Mönche und sein Beichtvater mit ihm nächtens im Bette schlafen, damit er sich böser Geister erwehre.

Von hervorragender Glaubensbefangenheit war auch Jacob I. von England, der durch eine Parlamentsacte allerhand Teufelsbuhlen verfolgen ließ. Dieser Verbrecher ließ Agnes Sampson verbrennen, weil sie ein Gelage mit dem Teufel abgehalten, eine schwarze Katze getauft und einen Sturm heraufbeschworen hätte.

Nach Sastrows Memoiren sind Mönche ihrer kirchlich gebotenen Standestugend, der Keuschheit, gern entsprungen. Sie wohnten in unmittelbarer Nähe von Nonnen. Aus der gemeinsamen Küche wurden nicht nur Speisen, sondern auch Mönche und Gebetmädchen hin- und hergeschoben. Gebeine von Kindern, die im Klostergarten gefunden wurden, gaben Zeugniß davon, daß verbotene Früchte genossen wurden. Dabei waren die Hauptsünden Verlogenheit, Heuchelei und Kindermord.

Erbaulich sind jene Vertreter der Kirche, die sich der „Fabel von Christus" und dem Glauben an Unsterblichkeit und Auferstehung entwanden wie Papst Paul III. Farnese.

Die christliche Religion hat in der freien Schweiz ihren erziehlichen Einfluß ebenfalls schlecht bewährt. In Luzern wurde, wie Prof. Dr. Dodel-Port in seiner Schrift „Moses und Darwin" (1889) mitteilt, im 17. Jahrhundert „ein kleines Meiteli von 11 Jahren wegen Vögelmachens" erwürget und dann verbrannt, weil „keine Besserung mehr zu verhoffen war". Im Jahre 1659 wurde in derselben Stadt „ein Menschlein von 7 Jahren Kathrinli genannt, so Gott verleugnet hat, an einem Pfahl erwürget und dann verbrannt." In derselben glaubenstollen Stadt wurde 1632 eine 85 jährige Frau gefoltert und bei lebendem Leibe verbrannt, weil sie gestanden hat, einen Teufel geliebt zu haben. Alles infolge katholischer Erleuchtungen!

Daß das Christentum alte Culturen zerstören, aber neue nicht aufrichten konnte, bewies es in Peru. Es ist auch die sittliche Veredlung durch einige Glaubensmeinungen, Legenden und Ceremonien nicht möglich. Viele Indianerstämme sind ja verchristlicht worden, aber eben deshalb sind sie culturlos geblieben. Auch Brasilien wurde durch Jesuiten mißhandelt und ausgebeutet, bis endlich ganz Südamerika sich das Joch katholischer Staatslenker vom Halse geschleudert hat.

Bei der Christianisirung Mexikos durch Ferd. Cortez assistirte der päpstliche Gott abermals Greuelthaten. Nicht minder bei der Verfolgung der spanischen Morisken im 17. Jahrhundert. Sie wurden getauft, dann aber im Verdacht gehalten, daß sie nicht gute Christen seien, weshalb sie der Glaubensreinheit wegen Leben und Vermögen einbüßen mußten. Drei hohe Priester des Glaubenslandes erklärten, wenn auch gute Christen

unter den Morisken erschlagen oder verbrannt würden, so werde es ihnen Gott schon im Jenseits lohnen, wenn sie schuldlos sterben sollten.

Dieser Logik katholischer Nächstenliebe schlossen sich zwei spanische Erzbischöfe an, welche den Aufenthalt der Morisken in Spanien für das Kriegsunglück dieses Landes verantwortlich machten. Gott habe die spanische Armada vernichten lassen, weil er wegen der Ketzer in Spanien erzürnt war. Dies haben die Freunde der jenseitigen Wahrheiten von Gott selber erfahren!

Daß man Ketzerverbrennungen für ein effectvolles Stück Gottesdienst in Spanien halten konnte, gehört auch zu den Erziehungsergebnissen des Christentums.

Wie die Morisken in Spanien, haben die Juden in England, Frankreich und Deutschland die Bethätigung der christlichen Menschenliebe schwer empfunden. Es war religiöser Übereifer, der im 12. und 13. Jahrhundert die Kreuzfahrer bewog, Juden gewaltsam zu taufen, sie schaarenweise niederzumetzeln und ihr Vermögen zu rauben. Es wurden dem gehetzten Volksstamme verschiedene Verbrechen angedichtet; man verklagte sie als Anreger von Seuchen, um einen Vorwand zu haben, ihnen Geld und Leben zu nehmen.

Eduard der Bekenner, König von England, hat 1041 das Eigentum der Juden kurzweg als seinen Besitz erklärt und schickte die Bestohlenen in die Verbannung, weil er gar so innig glaubte. Wilhelm der Eroberer, ein anderer guter Christ, zwang getaufte Juden zu ihrer Religion zurückzukehren, damit er die Beschlagnahme ihres Besitztums bemänteln konnte.

Von den Herrschern Frankreichs wurden die Hebräer nach der gleichen Wegelagerermethode behandelt. Die deutschen Kaiser nahmen sich seit Heinrich IV. der Juden scheinbar an. Unter dem Vorwande, sie zu beschützen, erklärten sie jüdisches Eigentum für das ihre und verkauften das Recht, sich Juden zu halten, an Bischöfe und Stadtbehörden. Pflichten menschlichen Wohlwollens wurden dabei nicht erfüllt. Bei diesen Mißhandlungen mußten sich Rassenfehler entwickeln und vererben.

Bei Juden wiegen jedoch wie bei Christen Bildungs- und Charakterwerte. Jener Antisemitismus, der auf religiöse Abneigung und auf Rassenhaß zurückzuführen ist, verrät Mangel

an Erkenntniß und Wohlwollen. Er zeitigt gemeine Frevel, die in Gewaltthätigkeiten ausmünden.

* * *

Aus dem Jenseits rieseln immer Irreführungen heraus, mag es von welcher Religion immer in die Wolken gestellt werden. Zum Erkennen der Pflichten ist die göttliche Assistenz durchaus unnötig, da sie sich nur auf menschliche Verhältnisse beziehen. Das ethisch Reine steht immer abseits von Göttern und Priestern. Daß eine anständige Lebenshaltung durch religiöse Anmaßungen nur gehemmt wird, beweist besonders überzeugend der Brahmanismus. Das indische Kastenwesen ist durchaus unsittlich, die Faselei von den Wiedergeburten in Tierkörpern sinnlos und beklemmend, albern die „höchste“ Tugend, in nassen Kleidern auf dem Erdboden zu schlafen, das Einatmen der Luft zu unterdrücken, die Einflüsse auf Auge, Ohr und Nase zu hemmen, eine Schamlosigkeit ist es ferner, das vernünftige Prüfen religiöser Behauptungen für die größte aller Sünden zu erklären. Auch da das lasterhafte Concubinat von Wahnwitz und Religion.

Mit Recht hat Buddha Gautama die Sinnlosigkeiten und rituellen Nichtswürdigkeiten des Brahmanismus abfällig beurteilt. Wer weiß es nicht, daß manche Moralsätze Buddhas edel sind; allein geirrt hat er in seinen Mutmaßungen über das Nachdasein. Unrichtig ist Gautamas Behauptung, daß alles Leben Leiden sei und daß alles Leid aus der Begierde hervortrete. Dieser entblüht auch hohe Lust und die Mehrzahl lebender Wesen freut sich des Daseins. Buddhas Glaube an die Wiedergeburt wurzelte ebenso in einem Irrtum, wie seine Sehnsucht nach Befreiung vom persönlichen Hiersein. Man besitzt ja nichts anderes als das bischen Leben. Gautama vermißte zwar einen unvertilgbaren Kern der Persönlichkeit, gleichwohl glaubte er an die Seelenwanderung, die ohne Seele ein Unding ist.

Man kann Genußzielen nachgehen, ohne wie ein gefangener Hase herumzuspringen. Einsichtsvoll war es nicht, als Sakyamuni den Ordensbrüdern nicht nur die Teilnahme an Gesang und Musik, sondern auch das Schlafen auf hohen und breiten

Betten verbot. Breite Betten beeinträchtigen nicht den Charakterwert der Mönche, denen er auch nicht Unwissenheit und Ketzerei in einem Atemzuge hätte verbieten sollen, da doch Wissen zur Ketzerei führt.

Die kanonischen Bücher der Buddhisten bezeichnen die Liebe als Quelle des Elends. Das ist ein Paradoxon. In den Suttas jedoch leuchten dann große ethische Gedanken auf, wenn sie sich von religiösen Einflüssen freihalten und den Menschen von Gott unabhängig erklären. Alle lebenden Wesen seien innerlich gleich und diese Gleichheit fordere Mitleid, Mitfreude, Wohlwollen auch gegen jene Wesen, deren Los in dieser Welt das Zittern ist.

Im Sigâlovâda-Sutta wird empfohlen, die Frau mit Güte und Achtung zu behandeln und den Arbeitgebern wird Menschlichkeit gegen die Arbeitenden an's Herz gelegt. Im Sutta Nipâta ist gar zu lesen, daß sich ein Weiser nicht durch das Verlangen nach einem künftigen Leben besudle; das Forschen nach Wahrheit weise die Wege zur Herzensreinheit.

Wie dürftig die Gedankenkost ist, von welcher große Religionsgesellschaften leben sollen, beweist auch der Islam. Darin erhalten die Moslems als Hauptnahrung den Satz: „Es ist nur Ein Gott und Mohamed ist sein Profet!" Der Gott der Moslems wäre darnach eigentlich gar nicht, wenn ihn Mohamed nicht zufällig entdeckt hätte. Ethisch erbaulich ist dieser Hinweis auf den eitlen Profeten ebenso wenig wie die Beteuerung, daß Allah im Besitze des Privilegiums stehe, der einzig richtige Gott zu sein, welche Ehre auch der Christengott beansprucht.

Die „ketzerischen" Secten innerhalb des Islams haben sich um ethische Interessen nicht gekümmert. Ihr Aberwitz spielte mit kleinen absurden Dingen. So gab es Islamsecten, die sich wegen der Göttlichkeit der Nachfolger Mohameds herumstritten. Ein Hauptkennzeichen dieser Secten war, daß eine die andere an Dummheit überbot.

Die Beschäftigung der Kekchi-Indianer mit dem Jenseits führt von den Wegen der Erkenntniß ebenfalls ab. Nach Mitteilungen des Dr. Karl Sapper, der in den Jahren 1888—1895 Guatemala durchstreift hatte, verkehrt dieser Indianerstamm gleichzeitig mit dem ihm aufgezwungenen Christengott und mit

seinem alten Stammesgott Tzultacca, die sich zusammen vortrefflich vertragen. Ihre religiösen Satzungen sind naive Sinnlosigkeiten, die zur Sittlichkeit ohne Beziehung bleiben. Ihren alten Gott halten sie für keinen gebildeten Filologen, denn sie hören an der Grenze ihres Landes auf, ihn anzurufen, weil er sie in einem anderen Sprachgebiet nicht verstehe. Die Seelen seien nach dem Tode leib- und appetitlos; gleichwohl lege ihnen Tzultacca eine besondere Jenseitsspeise vor. Am Allerseelentage kämen die Geister aus ihrem Paradiese in die heimatlichen Hütten auf Besuch und da werden sie mit Fleisch, Bohnen und Maiskuchen bewirtet; selbst Cigarren werden ihnen vorgesetzt. Lacht nicht darüber, ihr Psychologen Europas! Ihr steht auf einem ähnlichen Boden kindlichen Seelenglaubens. Die Kekchi-Indianer geben den Leichen in's Grab keine Wolldecken mit, weil die Wolle als tierisches Erzeugniß im Grabe Zähne bekommen und die Seele beißen könnte.

Mit ähnlichen Naivetäten bekleidet sind auch die Seelen der arischen Psychologen und die Bewohner des christlichen Himmels schon gar.

Die beiden Götter dieses Indianerstammes sind große Schweiger und züchtigen die Menschen, ohne daß diese wüßten, weshalb und wofür. Im Ganzen sind sie beide unangenehme Herrn. Die Religion der Kekchi-Indianer sittigt nicht, klärt nicht auf und übergibt das arme gute Volk argen Trübungen des Denkens, wie jede Religion, die immer und überall ein großes Unglück bedeutet.

Ob man nach einem Ersatz für die Religion suchen dürfe? Vor allem muß ihre Gemeinschädlichkeit durch angemessenen Unterricht *erkannt* werden. Gründliches Wissen und klares Erfassen ethischer Pflichten im Kopfe, Wohlwollen und Gemeinsinn im Herzen — das wird den Ersatz für die Religion liefern. Den „neueren Völkergeist", von dem *E. Dühring* in seinem Buche: „Der Ersatz der Religion durch Vollkommeneres und die Ausscheidung alles Judentums durch den modernen Völkergeist" — spricht, braucht man nicht zu suchen; man stelle dieses schillernde Hohlwort getrost den anderen Geistarten zur Seite.

V. Sittlichkeit auf Thronen. Alte Formen der Gewaltherrschaft.

Das sittlich Ruchlose hat die helle Eigenschaft, daß man daran ohne große logische Anstrengung das Wesen ethischer Vorzüge kennen lernt. Die an Perversitäten so reiche Geschichte der Völker kann man deshalb getrost ein Lehrbuch der Sittlichkeit nennen. Sie sagt uns mit überzeugender Beredsamkeit, daß auf Thronen die Sittlichkeit nur in seltenen Ausnahmsfällen platzgenommen hat und daß die Völker mit charakterloser Schlaffheit und Geduld die Mißhandlungen des Absolutismus ertragen haben.

In der Geschichte aller Völker wiederholten sich dieselben Grundtypen der Entartung bei Fürsten und bei Völkern. Will man in der Zukunft die Fundamente eines idealen Vernunftstaates legen, so muß man vor allem die Hindernisse kennen, welche bisher das Zustandekommen eines Rechtsstaates, wie er sein soll und sein kann, vereitelt hatten. Die Thatsachen der Geschichte zeigen uns deutlich, wo die Hebel zur Beseitigung verkommener Rechtszustände anzusetzen sind.

Soll die politische Freiheit feste Wurzeln fassen, so wird die Geschichte der Unfreiheit zweckmäßige Mittel dazu empfehlen. Die Schilderung der altasiatischen, afrikanischen und altamerikanischen Thronwirtschaft bleibt insofern nicht ohne Reiz, als sie mitunter naive Formen aufweist. Dieser Reiz der Naivetät fehlt der Gewaltherrschaft in europäischen Staaten. Gleichwohl zeigt sie so viele ähnliche Züge mit der urtümlichen Selbstherrschaft, daß man über diese Familienähnlichkeit erstaunt ist.

Es waren entsetzliche Prägungen der Unmenschlichkeit, welche der Despotismus in Asien erfunden und bethätigt hat. An diesen Ruchlosigkeiten hielt der Absolutismus der letzten Jahrhunderte mit einer Zähigkeit fest, als ob sie ein kostbares Gesellschaftsgut wären. Wieder ein Beweis, daß die Menschen, besonders wenn sie auf Thronen sitzen, in der That „von Grund aus böse sind". Ein Rückblick auf die Missethaten der uneingeschränkten Alleinherrschaft in deren Uranfängen ist deshalb wichtig, weil er bedeutsame Beiträge zur Geschichte menschlicher Perversitäten liefert. Die Schlußfolgen aus dieser Geschichte werden sich in der Zukunft beim Umbilden staatlicher Verhältnisse gut verwerten lassen.

Man ist durchschauert, wenn man erfährt, daß die Anmaßungen und Volkstäuschungen der absoluten Herrscher der letzten zwei Jahrhunderte auf demselben Boden wuchsen, wie die Frevel der assyrischen Großkönige vor drei bis vier Jahrtausenden. Nur waren die Gewaltherrn vom Eufrat und Tigris offenherziger als manche Autokraten von heute und von gestern, welche constitutionelle Gesinnung heucheln.

Die assyrischen Thronherrn holten ebenso wie die arischen ihre Vorrechte vom Himmel. Sie ließen sich die Erlaubniß zu Grausamkeiten unmittelbar von Gott überreichen. Dieser war gleichsam ihr Privateigentum und existirte nur für sie, nicht für die Völker. Tiglath Pileser I. (c. 1150 v. u. Z.) bekennt in einer Inschrift, daß er durch die Gnade Assurs, Bins und der anderen Götter herrsche.*) Wollten die assyrischen Großkönige ein Land erobern, so bezeichneten sie die Götter als Anreger der Eroberung und schoben Erfolg und Verantwortung den Unverantwortlichen des Himmels zu. Das geschieht noch heute.

Bald wurden die Götter als Auftraggeber und Oberherrn der Despoten vom Tigris, bald als deren Kammerdiener und Generalstäbler bezeichnet.

Salmanassar II. bemerkte in einer Inschrift, daß er „seine Götter in den Palästen des Feindes aufstellte". Die assyrischen

*) Die Keilinschriften und das alte Testament von Eberhard Schrader. — Keilinschriften und Geschichtsforschung. Von demselben, 1878.

Götter hatten eben die Geschäfte des Königs und nichts anderes zu verrichten. Derselbe Herrscher bemerkt mit naiver Anmaßung, daß Assur, sein großer Schirmherr, bei einem Eroberungszuge vor den Truppen einherschritt. Als Feldherr des Großkönigs ließ Assur die grausamsten Massenmorde und großartige Diebstähle vornehmen. Diese wurden von absoluten Herrschern noch im 19. Jahrhunderte an dem Vermögen politischer Freidenker verübt, die von dem Rechte des Widerstandes gegen uncivilisirte Herrscher Gebrauch machten.

Die Großherrn von Assyrien stahlen den besiegten Herrschern nicht blos Edelsteine, Gold- und Silberbarren, sondern auch Haremsfrauen und Götter, deren Statuen von den erbeuteten Eseln und Kamelen weggeschleppt wurden. Glückliche Leute, welche Götter besiegen und entwenden durften. Unsere himmlischen Herrschaften sind noch unbesiegt! Die assyrischen Könige haben in Prunkinschriften ihre grausamen Gewaltthaten dem lieben Gott vom Eufrat auf die Rechnung gestellt und sich dabei wie Ludwig XIV. von Frankreich mit der Sonne verglichen.

Sanherib gesteht auf einer Denksäule: „Die Großen, welche Rebellion gemacht hatten, tötete ich auf Pfählen.“ In Ungarn wurden die Rebellen von 1848 nicht milder gerichtet. Es blieb immer dieselbe Gewohnheit aufrecht, daß die bewaffnete Übermacht ihre Definitionen von Recht und Unrecht auf Galgen annagelte. Die Minderzahl der Vernünftigen hatte immer Unrecht.

In Einem waren die assyrischen Gewaltherrn ihren abendländischen Nachfahren überlegen. Sie brauchten beschwingte Worte beim Schildern ihrer Grausamkeiten. Sie rühmten sich, daß sie gleich einer Windsbraut eine Stadt zermalmten, daß sie ein Land wie beim Dreschen zertraten und gleich wilden Stieren das Gebiet des Feindes verwüsteten. Es gibt auch eine Erhabenheit des Frevels, der nicht mehr zu überbieten ist. Salmanassar II. ließ Türme aus Feindesköpfen errichten, ließ „sein königliches Bild voller Hoheit anfertigen“ und „schrieb darauf die Ehre Assurs, seines Herrn und den Ruhm seiner Truppen“.

Auf den Wegen dieser Ehre und dieses Ruhmes wucherten die grellsten Verstöße gegen die Menschlichkeit, und so blieb es

bis in unsere Zeit herab. Die abscheulichsten Frevelthaten kriegerischer Despoten galten für deren höchstes Verdienst. Der „Herr der Heerschaaren“ stand auch den kriegerisch gestimmten europäischen Autokraten immer willig zur Seite. Siegten sie, so hatte ihnen Gott geholfen, wurden sie besiegt, so hat Gott in seiner Unerforschlichkeit den verehrten Diener geprüft.

Die Könige von Sumir und Akkad gingen an ihrer unsittlichen Gewaltherrschaft zu Grunde und mit ihnen verschwanden die Götter, über welche sie zu ihrem Handgebrauch verfügten. Die Jahrbücher ihrer Greuelthaten aber bestätigen die Erfahrung, daß gerade Thronherrn die elendeste Abart ruchloser Menschen deshalb sind, weil sie ihre überlegene Macht am grellsten mißbrauchen.

* * *

Die altegyptischen Faraone gingen in der Kindlichkeit ihrer Selbstabschätzung weiter, als die assyrischen Großkönige. Sie verglichen sich nicht nur wie diese mit der Sonne, sondern sprachen sich auch Millionen Ohren und so viele Augen zu als es Sterne gibt, weil sie von der Priesterschaft in dem Glauben bestärkt wurden, daß sie allwissend, allmächtig und allgegenwärtig seien. Der christliche Gott hat diese Eigenschaften später geerbt. Für den Farao bestand ein selbständiger Wille des Volkes nicht, das nur unbedingt zu gehorchen hatte. Die denkträge und willenslahme Menge, die nebstbei den Druck des Götterglaubens zu erdulden hatte, trug mit wenigen Ausnahmen gelassen das Joch des Despotismus. Dieser wies eine Zeit lang mildere Formen auf, als die absolutistische Staatsverwaltung in europäischen Monarchien.

Unter der Regierung der 12. Dynastie kannte man im Nillande keinen Adel und keine Grundherrn. Wohlbestandene Prüfungen erschlossen Jedem den Zugang zu allen Ämtern. Es herrschte damals in Egypten sociale Gleichheit, von welcher sich wie überall nur die Priesterschaft ausschloß. Einer der Faraone der 12. Dynastie, welche für die wirtschaftliche Wohlfahrt des Nillandes viel gethan hat, war Amenemha I. Durch Anbau des Landes verbreitete er nach einem Papyrus „Freude bis zum

Delta". Er kämpfte als ehrenwerter Volksfreund nicht wie ein Stier, „der nicht weiß, was zuvor war", und konnte von sich versichern, daß Alles, was er sagte, neue Liebe erweckte. Seinem Sohne rief er zu: „Stehe nicht allein unter deinen Unterthanen und mache zu deinen Brüdern nicht blos die Reichen und Vornehmen".

Das Volk von Ober- und Unteregypten wußte schon drei Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung genau, was sittlich anständig ist. Es wurden von ihm Wohlwollen gegen Menschen und Tiere, Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit hochgehalten, von Königen jedoch geringgeschätzt, weil sie nach einem Papyrus ihre Fehler „auf andere legen" konnten und als Gottessöhne sich überhaupt einer jeden sittlichen Verpflichtung entschlagen durften.

Constitutionell gefärbte, thatsächlich autokratisch gesinnte Herrscher des 19. Jahrhunderts legen auch ihre Regierungsfehler, die sie im Hinterhalte ihrer Unverantwortlichkeit verüben, auf fremde Schultern. Auch sie fragen nicht nach ihren Pflichten, weil sie sich in ihrem Gottesgnadendünkel über alle Rücksichten für die Staatsbürger hinausgehoben sehen.

Der Justiz der Faraone entquollen entsetzliche Frevel. Der egyptische König war als Richter einer Missethat immer der ärgere Bösewicht. Einen Meineid bestrafte er mit dem Tode, eine Verleumdung mit dem Ausschneiden der Zunge (Diodor), Beleidigungen mit dem Verlust der Nase und der Mannheit, Maßfälschung mit dem Abhauen der Hand. Das Sittengebot des Volkes forderte aber Mildherzigkeit und Wohlwollen gegen Menschen und Tiere.

Der Papst steht mit seiner Unfehlbarkeit nicht allein da; diese vatikanische Sinnlosigkeit fand ihr Vorbild bei den Faraonen, welche sich für unfehlbare Gottessöhne erklärten und wie der Papst den Heiligkeitstitel beanspruchten. Sie nannten sich aber auch mächtige Stiere, Herrn der Wahrheit, Lebensspender, Gott, der alle Völker schlägt mit seinem Arme usw.*)

Diese hohe Selbstbewertung der Pschentträger glitt auch auf deren Hofbeamte über. So rühmte ein mehrfacher Minister auf seinem Totenstein von sich, daß des Königs Herz voll von ihm,

*) Brugsch-Bey, Geschichte Egyptens nach Denkmälern.

dem Ersten im Lande wäre und daß er wußte, was im Innern eines jeden Menschen verborgen sei. Nicht alle Monarchen der Gegenwart können dasselbe von sich rühmen, besonders wenn sie in gräflicher Unwissenheit die beste Eignung zum Staatslenken erblicken.

Die Thronsassen der Gegenwart haben ihre liebe Not mit dem standesgemäßen Anbringen ihrer Töchter, die nur souveränes Blut heiraten sollen. Es gab Zeiten, wo man es auch einem Farao übelnahm, wenn er nicht eine standesgerechte Ehe einging. Ein Gottessohn oder kurzweg Gott sollte wenigstens eine Halbgöttin zur Frau nehmen. Gleiches zu Gleichem. Doch gab es im alten Egypten Könige, die sich nicht für Sonnensöhne sondern für Bürger hielten und es nicht anstößig fanden, sich einem bürgerlichen Schoß zu nähern. So heiratete Amenofis III. ein Mädchen schlichter Abkunft. Der Sohn des Königs Ramses III. sah sich durch die eheliche Verbindung mit der Tochter eines Schiffsbesitzers keineswegs für entwürdigt.

Diese vernünftige Auffassung der Freiheit bei Brautwahlen fand bei europäischen Fürstenhäusern selten Anklang, bei denen Überkommnisse von Hochmut und Throndünkel im Ansehen fest stehen. Vernünftiger als jene Fürsten, die auf der marstallmäßigen Zucht im reinen Prinzenblute bestehen, war der Farao Menkaura aus der 4. Dynastie, der seinem Geheimschreiber Schepeskaf seine älteste Tochter zur Gemahlin gab; er fand es angenehmer, daß sie bei einem klugen Schreiber verbleibe, als „bei irgend welchem anderen Manne“. Schepeskaf war aber auch ein Prachtstück von einem Secretär und „entzückte seines Gebieters Herz“ so sehr, daß dieser ihm gestattete, seine Knie zu fassen und ihm die Pflicht des Erdkusses erließ.

Europäische Herrscher ahnen es gar nicht, daß ihr Vorrecht der Ordensverleihung auch nur ein altegyptisches Überkommniß ist. So erhielt der Schiffsoberst Aahmes nach jeder Heldenthat zu Wasser und zu Lande vom Farao Ra-se-kenen den Orden des goldenen Halsbandes. Assyrische Großherrn waren ebenfalls so abgeschmackt, Orden zu verteilen; sie thaten es, weil sich Thoren fanden, die sich durch einen Ehrenknopf in ihrer Menschenwürde stark gehoben fühlten.

Zu den ruchlosen Eigenschaften der egyptischen Herrscher gehörte auch Grausamkeit. Diese war aber nicht so vorgeschritten

wie die Brutalität, die bei den Religionskämpfen in Frankreich und Deutschland zu Tage trat. In einer Denkschrift wurde über die Kriegszüge des Farao Thutmes III. bemerkt: „Da kamen die Könige der eroberten Länder, um zu erflehen den Odem für ihre Nasen." Einige deutsche Fürsten flehten Napoleon den Ersten ebenfalls um etwas Luft für ihre Nasen, als sie dem Rheinbund beitraten. Brandschatzungen, starke Kriegssteuern und Abführung von Geißeln waren dem angeblich genialen Despoten Napoleon I. ebenso geläufig wie den Faraonen perversen Schlages, trotzdem zwischen ihnen und ihm drei bis vier tausend Jahre Culturentwicklung lagen. Bonaparte ließ schuldlose Männer hinrichten. Dasselbe that Farao Amenhotep II., der sechs gefangene Könige an der Mauer vor Theben aufgehängt hat, weil Sonnengott Ra, sein Vater, befahl, die Länder derselben zu bekriegen, „um sichtbar zu machen für ewige Zeiten die Siege des Königs".

Die Tempel und Pyramiden, die zu bauen Kriegsgefangene und Bewohner des Nillandes bei schlechter Nahrung und ohne Lohn gezwungen wurden, sind düster stimmende Denkmäler der Bedrückung und Entmannung eines gutmütigen Volkes, welches nicht den Mut fand, sich des grausamen Herrn zu entledigen. Wie übel war es doch mit dem Denken der Menge bestellt, die sich nicht zu dem Entschlusse erheben konnte, einen einzelnen bösen Menschen dem geschlossenen Willen eines empörten guten Volkes zu opfern.

Es spricht weder für die Einsicht noch für das Wohlwollen der Menschen, wenn sie Frevel der Unmenschlichkeit fort wuchern lassen. Wie niederträchtig war der Sport egyptischer Könige, besiegten Feinden die Hände abzuhauen. Solche Erfindungen der Grausamkeit fliegen von Volk zu Volk und haben ein ewiges Leben. So hat man 1861 in Persien bei einem Kriege mit den Turkomanen den Feinden die Köpfe abgehauen, sie eingesalzen und in Kisten wohlverpackt dem persischen Kriegsminister statt eines geschriebenen Siegesberichtes überschickt. Menschlichkeit verpflichtet! Die Chinesen huldigten beim Niedermetzeln der Christen im Jahre 1900 ähnlichen Grundsätzen der Humanität. Sieht man in altegyptischen Tempelbildern den Farao eine Unmenge von Feinden beim Collectivschopf halten und sich an-

schicken, ihnen mit dem Sichelmesser das Leben zu nehmen, so erinnert man sich der Drohung eines europäischen Fürsten des 19. Jahrhunderts, auf Arbeiter schießen zu lassen, wenn sie von dem Rechte des Irrens Gebrauch machend unzweckmäßige Pläne für die Umgestaltung staatlicher Verhältnisse entwärfen.

Der Farao bestrafte am liebsten mit dem Verluste des Lebens und ersuchte in seinen Gebeten die Götter um grausame Gesetze, wie es im Papyrus Koller heißt. In diesem werden u. A. die Landpfleger von Aethiopien ermahnt, Tributgegenstände dieser Provinz, darunter Fächer von Straußfedern und Sykomorenholz, Edelsteine, Berggold in Säcken und Hundskopfaffen abzuliefern und dabei der Freude zu gedenken, welche der König beim Vorübertragen der Abgaben empfinden werde. Selbst die Steuerholde würden, schreibt ein Wedelträger des Farao, über ihren Patriotismus staunen und vor Glückseligkeit über die Huld des Herrschers „nicht mehr wissen wo sie seien und wie ihnen geschehe“. Der Byzantinismus hat in den beiden letzten Jahrhunderten in Europa noch weit Abgeschmackteres zu Tage gebracht.

Wenn tapfere Soldaten und kluge Feldherrn Siege erringen, so wird bei arischen Völkern des Heeres Verdienst den weisen Fügungen Gottes gutgeschrieben. Diese irrige Annahme ist von hohem Alter; denn schon Farao Aahmes hat in einer Aufschrift zu Karnak einem Gotte nachgesagt: „Du hast feindliche Völker unter meine Sandalen geworfen.“

Es gäbe noch manche verblüffende Analogie bei den perversen Zügen der altegyptischen und europäischen Autokraten zu verzeichnen; allein wir müssen uns mit dem Gesagten begnügen, da es noch viele Ruchlosigkeiten zu registriren gibt, die an Tyrannen anderer Völker hängen.

* * *

Vergleicht man die Geschichte der altpersischen Alleinherrscher mit der Regierungsmethode abendländischer Fürsten in den letzten drei Jahrhunderten, so finden sich so viele gleichlaufende Linien, daß es zum Erbarmen ist. Und da wollen noch fantasiereiche Geschichtsfilosofen von einer alles sauber abfegenden Weltordnung reden! Perverse Lebensgewohnheiten bleiben

in allen Schichten der Bevölkerung fest sitzen. Keine Einsicht und sittliche Triebkraft oben — keine Besinnung, kein Machtbewußtsein und kein kritischer Widerstand in der breiten Volksmasse, die in würdeloser Selbstvergessenheit ihre Ketten denkfaul trägt und sich damit begnügt, eine Herde von Verdauungs- und Fortpflanzungsschläuchen zu sein.

Die Gottesgnadenherrn von heute, welche die Krone vom Tische des Herrn nehmen, um sich den Glanz der Göttlichkeit selber aufzusetzen, dürfen sich nicht wundern, wenn die erânischen Großherrn sich für nahe Verwandte und Abkömmlinge der Götter oder für diese selbst erklärten. Sie wußten auch, warum sie sich mit solchen Titeln tätowirten; sie wollten nämlich auf eine Rechtsgrundlage für ihre unumschränkte Macht hinweisen und ließen diese Machtquelle im Himmel springen. Es kostete sie nicht viel Mühe, schlankweg zu behaupten, Ahura-Mazda der Weltgewaltige habe sie zu Hirten der Volksherden eingesetzt*) und zu versichern, daß sie aus Kopf und Schultern Licht ausstrahlten.

Diese gekrönten Lichtmenschen logen dem Volke Wunder vor, die an ihren übermenschlichen Leibern hingen. So behaupteten die Seleukiden, sie trügen als Kennmal ihres göttlichen Ranges auf den Hüften ein Ankerzeichen. König Yezdegerd II. entzog sich tagelang dem Anblick seiner Umgebung, um den Glauben zu nähren, er halte Conferenzen mit Göttern. Erlogen war auch die Versicherung persischer Könige, daß Gott Mithra ihr Ahnherr sei.

Großherr Achämenes redete den Persern ein, er werde von einem himmlischen Adler genährt, da er ein Verwandter der Götter wäre. Was die Achämeniden noch unterließen, vollzogen die Sâsâniden, indem sie sich schlechtweg Götter nannten. Das war frech, allein diese Selbstbelehnung mit Göttlichkeit brach die Brücke ab, welche sonst vom Throne zum Himmel hinauf geschlagen wurde. Es war dies selbstbewußter als der christlich demütige Hinweis auf göttliche Fügungen und auf Benützung königlicher „Werkzeuge in der Hand Gottes", die

*) Erânische Altertumskunde von Fr. Spiegel (3 Bände). Jahrbücher der deutschen morgenländischen Gesellschaft.

geprägt ist, so läßt sich dieser Titelschmuck in Asien und Europa gelassen herumtragen.

Die Provinzbewohner waren in Erân eine willenlose Herde von Steuerholden. Nur selten empörten sie sich. Das schöne Talent zur Auflehnung war der herrschenden Dynastie nur ausnahmsweise gefährlich, weil sich die Volksherde ohne einen Hirten kopflos und unbeschützt vorkam.

Die erânischen Könige besaßen Spione, deren auch europäische Regierungen heute nicht entraten können. Sie sogen die Provinzen bei ihren Bereisungen aus; die Jagdhunde der königlichen Vorsehung wurden von ganzen Gauen bewirtet und die Geräte aus Edelmetallen, die zur königlichen Tafel geliefert werden mußten, wurden nicht mehr zurückgestellt.

Man schätzte den Krieg in Erân als eine Quelle wirtschaftlichen Wohlbefindens, weil jeder Soldat seinen Anteil an der Kriegsbeute erhielt. Eine Besonderheit bei den Königsjagden war es, daß Scharen von Dienern die Luft mit Wohlgerüchen erfüllten. Der Großherr von Persien teilte bei diesem idealen Nasengenuß die Ansicht Mohameds, daß nur zwei Dinge auf Erden immer reizen: Weiber und Wohlgerüche.

Der persische Großkönig war wie alle anderen Despoten als Justizherr unmenschlich grausam. Besonders streng war er gegen politische „Verbrecher", welche das Daseinsrecht der Gewaltherrschaft bestritten. Wie streng politische „Delicte" und Majestätsbeleidigungen am Ende des 19. Jahrhunderts bestraft werden, weiß man auch ohne Vergleich mit asiatischen Brutalitäten. Die Perser bezahlten das Joch des Despotismus hoch genug und duldeten es in der Regel gelassen; allein die Göttlichkeit der erânischen Könige verpflichtete diese, regnen zu lassen. Gab es wegen Regenmangels Mißwachs, so schwankte der Glaube an ihre Macht und die Frage der Absetzbarkeit der Könige kam zur Sprache. Das Volk von Erân hatte demnach helle Augenblicke, in denen es sich auf seine eigenen Interessen besann und den kostspieligen Throngott in Ruhestand versetzte.

In Europa hat man sich dieses Rechtes nur selten erinnert. Man nennt es in manchen Ländern Hochverrat und bestraft die Ausübung dieses Rechtes auf das schärfste. Ist das sittlich?

Da dem gänzlichen Verstehen halbes Verzeihen folgen kann, so braucht man die Frevel der persischen Despoten des Naturgesetzes der Vererbungen wegen nicht allzustreng zu verurteilen. Ihre Vorfahren mußten vor Jahrtausenden mit Löwen, Bären und menschengroßen Affen kämpfen. Wurden die starkbehaarten bösen Lebensgenossen besiegt, so setzte sich im Menschen der Naturgebundenheit ein Selbstgefühl jener Art fest, wie es sich später bei Despoten scharf geprägt zeigte.

Die bestiale Natur der Despoten kann man also dann milder beurteilen, wenn man sich dessen erinnert, daß sie doch nur die Nachfahren gemeiner Raubtiere und mit deren bösen Instincten behaftet sind. Ihren Ahnen, den anthropoiden Affen, waren Wohlwollen und Rücksichten für andere ebenfalls unbekannte Sachen.

* * *

Wie ein Staatskörper wächst, zeigte sich deutlich bei den indischen Ariern. Mehrere Familien schlossen sich zu Dorfschaften, die Bewohner einzelner Gaue zu Stämmen zusammen. Die Einzelvölker wählten zum Führer einen klugen und tapferen Mann, welcher drohende Angriffe abwehrte und Beutezüge leitete. Dynastische Gefühle gab es damals nicht, aber die Selbstsucht trug die aufrichtigsten Formen. Im Atharvaveda wurde dem indischen König naiv zugerufen: „Auf der Herrschaft Höhe stehe fest und dort teile uns gewaltige Güter zu." Der Mann auf der Herrschaft Höhe wollte aber auch beschenkt sein und erhielt nicht nur einen Teil der Kriegsbeute, sondern auch freiwillige Gaben vom Volke. Dieses ließ den König prächtig wohnen und bekleidete ihn mit Goldgewändern. Der Gottähnliche lechzte nach äußerem Prunke ebenso wie die europäischen Herrscher insgesamt. Ohne die Geschenke und ohne den freiwillig gewährten Gehorsam des Volkes wäre der König nichts mehr gewesen, als jeder Mann aus dem Volke. Auf diese Freiwilligkeit im Schenken und Gehorchen vergaß leider das Volk, als es später Abgaben zahlen und dem nicht mehr gewählten, sondern durch Geburt aufgezwungenen Herrscher botmäßig sein mußte. Die ursprüngliche Entschlußfreiheit wurde durch Zwang

und Übelwollen gemeuchelt. Den Rückweg zu jener Freiheit, welche den König gemacht und gestützt hat, fand man leider nicht.

Dankbarkeit gehörte nie zu den Tugenden eines Despoten. Das Wohlwollen und die Freigebigkeit des vertrauensvollen Volkes erwiderten sie mit Hieben der Stachelpeitsche. Es erwachten in ihnen die ererbten Raubtier-Instincte; im besten Falle gaben sie sich wie halbgezähmtes Raubzeug.

Beachtenswert bleibt es, daß die Anfänge des gesellschaftlichen Zusammenlebens auf vernünftige Grundlagen gestellt wurden. Die indischen Arier versammelten sich in kleinen Gemeinden und berieten gemeinsam ihre Angelegenheiten. Die gemeinschaftlichen Beratungen hörten beim Anwachsen der Stämme nicht auf; es entschied da immer das Urteil besonnener Männer aus dem Volke. Bei Kriegszügen jedoch beherrschte der Heerführer als erster Machthaber den Willen aller und die Menge gewöhnte sich allgemach daran, einen einzigen Mann für sich denken und handeln zu lassen. Das Volk dachte bei den Gewaltanmaßungen der Könige an sich als die erste Machtquelle nicht mehr.

Rohen Volksstämmen mag es ja genützt haben, wenn sie von verständigen und thatkräftigen Männern gelenkt wurden. Für Völker jedoch, die der Selbstregierung fähig sind, hat das Übertragen der Gesamtmacht auf eine bevorrechtete Person keinen Daseinsgrund. Die Rückkehr zur Urfreiheit der Selbstbestimmung eines Volkes empfiehlt sich da auf das Entschiedenste.

* * *

Europäische Fürsten, die sich für ihre Pflichten anständig vorbereiten wollen, sollten auch in der Geschichte des chinesischen Kaisertums blättern. Darin werden sie, wie schon in unserem Buche: „Gestalten des Glaubens" hervorgehoben wurde, manchem einsichtsvollen Fürsten begegnen, dem die Rechtswünsche des Volkes nicht gleichgiltig blieben. Allerdings gab es in China vor vier Jahrtausenden auch Menschenhirten, die das Leben ihrer Mitbürger wie Grashalme mähten.

Die machtberauschten Defectmenschen auf Thronen beschritten überall dieselben Wege der Grausamkeit, und ihr Größenwahn

gefiel sich mitunter in tollen Affensprüngen. So trat bei den arabischen Kalifen ein besonderes Merkzeichen tyrannischer Ruchlosigkeit auf: sie prunkten mit ihrem Reichtum, den sie von der bodenständigen armen Bevölkerung erpreßt hatten.

Harûn Raschyd drückte Bauern eine Summe von sechs Millionen Dirha ab, um sie über eine Schaar schöner Sklavinen zu verstreuen, die ihm tanzend ein Lied vorsangen.*) Um Volkssachen kümmerte sich dieser Herr nicht, wohl aber um die Mannigfaltigkeit seiner erotischen Unterhaltungen. Harûn reiste einigemal, Frömmigkeit heuchelnd, nach Mekka und wurde dafür von späteren Annalisten als gottesfürchtig gepriesen: in Wahrheit war er aber ein ruchloser Gewaltmensch.

Die Kalifen betrieben ihr Diebs- und Raubgeschäft im großen Stil und preßten nicht nur Bauern Geld ab, sondern beraubten auch Pilgrime, Kauf- und Handelsleute, um bei ihren Festen die großmütigen Verschwender spielen zu können. Der Kalif Râdy ließ bei einem Feste mehrere Stunden lang auf seine Gäste dünne Gold- und Silbermünzen herabregnen. Bei Hochzeiten begoß man die Damen mit großen Perlen.

Kalif Ma'num verschwendete das einjährige Steuererträgniß zweier Provinzen für einen ähnlichen frevelhaften Scherz der Verschwendung. Bei diesem wurden über den Großen des Reiches und über den Führern der Truppen Papierstreifen mit dem Namen eines Landgutes, eines Pferdes, eines Sklaven und anderer Objecte ausgestreut. Wer einen Zettel erhaschte, ward Besitzer des darauf verzeichneten Gegenstandes.

Bei dem Beschneidungsfest eines Sohnes des Kalifen Motawakkil wurden an die Gäste ganze Säcke voll Gold- und Silbermünzen verteilt. Diese Verschwendung wurde nur durch gewissenlose Ausplünderung des Volkes ermöglicht.

Zu den Lebensfreuden der Kalifen gehörte es auch, Empörer oder besiegte Heerführer hinrichten und deren Leichname jahrelang auf Galgen hängen zu lassen. Die arabischen Despoten wollten auf diese geschmacklose Weise daran erinnern, daß das Leben der Unterthanen in ihrer Hand läge.

*) Culturgeschichte des Orients von Kremer. Drei Bände. 1877.

Im Kalifat hat sich der Despotismus selbst zu Grunde gerichtet. Nicht eine aus den Wolken gestreckte Gotteshand hat dieses Reich zerfallen lassen; gemeine Plünderer und Raufbolde thaten es.

Die Soldaten wußten es, daß bei ihnen und nicht beim Kalifen die Macht liege; sie verwüsteten und entvölkerten die Hauptstadt Bagdad und zerschlugen das Kalifenreich.

* * *

Das Wesen sittlicher Herrscherpflichten wurde auch von den peruanischen Inkas nicht erkannt. Ihr Absolutismus hat sich mit dem Communismus verbunden; sie haben alle Arbeit und alles Eigentum in ihre Hand genommen, wiesen den Unterthanen Berufsarten und Wohnorte an, hemmten jede Bewegungsfreiheit, so daß selbst eine kleine Reise einzelnen Personen nicht gestattet war, beaufsichtigten alles und ließen deshalb alle Thüren offenstehen.

Dieser Communismus hat die kläglichste Unfreiheit bedeutet und war nur durch die brutalen Mittel des Despotismus durchführbar. Ein abfälliges Wort gegen den Sohn des Sonnengottes wurde als Gotteslästerung mit dem Tode bestraft. Der Inka war sehr nervös und ließ Adelsleute sofort hinrichten, wenn sie mit seiner Göttlichkeit in der Sänfte stolperten.

Da der Inka ein Gegenstand religiöser Verehrung war, so wurden diesem Unhold auch Menschenopfer gebracht. Vielweiberei war in Peru verboten, nur Sr. Göttlichkeit war sie gestattet. Er konnte jedes Sonnenkind töten, in welchem er einen Nebenbuhler vermutete.

Die Religion der Peruaner war von einer bornirten Sündentheorie durchsetzt und ließ die Sünder beichten und Buße thun. Für sündenbeladen wurden Frauen gehalten, die Zwillinge geboren hatten; sie wurden ebenso stark bestraft wie Väter, deren Kinder früh starben. Dem politischen und religiösen Absolutismus entströmten, wie man sieht, in Peru die grellsten sittlichen Frevel. Und doch brachte man es nach W. Prescotts Geschichte der Eroberung von Peru zu Stande, daß vorbildliche Handlungen der Inkas von höfisch gesinnten Dichtern und Volks-

sängern der Nachwelt übergeben wurden. An allen Despotenhöfen gedieh Augendienerei vortrefflich.

Wie demoralisirend der Despotismus wirkt, zeigt sich auch bei Negerhäuptlingen, die ihre Untergebenen niedermachen lassen, „weil sie mit ihren eigenen Hunden thun können, was sie wollen". Wie verwirrend die Tyrannei der schwarzen Fürsten auf die Unterthanen wirkt, beweist die knechtselige Treue der Neger im Reiche Dahomey. „Mein Kopf gehört dem Könige, nicht mir" —, bemerkten sie nach dem vierzigjährigen grausamen Herumwüten ihres Häuptlings. Das hört sich fast so an, wie der mit dynastischen Gefühlen gesättigte Ausruf europäischer Soldaten, die gar so gern für ihren angestammten König sterben.

VI. Freiheit, Fürsten und Götter in Hellas und im römischen Reiche.

Jedes Blatt der Weltgeschichte weist auf das Gesetz langsamer Entwicklungen und der häufigen Rückfälle in den Urstand der Barbarei hin. Es gibt Culturfilosofen, welche darin einen feinangelegten Plan wittern, daß sich aus alten Thorheiten und Irrtümern die Erkenntniß der Wahrheit und das Wohlwollen aus langwährenden Bosheiten entwickeln darf. Läßt dies nicht eher eine verrückte als eine geniale Weltordnung voraussetzen?

Fest steht nur die öfter berührte Thatsache, daß das richtige Denken von naturwegen sich nicht in den Vordergrund drängt, wie es vor allem das normale große Irren über Himmelssachen fast bei allen Völkern beweist. Nur der Abfall von jenseitigen Nichtigkeiten, die eifrige Beschäftigung mit Naturdingen und Lebensgesetzen, das ernste Erwägen geschichtlicher Vorgänge und menschlicher Interessen vermittelt den Besitz von Erkenntnißwerten, zu denen auch das Verständniß des ethisch Notwendigen gehört. Von Pflichten wollten jedoch Despoten nie etwas hören; Macht und Vorrechte genügten ihnen.

Daß man zur Erkenntniß des Vernunftgerechten nicht immer auf geradem Wege gelangt, beweist auch die Staatsgeschichte der Griechen. In den Stadtgemeinden der Hellenen konnte man ohne Hinderniß die Einsicht gewinnen, daß ein Staat sich selbst regieren kann und nicht von einer bevorrechteten Einzelperson beherrscht zu werden braucht. In Sparta gab es zwar Könige, aber auch Eforen, von denen die Königlichkeiten zur Verantwortung gezogen wurden, wenn sie mutwillig über Gesetze sprangen.

In Sparta hätte man über jene knechtischen Schwächlinge gelacht, die in der Volksversammlung behauptet hätten, über den König möge man gar nicht sprechen, weil er in unerreichbarer Wolkenhöhe stehe. Die Spartaner waren so vernünftig, in ihren Königen nur verantwortliche Staatsbeamte zu sehen; in unverantwortlichen Kronenträgern hätten sie gänzlich Überflüssiges erblickt.

Daß die Hellenen über den sittlichen Kern der Menschenrechte nicht in's Klare gekommen sind, bewies die von ihnen eingeführte Sklaverei. Als die alte achäische Bevölkerung Griechenlands von dem dorischen Bergvolke besiegt wurde, hat man jene tapferen Männer, die mit Waffen in der Hand Leben und Eigentum beschützend bezwungen wurden, zu Leibeigenen herabgesetzt. Der Lohn der Tapferkeit, welche die Dorier an sich so hoch schätzten, ward für die Achäer Quelle der Rechts- und Besitzlosigkeit. Dem Rechte der Stärkeren entfloß auch da das Unrecht gegen die Unterjochten. Nur die klugen Schwächlinge, die sich freiwillig unterwarfen, bekamen von den dorischen Siegern etwas freies Eigentum d. h. von dem Geraubten einen Anteil.

Die Anfänge des Königtums in Hellas waren anspruchslos genug. Die gewählten Könige ragten durch Körperkraft, Wohlgestalt und Klugheit hervor und dienten dem Volke als Richter und Heerführer. Ihre Civilliste bestand aus Ehrengeschenken und aus dem Ertrage eines öffentlichen Grundstücks. Da sich die persönlichen Vorzüge eines Königs nicht offenkundig vererbten, so wurde der königliche Staatslenker immer neu gewählt, bis sich einige Aristokraten der Herrschaft bemächtigten. Das Böse siegte auch da!

Übermenschen konnte man diese Aristokraten nicht nennen. Eher durfte man sie in Filosofen erblicken, die für Söhne des Zeus erklärt wurden, der ihnen seine Weisheit unmittelbar einflöße. Göttlichkeit und Königlichkeit traten jedoch auch bei den Griechen in nähere Beziehung. Zuerst erblickten die frommen Hellenen in Herakles, Apollo und in Zeus Vorbilder für anständige Könige, für welche auch mythische Stammbäume aufgestellt wurden.

Da Männer, welche heroische Thaten verrichtet hatten, als göttliche Abstämmlinge verehrt wurden, so konnte es nicht fehlen,

daß auch griechische Könige der Seuche der Selbstvergottung verfielen. Von Alexander bemerkte Demosthenes, er könne ebenso Sohn des Zeus als des Poseidon sein, wenn er wolle. Alexander verlangte auch von den Hellenen göttliche Ehren. In Egypten hat ihn Amon-Ra durch den Mund der Priester für seinen Sohn erklärt und so wurde er der rechtmäßige Nachfolger der Faraonen. Als Gott, der ja die Welt beherrscht, konnte er am ehesten eine Weltherrschaft gründen. Alexander d. G. ließ trotz seiner Göttlichkeit und trotz der sacralen Ehren, die er sich erweisen ließ, ethische Größe gleichwohl vermissen. Er wollte griechische Cultur nach dem Osten tragen; durch das Hinschlachten von Menschenscharen und durch die Zerstörung einer Reihe großer Städte, deren tapfere Einwohner zu Sklaven gemacht wurden, hat er für Verbreitung der griechischen Bildung nichts geleistet. Durch das Erbauen neuer Städte wurde das Vernichten der alten und deren großartiger Baudenkmäler nicht wettgemacht.

Ein Volk deshalb mit Freveln der Grausamkeit heimzusuchen, weil es seine politische Selbständigkeit tapfer verteidigt, ist ein Verbrechen, nicht eine geschichtliche Großthat. Das Schwert, welches zerstört und vernichtet, ist kein Culturagent. Ein kluges Feldherrnstück war es auch nicht, die Wüste von Gedrosien zu durchziehen und bei dieser Tollheit drei Vierteile des Heeres hinzuopfern.

Schwelgerische Gelage und Feste zu halten, Huldigungen als Gott entgegenzunehmen, dem man nur knieend nahen durfte, den verdienten Feldherrn Kleitos zu ermorden, der Alexander am Granikos das Leben gerettet hatte, den klugen Ratgeber Kleisthenes zu entfernen, weil dessen vernünftige Mahnworte unbequem waren, heißt nicht groß handeln. Alexander hat die ethische Aufgabe eines hochsinnigen Herrschers nicht erfaßt.

* * *

Der Staat darf nicht als Privatgut einer einzelnen Person behandelt werden, die ihren Eigenwillen überallhin durchsetzt, denn er ist eine Volksgemeinschaft, deren Interessenpflege durch Gesetze gestützt wird, die aus Beratungen der Volksweisen her-

vorgehen. Die Verwaltung des Staates soll klugen Vertretern des Gemeinwohls, nicht herrschgierigen Plattköpfen überwiesen sein. Bei geringer Bildung und Einsicht des Volkes können dessen Beschlüsse auch Mißgriffe sein, die den Spott überlegener Köpfe entfesseln. Dieser steckte u. A. in dem ironischen Vorschlage des Antisthenes, die Athener möchten durch Volksbeschluß Esel zu Pferden machen. Allein ein Mißgriff des Volkes kann von diesem zurückgenommen oder corrigirt werden, während die Fehlschläge des Absolutismus auf viele Köpfe niedersausen und nie zurückgenommen oder irgendwie gesühnt werden. Dies wird zumal von der Geschichte der römischen Kaiser mit zermalmender Beredsamkeit dargethan.

So lange das römische Volk selbst seine Gesetzgebung in der Hand hielt, bestanden allgemein geschätzte Rechtswerte. Mit dem Auftreten der Selbstherrscher wurde die politische Sittlichkeit über den Haufen geworfen. Im Joche der niedrigsten Instincte standen die meisten römischen Kaiser, deren Regierungsmethoden arge Ruchlosigkeiten entströmten. Unbildung, harter Eigenwille, Größenwahnwitz und Herzlosigkeit haben den römischen Herrschern die Einsicht in ihre Regentenpflichten verstellt. Das Walten absoluter Herrn ist nicht blos an sich ruchlos, sondern es macht auch die Beherrschten unsittlich.

Cäs. Octav. Augustus besaß die vollendete Heuchelei eines nach Alleinherrschaft Strebenden. Er zerstörte zwar nicht die Formen der Verwaltung in der Republik, vernichtete sie aber im Wesen, indem er sich in seiner Machtgier von dem bedientenhaften Senat alle Ämter und Gewalten, auch jene des Volkstribuns, übertragen ließ. Augustus war nicht nur Oberpriester sondern auch oberster Kriegsherr und hatte so alle Götter und alle Machtwaffen in der Hand.

Die Stützen des Absolutismus: Heer, Priesterschaft und Polizei standen dem ersten Cäsar Roms zur Seite. Die mißbrauchte Gewalt eines dünkelhaften Thronsassen, die Mißachtung staatsbürgerlicher Rechte, die Unterdrückung der politischen Freiheit bedeuten die grellste Unsittlichkeit, weil die Freiheit als unersetzlicher ethischer Wert im Staatsleben von der Vernunft gefordert wird.

Wie der Despotismus entsittlicht, beweisen jene Wohldienerei, die nach Ämtern und Auszeichnungen lechzte, jene An-

gebern und [illegible] sowie jener Knechtsinn, die im Schatten der Kaiserlichkeit so üppig gediehen. Während im Vernunftstaate sich der Wille jedes Einzelnen den großen Zielen der gemeinsamen Wohlfahrt unterordnet, herrschte im römischen Reiche nur ein furchtbarer Wille. Das Volk war ein willenloses Werkzeug in der Hand des allmächtigen Kaisers. Die entsittlichte Pöbelherde ergötzte sich an den Kämpfen von Tieren und Menschen und freute sich, wenn es viel Blut fließen sah.

Das Volk ließ sich seine Versammlungen entreißen und sank sittlich immer tiefer, je stärker der Absolutismus der Imperatoren um sich schlug. Die Majestätsgerichte forderten das Leben jener Männer, welche an die Wiederherstellung der alten Freiheiten dachten oder gar von ihr sprachen. Elende Angeber glaubten Staat und Kaiser zu verpflichten, wenn sie den Gerichten jene Männer anzeigten, die politisch unzufrieden aussahen. In Oesterreich war es in der Mitte des 19. Jahrhunderts ganz ebenso, der liebe Absolutismus ließ da die politisch Vernünftigen im Kerker wohnen.

Die Schutzwache der Prätorianer, welche das kostbare Leben des römischen Kaisers zu behüten hatte, überließ zuweilen ihre Aufgabe und kehrte ihr Schwert gegen den ruchlosen Schützling, wenn er es zu arg trieb oder wenn der Präfectus Prätorio selbst nach dem Purpur strebte. Gewiß war es gewaltthätig, das Leben eines Tyrannen zu vertilgen, allein das Vernichten eines gemeinschädlichen Daseins konnte vor dem Richterstuhle der Sittlichkeit doch eher einen Freispruch gewärtigen als jener feige Servilismus, der den Fuß küßte, welcher ihn trat. Es war kein tragischer Tod, als der grausame Gewaltmensch Tiberius von seinem Großneffen Caligula und von dessen Gardehauptmann Macro aus dem Leben gewiesen wurde.

Im römischen Reiche wurde das edle Streben nach Freiheit Hochverrat genannt und mit dem Tode bestraft. Diese Einrichtung gefiel den Despoten aller Zeiten. Gesittungswerte fanden bei ihnen nie Anklang. Deshalb legten sie auf platte Äußerlichkeiten bei ihrer Gesinnungsroheit großes Gewicht und fanden immer wieder Flachköpfe, deren höchster Lebensehrgeiz der Besitz eines nichtssagenden aber doch schimmernden Titels war.

* * *

Was die Lebensbeschäftigung der römischen Kaiser war? Viele von ihnen stahlen und mordeten in erhabener Rücksichtslosigkeit, preßten den Provinzen alle wirtschaftlichen Güter ab, um lecker tafeln zu können, zogen die Habe der politisch Verdächtigen ein, ließen nach Freiheit Lüsterne enthaupten und fanden an vielen anderen Gewohnheiten des Despotismus großes Behagen. Was sie thaten, blieb für die Autokraten Europas vorbildlich. Sie verkehrten nicht mit unterrichteten Männern, sondern mit wertlosen Hofschranzen, mit Schmarotzern und Augendienern. Ihr Majestätsdünkel schlug oft in helle Tollwut um, wie bei Nero. Wie verächtlich gab sich dieser Mann als Schauspieler, Dichter, Sänger und Kutscher bei öffentlichen Aufführungen, nach denen nicht applaudirende Zuseher vom Leben zum Tode gebracht wurden. Wie erbärmlich war Sejanus, der vor seiner eigenen Statue niederkniete und sie als sein eigener Priester beweihräucherte! Wie niederträchtig war Caligula, der sich selbst für einen Gott erklärt und in das Priestercollegium dieses Neugottes ein Roß aufgenommen hatte, was übrigens ein guter Narrenwitz war. Dieser Unhold blitzte und donnerte mit Maschinen und verkroch sich bei wirklichen Gewittern unter sein Lager.

Derselbe Caligula, der in neun Monaten einen Betrag von 500 Millionen Mark für Feste und Wettrennen verthan hat, ließ sich im Circus vom Volke vierzigmal zurufen: „Einen Fürsten, wie du bist, haben wir uns immer gewünscht!" und achtzigmal: „Du bist uns Vater, Bruder, Freund, du bist ein guter Senator und echter Fürst!" — welche Zurufe der „echte Fürst" immer mit Peitschengeknall erwiderte. Trotz aller Brüderlichkeit ließ er eines Tages aus der Zuschauerschaft ein Dutzend Menschen herausgreifen und wilden Bestien vorwerfen, weil sie sich neugierig auf der Circustreppe gedrängt hatten. Das schaulustige Volk war darüber nicht etwa empört, sondern der neuen Unterhaltung wegen hoch erfreut!

Die großstädtische Pöbelmenge wurde unter den römischen Kaisern eine Macht, welche politischen Zwecken zulieb von der Nobilität, dem Pöbel im Obergeschoß der römischen Gesellschaft, umschmeichelt und bestochen wurde. Die Bestechungssummen wurden in den Provinzen erpreßt.

Der römische Adel war um nichts besser als die Feudalen des Mittelalters und der römische Pöbel glich aufs Haar den bestechlichen Camelots von Paris, die für politische Demonstrationen auf die Straße geschickt werden. Alles Schlechte bleibt jung! Alle Thorheiten wollen unsterblich sein!

Es wucherten denn im römischen Reiche alle Formen sittlicher Verkommenheit; der Besiegte büßte seine persönliche Freiheit ein; der zahlungsunfähige Schuldner wurde mit Leib und Gut rechtloses Eigentum des Gläubigers; die Sklaven wurden als Sache behandelt; das Recht, zu lieben und zu heiraten, wurde frevelhaft eingeschränkt. Auf allen Linien des öffentlichen Lebens siegte das Gemüt- und Vernunftlose.

Die cäsaristische Entsittlichung des römischen Volkes gab sich in schmachvollen Denunziationen, in niedrigen Genußformen, in widrigen Streberschaften, in würdelosem Schmarotzertum und abscheulichem Personencultus kund. Die römischen Imperatoren gefielen sich in verzückten Kundgebungen der Selbstanbetung, in üppigen Äußerungen reizbarer Geschlechtlichkeit und in entsetzlichen Strafen, die in Blendungen, Verstümmelungen und im Foltern vor Hinrichtungen bestanden.

Die Ruchlosigkeit der römischen Kaiser durchseuchte die ganze Bevölkerung und verdarb auch Personen von schöpferischer Begabung. So gestanden Dichter aufrichtig, sie wären nur „despotentreue Hunde, die sich mit den Brocken vom Tische des Herrn begnügen wollten".

Die orientalische Wahnpest von der Göttlichkeit der Alleinherrscher hat auch in Rom grelle Sinnlosigkeiten aufblühen lassen. So wurden Bett und Kleider eines vergöttlichten Imperators für heilig erklärt. Göttlich sein war das Gegenteil von sittlich sein. Die Frucht der überschwänglichen Verehrung des kaiserlichen Gottmenschen war der Knechtsinn der Römer. Diese waren so verrückt, beim Genius des lebenden Kaisers zu schwören, welchem außer dem Geist auch noch eine Oberseele zugesprochen wurde. Man wundere sich nicht darüber, denn es giebt noch heute Leute, die es genau sehen, wie die Unvertilgbarkeit der Kraft im Bewußtsein die Augen aufschlägt und welche dieser ewigen Potenz: dem unsterblichen Geiste, wonnetrunken die Wange streicheln. Solche Vierteldenker sind noch bedauernswerter,

als die Ganzdummen, die in der Luft allerhand „Transscendentales“ herumfliegen lassen.

Römische Kaiser machten es orientalischen Despoten nach, als auch sie Götter zu ihren Leibeigenen herabsetzten, die ihre Thronrechte stützen mußten.

Augustus hat die Verehrung des lebenden Kaisers eingeführt und sein Bild wurde in Lagertempeln andächtig betrachtet. Die Augustalen waren die Priester für des Kaisers Verehrung. Im Übrigen war Augustus so klug, zu verordnen, daß ihm nur in Gemeinschaft mit der Göttin Roma Heiligtümer in den Reichsprovinzen errichtet werden dürfen und heuchelte damit, daß ihm nur als Reichsvertreter sacrale Ehren gebühren. Die Griechen haben auf dieses göttliche Gepräge der Herrschaft des Augustus immer wieder hingewiesen, als sie sich ihre Rechte und Freiheiten von ihm besiegeln ließen. Auf griechischen Münzen wurden römische Kaiser als Gründer und Retter oder als Befreier der Welt bezeichnet. Nero wurde als Zeus Eleutherios oder als Heil der Welt dargestellt. Das zeigte eine starke Verdunkelung des politischen Verstandes der Menge an.

Wie klug war gegenüber Nero Hadrian, der als Herrscher gelobte, der Allgemeinheit zu nützen und den Staat immer nach dem Grundsatze verwalten zu wollen, daß es sich um die Sache des Volkes und nicht um seine eigene handle.

Die römischen Kaiser Aurelian und Carus glaubten nicht unbescheiden zu sein, als sie sich auf den Reichsmünzen: Gott und Herr nannten. Dio, ein Zeitgenosse der Severe, wies auf das Vorrecht der Kaiser hin, von der Befolgung der Gesetze befreit zu sein.

Dieses Vorrecht beanspruchten für sich auch Herrscher des 19. Jahrhunderts, welche beschworene Verfassungen in die Luft sprengten, weil sie ihre Ellbogenfreiheit beschränkten und welche politische Freidenker bis in den Tod hinein verfolgten. Auch sie glaubten wie Aurelian und Carus „Götter und Herrn“ zu sein und deshalb Bildung, Herz und Einsicht nicht nötig zu haben. Es winken sich .eben die absoluten Herrn aller Zeiten verständnißvoll zu.

Die berüchtigte Furcht des Herrn wurde in dem sittlich morschen römischen Kaiserreich zum allgemeinen Zucht- und Er-

Der römische Adel war um nichts besser als die Feudalen des Mittelalters und der römische Pöbel glich aufs Haar den bestechlichen Camelots von Paris, die für politische Demonstrationen auf die Straße geschickt werden. Alles Schlechte bleibt jung! Alle Thorheiten wollen unsterblich sein!

Es wucherten denn im römischen Reiche alle Formen sittlicher Verkommenheit; der Besiegte büßte seine persönliche Freiheit ein; der zahlungsunfähige Schuldner wurde mit Leib und Gut rechtloses Eigentum des Gläubigers; die Sklaven wurden als Sache behandelt; das Recht, zu lieben und zu heiraten, wurde frevelhaft eingeschränkt. Auf allen Linien des öffentlichen Lebens siegte das Gemüt- und Vernunftlose.

Die cäsaristische Entsittlichung des römischen Volkes gab sich in schmachvollen Denunziationen, in niedrigen Genußformen, in widrigen Streberschaften, in würdelosem Schmarotzertum und abscheulichem Personencultus kund. Die römischen Imperatoren gefielen sich in verzückten Kundgebungen der Selbstanbetung, in üppigen Äußerungen reizbarer Geschlechtlichkeit und in entsetzlichen Strafen, die in Blendungen, Verstümmelungen und im Foltern vor Hinrichtungen bestanden.

Die Ruchlosigkeit der römischen Kaiser durchseuchte die ganze Bevölkerung und verdarb auch Personen von schöpferischer Begabung. So gestanden Dichter aufrichtig, sie wären nur „despotentreue Hunde, die sich mit den Brocken vom Tische des Herrn begnügen wollten“.

Die orientalische Wahnpest von der Göttlichkeit der Alleinherrscher hat auch in Rom grelle Sinnlosigkeiten aufblühen lassen. So wurden Bett und Kleider eines vergöttlichten Imperators für heilig erklärt. Göttlich sein war das Gegenteil von sittlich sein. Die Frucht der überschwänglichen Verehrung des kaiserlichen Gottmenschen war der Knechtsinn der Römer. Diese waren so verrückt, beim Genius des lebenden Kaisers zu schwören, welchem außer dem Geist auch noch eine Oberseele zugesprochen wurde. Man wundere sich nicht darüber, denn es giebt noch heute Leute, die es genau sehen, wie die Unvertilgbarkeit der Kraft im Bewußtsein die Augen aufschlägt und welche dieser ewigen Potenz: dem unsterblichen Geiste, wonnetrunken die Wange streicheln. Solche Vierteldenker sind noch bedauernswerter,

als die Ganzdummen, die in der Luft allerhand „Transscendentales" herumfliegen lassen.

Römische Kaiser machten es orientalischen Despoten nach, als auch sie Götter zu ihren Leibeigenen herabsetzten, die ihre Thronrechte stützen mußten.

Augustus hat die Verehrung des lebenden Kaisers eingeführt und sein Bild wurde in Lagertempeln andächtig betrachtet. Die Augustalen waren die Priester für des Kaisers Verehrung. Im Übrigen war Augustus so klug, zu verordnen, daß ihm nur in Gemeinschaft mit der Göttin Roma Heiligtümer in den Reichsprovinzen errichtet werden dürfen und heuchelte damit, daß ihm nur als Reichsvertreter sacrale Ehren gebühren. Die Griechen haben auf dieses göttliche Gepräge der Herrschaft des Augustus immer wieder hingewiesen, als sie sich ihre Rechte und Freiheiten von ihm besiegeln ließen. Auf griechischen Münzen wurden römische Kaiser als Gründer und Retter oder als Befreier der Welt bezeichnet. Nero wurde als Zeus Eleutherios oder als Heil der Welt dargestellt. Das zeigte eine starke Verdunkelung des politischen Verstandes der Menge an.

Wie klug war gegenüber Nero Hadrian, der als Herrscher gelobte, der Allgemeinheit zu nützen und den Staat immer nach dem Grundsatze verwalten zu wollen, daß es sich um die Sache des Volkes und nicht um seine eigene handle.

Die römischen Kaiser Aurelian und Carus glaubten nicht unbescheiden zu sein, als sie sich auf den Reichsmünzen: Gott und Herr nannten. Dio, ein Zeitgenosse der Severe, wies auf das Vorrecht der Kaiser hin, von der Befolgung der Gesetze befreit zu sein.

Dieses Vorrecht beanspruchten für sich auch Herrscher des 19. Jahrhunderts, welche beschworene Verfassungen in die Luft sprengten, weil sie ihre Ellbogenfreiheit beschränkten und welche politische Freidenker bis in den Tod hinein verfolgten. Auch sie glaubten wie Aurelian und Carus „Götter und Herrn" zu sein und deshalb Bildung, Herz und Einsicht nicht nötig zu haben. Es winken sich .eben die absoluten Herrn aller Zeiten verständnißvoll zu.

Die berüchtigte Furcht des Herrn wurde in dem sittlich morschen römischen Kaiserreich zum allgemeinen Zucht- und Er-

ziehungsmittel erhoben. Der Sohn sollte den Vater fürchten und ihm unbedingt gehorchen, der Bürger hatte den Herrscher und überdies die Götter zu fürchten. Die Assyrier und Juden zitterten ebenfalls vor der fürchterlichen Majestät Gottes. Nicht minder die Christen, die vor dem jüngsten Tag, vor Hölle und Fegefeuer Respect haben sollen. Und doch ist die Furcht ein elendes Mittel für die Aufzucht der Sittlichkeit.

Der römische Hausvater war ein Zwingherr innerhalb der Familie. Seinem uneingeschränkten Willen gegenüber waren Frau, Kind und Sklave rechtlos. Sein neugeborenes Kind war eine vertilgbare Sache. Nur Söhne und die erste Tochter waren vor der Aussetzung geschützt. Das Leben hatte in seinen Augen keinen sittlichen Wert. Ebensowenig hat für den pater familias des Staates das Leben seiner Unterthanen bedeutet.

* * *

Je weiter sich die Grenzen des römischen Reiches spannten, desto mehr wuchs dessen sittliche Entartung. Jede neue Provinz war eine neue Tummelstätte für habsüchtige Verwalter derselben. Mit der Habgier der Proconsuln, Proprätoren und Generalpächter verbanden sich niedrige Antriebe der Herrschsucht und Usurpation. Verfolgt der Staat nicht sittliche Zwecke, so müssen unsittliche Gewalten siegen. Die beiden Triumvirate waren Bündnisse machtlüsterner Selbstsucht. Überall drängte sich gedankenloser Egoismus in den Vordergrund. Der Meistbietende erhielt ein öffentliches Amt und das Volk lechzte nach Kriegsruhm und Unterhaltungen, die es gegen seine Freiheiten eintauschte. Äckerlose erschienen den Bürgern des römischen Militärstaates wertvoller als Freiheitsrechte.

Daß der Ruhm der Waffen oft die Schmach der Menschen bedeutet, zeigen die römischen Eroberungskriege. Diese entfesselten alle Raubtiertriebe der Feldherrn und Soldaten. Man denke an das sechs Tage dauernde Morden in dem eroberten Carthago, dessen Baudenkmale zertrümmert wurden und dessen Einwohner das Joch der Sklaverei tragen mußten, weil Rom neben sich keine durch Handel, Wohlstand und Cultur einflußreiche Nebenbuhlerin dulden wollte. Numantia in Spanien ist auch einer

Massenschlächterei erlegen. Die Numantiner wollten die Zerstörung ihrer Stadt durch Scipio nicht überleben. Lieber tot, als unfrei und rechtlos! Es ist bezeichnend, daß durch das Christentum Helden dieses Schlages nicht erzogen wurden.

Selbstlose Kämpfer im Ideendienste gab es in der Republik genug. So sind Tiberius und Cajus Grachus tapfer der Selbstsucht der Optimaten entgegengetreten und sind für die Rechte der benachteiligten Bürger eingestanden. Tiberius, der edle Anwalt der rechtlosen Armut, wurde vom römischen Adel gemeuchelt. Cajus Grachus gehörte zu jenen Helden der Geschichte, die ein Rechtsideal höher stellen als ihr Leben und ließ sich von einem Sklaven töten. Die Mörder seines Bruders, sittlich verkommene Untermenschen, freuten sich aber des Sieges ihrer schlechten Sache.

So lange die Römer ihre Könige wählten, blieben sie des Einflusses auf ihr politisches Geschick bewußt; sie schränkten die Könige als Vertreter der Volksmacht durch Senat und Comitien ein. Wenn auch Könige zugleich Heerführer waren, blieb doch das freie Selbstbestimmungsrecht des Volkes aufrecht stehen, denn der König war nur ein gewählter Beauftragter, ein Diener des Volkes. Das war ein vernünftiges Verhältniß, welches durch die römischen Kaiser ins grelle Gegenteil umgesetzt wurde. Auch in Rom bewies der Despotismus seine Gedankenarmut durch das stetige Wiederholen derselben Lasterformen und durch dieselben sinnlosen Selbstgespräche im Machtrausche.

Dem Mitgeteilten ist zu entnehmen, daß sich seit Jahrtausenden alle Gestalten der Alleinherrschaft zum Verzweifeln ähnlich sahen, und daß die Rückkehr zu den einfachen Formen der Selbstverwaltung des Volkes, wie sie in den Anfängen staatlicher Bildungen bestand, in das Programm idealer Lebensziele aufgenommen zu werden verdient.

VII. Wissen und Sittlichkeit im Vatican.

1. Pflege des Wissens.

Dem General Napoleon Bonaparte haben in Egypten einige Gelehrte die Haltlosigkeit des Gottesglaubens nachgewiesen. „Das ist alles recht geistvoll, was Sie sagen", meinte Napoleon, der naturwissenschaftlich Ungebildete; „allein wer hat das alles gemacht?" fragte er und wies auf die Sterne.

Ein englischer Missionär stellte dieselbe Frage an einen Neger und dieser erwiederte: „Wer die Sterne gemacht hat, geht den Menschen nichts an; die waren immer da und sie wurden gar nicht gemacht." So ist es auch. Napoleon I. besaß nicht so viel Einsicht, als die filosofirende Schwarzhaut, die in Gott ein Seitenstück zu einem Handwerker nicht erblicken konnte.

Mehr Verstand als Napoleon I. besaßen auch die altegyptischen Priester, welche die Gestaltung der Welten aus einem Urstoff zugaben. Die römisch katholischen Priester konnten sich zu dieser Auffassung nicht erheben, auch ihr Oberhaupt im Vatican nicht, der ja einen Weltenschöpfer notwendig brauchte, um dessen Stellvertreter sein zu können.

Wie der Gott beschaffen ist, dessen irdischer Statthalter der Papst sein sollte, wurde diesem nach der Bibel nicht ganz klar. Gott war vor allem ein Wetterherr; der Donner war seine Stimme und in Blitzen sprach er seinen Zorn, im Sturme seinen Unmut aus, während er auch als Verwalter wasserreicher Wolkenkufen gedacht wurde. Allmächtig mußte Gott vor allem sein, damit der Papst aus dieser Eigenschaft seine Machtherrlichkeit ableiten könnte. Bald wurde dem Christengott alle Naturgüte gedankt, bald wurde seine Rachsucht und seine rücksichtslose Gewalt gefürchtet, die sich in jeder Unbill der Natur aussprach.

Die Päpste haben vor allem den schlechtgelaunten Gott vertreten. Es war nicht ihre Sache, genau zu untersuchen, wie sich der Gottesgedanke entwickelt hat. Die Herrn im Vatican begnügten sich damit, die Götter aller Religionen niederzuwettern, die abseits vom Christentume standen, ohne zu ahnen, daß man die eigene Gottheit entthront, wenn Himmelsherrn in anderen Trachten das Daseinsrecht bestritten wird.

Die Päpste erbauten sich an den Eigenschaften ihres göttlichen Herrn nicht. Dieser wurde als allwissend geschätzt, die Päpste haben aber das Wissen gering gehalten; — Gott wurde als allgütig und allbarmherzig belobt, — den meisten Päpsten blieben aber die Eigenschaften eines guten Herzens fremd. Alle Mängel, die einem üppigen Machtbewußtsein und einer allzu reizbaren Eigenliebe entspringen, waren Päpsten eigen. Diese ungünstigen Merkmale sittlicher Verwahrlosung mußten auftreten, weil der Glaube der Päpste, Rechtsanwälte Gottes zu sein, zu allen Entartungsformen des Größenwahns unvermeidlich führte.

Es ist eine marklose Ansicht, daß alles zu verzeihen sei, wenn man die Gründe der Erscheinungen erkenne. Es gibt Frevel, welche unverzeihlich bleiben, auch wenn man hinter deren Ursachen blickt. Erfaßt man die Größe der bildungsfeindlichen Einflüsse der Päpste, so muß der Wunsch reifen, daß dieses culturhemmende Amt beseitigt werde. Mit den Päpsten würden eben alle Entartungen ihres Größenwahns und alle gemeinschädlichen Folgen ihrer Existenz aufhören.

Erlaubt dies aber die christliche Moral, deren Kostbarkeiten von Schwärmern so gerühmt werden? — Wenn Jemand, so müßten die Häuptlinge der katholischen Christenheit als Stellvertreter Gottes auf Erden in Sittlichkeit strahlen und ihr Wissen müßte weithin leuchten, ohne welches das Erkennen der Pflichten nicht möglich ist.

Wenn man in den geschichtlichen Werken über das Papsttum von J. Döllinger, J. M. Schröckh, Ferd. Gregorovius, W. Wattenbach, H. Wilfrid, Leop. Ranke, ja selbst in den kirchlich befangenen Papstgeschichten von J. Hergenröther, Abbé Ph. Müller u. a. blättert, so drängt sich aus den Schilderungen des römischen Pontificats die Frage vor, wie es denn möglich war, daß sich durch 19 Jahrhunderte die Völker Europas und

deren Schäfer die Anmaßungen der Herrn im Vatican gefallen ließen.

Die Deutschen machten allerdings den Versuch, an den päpstlichen Absolutismus die verbessernde Hand anzulegen, allein an dieser morschen Gemeinschädlichkeit kann überhaupt nichts verbessert werden.

Man hat im Vatican die kriegerischen Deutschen immer gehaßt, weil sie der päpstlichen Herrschsucht nackensteif entgegentraten. Martin V. liebte die Deutschen so wenig, daß er sie in einem Fischteich als Karpfen versammelt wünschte, um sie als Hecht sämtlich verschlingen zu können. Dieser Witzkopf und Menschenfreund wurde heilig gesprochen. Die Päpste lieferten überhaupt viele Heilige, was ja bei ihrer hervorragenden Unbelehrtheit und sittlichen Zurückgebliebenheit begreiflich ist. Vernünftige Leute, die Heiligen der Zukunft, wurden von ihnen immer nur verflucht und in den Tod hinein verfolgt.

Prüfen wir denn, wie es mit dem Wissen der Päpste bestellt war. Das Ungereimte war ihres Beifalls stets sicher. Wie man weiß, wurde über die Dreieinigkeit viel Häckerling gesprochen. Man hielt es für genial, als ein Papst den Sohn nicht für geschaffen, sondern für gezeugt erklärte. Das Zeugungsgeschäft hat die Herrn im Vatican immer lebhaft interessirt. Die Leugner der Göttlichkeit Christi wurden ebenso zertreten, wie jene Unerfahrenen, welche mit der Bibel behaupteten, Jesus habe Brüder und Schwestern besessen.

Wegen ihrer Ansichten über das dogmatische Kleinod der Erbsünde wurden ganze Scharen afrikanischer Bischöfe vom Papste Zosimus (417—418) verdammt. Das Lachen darüber wäre sachgemäßer gewesen.

Ein Mann des Wissens war Papst Gregor I. zwar nicht, aber er war Sportsmann, denn er liebte die Kunst und heilige Knochen. Das Heidentum aber haßte er und verdammte das Lesen der griechischen und lateinischen Klassiker. Einem Bischof untersagte dieser Unfehlbare das Lehren der Grammatik, weil man Christus und Jupiter nicht mit demselben Munde loben könne. Sein Wahlspruch war: Unwissenheit ist die Mutter der Frömmigkeit. Er verbot auch mathematische Studien und verbrannte in Rom die palatinische Bibliothek. Bei dieser hervor-

ragenden Unbildung und Unwissenheit konnte diesem Papste der Beiname des Großen nicht entgehen.

Hätte Gregor alle die Bücher gelesen, welche er verbrennen ließ, so hätte er vielleicht aus ihnen erfahren, daß sich in Religionen geflüchtet hat, was nie gewesen, daß der christliche Satanas eigentlich ein alter Perser und die Auferstehung am dritten Tage ein vom erânischen Edelrost überzogener Glaubenssatz ist. Er hätte auch bei elementarer naturwissenschaftlicher Bildung nicht in Mammuthknochen die Reste heiliger Riesen vermutet.

Beim Papste Innocenz VIII. hat die Zurückgebliebenheit im Wissen zu argen Freveln geführt. Dieser Entsetzliche hat in seiner Bulle vom J. 1484 die Verfolgung von Hexen empfohlen. Frauen sollten nicht mehr, wie dieser Mann der Hexenwissenschaft feierlich äußerte, mit Teufeln buhlen, das Ehebett mit Unfruchtbarkeit schlagen und Feldfrüchte vernichten. Dieser Wissenschaft wurden von Päpsten die Wege freigehalten; leider fielen ihr hunderttausende von Menschenleben zum Opfer.

Aus allen Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung winkten sich päpstliche Hohlköpfe zu und suchten sich an graziösen Schalkereien zu überbieten. So hatte ein Hausherr im Vatikan den glorreichen Einfall, die Behauptung, daß es Gegenfüßler gebe, für gottlos zu erklären. Ein anderer konnte jenen reichen Frauen, die ihm eine größere Geldsumme schenken würden, in Aussicht stellen, daß sie dieser Schenkung wegen und durch seine Fürbitte „Schwiegermütter Gottes“ werden.

Ein anderer Komiker des Vaticans bezeichnete als leichte Sünden, die im Fegefeuer unbedenklich abgescheuert werden können, unmäßiges Lachen, müßiges Schwätzen und allzueifriges Staubabwischen der Hausfrauen.

Ein besonders strenger Herr mit der Tiara versicherte, daß alles Böse in den Geschlechtsorganen wohne, die bei ihrem Zusammenkommen die Erbsünde niederträchtig fortpflanzen. Es gab Filosofen auf dem Petersstuhle, welche von dem Rechte des Teufels auf den Menschen sprachen, das ihm jedoch durch die menschliche Erscheinung Christi von Gott listig entwunden wurde. Der Mensch wäre demnach ursprünglich nichts als ein Teufelsbraten gewesen.

Es gibt in der That erhabene Thorheiten, deren Gipfel sich in den Wolken verlieren. Eine solche imposante Thorheit ist dem Kopfe des Papstes Deusdedit entsprossen. Dieser Stellvertreter der göttlichen Weisheit äußerte, die Ehe jener Eltern sei gelöst, die ihr Kind aus der Taufe heben. Sie träten dadurch zum Kinde in eine geistliche Verwandtschaft und dadurch werde die natürliche Vaterschaft aufgehoben. Kann man sich etwas Verschobeneres denken?

Tiefschattig war auch die Unwissenheit des Papstes Zacharias, der einen braven Bischof der Ketzerei bezichtigte, weil er die Kugelgestalt der Erde behauptete. Wie sich da Wissen und Wohlwollen küssen! — Zerklüftet waren auch die Denkverrichtungen des Papstes Vigilius, der dieselben Glaubenssätze bald guthieß, bald verdammte, je nachdem er sich vom Satan beherrscht oder von Gott erleuchtet hielt.

Ein anderer geistvoller Papst stellte, um Banditen auszurotten, vergiftete Lebensmittel auf, wobei viele arme Landleute umkamen. Gregor XV. befahl der Inquisition, jene Personen lebenslänglich einzukerkern, die durch einen Vertrag mit dem Satan Impotenz, Viehseuche oder Hagelschlag zu Wege bringen. Kann man dümmer sein? Allerdings! Besonders wenn man Papst Urban VIII. heißt. Dieser äußerte nach Ranke: Der Ausspruch eines lebenden Papstes sei mehr wert, als die Satzungen von hundert verstorbenen. Ebenso genial war Innocenz X., der zugab, von der Theologie nichts zu verstehen; durch seine Päpstlichkeit habe er jedoch „eine so große Geistesöffnung empfangen“, daß er die Gegenwart des heiligen Geistes „handgreiflich empfunden habe“.

* * *

Die Päpste und deren priesterliche Heerscharen hielten sich an die köstliche Bibelstelle: „Das Wissen bläht auf“. Diese Mahnung wurde in die Herzen katholischer Priester geschlossen und dort sitzt sie noch heute. Ihr zulieb konnten viele Äbte samt ihrem Kapitel im 12. Jahrhundert nicht schreiben und hat die Kirchenversammlung in Tours 1163 das „sündhafte Lesen“ fysikalischer Schriften verboten. Allen Päpsten mußte

Profet Mohamed als arger Ketzer erscheinen, weil er in einem lichten Augenblicke äußerte: „Die Tinte der Gelehrten ist heiliger als das Blut der Märtyrer".

Papst Bonifaz VIII. war auch ein Verehrer heiliger Knochen und die Fortdauer des Beingerüstes verbürgte ihm die Unsterblichkeit. Hätte man diesem Oberpriester jene athenische Münze gezeigt, welche den nackten Poseidon und Pallas Athene neben einem Baume zeigt, um den sich eine Schlange windet und in dessen Laub eine Eule sitzt, so hätte dieser Vollkommene eine teuflische Verhöhnung der ersten Unkeuschheit im Paradiese darin erblickt. In Wirklichkeit bezieht sich diese Darstellung auf eine Sage, nach welcher Poseidon und Athene um den Besitz von Attika zusammen stritten.

Wie von Päpsten dem Wissen angelegentlich Vorschub geleistet wurde, beweisen die Censurvorschriften des vaticanischen Index. Man hielt sogar die theologischen Streitschriften der Kapuziner und Franziskaner für höchst gefährlich und setzte sie auf das Verzeichniß der verbotenen Bücher. Papst Leo XIII. war so nachsichtig, diese Kapuzinaden für unbedenklich zu erklären; dagegen schärfte er in seinen Censurvorschriften Priestern ein, kirchliche oder weltliche Arbeiten ohne vorhergegangene bischöfliche Censur nicht drucken zu lassen, damit der demokratisch gesinnte niedere Clerus an dem Gefüge der Kirche nicht rüttle. Er möge nur kräftig rütteln; diese Anstalt für Erhaltung der Unwissenheit kann nicht früh genug in Trümmer fallen.

Wie tief der ungebildete Mensch in Abgründe der Albernheit sinken kann, beweist Papst Pius IX., der in seinem Syllabus mit dem Bannfluche jene bedrohte, welche die Vernunft als einziges Richtmaß für das Wahre und Falsche anerkennen, Wunder nicht gelten lassen und die Wissenschaft über den Glauben und die göttliche Offenbarung stellen. Darin liegt eine Selbstverurteilung der Kirche, greller und entschiedener nicht zu denken.

Demselben Papst wird der Ausspruch in den Mund gelegt, er kenne nichts, was revolutionärer sei, als festgewurzelte Mißbräuche, die zuletzt alles zerstörten, während Reformen jeden Staatskörper verjüngten und wiederherstellten. Diese Äußerung

ist so vernünftig, daß sie unmöglich zuerst von einem Papste gedacht werden konnte.

Wie im Vatican das Wissen geschätzt wurde, bewies auch Johann XXII.', welcher den Astronomen Cecco d'Arcoli verbrennen ließ, weil man mit Gott im Naturwissen nicht wetteifern dürfe. Geärgert hat diesen Mann auch der Orden der Spiritualen, welche nach dem Vorbilde Christi der höchsten Armut huldigten. Er übergab 114 dieser Bedürfnißlosen dem Feuertode und scharrte einen Schatz von Juwelen und 22 Millionen Goldgulden zusammen. Bei ihm zeigte sich's deutlich, wie sich brutale Unwissenheit mit Grausamkeit versippt.

Dieser päpstliche Querkopf mußte es erleben, daß seine Ansicht, die Seelen könnten erst nach dem jüngsten Gerichte Gott vollkommen schauen, auf einer Synode für ketzerisch erklärt wurde und er mußte seinen wunderbar stumpfsinnigen Einfall widerrufen.

Einen grotesken Satyrtanz führten Dünkel und Dummheit in der Bulle des Papstes Clemens VI. auf, in welcher dieser Unfehlbare den Engeln befahl, die Seelen jener Pilger, die auf dem Wege nach Rom sterben, mit Umgehung des Fegefeuers unmittelbar in den Himmel zu begleiten. Fürwahr, es reichte wenig Verstand zum Papstsein hin.

Schon im 12. Jahrhundert wurde Mönchen das sündhafte Lesen fysikalischer Schriften verboten. Da das Lesen eine glaubensgefährliche Fertigkeit war, so unterließen es Klosterleute nur zu häufig, lesen zu lernen. Am bedenklichsten kam ihnen das Bekanntwerden mit griechischen Dichtern vor, die nicht einmal Christen waren und den Göttern Böses nachsagten. Für ein frommes Gemüt sind in der That die genialen Betrachtungen des Aischylos im Prometheus über die niedrige Rachsucht und menschenfeindliche Gesinnung des Zeus aufreizend. Auch Euripides wettert in seinen Dramen gegen die Härte der Götter. Er sagt ihnen nach, daß sie die Urheber eines jeden Menschenunglücks seien und „unerwartete Blitze" gegen die Sterblichen schleudern. Die entmannende christliche Demut ist jedoch mit allem von Gott Verhängten zufrieden, auch mit bösen Heimsuchungen, die als bloße Neckereien der göttlichen Liebe geduldig hingenommen werden. Bei diesem Unterschiede der Grundansichten muß man es begreiflich finden, wenn von christlichen

Mönchen alte griechische Manuscripte als Stützen von Weinfässern verwendet wurden.

Immer winkten die Hausherrn im Vatican von der Beschäftigung mit irdischen Dingen ab, damit darunter nicht die Seelen im Nachdasein leiden. Jener ketzerische Frechling, der die Seelsorge ohne Seelen für eine eitle Sache bezeichnet hätte, wäre sofort von einem Scheiterhaufen verzehrt worden.

Wie Basaltfelsen starren die Grundansichten des Papsttums in unsere Tage hinein! So hat Gregor XVI. im Jahre 1832 die Gewissensfreiheit als eine wahnsinnige Ungereimtheit und die Preßfreiheit als einen pestartigen Irrwahn in einer Encyklika bezeichnet und der unvergeßliche Dogmendichter Pius IX. (1846—78) erklärte es in seinem Syllabus für einen verdammenswerten Irrtum, die Versöhnung des Papstes mit der modernen Civilisation für möglich und wünschenswert zu finden.*)

Es wird fürwahr ein historischer Tag sein, an dem die europäischen Regierungen feierlich erklären werden, daß für das Papsttum in der gebildeten Gesellschaft kein Platz zu haben ist. Der letzte Papst kann vor der Statue des verbrannten Filosofen Giordano Bruno Bußgebete verrichten. Gefrevelt haben eben alle Päpste gegen die Wissenschaft: die von ihnen angezündeten Bibliotheken in Alexandrien, in Rom und in Athen beweisen es. Immer waren sie auf der Jagd nach „Filosofenvieh" (pecudes filosoforum); immer hielten sie es mit den „Einfältigen der Welt", die seit jeher Gott ebenso wie die „Illiteraten und Ungebildeten" erwählt habe, um die Filosofen und Redner zu beschämen.

Auf diesem Boden steht noch heute die päpstliche Herrschaft, die kirchliche Unwissenheit, die Anmaßung des Glaubens. Das Papsttum wird an seinen Sünden zu Grunde gehen, weil es unverbesserlich ist.

* * *

---

*) Papst Pius IX. erwies die Tiefe seiner Bildung und Einsicht in der Vorliebe für Weihwasser, welches die Millionen böser Engel verscheuche, die jetzt unternehmender denn je ihr Geschäft betreiben. Deshalb war dieser Papst von einer Schrift Gaumes über das Weihwasser entzückt, ohne zu ahnen, daß dieser Gaume eigentlich mehr dem hochheidnischen Schamanismus huldige. Einem so schlechtunterrichteten Menschen, wie es Pius IX. war, mußte es allerdings leicht werden, im Syllabus die Wissenschaft zu verdammen.

2. Päpste als Vertreter des Größenwahns.

Giftmenschen gibt es ebenso gut wie giftige Tiere. Über je mehr Macht ein Mensch verfügt, desto mehr Anreiz findet er, sie zu mißbrauchen; — je mehr er mit Vorrechten ausgestattet wird, desto herzloser tritt er das Recht anderer nieder; — je üppiger sich sein Selbstgefühl entwickeln kann, desto reicher setzen sich an dieses — krankhafte Entartungen und desto eher kann er Giftmensch mit derselben Grundhältigkeit genannt werden, mit welcher die Babylonier von bösen Scorpionmenschen sprachen, die sie auch in Tiefschnitten darstellten.

Bei Päpsten findet man eben wegen ihrer weitgreifenden Machteinflüsse und Vorrechte den meisten Anlaß zu moralischen und zu Hirngebrechen, — zur Herrschsucht, die alle Grenzen überschreitet, — zur Habsucht, die nach frevelhaften Bereicherungsmitteln langt und zur Grausamkeit, bei welcher rücksichtslos viel Gift vergeudet wird.

Warum es so ist? Die Natur hat eben den Menschen in dessen Rohausgabe mit Fähigkeiten und Antrieben ausgestattet, die ihn als das grausamste Tier erscheinen lassen. Seine Hauptaufgabe bleibt es, sich von dieser entsetzlichen Naturaussteuer zu befreien, die grausame Bestie in sich totzuschlagen. Päpste besaßen diese Absicht nicht, da es ihre Macht und ihre Religion verboten. Sie waren lieber Giftmenschen, was sich mit ihrer Vorliebe für das Macht- und Oberherrliche sowie für das Gottmenschliche vortrefflich vertrug.

Sehen wir uns die moralischen Krankheiten näher an, deren Herd der Vatican seit jeher gewesen. Vor allem waren die Päpste Patienten des Macht- und Größenwahns. Die Autokraten der katholischen Kirche hielten sich, weil sie Träger der Gotteswürde auf Erden zu sein wähnten, für die Urquelle aller Gewalten und glaubten als Gott- und Gipfelmenschen alle hochgetragenen Fürstenköpfe zu überragen.

So recht bezeichnend für den Machtdünkel der Hausherrn im Vatican war die Erklärung des Papstes Cölestin, daß sein Wächter- und Kirchenamt in keine Grenzen eingeschlossen sei und von einem Weltende zum anderen reiche. Für den war die Erde noch nicht rund. Papst Gelasius ging in seinem

Wahnwitz so weit, zu behaupten, daß seine Weisheit jene aller bischöflichen Versammlungen überrage, weil in ihm das Wort Christi ganz besonders wohne.

Ein anderer Patient der Hoffart war Papst Symmachus, welcher der Ketzerei und des Ehebruchs angeklagt, die Behauptung aufstellte, daß man bei Päpsten eine von Petrus ererbte Unschuld und Heiligkeit annehmen müsse. Dieser Einfall des unschuldigen Ehebrechers wurde für das verblüffende Dogma der Unfehlbarkeit später ausgenützt. Derselbe Herr meinte, daß der Bischof von Rom, der selbst Richter über alle sei, außer Gott keinen anderen Richter über sich kenne.

Bei hervorragender Unbildung schossen Größenwahn und Unfehlbarkeitsdünkel zu besonders hohen Halmen im Vatican auf. Das Machtgefühl artete oft in helle Verrücktheit aus. So beim Papste Bonifaz VIII. Dieser Mann versicherte, daß er alle Rechte im Schreine seiner Brust trage; aus diesem ziehe er von Zeit zu Zeit hervor, was er den Bedürfnissen der Welt für angemessen halte. Ein solches Bedürfniß war ihm der Bannfluch gegen Fürsten, die ohne päpstliche Bewilligung Priestern Steuern auferlegten. Dieser Hochsittliche gestand auch, das geistliche Schwert ziehe er selbst, das weltliche lasse er nach Belieben von Königen und Feldherrn ziehen. Kann sich Hoffart deutlicher aussprechen?

Ein anderer machttoller Papst war Johann XXII. Er faselte davon, Gott, vertreten durch den h. Petrus, habe ihm alle Rechte des göttlichen und weltlichen Reiches übertragen. Auf Grund dieser verrückten Ansicht hat dieses Individuum erklärt, daß während der Reichsvacanz alle Gewalt in Deutschland dem Papste zufalle. Da er auch im Himmel Rechte übertragen bekam, so hätte er, im Falle Gott regierungsmüde geworden wäre, auch ihn bei der Weltherrschaft unterstützen dürfen.

Andere Päpste haben in demselben Sinne versichert, der liebe Gott habe ihnen den ganzen flachen Erdboden zum Verteilen an Fürsten und alle Volksherden zum Weiden übergeben. Daß sich die Päpste für Herrn der Erde hielten, bewies u. A. Clemens VI., der die von portugiesischen Schiffern entdeckten canarischen Inseln dem Grafen v. Clermont als päpstliches Lehen schenkte.

Im Sinne dieser Anmaßungen erklärten einige Päpste, daß Heiden und Ungläubige kein Recht auf ihre Länder und Güter besäßen, da die Kinder des christlichen Gottes sie ihnen rechtmäßiger Weise nehmen können. Nach dieser Logik führte Diebstahl zum rechtmäßigen Eigentum und Raub zum ehrlichen Besitz.

Ins Komische sticht der stolze Befehl Alexanders VI., daß beim Zorne der Apostel Petrus und Paulus die Völker des Erdballs mit Ausnahme der Spanier „in der Richtung gegen Indien" nicht Handel treiben dürfen. Prägt sich nicht eine entschiedene Trübung des Verstandes in dieser Insolenz aus?

In seinem Machtrausch hat Papst Hadrian IV. dem Könige von England erklärt, daß Irland und einige andere englische Inseln von Rechtswegen dem Bischofe von Rom gehören. Dieser Papst, vormals ein englischer Betteljunge, wagte es, den Kaiser Friedrich II. Barbarossa wie einen Stallknecht zu behandeln, indem er von ihm verlangte, daß er ihm den Steigbügel halte. Der Kaiser ließ es sich nach einigem Sträuben gefallen. Leider lieferte er dem Papste den wackeren Reformator Arnold von Brescia aus, welchen Se. Heiligkeit erdrosseln und dann verbrennen ließ. Gott gab Ketzern das Leben und seine Stellvertreter glaubten, es vertilgen zu dürfen, sie, die Leuchten der Sittlichkeit.

Im Glanze seiner Oberherrlichkeit stellte Papst Gelasius I. seine Gewalt hoch über die kaiserliche und zwar deshalb, weil er vor Gott Rechenschaft über Kaiser und Könige abzulegen habe. Wer hat es ihm denn gesagt?

Es gibt Geschichtsschreiber, welche den Päpsten Hildebrand und Innocenz III. ein „großes Talent" nachrühmen, weil sie die päpstliche Macht so hochgebracht hätten. Die Begabung des Papstes Gregor VII. zeigte sich darin, daß er die „Sünde als heilig und gebenedeit" pries, weil sie uns Jesum Christum gegeben habe. Das Talent der Heuchelei besaß er auch; denn während er in christlichen Landen Häretiker und Schismatiker verfolgte, versicherte er maurischen Fürsten in Nordafrika, daß Papst und Sultan denselben Gott anbeten und hoffen dürfen, einst gemeinsam in Abrahams Schoß zu ruhen. Abraham wäre kaum darüber vergnügt, alle pästlichen Heuchler und grausame Sultane auf seinem Schoße zu beherbergen.

Papst Innocenz III. ging in seiner maßlosen Überhebung so weit, die große Charte von England für null und nichtig zu erklären, weil sie schlecht und schmählich sei. Wo er hintrat, da wurde ein Raub geteilt, da wurden Ablaßgelder gesammelt, da wurden ganze Länder mit dem Interdict belegt und jede Form des Lasters mußte die Herrschaft dieses Mannes stützen. Dieser Bescheidene hat sich mit der Sonne verglichen, von welcher die Fürsten als Monde ihr Licht erhalten. Indem er Ketzer dem Feuertode übergab, stellte er sich auf die Gesittungsfläche jenes Indianerstammes, der es für eine Tugend hält, Feinde zu braten.

Innocenz III. und Gregor VII. gaben sich als Weltenherrn, denen alle Fürsten unterthan und unterworfen seien. Irrenärzte müßten sie beide jenen Defectmenschen beizählen, denen jeder Maßstab für das sittlich Zulässige und menschlich Anständige bei ihrem hochentwickelten Glaubens- und Eigendünkel abgeht. Solche Defectmenschen spricht man auch heute auf den Hochterrassen der Gesellschaft in Leuten mit einem starken Machtbewußtsein an. Dieses verbindet sich gewöhnlich mit einer nervösen Selbstverehrung, die feierlich vor der Ichmajestät Wache steht. Die verstaubte Ehre der ohne ethische Bekleidung Dastehenden ist leicht verletzt und wird beim leisesten Angriff ungeschlacht verteidigt.

Es wurden bereits die Beziehungen des naturrohen Selbsterhaltungstriebes zu dieser maßlosen Selbstverehrung besprochen. Bei Päpsten, die sich als Platzhalter Gottes geberdeten, steigerte sich dieser Höhenwahn zu einem sinnlosen Machtrausch, weil sie bei ihrer inneren Hohlheit und Beschränktheit in der That annahmen, daß sie alle Gnaden Gottes in der Hand halten.

Zum Glück für die Päpste war die Beschränktheit der abendländischen Fürsten noch größer als die Anmaßungen der römischen Bischöfe. Die Fürsten beugten sich vor dem Irrwahn, die ganze Welt sei Besitz des päpstlichen Stuhles und alle Herrscher seien Vasallen des Herrn im Vatican. Den fürstlichen Schwachköpfen imponirte dieser tolle Dünkel. Besonders hat Papst Hildebrand die Mut- und Urteilslosigkeit seiner fürstlichen Zeitgenossen erkannt und sagte ihnen im Namen Gottes als dessen einziger Vollmachtträger, daß nur er Fürsten mit dem Herrscherrecht belehnen könne.

Drohten die Zwingherrn im Vatican mit dem Bannfluch jenen Fürsten, welche von Geistlichen Steuern erheben wollten, so blieb der Clerus unbesteuert. Nur ein deutscher Landesfürst ließ sich die päpstliche Vordringlichkeit nicht gefallen und zwang einen aus Rom geschickten Legaten eine Bannbulle samt dem Bleisiegel zu verspeisen. Diese Operation wurde mit dem ironischen Wunsche verbunden, daß die Bulle dem päpstlichen Sendboten nicht schwerer im Magen liege, als dem vom Vatican verfluchten Fürsten. Dieser Widerstand war allerdings derb in der Form, allein die Zumutung des Papstes war unerträglich in der Sache.

* * *

3. Herzenspolitik.

Um Einsicht und Wissen kümmerten sich die römischen Bischöfe wenig; an der Wahrheit lag ihnen nicht viel und am Bethätigen menschlichen Wohlwollens noch weniger. Die Wahrheit zu suchen und sittlich zu sein, wähnten sie als Vicare Gottes nicht nötig zu haben, wenn nur der Glaube, die heilige Sinnlosigkeit aufrecht stand.

Das feierliche Bekennen der Unwahrheit ging vom Vatican aus und kehrte, immer achtungsvoll begrüßt, zu ihm zurück. Vom Papste Alexander VII. wußte ein florentinischer Gesandter zu melden, daß er nie ein wahres Wort geredet habe. Seine Hauptbeschäftigung war nichts zu thun und sich dann der bequemen Ruhe hinzugeben.

Innocenz IV. zwang Ketzer durch die Folter, Unwahres zu gestehen, heuchelte Glauben, den er nicht besaß und brach treulos Verträge. Die Vorbilder im Vatican wirkten auf das Volk zurück. Zur Zeit Gregors VI. wurden in Mittelitalien, von Räubern, den Stammvätern des Adels, alle Wege belagert; Pilger wurden ausgeplündert; Priester ergaben sich Bauchgenüssen und schwelgten mit entgegenkommenden Weibern. Die Sicherheit der Straßen Roms und anderer italienischer Städte wurde durch Meuchelmorde getrübt und bewaffnete Adelsleute drangen in Kirchen, um die Altären gewidmeten Gaben fortzuraffen. Gott brauche sie nicht.

Das Sittengericht der Geschichte ist unerbittlich und es sollte eine ernste Lebenspflicht bleiben, seine Verdicte im Interesse der Gesittung zu verwerten. Die ethischen Imperative, die aus der Geschichte der geistlichen Völkerhirten heraushallen, sind besonders beredt und sollten zu strengen Schlußfolgerungen führen.

Vor allem sollten die päpstlichen Fluchconcerte abschreckend wirken, in denen alles Vernünftige und Menscheneble zu Boden gewettert wurde. Leider hat diese böse Anregung den katholischen Clerus stark beeinflußt, der noch heute in seinen literarischen Kundgebungen alles menschlich Anständige und Freigedachte niederschmäht. Die protestantische Orthodoxie thut dies nicht minder.

Ein Fluchvirtuose ersten Ranges war Gregor IX., der in einem Banne den Leib des Kaisers Friedrich II. dem Satan übergab und dessen Unterthanen vom Treueide entband. Derselbe große Flucher verdammte auch die Naturfilosofie und erlaubte in einer Bulle nur dann deren Studium, wenn sie von der Kirche „gereinigt" sein werde. Dieser Reinliche und Wohlwohlende reizte den Angebereifer der Stadtbehörden, indem er ihnen als Lohn für Ketzerfang die Besitzungen der Häretiker überwies. Päpstliche Herzenspolitik!

Zu den stolzesten Herren der Kirchengeschichte werden von geistlicher Seite einige hartsinnige Päpste gerechnet. Ihrer Grausamkeiten wegen sind sie zugleich die grimmigsten Ankläger des Papsttums geworden. Unmensch Johann XII. ließ verhaßten Personen die Augen ausstechen oder sie entmannen; den Anhängern eines Gegenpapstes ließ er Zunge, Nase und Finger abschneiden. Ist ein Tier einer ähnlichen Grausamkeit fähig? Für Geld ließ er einen zehnjährigen Knaben zum Bischof von Poli ordiniren, beschenkte seine Buhlerinen mit wertvollen Kirchengefäßen und that jungen Pilgerinen auf den Gräbern der Apostel Gewalt an. Ein anderer anständiger Papst wetterte die Geistlichkeit mit den Worten an: „Ihr wütet wie eine Stierherde gegen die Kühe des Volkes."

Das Wohlwollen vertrat auch Urban VI. nicht, der mehrere Cardinäle in einem ungesunden Verließ foltern und einen derselben niederstechen ließ, weil er seiner Körperqualen wegen dem Papste nicht schnell genug folgen konnte (wird von Theodorich de

[illegible] Fünf andere Cardinäle, die [illegible] waren ließ der Unhold in [illegible] Fischkessel verscharren. Das [illegible] Verbrecher in Rom auf. Nur zu [illegible]

[illegible] war Papst Pius V., der den [illegible] vernünftigen Kritik ver[illegible] wegen eines harmlosen [illegible] Das Volk hat sich auf den Boden des [illegible] Gottes" nicht gestellt und [illegible] nachgeahmt. Blenden oder [illegible] gegen seine Anmaßungen [illegible] III. ließ tausende von Albigensern [illegible] verdächtig dachten.

[illegible] Prunk und Üppigkeit [illegible] Innocenz III. in einer Kirche [illegible] andere Albigenser wurden [illegible] nachsagten. Schon [illegible] dieser Wohlwollende [illegible] sich von dem gewöhnlichen [illegible] etwas unterscheide [illegible] werden — meinte dieses [illegible] nicht gehorche, müsse [illegible] der nicht blos der [illegible] auch dem geheimen Denken ein [illegible] seiner Glaubensbosheit [illegible] Kinder Freunde [illegible] schwankender Recht[illegible] das Wort zu halten [illegible] Verbrechen der Eltern zu [illegible] Schonungslosigkeit. [illegible] zum Erpressen von [illegible] auf. Kein [illegible] der Angeklagte den kirch[illegible] Man sagte [illegible] aber nicht ge[illegible] sterben müsse. Das war [illegible]

Gregor IX. ließ in einem Kreuzzuge mutige Bauern niederschlagen, weil sie dem Bremer Bischofe ungerechte Steuern nicht bezahlen wollten und weil sie mit dem Teufel im Verkehr ständen. Unbegreiflich grausam war auch Innocenz XI., der im Einvernehmen mit Ludwig XIV. durch Mordbanden die französischen Protestanten zur katholischen Nächstenliebe zurückgezwungen hat. Man kann sich nicht zu Ende wundern, wenn zu Anfang des 20. Jahrhunderts Monarchen und Staatsmänner sich vor den Herrn im Vatican, die auch heute an allen Angriffen gegen die Gesittung teilnehmen, in erheuchelter Achtung tief verbeugen. Und das rechnet sich zur Culturgesellschaft und glaubt berechtigt zu sein, Staaten zu lenken!

Im Jahre 1900 ist man entsetzt über die Grausamkeit der Chinesen gegen Christen, erinnert sich jedoch kaum daran, daß sich Päpste und europäische Fürsten an die Spitze der Verfolgungen der besseren Christen, der Protestanten, im 16. und 17. Jahrhunderte gestellt hatten. Papst Clemens VII. empfahl dem Kaiser Karl V., die Protestanten mit Feuer und Schwert zu vertilgen, weltliche und geistliche Güter einzuziehen, da man gegen Fürsten und Ketzer Geld brauche, wobei Hinrichtungen und Gütereinziehungen Rechtens wären. Dieser Herzenspolitik schloß sich Leo X. an. Den von ihm angeregten Verbrennungen von Ketzern und Protestanten wohnte u. a. der liederliche Lebemann Franz I. von Frankreich mit seinem Hofe wie einem unterhaltenden Schaugepränge an. Glaubenseifer entmenscht, vertiert kann man nicht sagen, denn kein Tier ist so grausam wie der Mensch.

Gäbe es nicht für den Glauben Seelen, so hätten Päpste nie vorgeben können, daß sie Ketzer nur deshalb verbrennen lassen, um deren Seelen zu retten. Gregor IX. hat den Leib des von ihm verfluchten „pestilenzialischen" Kaisers Friedrich II. dem Satan übergeben, um sein Seelenheil zu ermöglichen. Und Friedrichs Verbrechen? Nun er wollte nur glauben, was sich durch die Vernunft erweisen lasse.

Die päpstlichen Vertreter selbstloser Menschenliebe in Rom duldeten und begünstigten auch den Handel mit Kindersklaven. Geistliche und Barone verkauften die Kinder ihrer Leibeigenen an Sarazenen. Gegen Sklaverei und Menschenhandel trat das

Papsttum überhaupt nicht auf; nur sollten die Sklaven nicht getauft sein. Ungetaufte Menschen waren den glaubenssittlichen Herrn in Rom nur Marktwaare.

Im 19. Jahrhundert kämen solche Verstöße gegen Gebote der Menschlichkeit nicht mehr vor, — wendet man ein. Mit der politischen Macht der Päpste würden sofort alle Mißbräuche derselben wiederkehren. Als der Wiener Congreß den Papst Pius VII. in den Besitz des Kirchenstaates wieder einsetzte, führte er sofort wieder die Inquisition, Folterkammern und Jesuiten ein und suchte Freiheitsgedanken durch Henkersknechte zu verdrängen. Politisch Vernünftigen drohte von Seite der päpstlichen Justiz der Tod.

Eine Verordnung der „heiligen" Inquisition vom 14. Mai 1829 gebietet das Anzeigen der vom katholischen Glauben Abgefallenen und bedroht das Unterlassen des Denunzirens mit argen Strafen. Die „Ehre Gottes" wolle es so. Die Herzenspolitik der Päpste hat sich im 19. Jahrhundert grundsätzlich nicht geändert.

Die Glaubenspolitik in protestantischen Staaten ist am Schlusse des 19. Jahrhunderts auch nicht von Einsicht und Liebe getragen. Im August 1895 hat ein evangelischer Pfarrer in deutschen Landen deshalb sein Amt verloren, weil er erklärt hatte, daß die Leichenverbrennung keinem christlichen Glaubenssatze widerspreche. Ein überzeugender Beweis, daß sich Christentum und Vernunft ausschließen.

* * *

4. Finanzwirtschaft des Papsttums.

Alle Formen von Freveln mußten herhalten, um der Sehnsucht der Päpste nach Besitz entgegenzukommen. Ihr Wille zum Haben war ebenso stark entwickelt wie ihr Wille zum Herrschen, und die Entmenschung der Menge durch den Glauben gestattete es, daß der Päpste „Wille geschah auf Erden". Wohin der Krummstab der Päpste schlug, da sprangen Geldquellen auf. Das vom Vatican erfundene Fegefeuer war ein Glaubenscapital, das hohe Zinsen trug. Die Umwandlung von ewigen in zeit-

liche Strafen wurde vom päpstlichen Wohlwollen gegen gute Bezahlung bewilligt. An Reliquien hingen kostbare Ablaßwerte. Papst Leo X. betrieb einen schwunghaften Handel mit Menschenknochen, der ihm viele Lebensgenüsse erschloß.

Die Republik Venedig schätzte und bezahlte Knochenreliquien sehr hoch und nahm sie in glänzenden Processionen entgegen. Für ungenähte Christusröcke wurden bis 10000 Dukaten aufgewendet. Die römische „Bank der weltlichen Gnaden" bewilligte gegen Erlegung bestimmter Geldgebühren Verzeihung der grellsten Sünden von der Blutschande bis zum Meineid. Der Hauptcassirer der Entsündigungsgebühren, Tetzel, erklärte, selbst für den zärtlichsten Umgang mit der Jungfrau Maria eine Ablaßtaxe annehmen zu wollen. Er selbst wurde wegen Ehebruchs auf deutschem Boden zum Tode durch Ersäufen verurteilt; ein nachsichtiger Erzbischof hat ihn jedoch aus der Haft entfliehen lassen und Tetzel konnte fernerhin für die Kunst- und Tafelgenüsse seines päpstlichen Herrn sorgen. Unter Leo X., der Freudenmädchen nützlicher als Nonnen fand und seine Glaubenslosigkeit nicht verbarg, erreichte der Ablaßhandel seine Mittagshöhe.

Der Gottes- und Seelenwahn unterstützte den Lieblingssport der Päpste und Gegenpäpste: das Zusammenfegen von Geld, dessen sie für ihre Genüsse vom Gürtel abwärts bedurften. Die schönen Lilienmädchen der Souveräne der Kirche wollten gut verpflegt sein.

Die Päpste und Cardinäle der Renaissancezeit wurden von der antiken Bildung insofern beeinflußt, als ihnen Jupiter und der Olymp ebenso verehrungswert erschienen als der christliche Himmel und der liebe Gott. Obwohl jeder Absprung vom Glauben mit dem Verluste des Lebens und Vermögens vom Vatican bestraft wurde, liebte man dort gleichwohl glaubenslose Witzworte. Der Finanzminister des Vaticans, Tetzel, stellte sich über den Apostel Petrus, indem er frivol versicherte, durch seinen Ablaßhandel mehr Seelen erlöst zu haben, als Petrus mit seinem ganzen Evangelium.

Die glaubensdumme Volksmenge bot gern Gott dem Allerbarmer ein Trinkgeld für die Verzeihung der Sünden und daß sie dies vermochte, daran waren die Lehrer im Vatican schuld und das ist ihr größtes Verbrechen. Die glaubensbethörten Völker

[illegible]

[illegible] zu Dank [illegible] und erwürgen. [illegible] Menschen flugs [illegible]

[illegible] wurden vom [illegible] Geld will man [illegible]

Die [illegible] wurde hauptsächlich deshalb eingeführt, weil man [illegible] Reichtümer brauchte. Die [illegible] der Inquisition sollten ebenfalls einen [illegible] erbringen. Wenn katholische [illegible] nach der Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes [illegible], so vergessen sie, daß diese durch Lügen und Fälschungen vormals gegründet wurde.

Das Heiligsprechen von Leuten, deren Nachfahren Geld genug besaßen, um das Inszenieren einiger Wunder zu bezahlen, wurde auch zu einer Einnahmsquelle der Päpste erhoben, nach-

dem einzelnen Bischöfen das Recht entzogen worden war, fromme Personen zu Himmelsrittern zu schlagen.

Papst Paul II., der sich gern schminkte, erpreßte Geld in schamlosen Formen; um die Poesie der italienischen Weine studiren zu können, verkaufte er Fetische. Die Besonderheit des Papstes Sixtus IV. im Gelderwerbe war Getreidewucher und der Verkauf der Erlaubniß, die abwesenden Männer bei Frauen zu ersetzen. Auch Papst Sabinianus verkaufte um hohe Preise das für Arme bestimmte Getreide, während Hungernde sterbend vor ihm zusammenbrachen. Päpste, denen die Fertigkeit des Lesens und Schreibens fremd geblieben war, besaßen ein volles Verständniß für das Bewuchern der Glaubenstiere und verkauften nicht nur Pfründen, sondern auch Privilegien für Wucherer. Lehnten sich brave Priester gegen solche Frevel auf, so gab es Päpste, die sie blenden ließen. Weg mit den Augen, welche die päpstliche Fehlerlosigkeit nicht sehen wollten!

Als sich das Volk gegen den „Mörder und Ehebrecher" Benedikt IX. empört hatte, mißfiel ihm diese geräuschvolle Unzufriedenheit und er verkaufte die Statthalterei Gottes an Gregor VI., der mit zwei Gegenpäpsten um die Ehre kämpfen mußte, Vicegott sein zu dürfen.

Papst Nicolaus III. wurde durch Ungläubigkeit reich, denn er eignete sich das Vermögen jener Personen an, die im Glauben wankten oder vernünftiger Gedanken verdächtig waren. Dante wies ihm Unterstand in der Hölle an, weil er sich durch Processe der Inquisition auf das unanständigste bereichert hatte.

Ketzer, Hexen und Teufel bedeuteten die Schmach und die Bereicherung der Päpste. Tausende von Frauen wurden des intimsten Verkehrs mit dem Teufel geziehen; die lieblichsten Jungfrauen wurden auf Grund päpstlicher Bullen zum Vergnügen der Glaubensrichter entblößt und mit Hilfe entsetzlicher Qualwerkzeuge aus dem Leben gedrängt.

Die perversen Antriebe roher, gedankenloser Menschen wurden auf Anregung päpstlicher Habsucht entfesselt. Unschuldige Mädchen gestanden infolge von Folterqualen, Teufel unkeusch umarmt zu haben. Mönche spürten auf päpstliches Geheiß nach Ketzern und Hexen und vergewaltigten Mädchen im Namen jenes Gottes, an den kluge Leute nicht glauben können. Hexen-

processe waren eine Form jener päpstlichen Alchymie, die aus Menschenblut Gold und Silber machen lehrte. In Mexico wurde noch im J. 1873 als Frucht christlicher Sittenveredlung eine Hexe verbrannt. Bei den Hexenprozessen spielten der Satan, d. h. die Dummheit, die Grausamkeit und Habsucht der Menschen sowie der Wahnwitz und die Feigheit der mißhandelten Menge eine wichtige Rolle.

Nur selten griff ein durch die geistliche Grausamkeit Entsetzter nach der Gurgel eines Inquisitors. Torquemada durfte sich rühmen, 80000 Ketzern Leben und Vermögen genommen zu haben. Selbst die Versicherung der strengsten Rechtgläubigkeit oder ein vollständiger Widerruf konnten das Leben der meist fälschlich Angeschuldigten nicht retten; die Ketzerrichter erlaubten keinen Beweis der Schuldlosigkeit, denn es ward ihnen eine jede Form der Schonung verboten. Kein Spanier fand den Mut, den frevelhaften Ketzerrichtern das Handwerk zu legen; das Volk war durch den katholischen Glauben entmannt und entmenscht.

Die geistlichen Gerichte richteten Angeber ab, nahmen grundlose und unbewiesene Anklagen entgegen und zwangen junge Nonnen, die geilen Glaubensböcken nicht willig entgegenkamen, durch „geweihte" Geißeln zum Geständniß der Buhlerei mit dem Teufel. Dieser Teufel war der wilde Geschlechtstrieb der geistlichen Hexen- und Ketzerrichter selber.

Papst Clemens VIII. ließ ein jedes vernünftige Wort, welches in Büchern veröffentlicht wurde, mit dem Tode bestrafen; war er gnädig aufgelegt, so wurde die Hinrichtung zur lebenslänglichen Galeerenarbeit gemildert. Das Vermögen vernünftiger Schriftsteller wurde aber immer zu Gunsten der päpstlichen Kassen entwendet. Es gäbe ein bändereiches Buch, in dem alle Missethaten des Papsttums als Beweise für die Notwendigkeit seines Niederbruches zusammengetragen würden. Diesen Freventhaten müßte auch die grausame Hinrichtung der Beatrice Cenci und deren Stiefmutter durch Clemens VIII. angereiht werden, der sich in den Besitz des großen Vermögens dieser Familie setzen wollte.

Die Wahrheit über den Proceß der Beatrice Cenci, die von ihrem Vater zum geschlechtlichen Umgange gezwungen werden sollte, wurde sorgfältig vom Vatican und von dessen geistlichen

Schergen verdeckt. Gleichwohl wurde aus Privatarchiven und aus Berichten von Diplomaten der Thatbestand dieses entsetzlichen Processes bekannt. Das schöne Mädchen Beatrice und deren Stiefmutter wurden auf Befehl des Papstes gefoltert, um ihnen Geständnisse über Ungethanes zu erpressen. Die päpstlichen Untersuchungsrichter ließen u. A. die beiden Frauen bei den Haaren auf einer Winde emporziehen. Beatrice benahm sich bei allen Torturen tapfer; erst als ihr die Geschwister zuredeten, rief sie den erbarmungslosen Richtern des Papstes zu: „Was ihr wollt, daß ich gestehen soll, will ich gestehen". Clemens VIII. wollte der gemarterten Schuldlosen nicht einmal einen Verteidiger gestatten und beschimpfte unflätig jene Advokaten, die sich, überzeugt von der Notwehr der unschuldigen Beatrice, selbst zu ihrer Vertretung erboten.

Der einzig Schuldige in diesem Processe war Francesco Cenci, der in die Reize seiner Tochter elend Verliebte. Dieser Defectmensch vergiftete seine erste Frau, stieß ihm unangenehme Leute auf der Straße nieder, verging sich mit Stalljungen, mißhandelte sein Hausgesinde und sühnte seine Verbrechen immer mit Goldstücken, die in die päpstlichen Börsen flossen.

Der Bruder Beatrices, Giacomo Cenci, welcher bei der Ermordung seines niederträchtigen Stiefvaters beteiligt war, wurde auf dem Wege zum Schaffot mit glühenden Zangen gezwickt; er wurde mit einer Keule erschlagen, sein Leib wurde gevierteilt und die Teile seines mißhandelten Leibes wurden an den Armen einer Petrusstatue bei der Engelsbrücke aufgehängt. Päpstliche Gerechtigkeit!

Der Witwe des hingerichteten Giacomo Cenci ließ Clemens durch einen Höfling sein Beileid ausdrücken, erklärte der Witwe, daß er viel weniger gethan habe, als ein so schlimmer Fall eigentlich verdiente und meinte, daß seine Gnade weiter reichte als ihre Bitten. Der Papst war auch gegen Beatrice gnädig; als sie ihren edlen Kopf auf den Block legte, wurde im Castell Sanangelo ein Kanonenschuß als Zeichen gelöst, daß Se. Heiligkeit die unschuldig Verurteilte gesegnet habe. Päpstliche Herzensgüte!

Das große Vermögen der Familie Cenci wurde für den Papst confiscirt. Der Blutrichter in diesem schauderhaften

Processe wurde zum Ritter geschlagen und der Fiscal erhielt für seine erfolgreiche Mühewaltung den 20. Teil des den Cenci's gestohlenen Vermögens. Päpstliche Finanzwirtschaft!

Die Meuchler der Wahrheit und Gerechtigkeit haben die Jungfrau Beatrice noch in's Grab hinein verleumdet, indem sie die Lüge aufbrachten, sie hätte die Mörder ihres Vaters mit geschlechtlichen Freuden belohnt.

Der Proceß Cenci beleuchtet grell die ruchlose Gerichtspflege der Oberherrn der katholischen Kirche, welche noch zu Anfang des 20. Jahrhunderts ihre weltliche Herrschaft wiederhergestellt sehen wollen. Er zeigt aber auch die namenlos sittliche Verwilderung, die durch die Herrschaft katholischer Rechtgläubigkeit ermöglicht wurde. Die Schlußfolgen davon liegen auf der Hand.

* * *

5. Sexuelle Freisinnigkeit.

Wer könnte etwas dawider einwenden, wenn Päpste als ledige Herren ihres Geschlechtes bewußt wurden? Sie konnten ja als Vertreter jenes Gottes nicht sündigen, der im Interesse der Fortsetzung der Menschheit beide Geschlechter erfunden hat. Da jedoch alle Ruchlosigkeiten um den päpstlichen Stuhl in wilden Satyrsprüngen herumtanzten, so konnte es nicht fehlen, daß im Vatican auch alle Entartungen des Sexualsinns einen unholden Kordax reigten.

Kopf und Herz wurden bei Päpsten nie in menschlich würdiger Weise beschäftigt und die Herrn mit der dreifachen Krone bekamen nie Ursache, sich für diese edlen Organe bei Gott zu bedanken. Das einzige Leibstück, für dessen Verwertung sie volles Verständniß besaßen und für das sie sich bei Gott bedanken konnten, war jenes Organ, das sie standesgemäß verfluchen mußten.

Wenn sich Päpste als gute Väter erwiesen und für ihre Kinder anständig sorgten, wandelten sie auf Pflichtwegen. Wie sie aber in frevelhafter Weise Geld für ihre oft sehr zahlreiche Nachkommenschaft zusammenscharrten, ritt auf ihrem heiligen

Rücken ein elender Dämon. Wenn ein Mann unfähig ist, in edler Liebe ein Weib wegen dessen ethischen und ästhetischen Wertes in sein Herz für immer zu schließen, so wird aus ihm nur trivialer Geschlechtshunger herauslechzen. Dieser Hunger forderte erbittert auch bei Päpsten Befriedigung. Leider nahm er Appetitformen an, die einen jeden Culturmenschen anekeln. Die von Päpsten verübten sexuellen Frevel beweisen es ebenfalls, daß die christliche Religion nicht im Stande war, aus den Stellvertretern Gottes sittliche Menschen aufzuzüchten.

Päpste waren sozusagen im Zustande der Unschuld, wenn sie mit großer Sachkenntniß in Marienhymnen die Süßigkeiten der Geschlechtsminne schilderten. Papst Pius II. (Eneas Silvius) verdient für seine in glutvolle Sinnlichkeit getauchten Liebesgeschichten literarische Anerkennung. Sixtus III. ist ebenfalls ein Mann von wertvoller Naivetät, weil er in dankbarer Erinnerung an die Hingabe einer schönen Nonne eine Basilika zu Ehren der Jungfrau Maria eingeweiht hat.

Lob verdienen außerdem jene Päpste, die sich über die Geburt eines jeden Kindes väterlich freuten, das sie der Gunst eines Mädchens zu danken hatten, und für dessen Fortkommen sie in pflichtbewußter Weise sorgten.

Pius II. war über die Bedeutung des Geschlechtsgenusses wohl unterrichtet, als er freisinnig zugab, man habe zwar mit gutem Grunde den Priestern die Ehe verboten, allein aus einem stärkeren Grunde wäre sie ihnen zu erlauben. Er hat es aber an sich erfahren, daß das bloße Aufsuchen von Geschlechtsfreuden ein ganzes Leben nicht ausfüllen könne, wenn man nicht Ideenzielen nachgeht und sich nicht auch um die Freuden Anderer verdient macht. Da die Natur grausam gegen Personen ist, die sich zu stark auf Arterhaltung verlegen, so saß Papst Eneas Silvius als körperlich gebrochener Mann auf seinem Throne.

Entschieden ruchlos war es, daß Päpste die Ehelosigkeit der Priester nur deshalb geboten, um fügsame Werkzeuge in ihrer Hand zu halten. Geistliche sollten nicht für Weib und Kind in Liebe sorgen, sondern nur Leibeigene des Despoten in Rom sein. Den Päpsten selbst lag an dem Halten des Keuschheitsgelübdes nichts, denn sie zeugten Kinder nach Herzenslust. Von Menschen die Unterdrückung von Naturtrieben verlangen, heißt nieder-

trächtig [illegible] ich [illegible] Gebet widerstandslos gefallen lassen. heißt sein [illegible]

Es schimmerten Spuren von Verstand in der Erklärung des Papstes Bonifaz VIII., der Geschlechtsverkehr werde von Gott gewünscht, weil er sonst nicht Männlein und Weiblein erschaffen hätte. [illegible] war es, als er äußerte, daß Maria ebenso eine Jungfrau war wie seine Mutter. Allein sein Geschlechtstrieb entartete zu einem wilden Tier, als er vermählte Frauen, deren Töchter und Pagen mit derselben ungezügelten Gier umarmte. Wo sich sein Geschlechtstrieb nicht hinbewegen konnte, hörte für ihn alles auf. Wenn die Anatomie eine wichtige Wissenschaft geworden ist, so hat sie dies der Förderung dieses Herrn nicht zu danken, denn er hat das Zergliedern der Menschenleichen verboten.

Man konnte es politische Unzucht nennen, als Päpste Buhlmädchen gestatteten, in Rom zu regieren und Bischöfe zu installiren. Es gab gefällige Damen, welche ihre Lagergenossen auf den Stuhl Petri setzten, auch wenn sie nicht lesen und schreiben konnten. Über diese Fertigkeit verfügten überhaupt mehrere Päpste nicht. Gott war nicht so pedantisch, von ihnen solche überflüssige Beweise von Schulweisheit zu verlangen.

Als der Statthalter der himmlischen Vorsehung Johann XVII. von dem Gatten einer mißbrauchten Frau vergiftet wurde, hat niemand darüber getrauert. Hätte er über die sittlichen Pflichten eines Herrschers nachgedacht, so wäre er mehr geworden, als ein brünstiges Tier.

Dem heiligen Vater Clemens V. war keine Form der Unsittlichkeit fremd. Er huldigte der Vielweiberei, verkaufte Pfründen, um viele Rosenfräulein ernähren zu können, ließ Tempelritter verbrennen, denen Ausschweifungen vorgeworfen wurden und eignete sich ihr Vermögen an. Er wählte für ruchlose Zwecke niederträchtige Mittel. Innocenz VIII., der wegen seiner vielen Kinder Vater des Vaterlandes genannt wurde, ließ reiche Hexen verbrennen, um seine Sprößlinge ernähren zu können. Diese Väterlichkeit war von Freveln umsäumt. Auch Alexander VI. war ein Virtuose des Lasters. Er meuchelte mit Dolch und Gift, erzeugte mit seiner Tochter, Rosa Vanozza fünf Kinder, ließ bei Festmahlen unzüchtige Lieder

fingen, den Schwärmer für kirchliche Reformen Savonarola ließ er verbrennen, ernannte seine schöne Enkelin Lukretia zu seinem Stellvertreter und unterhielt sich vortrefflich auf Bällen, wo die Blüte des Adels unbekleidet erschien. Für das andere Ich Gottes zu viel Ruchloses!

Der dämonischen Gewalt des Geschlechtstriebs unterlag auch Papst Johann XXIII. Dieses Individuum hat sich von der Seeräuberei der Päpstlichkeit zugewendet, trieb widernatürliche Unzucht und Blutschande, verführte über dreihundert Nonnen und ernannte sie für ihr freundliches Entgegenkommen zu Äbtissinen und Priorinen. So hat er Gott gedient. Dieser 23. Johann wurde zwar abgesetzt und zum Gefängniß verurteilt, allein da die Kirche diesem reuelosen Sünder gern alle Schandthaten vergab, starb er in Ehren als Kardinalbischof von Florenz.

Von derselben sittlichen Vorbildlichkeit war Sixtus IV. Seine Finanzen ließ er dem Geschlechtstrieb der gemeinen Volksmenge entquellen, indem er Wollustanstalten gründete und Freudenmädchen Steuern abnahm. Knaben, die von diesem Unfehlbaren mißbraucht wurden, hat er zu Kardinälen ernannt. Eine ähnliche Stütze der Kirche schuf Papst Julius III., indem er einen 16jährigen Affenwärter zum Kardinal erhob; er dankte ihm auf diese Weise einige geschlechtlich vergnügte Stunden. Casa, Erzbischof von Benevent, schätzte die Ideale dieses Papstes und widmete ihm ein Buch, in dem widernatürliche Laster lebhaft empfohlen wurden.

Kann man sich kühnere Heroen des Lasters denken?

* * *

6. Vor dem Zusammenbruche.

Hätte sich bei den Erklärungen machtgieriger Päpste, sie seien die Besitzer aller irdischen Gewalten, ein großes Volksgelächter erhoben, — so wären sie die Polichinells der Weltgeschichte und nicht Machtträger ersten Ranges geworden. Die Gewalt der Päpste war immer geradeso groß als die Thorheit der Glaubensherden.

Die Fürsten waren [illegible] genug, um an den Sitz zu glauben [illegible] Seite des päpstlichen Stuhles und [illegible] des Papstes. Sie krochen [illegible] am Vatican [illegible]. Hier war auch da die Quelle [illegible] am Vatican. [illegible] Gottes aus- [illegible] himmlischen [illegible].

Der [illegible] auf Grund gefälschter Urkunden [illegible] ohne Widerrede [illegible]. Oben frech und [illegible]. Die [illegible] Verwahrlosung war jedoch oben und unten gleich groß. Ohne eine willens- [illegible] Volksmenge wäre ein willensstarker Herr- [illegible] nicht möglich gewesen.

Die Lehre der Päpste wären ohne die Torheit und Energielosigkeit der Volksmenge nicht zur vollen Blüte gelangt. Und an der Zurückgebliebenheit der Völker waren wieder die Autoritäten des [illegible] Zeitalters schuld.

Beim Niederschlagen von Ketzern und von Andersgläubigen zeigten die Stellvertreter und die dummen Kinder Gottes dieselbe [illegible]. Im Vatican saßen beim süßen Wein und bei schönen Frauen lebende Dogmendichter, die am liebsten auf jungfräuliche Schöße einen neuen Heiligenschein legten, zu dem dann anbetende Plattköpfe emporstarrten.

Wo die größere Ruchlosigkeit herrschte, ob auf den Zinnen der Macht oder in den Niederungen der Urteils- und Charakterlosigkeit? Nun, der Pöbel oben wäre ohne den Pöbel unten nicht möglich gewesen. Wer dem sittenlosen Machthaber nicht mutig entgegentritt, ist an dessen Missetaten mitschuldig. Oben war jedoch das Übergewicht der Schlauheit, die nach allen unerlaubten Mitteln zum Herrschen und Genießen langte.

An demselben Tage, an dem der Glaube an Gott und Seelen zusammenbricht, zerfällt auch das Ansehen des Vaticans und die Macht der Kirche.

Wie beschränkt war u. a. der Glaube an die „geweihte Erde", in welcher von Päpsten verfluchte Könige nicht bestattet

werden durften. Vernünftige Leute zögen das Grab in einem Walde vor, dem von keiner ruchlosen Priesterhand die Naturweihe entzogen werden kann.

* * *

Daß das Christentum nicht im Stande war, sittliche Charaktere zu erziehen, zeigte sich auch bei katholischen Priestern. Diese haben zwar trotz einer Reihe synodaler Beschlüsse über die geistliche Ehelosigkeit bis zum 16. Jahrhundert herab geheiratet oder sich ungescheut Lagergenossinen gehalten. Sie folgten da einem Naturgesetze williger als einem unsittlichen Gesetze der Kirche. Jetzt aber ist die Widerstandskraft der katholischen Priesterschaft gebrochen. Sie begehren entweder des Nächsten Hausfrau, weil sie selber frauenlos durchs Leben gehen, oder sie geben sich mit Küchenelfen ab, deren Büste ihnen verlorene Lebensideale ersetzt.

Wo blieb die Einsicht, daß der ruchlose Gregor VII. kein Recht besaß, Priestern das Heiraten zu verbieten? Warum stellte sich nicht die Verurteilung dieses hoffärtigen Gewaltmenschen ein, der nur in familienlosen Geistlichen verläßliche Stützen des päpstlichen Absolutismus erblickte und die Freiheit der Kirche nur dann gesichert wähnte, wenn „Priester frei von Weibern sind," wie sich dieser Ruchlose äußerte. Wie konnte sich ein ganzer Stand der ideen- und lieblosen Herrschgier eines Defectmenschen widerstandslos fügen? Das Christentum entmarkt und entsittlicht eben und vermag nicht einmal einen anständigen Priesterstreik anzuregen.

Selbstbewußte Autokraten traten päpstlichen Anmaßungen allerdings entgegen; allein selten mit der notwendigen Entschiedenheit. So hat Ludwig XIV. päpstlichen Übergriffen in den vier Artikeln der gallikanischen Kirche Schranken gesetzt. In diesen wurde u. a. festgestellt, daß der Papst in Sachen des Glaubens nicht unfehlbar sei, wenn die Kirche nicht zustimme. Wie kurzsichtig, die kirchliche Gewalt der päpstlichen entgegenzustellen! Gerade bei der Aufrichtung des Glaubenssatzes von der päpstlichen Unfehlbarkeit zeigte sich's, daß Bischöfe nur in Hinterzimmern frondirten und sich zu guter letzt doch dem Tadellosen „lobenswert unterwarfen". So will es ja der Knecht-

gehorsam, den die katholische Kirche von ihrer Glaubensherde verlangt!

Clemens XIV. hat die Jesuiten zwar aufgehoben, allein diese Jagdhunde Gottes sind wieder bald in Thätigkeit getreten. Mehrere Fürsten Europas ließen sie wieder frei jagen, weil sie dem geistlichen Despotismus als einer gesinnungsverwandten Gewalt gern die Hand drückten.

Als während der französischen Revolution in Rom die Republik proclamirt wurde und Papst Pius VI. sich weigerte, die weltliche Macht niederzulegen, da wurde dieser Starrsinnige gefangen genommen und nach Frankreich gebracht, wo er in der Gefangenschaft starb. Diese Verhaftung war ein vortrefflicher Einfall vorbildlich für jene Zeit, wo die Völker von ihrem Verstand Gebrauch machen, wo sie packen, entwaffnen und niederwerfen werden, statt wie bisher nur stillezuhalten und widerstandslos zu leiden.

Was half es den Völkern, daß sich einige Päpste fanden, die sich selbst verurteilten und auf dem Sterbebette bekannten, daß sie viel gesündigt und „Haß und Zorn gegen das menschliche Geschlecht erregt haben"? Es haben allerdings die Römer manchen ruchlosen Papst durch Gewalt unschädlich gemacht; allein die durch religiöse Einflüsse groß gezüchtete Denkträgheit hat sich doch nur in engen Kreisen um sich selbst bewegt, ohne den Weg zu vernünftigen Zielen einzuschlagen.

* * *

Sie sollen nur fernerhin wie ungeberdige Kinder nach Wiederherstellung ihrer weltlichen Macht rufen, die Päpste, welche ihre sittlichen Pflichten als Herrscher nie erfüllt und die Völker ihrer Naturroheit und Unbelehrtheit nie entrissen haben!

Vor allem wäre es Sache der Italiener, dem Herrn im [illegible] die Miete zu kündigen. Man durchkreuze endlich kräftig die Schleichwege der Unfehlbaren, die auch im 19. Jahrhunderte ihren Anmaßungen wie vormals treu geblieben sind.

Daß die vaticanische Politik die Wege der Vernunft und [illegible] nicht betreten will, beweist u. a. der Fall des Cardinals [illegible] Dieser gab eine edelgedachte Schrift über die Aussöhnung

von Kirche und Staat heraus und mußte sie widerrufen. Wahrheit ist Lüge und diese ist wahr! Einem Versprechen entgegen wurde der Widerruf veröffentlicht und der gute Leumund des versöhnlichen Mannes ward so gemeuchelt. Die Herrn mit der Tiara kümmern sich auch heute nicht um vernünftige und sittliche Lebensziele; es genügt ihnen, charakterlose Mollusken zu züchten.

Kräftiger als Ludwig XIV. trat Napoleon I. dem Papste entgegen; ein Despot dem anderen. Als ihn Pius VII. in den Bann gethan hatte, verhaftete er ihn kurzweg. Bonaparte leistete aber keine vollständige Arbeit; er hätte das Papsttum aufheben sollen. Dann hätte Pius VII. nicht mehr Gelegenheit gefunden, die Bibelgesellschaften als eine „Pest der Christenheit" zu verdammen und die Unterthanen ketzerischer Fürsten von der Treue zu entbinden.

Dieses Recht besitzen die Staatsbürger selber, wenn sie sich von solchen sittlich würdelosen Herrschern lossagen, wie es Papst Leo XII. (1823—29) gewesen, der die Inquisitionsgefängnisse wiederherstellte, die harmlos humane Freimaurerei verdammte und die Kuhpockenimpfung als gottlos verbot.

Einer Reform ist das Papsttum nicht fähig. Es blieb immer dasselbe, mochte nun auf dem Petrusstuhle Pius VII. oder Paschalis II. sitzen. Dieser Papst wurde ebenfalls gefangen genommen, als er sich weigerte, Heinrich V. zum Kaiser zu krönen. Sehr vernünftig! Daß sich aber Heinrich V. nach zwei Monaten von dem mürbe gewordenen Bischof wirklich krönen ließ, war thöricht. Einer erzwungenen, überdies nichtigen Ceremonie kann doch kein Wert beigemessen werden. Nachdem Paschalis II. unbedenklich einen Eid gebrochen hatte, belegte er Heinrich V. mit dem Banne. Und immer wieder hat man Jahrhunderte hindurch die Despoten in Rom fluchen, bannen und verdammen lassen, anstatt dieses einträgliche Fluchgeschäft kurzweg aufzuheben. So lange die Ketten des Glaubens rasseln, wird dieses culturhemmende Institut weiter blühen.

Erst nach der Befreiung aus der Leibeigenschaft der Religion wird der Thron im Vatican zusammenbrechen. Der letzte Papst wird kaum eine Encyklika verfassen, in welcher er der katholischen Welt aufrichtig erklärt: Das Papsttum geht an seinen Thor-

[illegible] und an der unsittlichen [illegible] der Völker zu Grunde. Die [illegible] von einer [illegible] ist die echte [illegible] Erkenntniss zu der es [illegible] hat. [illegible] Erde [illegible] — [illegible]. Der [illegible] des [illegible] ist der [illegible] Fluch —

Der moderne [illegible] Staat der [illegible] mit der [illegible], [illegible] der [illegible] des [illegible] vom [illegible] Sinne nicht [illegible], weil er selbst [illegible] an einer [illegible] zu Grunde gegangen sein wird.

[illegible] des [illegible] [illegible]? [illegible]. Der [illegible] nicht der [illegible]. [illegible] der [illegible] Unterricht [illegible] Vorlesungen. [illegible] des [illegible] gegen alles [illegible] werden.

[illegible] des [illegible] sollte ein [illegible] der [illegible] genommen werden.

VIII. Allerlei Frevelformen des Despotismus.

Ungebildete Leute werden von der Macht immer berauscht und verüben im Machtwahn Ruchlosigkeiten, die leider selten Sühne finden. Die Affen von Sumatra sind zwar auch ungebildet, allein sie zwingen ihr durch Mut, Stärke und Klugheit hervorragendes Leittier, sich in Grenzen der Wohlanständigkeit zu bewegen. Benehmen sich jedoch die Affenkönige von Sumatra nach neuen Beobachtungen Hennes am Rhyn übermütig und grausam, so wird ihnen das Scepter entwunden und sie ziehen sich mit Würde in die Waldeinsamkeit zurück.

Es gehört zu den Grundzügen des menschlich Perversen, daß sich bei ethisch verwahrlosten Personen mit dem Besitze der Gewalt Größenwahn in allen Formen der Ausartung — und Grausamkeit in allen Schattirungen zu einem schrecklichen Ganzen verbinden. Die Geschichte der Völker weiß darüber Entsetzliches zu melden.

Wahnwitziger Machtdünkel zeigte sich schon bei egyptischen Königen, die sich als Gottheiten selber anbeteten. Es sind Denkmäler erhalten, welche den Farao darstellen, wie er vor seinem eigenen Bilde oder Namen opfert. Nachklänge dieser Vergöttlichung haben sich bis heute erhalten. Thörichte Gewohnheiten und Bräuche wirken lange nach; „zitternde Sklaven" gibt es noch heute, „allerhöchste" Majestäten werden mehr noch als das höchste göttliche Wesen gefürchtet. Götter nahmen immer das Wort, wenn die Herrschaft der Unvernunft und Unmenschlichkeit gestützt werden sollte.

gehorsam, den die katholische Kirche von ihrer Glaubensherde verlangt!

Clemens XIV. hat die Jesuiten zwar aufgehoben, allein diese Jagdhunde Gottes sind wieder bald in Thätigkeit getreten. Mehrere Fürsten Europas ließen sie wieder frei jagen, weil sie dem geistlichen Despotismus als einer gesinnungsverwandten Gewalt gern die Hand drückten.

Als während der französischen Revolution in Rom die Republik proclamirt wurde und Papst Pius VI. sich weigerte, die weltliche Macht niederzulegen, da wurde dieser Starrsinnige gefangen genommen und nach Frankreich gebracht, wo er in der Gefangenschaft starb. Diese Verhaftung war ein vortrefflicher Einfall, vorbildlich für jene Zeit, wo die Völker von ihrem Verstand Gebrauch machen, wo sie packen, entwaffnen und niederwerfen werden, statt wie bisher nur stillezuhalten und widerstandslos zu leiden.

Was half es den Völkern, daß sich einige Päpste fanden, die sich selbst verurteilten und auf dem Sterbebette bekannten, daß sie viel gesündigt und „Haß und Zorn gegen das menschliche Geschlecht erregt haben"? Es haben allerdings die Römer manchen ruchlosen Papst durch Gewalt unschädlich gemacht; allein die durch religiöse Einflüsse groß gezüchtete Denkträgheit hat sich doch nur in engen Kreisen um sich selbst bewegt, ohne den Weg zu vernünftigen Zielen einzuschlagen.

* * *

Sie sollen nur fernerhin wie ungeberdige Kinder nach Wiederherstellung ihrer weltlichen Macht rufen, die Päpste, welche ihre sittlichen Pflichten als Herrscher nie erfüllt und die Völker ihrer Naturroheit und Unbelehrtheit nie entrissen haben!

Vor allem wäre es Sache der Italiener, dem Herrn im Vatican die Miete zu kündigen. Man durchkreuze endlich kräftig die Schleichwege der Unfehlbaren, die auch im 19. Jahrhunderte ihren Anmaßungen wie vormals treu geblieben sind.

Daß die vaticanische Politik die Wege der Vernunft und Sittlichkeit nicht betreten will, beweist u. a. der Fall des Cardinals Tosti. Dieser gab eine edelgedachte Schrift über die Aussöhnung

von Kirche und Staat heraus und mußte sie widerrufen. Wahrheit ist Lüge und diese ist wahr! Einem Versprechen entgegen wurde der Widerruf veröffentlicht und der gute Leumund des versöhnlichen Mannes ward so gemeuchelt. Die Herrn mit der Tiara kümmern sich auch heute nicht um vernünftige und sittliche Lebensziele; es genügt ihnen, charakterlose Mollusken zu züchten.

Kräftiger als Ludwig XIV. trat Napoleon I. dem Papste entgegen; ein Despot dem anderen. Als ihn Pius VII. in den Bann gethan hatte, verhaftete er ihn kurzweg. Bonaparte leistete aber keine vollständige Arbeit; er hätte das Papsttum aufheben sollen. Dann hätte Pius VII. nicht mehr Gelegenheit gefunden, die Bibelgesellschaften als eine „Pest der Christenheit" zu verdammen und die Unterthanen ketzerischer Fürsten von der Treue zu entbinden.

Dieses Recht besitzen die Staatsbürger selber, wenn sie sich von solchen sittlich würdelosen Herrschern lossagen, wie es Papst Leo XII. (1823—29) gewesen, der die Inquisitionsgefängnisse wiederherstellte, die harmlos humane Freimaurerei verdammte und die Kuhpockenimpfung als gottlos verbot.

Einer Reform ist das Papsttum nicht fähig. Es blieb immer dasselbe, mochte nun auf dem Petrusstuhle Pius VII. oder Paschalis II. sitzen. Dieser Papst wurde ebenfalls gefangen genommen, als er sich weigerte, Heinrich V. zum Kaiser zu krönen. Sehr vernünftig! Daß sich aber Heinrich V. nach zwei Monaten von dem mürbe gewordenen Bischof wirklich krönen ließ, war thöricht. Einer erzwungenen, überdies nichtigen Ceremonie kann doch kein Wert beigemessen werden. Nachdem Paschalis II. unbedenklich einen Eid gebrochen hatte, belegte er Heinrich V. mit dem Banne. Und immer wieder hat man Jahrhunderte hindurch die Despoten in Rom fluchen, bannen und verdammen lassen, anstatt dieses einträgliche Fluchgeschäft kurzweg aufzuheben. So lange die Ketten des Glaubens rasseln, wird dieses culturhemmende Institut weiter blühen.

Erst nach der Befreiung aus der Leibeigenschaft der Religion wird der Thron im Vatican zusammenbrechen. Der letzte Papst wird kaum eine Encyklika verfassen, in welcher er der katholischen Welt aufrichtig erklärt: Das Papsttum geht an seinen Thor-

heiten und an der unsittlichen Führung der Völker zu Grunde. Die Überzeugung von seiner Überflüssigkeit ist die erste vernünftige Erkenntniß, zu der es sich aufgerafft hat. Haltet Euch an Diesseitswerte — los vom Jenseits! Der Zusammenbruch des Papsttums ist der Völker Glück! —

Der moderne constitutionelle Staat, der Absolutismus mit der Freiheitsmaske, wird den Abstieg des letzten Stellvertreters Gottes vom päpstlichen Stuhle nicht erleben, weil er selbst früher an seiner Unaufrichtigkeit zu Grunde gegangen sein wird.

Wie lange es bis zum Zerfalle des Papsttums dauern wird? Gewiß noch viele Jahrhunderte. Den Völkern wächst der Verstand langsam. Früher muß der religionslose Unterricht eingeführt sein und dann müssen seine Wirkungen, darunter das Recht des Widerstandes gegen alles Vernunftlose reifen.

Dem Andenken an den Zerfall des Papsttums sollte ein Festtag im Rechtsstaate der Zukunft gewidmet werden.

———

VIII. Allerlei Frevelformen des Despotismus.

Ungebildete Leute werden von der Macht immer berauscht und verüben im Machtwahn Ruchlosigkeiten, die leider selten Sühne finden. Die Affen von Sumatra sind zwar auch ungebildet, allein sie zwingen ihr durch Mut, Stärke und Klugheit hervorragendes Leittier, sich in Grenzen der Wohlanständigkeit zu bewegen. Benehmen sich jedoch die Affenkönige von Sumatra nach neuen Beobachtungen Hennes am Rhyn übermütig und grausam, so wird ihnen das Scepter entwunden und sie ziehen sich mit Würde in die Waldeinsamkeit zurück.

Es gehört zu den Grundzügen des menschlich Perversen, daß sich bei ethisch verwahrlosten Personen mit dem Besitze der Gewalt Größenwahn in allen Formen der Ausartung — und Grausamkeit in allen Schattirungen zu einem schrecklichen Ganzen verbinden. Die Geschichte der Völker weiß darüber Entsetzliches zu melden.

Wahnwitziger Machtdünkel zeigte sich schon bei egyptischen Königen, die sich als Gottheiten selber anbeteten. Es sind Denkmäler erhalten, welche den Farao darstellen, wie er vor seinem eigenen Bilde oder Namen opfert. Nachklänge dieser Vergöttlichung haben sich bis heute erhalten. Thörichte Gewohnheiten und Bräuche wirken lange nach; „zitternde Sklaven" gibt es noch heute, „allerhöchste" Majestäten werden mehr noch als das höchste göttliche Wesen gefürchtet. Götter nahmen immer das Wort, wenn die Herrschaft der Unvernunft und Unmenschlichkeit gestützt werden sollte.

[illegible]

[illegible] Fürst [illegible] Ewigen Sinne [illegible] viele [illegible]

[illegible] Gottes Er- [illegible] Volksversammlungen ge- [illegible] des Volkes [illegible] während [illegible] entschieden [illegible] im [illegible] und [illegible]

[illegible] der an- [illegible] Lüge [illegible]. Die Königs- [illegible] ist aus der Wahl und aus dem [illegible] des Volkes [illegible]. Das Volk [illegible] hat sie [illegible]. Selbst die Erblichkeit des Herrschertums [illegible] eine Zeit lang von der Zustimmung des Volkes [illegible]. Das wurde von der [illegible] Menge vergessen, die sich eine [illegible] Sklavenkette ge- [illegible] von ihren Gewaltherrn anhängen ließ. Sie nahm es [illegible] hin, daß der Zufall der Geburt die Quelle der [illegible] wurde und daß sich die roh zuschlagende Willkür dem Throne zur Seite stellen durfte.

Es war ein großes Unglück der Völker, daß sie alle so ver- [illegible] und geduldig waren. Ohne ihr schlechtes Gedächtnis und ohne ihre Schlaffheit im Urteilen hätte sich ihr Los heller [illegible]. Der Menschen Naturausstattung ist eben zu dürftig [illegible], um eine bessere Entwicklung zu begünstigen. Die Ver- [illegible] des ethisch Verbogenen standen da mit im Spiele.

Es kann nichts Thörichteres geben, als die Übertragung der Herrschgewalt durch die Geburt; allein das Thörichte war seit jeher das Menschengerechte und deshalb wurden die Erbherrscher immer geduldet und das Erbrecht der Thronleute wurde als ein unantastbares Heiligtum verehrt.

Die zwölf etrurischen Staaten wählten einen hervorragenden Mann zum König, Oberrichter und Oberpriester. Ein solcher Zusammenschluß der Ämter sollte die Eifersucht mehrerer Machthaber verhindern. Eine Person sollte im Namen des Staates denken, sorgen, handeln. Der König war da der erwägende Kopf des Staates, der entscheidende Wille, die Thatkraft desselben. Bei kleinen naturschlichten Volksstämmen hatte dies einen Sinn. Gedankenlos aber bleibt es bei cultivirten Völkern, einen schlechterzogenen Menschen seiner Geburt wegen als Machthaber zu übernehmen.

Eine Volksgemeinschaft, welche ihr Recht auf Besitz, Sicherheit und Freiheit erkennt, kann dieses auch selbst beschützen. Die Selbstverwaltung des Volkes schließt den Weiterbestand eines kostspieligen oder gar gewaltthätigen Oberverwalters aus. Die berüchtigte Angestammtheit der Fürsten ist nichts anderes, als die Anmaßung, welche angestammte Rechte eines Volkes unbedenklich in Beschlag nahm.

Es war eine schamlose Lüge, als sich Despoten auf Gott beriefen, der ihnen und ihrer Familie das Vorrecht des Herrschens übergeben hätte. Die Völker glaubten leider, was Könige logen. Es gehört eben eine vernünftig erzogene Nation dazu, um den Wahnglauben an die Unentbehrlichkeit jener Machthaber zu zerstören, welche in der Rücksicht für sich den Herzschlag des Staatslebens erblicken, während dieses doch nur Rücksichten für andere fordert. Nur ein intelligentes, seiner Rechte und Pflichten bewußtes Volk wird im Stande sein, sittlich würdelose Fürsten höflich aber dringend einzuladen, sich in den Schatten bescheidener Staatsbürgerlichkeit zurückzuziehen.

Ein über sein Recht unbelehrtes und verrohtes Volk wird es jedoch immer verkennen, wie weit die Macht eines Fürsten greifen darf. Es kommt auf eine richtige Definition im politischen Leben sehr viel an. Ein Autokrat darf sich nicht für den obersten Willen des Staates halten, um Frevel auf Frevel

zu häufen. Der Staat ist ja eine Volksgemeinschaft, die sich selbst Gesetze gibt und in diesen ihre Rechte verbürgt sieht. Diese Gesetze sind auch für den Monarchen bindend. Wenn er im Stande ist, zu behaupten, daß sein Wille das oberste Gesetz sei, so fehlt ihm das Talent, richtig zu definiren und er könnte in dieser Richtung manches Gute von den Atchinesen lernen. Diese erfassen das Amt ihres Sultans richtiger, als arische Volksschäfer, die ihren Willen im Staate zu oberst setzen. Sie wählen den Nachfolger des Sultans und behalten sich die Befugnis vor, den Herrscher abzusetzen, wenn er etwas Ungesetzliches oder Gemeinschädliches begeht. Er ist eben Monarch auf Kündigung. Die Kimbundas sind ebenfalls vernünftiger als europäische Völker der Scheincultur, welche die nach dynastischen Hausregeln festgestellte Erblichkeit der Krone ohne Widerrede hinnehmen, mag auch der Thronmensch auffallend untüchtig und unbelehrt sein. Sie wählen in einer Volksversammlung den durch seine Erstgeburt begünstigten Throncandidaten, den sie auch nicht anzuerkennen brauchen. Wie besonnen europäischen Thorheiten gegenüber! -- Woher das kommen mag? Das Christentum erzieht eben Knechte.

Wenn Castelar in der Geschichte der Menschheit einen stetigen Kampf zwischen Ideen und Interessen erblickt, so widerspricht dies der historischen Wahrheit. Thronmenschen haben fast immer nur für ihre Interessen und das Volk leider äußerst selten für Ideen gekämpft. Von einem Ringkampf zwischen Ideen und Interessen, die ja überhaupt keine Gegensätze sind, wie Castelar annahm, weiß die Geschichte nur wenig zu berichten. Es gibt auch ideelle Volksinteressen, für welche leider nur von einzelnen Personen die Waffe gegen Anmaßungen von Gewaltleuten gezogen wurde.

Die Humanisirung der Menschen geht eben deshalb so langsam vor sich. Die Tierspecies: Mensch versteht sich gar so wenig auf die Verwendung ihrer Rechte. Da die Erde noch viele Millionen Jahre bestehen soll, so wäre zur Enttierung der Menschen oder besser: zu deren Vermenschlichung noch Zeit genug vorhanden.

Für Ideen wurde auch im römischen Reiche nicht gekämpft, nur für Interessen. Am wenigsten für sittliche Ideen. Unehr-

lichkeit, rücksichtslose Selbstsucht, gewaltthätige Unterdrückung persönlicher Rechte, Corruption, frivoles Überspringen der Gesetzlichkeit — vernichtete die Republik, Mangel an ethischem Sinn zersetzte die staatliche Ordnung.

Die sittlichen Aufgaben des Staates beziehen sich auf den Besitz von gleichmäßig verteilten Freiheitsrechten, auf die Erziehung des Volkes und auf Gerechtigkeit gegen alle Schichten desselben. Ein Staat, der diesen Aufgaben nicht nachkommt, geht an dieser Unterlassung zu Grunde. Der Mangel an republikanischen Tugenden führte im römischen Reiche zum Cäsarismus und dieser zum Zerfall des großen Reiches.

* * *

Die von Fürsten mißhandelten Völker haben sich bisher von der Erziehungskraft der Geschichte nicht berühren lassen.

Nach dem Abrollen einiger Jahrhunderte dürfte man in den Schulen des Vernunftstaates die Begriffe: Menschlichkeit und Grausamkeit aus der Geschichte der Alleinherrscher überzeugend erläutern können. Die Geschichte der Autokraten ist zugleich ihre Richtstätte. Was sie zu thun unterließen, hätte ethisch sauber sein können, was sie aber als Unterjochte ihrer Selbst- und Herrschsucht thaten, waren Frevel. Trat zu den Lastern der rücksichtslosen Behandlung der ihrer politischen Pflege anvertrauten Stammesgenossen noch religiöse Verdunkelung der Köpfe, so blieben die Volksschäfer schon gar in der Vorhalle der sittlichen Selbstbesinnung stehen.

Auf die Frage, welche Fürsten das Wesen der Sittlichkeit und deren Pflege verstanden haben, gibt die Geschichte unerquickliche Antworten. Viele arische Volkshirten sahen ihre Aufgaben erfüllt, wenn sie sich, umgeben von Bewaffneten in bunter Tracht, der Menge in theatralem Prunke zeigten. Sie verschwendeten das erpreßte Volksvermögen in kostbaren Geschenken an willige Frauen, im Sammeln edler Weinarten für ihre Festtafeln und in Spenden an die Kirche, die sich nie satt essen konnte. Statt als erste Staatsbürger für das Zustandebringen gerechter Gesetze zu sorgen und diese zum Besten ihrer Standesgenossen, der anderen Bürger kräftig zu handhaben, schufen sie nur Vorrechte

für Liebediener, denen sie Glimmer an die Namen hängten. Statt nach Wissen und Bildung auszublicken und in das Verständniß ihrer ethischen Aufgaben einzudringen, überließen sie sich ihrer unverfälschten purpurgebornen Unwissenheit und schätzten in sich die Urquelle der Staatsmacht, die es nicht nötig hat, nach den Rechten des Volkes zu fragen. Doch halten wir uns an Thatsachen, um gerecht zu bleiben.

Leopold I. von Oesterreich war gegen Interessen der Wissenschaft nicht unempfindlich, indem er die Erlaubniß zur Gründung eines Gymnasiums sich um 1000 Gulden, einer Hochschule um 2000 Gulden abkaufen ließ. Damit waren seine Verdienste um die Wissenschaft erschöpft. Daß Leopold I. kaufmännisch hochbegabt war, bewies er durch den Verkauf von Fürsten- und Grafentiteln an Leute, die sich durch ein Buchstabenornament in ihrem Werte wesentlich erhöht vorkamen. Die Gräflichkeit kostete bei ihm nur 400 fl. Der Papst begehrt heute für den Grafenschlag mehr. Die Eitelkeit beschränkter Bürger, deren Lebensglück durch Verleihung eines Titels oder Ordens gekrönt wird, ist eine feste Thronstütze. So lange die Titelsehnsucht Eselsbrücken schlagen darf, können Fürstlichkeiten in ihren Thronfauteuils ruhig schlafen.

Wissenschaftlichen Absichten ging auch Kaiser Maximilian I. nach. Sein Leibfach war Zoologie. In einem Privatbriefe, den er an den Erzherzog Siegmund geschrieben hatte, erklärte er vor einer Jagd, daß er zu den Gemsen, „diesen wilden Tieren, von langen Zeiten einen besonderen Haß trage, weshalb er eine mit Gottes Hilfe gern fällen möchte“. Leichter als mit Gemsen ging es ihm mit Frauen; er gesteht in einem anderen Schreiben, er habe „sehr gewinnet und großen Dank von den Frauen verdient“. Das war ein Hochpunct in der Reihe seiner Regierungsverdienste!

Ebenso wie Kaiser Maximilian hat auch Kaiser Rudolf II. sich mit der Wissenschaft abgegeben. Dieser Liebling der Vorsehung hat die „Wissenschaft des Goldmachens“ und die Astrologie in sein Herz geschlossen, stellte Astronomen an, die er nicht bezahlte, gab sie den Verfolgungen der Jesuiten preis und ließ sie in Not sterben (Kepler).

Wenn absolute Landesherrn die Kunst unterstützten, so gab sich diese als unterthänige Dienerin eines schlechten Geschmacks.

Auf Grabmälern gaben sich Engel als fürstliche Pagen, die bald beten, bald Wappen halten mußten.

Von Despoten wurde mehr als die Kunst das Naturschöne unterstützt, dessen Geheimnisse hochbezahlte Maitressen offenbarten. Christian VII. von Dänemark hat sogar Dienstboten besteuert, um das Geld für seine wertlosen Liebhabereien aufzubringen. Da saß neben dem Despoten die schamlos entblößte Unsittlichkeit auf dem Throne.

* * *

Die meisten Fürsten mußten sich in ihrer Bildungslosigkeit wie Hermelinpelze auf einem Holzständer vorkommen. Es gab aber auch im 18. und 19. Jahrhundert auf deutschen Thronen Menschen der Auslese, welche begierig die Gesellschaft bedeutender Forscher, Dichter und Gelehrten aufsuchten. Im Schlosse zu Weimar beweisen die mit Fresken geschmückten Zimmer Göthes, Schillers, Herders und Wielands, daß Großherzog August es für eine Auszeichnung hielt, mit erlesenen Schriftstellern verkehren zu dürfen. König Max II. von Baiern liebte es ebenfalls, mit Dichtern und Gelehrten freundschaftlich zu verkehren. Adelige Hofschranzen, die sich in Hochmut verzehren und denen trotzdem zu Hoflakaien nur der Bedientenrock fehlt, fand er für den Verkehr ungeeignet.

Fürsten reiner Prägung, welche über ihre Pflichten nachgedacht haben, müssen überhaupt alle Ausartungen kriechender Demut mißachten und werden nur charaktervolle Männer von steifem Nacken um sich dulden. Da hochgesinnte Fürsten nur ethische Vorzüge bei Staatsbürgern schätzen, auf welche durch nichtige Äußerlichkeiten besonders hinzuweisen verletzend wäre, so werden sie das Verleihen von Prunktiteln und Adelsvornamen außer Gebrauch setzen, weil diese oft nur Brandmale politischer Prostitution sind.

Sittlich anständige Herrscher werden auch in ihren eigenen Prunktiteln nichts Erhabenes sehen und ihr Wertbewußtsein zu der strengen Erfüllung ihrer Pflichten in enge Beziehung setzen. Sie müssen deshalb das hohle Vorrecht auf harte Bestrafungen für ihre beleidigte Ehre zurückweisen. Die Ehre eines edlen

[illegible] können [illegible]

[illegible] und [illegible] an den [illegible] Entschei- [illegible] und [illegible] zu be- [illegible]

[illegible] durch [illegible] und [illegible] machen [illegible] aus [illegible]

[illegible] wenn [illegible] sollen [illegible] Bildung [illegible] machen. [illegible]

[illegible] Staats [illegible] nicht die [illegible] König und [illegible] königliche [illegible] auch

[illegible]

nicht gern sehen, wenn sich zwei Heere seinetwegen im großen Stile morden. Das Vaterland wird es ebenso wenig wünschen, daß seine bewaffneten Bürger des Ruhmes oder der Eroberung wegen auf Artgenossen schießen. Es giebt so viel Perverses beim Heerwesen zu beseitigen, daß sich jener Herrscher hoch verdient machen würde, der da aufräumen und verbessern wollte.

* * *

Es gab keine Form der Ruchlosigkeit, welche sich nicht auf Thronen festgesetzt hätte. Bei deutschen Volksstämmen besaß im Mittelalter der Vater das Recht, Töchter und Unfreie zu verloben. Die freien Vasallen mußten den Lehensherrn ebenfalls um die Heiratserlaubniß bitten. Daraus folgerten Fürsten in ihrem Machtwahn das Recht, alle Unterthanen nach ihrem Belieben zu verehelichen. Sie confiscirten, wo sie konnten, Personalrechte und hätten es nicht gethan, wenn man es nicht widerstandslos geduldet hätte. Ein großes Unrecht wurde so zum Fürstenrecht.

Es gab Monarchen, welche sich sogar das Recht herausnahmen, zu bestimmen, wann eine Witwe sich wieder vermählen darf. So befahl ein fränkischer König, daß eine Witwe streng zu bestrafen sei, die nicht wenigstens dreißig Tage nach dem Tode ihres Mannes trauerte, ohne sich wieder zu verheiraten. Witwenkummer also auf befohlene Zeit! Als Verfasser von Ehegesetzen ließen Fürsten Vernunft und Billigkeit vermissen. So gestatteten sie nicht, daß bei gegenseitigem Widerwillen eine Ehe geschieden werde, die doch ein auf wechselseitige Neigung gestellter Lebensbund sein soll. Fehlt die Bedingung zu einer zufriedenen Ehe, so hat Niemand das Recht, die Widerwilligen beisammen zu halten. Gewaltsprüche dieser Art sind unsittlich.

In der Frevelgeschichte absoluter Fürsten ist auch die unsaubere Thatsache verzeichnet, daß sie von Prostituirten seit dem 13. Jahrhundert Abgaben forderten und Frauenhäuser verpachteten. Das Feilhalten des geschlechtlichen Vergnügens war eine Privatsache und Fürsten besaßen kein Recht, Zinsen von diesem Vergnügen zu beziehen und Freudenmädchen für sich frohnden zu lassen. So genoß Herzog Albrecht IV. von Oester-

[illegible] das [illegible] eines „gemeinen Frauenhauses“ in [illegible]

[illegible] in den Beziehungen der Fürsten [illegible] Wo liegt die Schuld, daß man da so [illegible] findet? Die Natur selbst muß [illegible] Sie ist keine Idealistin [illegible] an. Der Zweck [illegible] Erhaltung der Art und deshalb [illegible] und Fortpflanzungs- [illegible] ist vor allem in den [illegible] und fordert bei Völkern [illegible] der Cultur stehen keine rasch [illegible]

[illegible] die sich der Naturgebunden- [illegible] wurden, daß man sich gerade [illegible] der Naturzweck der bloßen Fort- [illegible] es daß richtiges Denken [illegible] daß gerade das Denken auf Cultur- [illegible] Zu den tapferen [illegible] sie begnügten sich [illegible] Macht auszunützen. [illegible] wurden.

* * *

[illegible] wären von freien [illegible] Es waren dies Werke [illegible] die Schande eines [illegible] daß der [illegible] und wenn es [illegible] der sich [illegible] ist an denen [illegible]

[illegible] es erkannt [illegible] gemacht wurde und [illegible] erhalten [illegible] und [illegible]

Durch Wohlstand hebt sich das Selbstbewußtsein des Bürgertums, seine Bildung und sein Freiheitsbedürfniß.

Für die unteren Volksschichten die Arbeit, für die Bevorrechteten oben den Genuß, der durch das Arbeitserträgniß der Staatssklaven ermöglicht wird! Das war der Kern der absolutistischen Verwaltungspolitik, die schon im alten Indien blühte. Dort verlangten die Könige vom Volke immer nur den Geldtribut für ihr Vergnügen. Ein indischer Finanzminister erklärte nach den Sutra: „Es ist mit einem Volke wie mit dem Sesamkorn; es gibt sein Öl nicht heraus, wenn man es nicht herauspreßt, herausbrennt oder herausstampft". Das blieb der Wahlspruch der Steuerpolitik der meisten abendländischen Fürsten. Ein anderer Capitalsatz ihrer Besteuerungsweisheit lautete: Dein Gut ist meine Habe! — An die Zeit darf man heute noch nicht denken, wo die politisch mündigen Völker für ihre Wohlfahrtsziele sich selbst besteuern werden. Die Volksvernunft wächst eben langsam.

* * *

Um der fürstlichen Perversität so recht inne zu werden, denke man doch an die von dünkelhaften Feudalherrn gegliederte Gesellschaft des Mittelalters, die sich so lange aufrechtgehalten hat. Der Feudalstaat schob auf den Fürsten alle Macht und allen Besitz und dieser verteilte das eroberte Land für Morden und Höflichkeit, für Blut- und Hofdienste an die Truchsesse, Kämmerer und Ministerialen. Die Edelmetalle im Bauche der Erde erklärten die Fürsten für eine ihnen eigens zugedachte Mitgift Gottes.

War der Fürst der erste Machtmensch, so standen die Vasallen als seine ersten Diener im Schatten seiner Gunst. Wurden sie des Dienens und Gehorchens überdrüssig, bauten sie Burgen, — so konnte man dies als Kennmal selbstbewußten Widerstandes gegen das eigenwillige Königtum begrüßen. Es trat gegen den machtberauschten Fürsten die nüchterne Opposition des Adels auf. Der Trotz des Lehensmannes gegen die schrankenlose Gewalt des Feudalherrn entsprang der dumpfen Sehnsucht nach Unabhängigkeit. In der Verwerflichkeit seiner Rechtsan-

reich 1395 das Erträgniß eines „gemeinen Frauenhauses" in Wien. Fürwahr, eine ignoble Rente!

Perversitäten und kein Ende in den Beziehungen der Fürsten zu Volksgemeinschaften! Wo liegt die Schuld, daß man da so viele Schandmale aufgerichtet findet? Die Natur selbst muß einen Teil der Schuld auf sich nehmen. Sie ist keine Idealistin und strebt keine ethischen Vollkommenheitsziele an. Der Zweck des Lebens ist ihr nur die Erhaltung der Art und deshalb nimmt beim Menschen der Selbsterhaltungs- und Fortpflanzungstrieb das erste Wort. Die Denkfähigkeit ist vor allem in den Dienst dieser beiden Generaltriebe gestellt und fordert bei Völkern, die vor oder auf der Schwelle der Cultur stehen, keine rasch fortschreitende Entwicklung.

Einzelne Männer traten auf, die sich der Naturgebundenheit entrissen und dessen bewußt wurden, daß man sich gerade vermöge der Denkfähigkeit über den Naturzweck der bloßen Fortpflanzung erheben solle. Sie erkannten es, daß richtiges Denken Mensch sein bedeutet und daß gerade das Denken auf Culturziele und auf deren Erreichbarkeit hinweise. Zu den tapferen Vordenkern der Völker gehörten Fürsten nicht; sie begnügten sich damit, sich fortzupflanzen und ihre persönliche Macht auszunützen. So kam es, daß Throne Herde von Ruchlosigkeiten wurden.

* * *

Die Riesenbauten in Peru und Mexico wären von freien denkenden Menschen nie errichtet worden. Es waren dies Werke des Sklavensinns zu Ehren eitler Tyrannen, die Schande eines denkunfähigen Volkes, welches der Einsicht fernblieb, daß der Despot dann Sklave, ja Sträfling eines Volkes wird, wenn es die Volksmehrheit will. Ein Volksstamm, der sich widerstandslos von einem Gewaltherrn mißhandeln läßt, ist an dessen Freveln *mitschuldig*, weil er sie nicht abwehrt.

Klüger als Volkslämmer haben Autokraten es erkannt, daß die Willenskraft durch Religionen gebrochen werde und daß es ihnen zu Statten komme, wenn die unteren Volksschichten in Armut und Abhängigkeit versetzt und in derselben erhalten werden. Die Armut macht politisch ungelenk und demütig.

Durch Wohlstand hebt sich das Selbstbewußtsein des Bürgertums, seine Bildung und sein Freiheitsbedürfniß.

Für die unteren Volksschichten die Arbeit, für die Bevorrechteten oben den Genuß, der durch das Arbeitserträgniß der Staatssklaven ermöglicht wird! Das war der Kern der absolutistischen Verwaltungspolitik, die schon im alten Indien blühte. Dort verlangten die Könige vom Volke immer nur den Geldtribut für ihr Vergnügen. Ein indischer Finanzminister erklärte nach den Sutra: „Es ist mit einem Volke wie mit dem Sesamkorn; es gibt kein Öl nicht heraus, wenn man es nicht herauspreßt, herausbrennt oder herausstampft“. Das blieb der Wahlspruch der Steuerpolitik der meisten abendländischen Fürsten. Ein anderer Capitalsatz ihrer Besteuerungsweisheit lautete: Dein Gut ist meine Habe! — An die Zeit darf man heute noch nicht denken, wo die politisch mündigen Völker für ihre Wohlfahrtsziele sich selbst besteuern werden. Die Volksvernunft wächst eben langsam.

* * *

Um der fürstlichen Perversität so recht inne zu werden, denke man doch an die von dünkelhaften Feudalherrn gegliederte Gesellschaft des Mittelalters, die sich so lange aufrechtgehalten hat. Der Feudalstaat schob auf den Fürsten alle Macht und allen Besitz und dieser verteilte das eroberte Land für Morden und Höflichkeit, für Blut- und Hofdienste an die Truchsesse, Kämmerer und Ministerialen. Die Edelmetalle im Bauche der Erde erklärten die Fürsten für eine ihnen eigens zugedachte Mitgift Gottes.

War der Fürst der erste Machtmensch, so standen die Vasallen als seine ersten Diener im Schatten seiner Gunst. Wurden sie des Dienens und Gehorchens überdrüssig, bauten sie Burgen, — so konnte man dies als Kennmal selbstbewußten Widerstandes gegen das eigenwillige Königtum begrüßen. Es trat gegen den machtberauschten Fürsten die nüchterne Opposition des Adels auf. Der Trotz des Lehensmannes gegen die schrankenlose Gewalt des Feudalherrn entsprang der dumpfen Sehnsucht nach Unabhängigkeit. In der Verwerflichkeit seiner Rechtsan-

sichten war ja der Adel des Mittelalters um nichts besser als die Oberlehensherrn, allein daß er im Stande war, diesem zu opponiren, war doch ein Zug strammer Männlichkeit. Der Glaube der Lehensleute an die Selbstherrlichkeit und uneingeschränkte Macht der Fürsten wankte und schwand. Jeder Glaube zerflattert, wenn man seine Grundlagen richtig beurteilt; er lebt ja nur von Täuschungen und Irreführungen.

Die Landstände waren auf deutschem Boden die erste Etappe staatsbürgerlicher Selbständigkeit, der erste entschiedene Einwand gegen die uneingeschränkte Macht der Fürsten, die nur Privat- und Familienpolitik trieben. Es wurde der Willkür des Landesherrn eine Schranke insofern gezogen, als er ohne Befragung der Stände weder Bündnisse schließen, noch Krieg führen durfte.

In Frankreich hat man Jahrhunderte lang die Thorheiten und Anmaßungen des Lehenssystems ertragen. Wie ungereimt war der von Karl dem Kahlen aufgestellte Grundsatz, daß jedes Landgut einen Lehensherrn haben müsse, und daß ihr Gut jene Freien verlieren, die einen Lehensherrn zu wählen unterließen.

Die „Religion der Liebe" breitete über alle diese Thorheiten und Lieblosigkeiten ihr Schutzdach. Die Geistlichkeit, die immer heuchlerisch vorgab, mit den Geheimnissen Gottes besonders vertraut zu sein, begehrte für ihre Altarküsse, Wortzauberreden und Besprengungen mit Weihwasser von den Leibeigenen des Glaubens strengstens die Jenseitssteuer; sie selber aber entzog sich als „freier Stand" ebenso wie der Adel einer jeden Steuerbelastung und lud diese auf die Hintersassen: auf die macht- und einsichtslosen Bürgers- und Landleute. Man kann sich keinen grelleren Gegensatz denken, als jenen, welchen die Armut der Steuerholden und die Verschwendungssucht der deutschen Fürsten bildete. Das deutsche Volk hat sich die Frage nicht vorgelegt, ob Ausgaben für übermütige Courtisanen ein Staatsinteresse bedeuten und ob die Erfüllung sexueller Wünsche bei einem mit Trüffelpasteten gefütterten Despoten eine politische Angelegenheit sei, für welche hohe Steuersummen ausgegeben werden dürfen.

Die europäische Politik des 18. Jahrhunderts wurde nicht von sittlichen Idealen, sondern von ethisch verwerflichen An-

trieben geleitet, weil es so die gemeine Gier nach Ruhm und Beute den Fürsten empfahl. Überall Rechtsverachtung und gedankenloses Verkennen des Staatszweckes. Selten hob sich von dieser Regel ein Regent ab, bei dem Regungen sittlicher Wohlanständigkeit und Spuren von Pflichtsinn wahrzunehmen waren.

Richelieu wurde groß genannt, weil er alle Staatsmoral verachtend Reichsstände und Parlament zum Schweigen verurteilte und die freie Bewegung bei allen Volksschichten hemmte, um dem Throne ein reiches Machtcapital übergeben zu können.

Es war nicht ohne einen Stich in's Komische, wenn sich die kleinen und großen Zwingherrn selber als Werkzeuge Gottes bezeichneten und dabei Priesterposen annahmen. Gott war diesen dünkelhaften Hügelmenschen der Gesellschaft immer der Beschützer aller staatlichen Ungehörigkeiten. Dabei ahnten es die Absoluten nicht, daß der Weltenfürst seinen Thron doch nur in der Menschen Fantasie stehen hat. Jahve nimmt nicht, wie der geistvolle Pessimist Hiob meint, den Volkshirten den Verstand, da sie ihn ja überhaupt nicht haben. Nicht er, sondern die Menschen allein gestalten ihr Schicksal. Nur sie sind schuld daran, wenn vieler Länder Könige gesinnungsniedrige Personen sind, wie es im Ecclesiastes heißt; sie lassen „Sklaven zu Pferde sitzen und Geistesfürsten wie Sklaven zu Fuße gehen; sie lassen die Weisen ohne Brod, die Gelehrten ohne Vermögen und übergeben den Künstler dem Zufall" (Buch der Prediger). Die Menschen halten ihr Schicksal in der Hand und der Notruf über Lebensunbill und Rechtlosigkeit ist eine Selbstanklage. In demselben Augenblicke, in dem ein Volk zum Bewußtsein seiner Rechte und seiner Macht gelangt, braucht es nicht mehr über Sklaven zu Pferde, über grausame Könige und brodlose Filosofen zu klagen.

Die Schuld des Volkes an seiner Unmündigkeit wird durch die Thatsache gemildert, daß es durch Erbthorheiten, durch schwer zu durchbrechende Kreise der Gewalt und durch religiöse Verblödungen gehindert wird, aus seinen Labyrinthen herauszutreten.

Darwin preist die Natur als Aristokratin. Gewiß leuchtet in allen Bezirken der Welt wunderbar Schönes. Leider liegt der Natur nichts an dem trivialen Menschengestrüpp, welches weite Strecken des Erdbodens bedeckt. Im Dulden von Menschenkehricht ist die Natur eine Plebejerin.

IX. Glauben und morden, Rechte brechen und fälschen!

Die Sittlichkeit reichte nie die Hand Fürsten, die stark im Glauben waren. Dieser bedeutete ja nichts Anderes, als den Zwang, Unrichtiges zu denken und Unsittliches zu wollen. Glauben und morden! — war der Wahlspruch europäischer Fürsten, die im Zwinger der Religion standen. Das Christentum empfahl es, das zeitliche Leben zu vertilgen, um das ewige Dasein zu gewinnen. Deshalb hielten katholische Fürsten das Morden aus Glaubensgründen für ein hochverdienstliches Thun. Der altegyptische Dichter Pentaur läßt den thebischen Gott Amon auf einer Tempelinschrift wie einen lächerlichen miles gloriosus Folgendes sagen: „Ich vermag mehr als Millionen Menschen. Ich bin es, der Herr der Heerscharen, der den Mut liebt. Ich werde die Feinde sich in das Wasser stürzen lassen, wie das Krokodil sich hineinwirft. Sie werden hineinspringen, die Einen auf die Anderen und sich unter einander töten."

Wie Amon gab sich der Christengott, wenn es galt, des Glaubens wegen Menschen totzuschlagen. Wenigstens beriefen sich Fürsten auf den Willen Gottes, wenn sie confessionelle Morde vollzogen. Fürsten im Glaubensdienste bedeuteten immer das Staatsböse, das weggefegt zu werden verdiente. Massenmorde aus Rücksicht für die Religion wurden von den geistlichen Dolmetschern des göttlichen Willens immer für eine unvergleichliche Hochthat erklärt. Auch auf diesem Felde gab es für Herrscher Imperative vernunftgemäßer Sittlichkeit nicht; sie erkannten es nicht, daß es ein grelleres Verbrechen ist, einen Menschen seines Glaubens wegen zu töten, als aus Not einen Raubmord zu begehen.

Die fürstlichen Massenmörder standen unter dem Einflusse der Jenseitsgaukeleien, weil ihnen selbst die dürftigste Habe an Kenntnissen und an Wohlwollen fehlte. Der Kampf für Glaubensziele trat alle positiven Ideale zu Boden. Unsinn und Grausamkeit herrschten, wo die Fahnen für Aufrechterhaltung der Religion flatterten. Besonders wurde es im 30jährigen Kriege offenbar, wie der herrschsüchtige Glaube Rückfälle in das urtümliche Raubtierwesen des Menschen veranlaßte. Das menschlich Perverse wucherte da aus. An katholischen Herrschern und an ihrem Troß zeigte sich das Entmenschende und Entsittlichende des Glaubenseifers deutlich; dieser suchte den einzig echten Gott an jenen zu rächen, die ihn durch vernünftige Urteile angeblich beleidigten.

Nichts Niederträchtigeres, als die Verordnung Karl's V. für die Inquisition in den Niederlanden. Nach dieser wurde jede Begünstigung der Ketzer, der Kauf oder Verkauf häretischer Bücher mit Todesstrafe und Vermögensverlust bedroht. Töten und Stehlen war ein Vorrecht des glaubensseligen Absolutismus. Der Bekehrte wurde zum Tode durch das Schwert begnadigt, während der Verstockte dem Feuertode verfiel. Welche entsetzliche Ironie — diese Begnadigung zur Köpfung!

Karl V. glaubte den katholischen Gott auch durch die Wiedertäufer stark beleidigt, und er rächte diese Beleidigung durch Ertränken, Verbrennen und Enthaupten der armen Schwärmer. Man weiß es, daß Filipp II. von Spanien zu jenen Individuen gehörte, denen durch die Geburt die Macht in die Verbrecherhand gedrückt wurde. Mit hinterlistiger Verstellung lockte dieser Ruchlose arglose niederländische Aristokraten in Fallen, ließ sie hinrichten und stahl ihre großen Vermögen, so daß deren Familien im Elend verkamen. Ihm nahten Bittende, die er töten und berauben ließ, ohne daß sie einen Rächer gefunden hätten. Er aber dang durch Jesuiten Leute, die den Wilhelm von Oranien wie Edelwild erlegten. Welche Verwirrung des Denkens und welche Verödung der Herzen durch Religion, der zulieb alle Laster verübt wurden. Filipp der Ruchlose wollte lieber alle seine Staaten verlieren, erklärte er dem Papste, als Beherrscher von Ketzern zu sein. Deshalb ließ er Protestanten ihres Glaubens wegen auf der Folter die Glieder brechen und

schleppte sie dann, den Knebel im Munde, zur Richtstätte. Wer abschwor, wurde zum Schwerte wie unter Karl V. „begnadigt", wer es nicht that, wurde mit seinen zerbrochenen Gliedern verbrannt. Die katholische Religion reizte dazu.

Dem religiösen Empfinden Filipps II. entquollen alle Lasterarten. Er brach aus Religiosität Eide, übergab die Schulen deren Erbfeinden, den Jesuiten, gestattete es, daß sich unredliche Beamte durch Beraubungen von Protestanten bereicherten, ließ selbst die Leichen von Evangelischen aus Gräbern herausscharren, um sie im dürren Laube des Waldes beizusetzen, — dang einen Mörder, der die Königin Elisabeth von England ihres Glaubens wegen meucheln sollte und gewann für diesen elenden Entschluß die Billigung des Papstes Pius V. Er schlug mit seinen Zuchtruten immer nach Männern, die sich vermaßen, vernünftig zu urteilen. Im Interesse des Glaubens schlug er die Sittlichkeit tot und war Verbrecher aus Religiosität.

Aber auch der Gott der Protestanten war nicht wohlberaten, als er die Kunstgegenstände zerstören ließ, die zu Ehren seines katholischen Collegen in niederländischen Kirchen als Glaubensornamente prangten. Das Kunstschöne, das der katholische Glaube zu Tage gefördert, war die einzig erhaltenswerte Illustration zur Geschichte menschlicher Thorheiten.

Die Protestanten stellten ebenfalls ihre Ketzergerichte auf und bewiesen, daß ihr Glaube nicht minder den Kopf verdunkelt und das Herz verkieselt als der Katholizismus. Die Gomaristen und Arminianer stritten sich wegen kleinlicher Schrullen. So über die Frage, ob die Honorare im Jenseits als Lohn für werkthätige Sittlichkeit oder nur als Gnadenspenden eingehändigt werden. Der 72 jährige Oldenbarneveldt, welcher der freieren Ansicht über dieses Problem huldigte, wurde von den Calvinisten als Ketzer hingerichtet. Blutroter Frevel überall, wo die Religion hintippte, mochte sie nun mit evangelischer Rechtgläubigkeit oder mit katholischer Orthodoxie versippt sein. Verbrechen blühten, wo der Glaube wuchs.

Die Geschichte der Protestantin Elisabeth von England und der katholischen Königin Maria Stuart beweist es klar, daß auf Thronen durch die Farbe der Confession die Sittlichkeit nicht gefördert wurde. Bei diesen Königinen standen politische

Ränke und sexuelle Wünsche obenauf und regten Ermordungen und Beschlagnahmen von Vermögen, also Diebstähle an. Die jungfräuliche Königin Elisabeth ließ zwei Männer hinrichten, die ihrem Geschlechte nahekamen; den einen, weil er die Lagergenossin nicht um Gnade anflehen wollte, den anderen, weil sie in seiner confiscirten Habe einen Ersatz für die ihm gemachten Geschenke gewinnen wollte.

* * *

Glauben oder ermordet werden, war auch die Losung der schweizer Urkantone zur Zeit der Reformation. Die katholischen Kantone beschlossen im Namen Gottes, daß ein jeder den Tod erleiden solle, der sich der Messe und den Heiligen gegenüber ungläubig oder geringschätzig verhalten würde. Der Glaube an den katholischen Gott war somit in dieser Zeit eine Anleitung zum Morden.

Die Herrscher aus dem Hause Habsburg vertraten auch mit grauenhaftem Eifer die angeblichen Rechte der katholischen Vorsehung. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts war nämlich kaum ein Zehntel der deutschen Oesterreicher katholisch, die Priester nahmen Frauen, vom Fegefeuer wurde nicht mehr gesprochen, Processionen fand man überflüssig und der Kelch wurde den Salzburgern vom Papste gewährt, der in einem lichten Augenblicke einsah, daß die Sache nicht der Rede wert sei.

Da wurden die Habsburger von Jesuiten überzeugt, daß es für ihr Seelenheil und für das Interesse der katholischen Weltverwaltung notwendig wäre, Protestantenblut fließen zu lassen. Und es floß in Strömen. Der „gemütsblöde“ Rudolf II. war noch der rücksichtsvollste unter den Habsburgern, die ihm deshalb die Religionssorgen bald abnahmen. Ferdinand I. hat die Protestanten, die sittlich viel ernster und anständiger waren als die Katholiken, körperlich züchtigen, in's Gefängniß werfen, um's Leben und Eigentum bringen lassen. Einen Buchdrucker übergab dieser religionseifrige Herr dem Henkerbeil, weil er ein gutchristliches Buch gedruckt hatte; dem Adel verbot er, seine Söhne auf deutsche Hochschulen zu schicken. Den Ständen, die der Reformation geneigt waren, empfahl er, „über Gott und

den Papst nicht zu Gericht zu sitzen"; den Verkauf lutherischer Bücher bedachte er mit ruchlosen Strafen.

Im Banne desselben Frevelsinns aus Gottesfurcht stand Erzherzog Carl von Innerösterreich. Das Vergnügen der Jagd beschäftigte ihn mehr als die Sorge um das Wohl der Staatsbürger. Auch diese wurden, so weit sie Protestanten waren, als Wild gejagt, wobei die Jesuiten als Jagdhunde Gottes mitwirkten. Der Erzherzog rettete zwar die katholische „Lehre", verwüstete und entvölkerte aber das „von Ketzern inficirte" Innerösterreich.*) Die Nächstenliebe dieses Christen gestattete es, die Protestanten von Steiermark, Krain und Kärnten zum katholischen Glauben durch Dragoner mit allen Gewaltmitteln zu bekehren, sie zu verbannen und ihren Besitz zu entwenden. Das Fremdwort: confisciren — kleidet besser als das triviale: stehlen.

Will man den Einfluß der religiösen Erziehung gerecht bemessen, so blättere man in der Geschichte des 17. und 18. Jahrhunderts, wo die Lebensführung der deutschen Fürsten nur von der Religion bestimmt wurde.

Auch Unterrichtsminister des 20. Jahrhunderts, deren religiöse Erziehung Insecten als Anreger der Cholera verachten läßt, sollten die Thaten der 1300 deutschen Souveräne in den unerhellten Jahrhunderten aufmerksam prüfen. Sie wären über die Folgen der ausschließlich religiösen Erziehung entsetzt und müßten jene Personen als staatsgefährlich bezeichnen, welche heute noch die Schule geistlichen Einflüssen zurückgeben wollen.

Man liebt es, von weltgeschichtlichen Gesetzen zu reden, wenn sich bestimmte Gruppen von Thatsachen in größeren Zeiträumen wiederholen. Nach einer tolldreisten Hypothese gebe sich darin die zielbewußte Anordnung eines göttlichen Redacteurs der Völkergeschichte kund. Diese wäre fürwahr äußerst ungeschickt redigirt, da die Geschichte aller Staaten Europas nichts als die Thaten ruchloser Durchschnitts- und Musterdespoten zu verzeichnen hat.

Die unbefangene Geschichtsfilosofie erkennt in den Frevelthaten kleiner und großer Autokraten nur das Gesetz erblicher

---

*) Reformation und Gegenreformation in den innerösterreichischen Ländern von Prof. Dr. Joh. Loserth (1899. Cotta).

Schlechtigkeiten, denen die Defectmenschen auf Thronen durch die Religion nicht entgegenwirken konnten, da diese selbst einer erblichen Belastung, einem moralischen Zehrfieber gleichkam.

Es ist eine winzige Entschuldigung für die bösen Staatsherrn, daß ihnen alle Formen der sittlichen Entartung schon in die Purpurwindeln gelegt wurden. Die Jugend der Zukunftsschulen sollte aus der Geschichte der europäischen Dynastien das sittlich Perverse in allen Einzelformen kennen lernen, um aus dem Negativen heraus die positiven Grundregeln für eine ethische Lebensführung abzuleiten. Das wäre das einzig Gute, was die Ruchlosen der Völkergeschichte der Nachwelt hinterließen.

Die europäischen Fürstlichkeiten haben zumal im 17. und 18. Jahrhundert durch die christliche Religion die Demut vor Gott nicht gelernt und haben ihre Pflichten fast immer übersehen. Viele von ihnen waren Virtuosen des Lasters und waren stolz darauf, Mörder von Gottes Gnaden heißen zu dürfen. Mit besonderer Genugthuung ließen sie politische Denker hinrichten.

Jacob I. von England stellte sich in seinem Machtdünkel knapp neben den lieben Gott. Er verkündigte es mit historischer Feierlichkeit, Könige seien in der That Götter, weil sie wie Gott Gewalt haben, zu schaffen und zu zerstören, selbst ungerichtet zu richten, ohne Verantwortung über das Leben der Unterthanen zu verfügen, das Volk wie eine Münze zu erhöhen und herabzusetzen. Was man Volksrecht nenne, meinte der hoffärtige Machtgenosse Gottes, sei nur ein Geschenk der fürstlichen Gnade.

Die Narren des Größenwahns ragten bei allen Völkern durch dieselben Ungezogenheiten hervor. Die Könige der Tolteken hielten sich wie Jacob I. von England, wie die Faraone und die römischen Kaiser für gottgleich; auch Napoleon I. meinte: „Gott im Himmel und ich auf Erden!" und Friedrich Wilhelm I. von Preußen äußerte: „Wir sind Herr und König und können thun, was wir wollen". Dieser Dünkel war bei Leuten begreiflich, die wenig gelernt und ihr Herz nur mit Religion gefüllt hatten.

Die purpurgeborne Maria Theresia war zwar nicht so zurückgeblieben, um nicht einzusehen, daß Jesuiten staatsgefährliche Leute sind, weshalb sie aus Oesterreich ausgewiesen wurden;

gleichwohl war es mit ihrer Einsicht nicht gut bestellt. Religiös erzogen, konnte sie nicht anders, als Filosofen hassen, deren „Wesen es angeblich an jeder sicheren Grundlage gebreche"; sie schleppen, wie die wenig gebildete Frau vermutete, das Schlechte in jeder Beziehung mit sich herum und enden gewöhnlich als Selbstmörder.

In welchen Bahnen sich die Erziehung der Fürsten bewegte, wenn sie Jesuiten anvertraut wurde, erweisen folgende Sätze, die Usleber, Professor des kanonischen Rechtes zu Heidelberg, S. J., 1730 verteidigte: Kein Katholik darf mit Ketzern (Protestanten) umgehen, die als Ehrlose aller Ämter, ja des Lebens beraubt werden sollen. Ihre Länder sollen jene Fürsten verwirken, welche die kirchliche Mahnung der Ketzervertilgung unbeachtet lassen. Solchen Grundsätzen gegenüber gibt es im 20. Jahrhundert noch deutsche Parlamentsmitglieder, welche in Jesuiten Pioniere der Cultur begrüßen.

Der Verstand der Fürsten wurde durch die Religion nie erleuchtet, das Herz nie zur Nächstenliebe gestimmt. Grausamkeit war deshalb das hauptsächliche Kennmal der deutschen Souveräne im 17. und 18. Jahrhundert. So saß neben dem Herzog Karl von Zweibrücken auf dem Throne die gemeine Herzlosigkeit, denn er ließ jeden mißhandeln, der vor seinem Schlosse Karlsberg nicht den Hut zog und sich davor nicht tief verneigte. Noch herzloser war jener Kurfürst von Trier, der zur „lustigen Sauhetz" Bauern niedermetzeln ließ, die sich gegen ihn wegen unmenschlicher Behandlung auflehnten. Bauern, welche das Wild von ihren Feldern wegjagten oder es gar erlegten, wurden zu Tode mißhandelt. Die fürstliche Unmenschlichkeit wurde auch dadurch erwiesen, daß jene Soldaten, die sich Mißhandlungen durch einen Versuch der Selbstentleibung zu entziehen suchten, solange Spießruten laufen mußten, bis sie tot zusammenbrachen.

Daß es die christliche Religion nicht vermochte, einen Kirchenfürsten wenigstens mit sittlichen Anempfindungen zu versehen, bewies der Würzburger Fürstbischof Karl von Schönborn. Dieser Mensch verschwendete das seinen Unterthanen abgepreßte Geld in der gewissenlosesten Weise. Sein tägliches Mittagsmahl bestand aus dreimal dreißig Platten; außerdem durften fremde Edelleute täglich an der offenen Cavaliertafel speisen. In seinem

Gefolge schritten schöne deutsche Damen und Sängerinen aus Italien einher. Sonst sorgte dieser geistliche Prasser, unterstützt von Jesuiten, für den Stumpfsinn des Volkes durch innere Missionen, durch ewige Anbetungen und Wallfahrten. Auf einem Jagdbilde ließ dieser eitle Bischof der Diana seine Gesichtszüge aufprägen.

Die einzige Kunst, deren Pflege den Fürsten dieser Jammerzeit am Herzen lag, war die Kochkunst. Nur Köche und Lustmädchen wurden von ihnen bezahlt, Soldaten und Armeelieferanten jedoch nicht. An dem Leben der lieben Mitmenschen lag ihnen nichts. Ein Herzog hat zu seinem Vergnügen chirurgische Operationen an seinen Vasallen vorgenommen.

Personen, die gar keinen ethischen Wert besitzen, können ihn auch nicht bei anderen achten. Beim Weibe schätzen sie nur das Geschlecht und der rücksichtslose sexuelle Hunger springt sie wie ein gieriger Gorilla an. Für die Poesie des kostbaren Weihegutes der Liebe besaßen zuchtlose Gewaltleute kein Verständniß. Sie entweihten das Weib, dessen Geschlecht sie wie eine Melone genossen. Wenn Frauen des Adels bei deutschen Fürstlichkeiten Spielschulden zu begleichen hatten, so bezahlten sie diese mit Schäferstunden.

Der schon genannte Herzog Karl von Zweibrücken war sehr gastfreundlich; für Treibjagden requirirte er alle schönen Mädchen zum Frohndienst, damit sich seine Jagdgäste mit weiblichem Edelwild geschlechtlich vergnügen können.

Reichsunmittelbare Junker hielten sich in erster Linie für Souveräne der Dorfschönen und ließen sie zu Jägerinen, Sängerinen, Tänzerinen ausbilden, um damit den Reiz der Kosestunden zu erhöhen.

Daß Geburtsadel und Religion zur Sittlichkeit nicht verpflichten, bewies jene Markgräfin von Bayreuth, welche einen Herrn vom Adel in das Schlafgemach ihrer unschuldigen Stieftochter eingelassen hat. Die Frucht dieser Gewaltthat: Zwillinge, ließ diese Virtuosin des Lasters wie junge Katzen töten und lachte dazu.

Die vielen Despoten deutscher Nation zwangen schöne Mädchen aus guten Familien ihnen zu Willen zu sein, da sie ihre Unterthanen nur als Besitzsachen behandelten. Die Ver-

führten wurden Beamten bei angedrohter Entlassung aus dem Dienste als Gattinen aufgenötigt. August der Starke ließ seine aristokratischen Buhlinen einsperren, wenn ihre Reize zu welken begannen. Das waren Blüten und Früchte christlicher Erziehung, die von wissenschaftlichen Einflüssen unberührt blieb.

* * *

Man braucht übrigens nicht alle fürstlichen Perversitäten der Religion auf's Kerbholz zu stellen. Dem von der Kirche lebhaft unterstützten Despotismus entquollen an sich die mannigfachsten Formen von Ruchlosigkeiten. So herrschte im 17. und 18. Jahrhundert in Frankreich bald Frömmelei, die von Blumenmädchen in Mode gesetzt wurde, bald die Abwendung von allem, was kurz zuvor die Jesuiten als das höchste jenseitige Gut bezeichnet hatten. Kirchenfürsten hielten sich Lustmädchen in ihren Gärten, wobei der Hirschpark Ludwig XV. das Vorbild lieferte und die christliche Askese für eine lächerliche Verirrung erklärt wurde. Ketzer verfolgen, Bauern mißhandeln, falsches Geld prägen, tröstende Mädchen aushalten, hochgewachsene Bauernsöhne als Soldaten verkaufen, Börsenschwindel begünstigen, die sittliche Verderbtheit mit der wirtschaftlichen und politischen Niedertracht verbinden, gehörte zu der Lebensbeschäftigung europäischer Volkshirten im 17. und 18. Jahrhundert.

Daß die politische Verderbniß mit der wirtschaftlichen innig versippt war, bewiesen die Actienunternehmungen zur Erfindung eines perpetuum mobile (Kapital 10 Millionen), zur Erzeugung eines hammerbaren Metalls aus Quecksilber und für einen geheim gehaltenen Zweck, der dann offenbar wurde, als der Gründer mit den eingezahlten Beträgen verschwand.

Daß sich die absoluten Herrn Frankreichs ihrer sittlichen Verpflichtungen entschlugen, bewiesen alle ihre Regierungsthaten. Sie zeichneten parteiische Richter und rechtbrechende Beamte aus, stahlen Briefe, züchteten die schmachvollste Angeberei, forderten zu gewaltsamen Erpressungen auf und ließen unzufriedene Leute in die Bastille sperren.

Der katholische Religionseifer brachte es zu wege, daß in Frankreich die Hugenotten seit Heinrich II. verfolgt, getötet, beraubt, verbannt wurden. Jesuiten hetzten das Volk zu diesen Unthaten. König Karl IX. schoß aus den Fenstern seines Schlosses auf Protestanten wie auf Hasen und meinte bei der Leiche des gemordeten Coligny cynisch, daß ein toter Feind immer gut rieche. In Paris wurden dem katholischen Gott zum Wohlgefallen während der Bluthochzeit 30000 Hugenotten hingeschlachtet. Papst Gregor VIII. feierte diesen Massenmord mit großem Jubel. Dasselbe that der sittlich rohe Papst Pius V.

Da die Häuptlinge des orthodoxen Christentums Massenmorden zujauchzten, so konnte es nicht befremden, daß Einzelmorde ebenfalls die religionsgerechte Billigung geistlicher Autoritäten fanden. So wurde König Heinrich III. vom Dominikanermönch Clement mit Erlaubniß seines Ordensobern ermordet. Dieser Kirchengelehrte meinte, ein Priester, der einen Tyrannen töte, handle unregelmäßig. Im Katalog der Todsünden stehe aber Unregelmäßigkeit nicht verzeichnet. Logik im Anarchistenstil! Frucht am Strauche der katholischen Tugendlehre!

Bei solchen Grundansichten konnte es nicht fehlen, daß die Despoten Frankreichs sich bei ihren Missethaten immer auf Gott beriefen. Als Ludwig XIII. einen unbequemen Parlamentsbeschluß zerriß, ließ er der Volksvertretung sagen, daß der König nicht vom Volke sondern von Gott eingesetzt und daher nur der himmlischen Vorsehung für seine Handlungen verantwortlich sei. Daraufhin ließ dieser Gottesliebling alle Anhänger seines Bruders Gaston, darunter einen Herzog von Montmorency enthaupten, weil er für sein Thun nur Gott, seinem guten Freunde, verantwortlich sei.

* * *

Kein Zweifel darüber, daß man aus der Geschichte des Absolutismus dessen namenlose Perversität und die Bedürfnisse einer vernünftigen Staatsordnung kennen lernt. Vor allem wird man im Vernunftstaate den Rechtsfälschungen der autokratischen Regierungsmethode aus dem Wege gehen. Fast alle haben sich bis in unsere Zeit erhalten, wie etwa die Pairsschübe, die

Ludwig XIV. von Frankreich eingeführt hat. Dieser Musterdespot unterwühlte auch die Selbständigkeit der Gerichtshöfe, indem er deren Einwendungen gegen königliche Edicte aufhob. Gerade durch seine Regierungsweise wurde die Unsittlichkeit des „aufgeklärten" Absolutismus bewiesen, der nur Streber gelten ließ, wie es der junge Kriegsminister Louvois gewesen. Dieser frivole Freund von Paradoxen hat den Krieg für eine Wohlthat des Staates erklärt. In Wahrheit haben die Kriege Ludwigs XIV. den Wohlstand zerrüttet, welchen der weise Colbert in Frankreich durch Erschließung aller fruchtbaren Erwerbsquellen gehoben hat.

Der Kriegsruhm des Sonnenkönigs, an dem Frankreich noch heute zehrt, war, näher besehen, ein Hügel von Schandstücken. Seine Siege wurden durch Bestechungen der feindlichen Generäle und Minister, durch das reichsverräterische Entgegenkommen der geistlichen*) und weltlichen Fürsten in den Rheinlanden, durch feige Morde, Beraubungen und Brandschatzungen erzielt.**) Der himmelswerte Ludwig XIV. brach Verträge, höhnte das Recht, corrumpirte die Justiz, war Sklave einer Courtisane, von welcher Minister und Feldherrn ernannt wurden, verfolgte jedes freie Wort, ließ Pascals harmlose Briefe vom Henker verbrennen, verbot die Filosofie des Cartesius, bezahlte Federn von Hofschmeichlern, denen der Sonnenkönig umso größer vorkam, je perverser er sich gab, wurde Frömmler, um die Last seiner Sünden durch äußere Religionsübungen abzuschütteln und entsittlichte das Volk, dessen ethische Nobilisirung er hätte fördern sollen. Für seine Laster bezog dieser gekrönte Ausbeuter eine Jahresrente von 117 Millionen Livres. Das Volk dachte nicht daran, daß es diese große Summe mit Nutzen für sich hätte verwenden können. Die denkträge Menge erkannte nicht, in welchem Lager seine gefährlichsten Feinde standen, und ließ sich

*) Der Straßburger Bischof Egon von Fürstenberg hat den französischen König, als er Straßburg mitten im Frieden raubte, mit dem Titel: „Heiland" begrüßt.

**) Für diese Greuel mit Einschluß von Mädchenentehrungen feierte ein Prediger den sittenlosen Despoten Ludwig XIV. auf dessen Sterbebette mit den Worten: „Seele des Sohnes des heiligen Ludwig, steige auf zu den Himmeln!" Eine solche geistliche Anerkennung war immer der Beweis für die sittliche Verkommenheit des Belobten.

weiter von den Jesuiten und von anderen gesinnungsverwandten Orden demoralisiren. Sie ließ es ohne Widerrede geschehen, daß Jesuiten auf die Civilehe das Brandmal des Concubinats setzten, daß sie Jansenisten und Gallicanern das kirchliche Begräbniß versagten und daß sie den bis zum Stumpfsinn gläubigen Karl X. beschimpften, weil er die Charte aufrechthielt. Der geistliche Gemeinschaden Frankreichs setzte es durch, daß nach der Julirevolution der Katholizismus zur Staatsreligion erklärt wurde und daß die religiöse Beschränktheit den Unterricht in den Schulen lenken durfte.

Auch unter Napoleon III. war der Katholicismus das gehätschelte Hofkind und dessen Widersacher wurden an Schandpfähle gefesselt. So lange die kirchliche Beschränktheit obenauf war, nannte sie den Kaiser ein „Geschenk der Vorsehung", — als er aber den Papst nicht mehr beschützte, wurde die Vorsehung gescholten und Napoleon III. wurde der neue Judas genannt, der den Stellvertreter Christi verkauft hätte. Zum Judas kamen die Scheltnamen: Kaiphas und Herodes, Gottesmörder und andere Lieblichkeiten. Im Beschimpfen waren sie immer groß, die Brutalen vom Altar. Pius IX. hat sich für die Wohldienerei Napoleons durch den Syllabus bedankt, in dem er alles, was dem Menschenleben und dem Rechtsstaate Wert verleiht, in den Grund hinein verdammte, ohne es zu ahnen, daß er damit sich selbst und die Kirche aus sittlichen Gemeinschaften hinausgeflucht hat.

Daß es Monarchen nichts nützt, wenn sie der Kirche Liebesdienste erweisen, beweist das Schicksal Napoleons, den der Einfluß der Jesuiten nach Sedan führte. An ihm vollzog sich ausnahmsweise die geschichtliche Gerechtigkeit.

* * *

Immer bleibt der Despotismus ein Staatsunglück, mag er sich nun aufgeklärt nennen oder nicht. Ein aufgeklärter Despotismus ist an sich ein Widerspruch. Der Dünkel eines Autokraten, selbst alles Staatsnotwendige am richtigsten zu erkennen, führt auch dann zu Fehlschlägen, Thorheiten und Lieblosigkeiten, wenn der „Aufgeklärte" seine Throngenossen an Bildung überragt,

wie es bei Friedrich II. von Preußen der Fall gewesen. Ihm war der königliche Wille der Staat, die absolute Königsmacht ein Broncefelsen. Trotz der demokratischen Frase, der König sei der erste Diener des Staates, war Friedrich II. ein herzloser Despot. Den ihm treu dienenden schönen Offizier Trenk ließ er, weil er die Gunst einer Prinzessin gefunden hatte, ohne Verhör und Untersuchung, an Händen, Füßen und um den Rumpf angekettet, in einen furchtbaren Kerker werfen, wo er bis zum Tode des grausamen Flötenspielers gequält wurde.

„Es gibt noch Richter in Berlin!" — rief Friedrich II. einmal bei einem verlorenen Prozeß aus; er selbst war ein anständiger Richter nicht. Ein albernes Flugblatt ließ der Despot „niedriger hängen", um auf seine Duldsamkeit abfälligen Urteilen gegenüber heuchlerisch hinzuweisen. In Wirklichkeit ließ er Schriftsteller körperlich mißhandeln, die es wagten, ihn zu tadeln. Ja, er ließ selbst jene, welche mißliebige politische Schriften nur lasen, wie den Geheimrat Färber im Jahre 1746 zu Spandau hinrichten. Universitätsprediger und Minister beschimpfte und demütigte er in brutaler Weise und bewies damit, daß er ein „aufgeklärter" Mann nicht war.

Friedrich II. verfügte ja über eine vielseitige Bildung; allein er hat seine politischen Grundregeln durch Thaten widerlegt. Wenn er feierlich versicherte, „ein Fürst habe kein Recht über die Meinungen seiner Unterthanen", so hielt ihn dies nicht ab, hohe Beamte wegen der ihnen abgeforderten freimütigen Gutachten entweder dem Gefängniß oder dem Tode zu übergeben. Friedrich meinte auch, es sei leichter eine aufgeklärte Nation als ein dummes und unwissendes Volk zu regieren. Und doch hieb er nach aufgeklärten Köpfen mit seinem Stocke. Er duldete wie Napoleon I. nur die Gleichheit der Unterjochten. Der corsische Frasenmacher versicherte ebenfalls, daß er den Völkern Europas auf der Spitze der Bajonette die Freiheit bringe, während er jeden offenherzigen Ausdruck politischer oder nationaler Gesinnung in Deutschland mit einer Hinrichtung erwiderte.

In wirtschaftlicher Beziehung war der Absolutismus Friedrichs II. ebenfalls nicht „aufgeklärt". Als dieser schlechtberatene Nationalökonom 1770 einer Adelsgesellschaft das Vorrecht zum Getreidehandel auf der Elbe übergab, ruinirte er

damit den Kleinhandel im Getreide und verteuerte das nötigste Lebensbedürfniß. Da der Staat d. h. Friedrich II. Salz mit einem Nutzen von 325% verkaufen wollte, so nahm sich die Strafandrohung für jeden, der 9 Jahre alt geworden, jährlich nicht vier Metzen Salz verzehrte, hart aus.

Die Wirtschaftspolitik Friedrichs, der Verträge brach, Monopole gleichzeitig an zwei verschiedene Unternehmungen verlieh, einen sinnlosen Bankzwang einführte, den Steuerpächtern Quälereien der Bürger gestattete, das Brennholz hoch versteuerte, war unweise. Als es die Minister Blumenthal und Hagen wagten, die wirtschaftlichen Mißgriffe des Königs leise anzudeuten, wurden sie beschimpft und der Verfasser einer Denkschrift über die Wirtschaftspolitik Friedrichs II., der geheime Finanzrat Ursinus wurde zu lebenslänglicher Schanzarbeit verurteilt. So hatte der herzlose König seine Ansicht, „ein Fürst habe kein Recht über die Meinungen seiner Unterthanen", in Thaten umgesetzt.*)

H. v. Sybel lobt es in einer Monographie über Friedrich d. Gr., daß dieser König zu Friedenszeiten täglich vier Stunden filosofischen oder historischen Forschungen, wissenschaftlichen oder dichterischen Productionen gewidmet habe. Das hat ihm wenig genützt. Die Filosofie hat ihn über die ethischen Pflichten eines Herrschers nicht belehrt**), aus der Geschichte hat er nicht die Lehre abgezogen, daß der Thron zum volksfreundlichen Handeln verpflichte. Die Wissenschaft hat es ihm nicht empfohlen, gegen klarer Denkende duldsam zu sein; die Poesie und das Flötenspiel haben sein hartes Herz nicht erweicht. Es hat ihm nichts geholfen, daß er mehr gelesen hat, als alle Benedictiner zusammen, wie er in seiner Eitelkeit versicherte. Allerdings erschienen ihm die Existenz Gottes und die Unsterblichkeit der Seele beweislos; allein was liegt am Jenseits, wenn man seine Pflichten für's Diesseits verkennt. Der Absolutismus Friedrichs II. war nicht „aufgeklärt" und nicht „genial", sondern täppisch und verwerflich.

*) Geschichte der aufgeklärten Selbstherrschaft und der Wiedergeburt der Sitten von St. Gätschenberger (Leipzig, O. Wigand 1881). Ein ausgezeichnetes Buch!

**) Friedrich II. bemerkte in einem Briefe an Jordan i. J. 1742: „Gibt es etwas zu gewinnen bei der Ehrlichkeit, so wollen wir ehrlich sein; ist es nötig zu düpiren, so wollen wir Schelme sein. Ein rechtschaffener Mann muß nach ganz anderen Gesichtspunkten verfahren als ein Herrscher."

X. Ministerdespoten.

Die Engländer waren das erste Volk Europas, das aus der Geschichte seiner gemeinschädlichen Herrscher politisch gedeihliche Schlußfolgen zog. Sie rangen aus dem Despotismus perverser Fürsten ihre staatsbürgerliche Freiheit. Das trafen die anderen Völker Europas bis auf die Skandinavier nicht. Wahrhaft vorbildlich ist die Entschlossenheit der Briten, mit welcher sie sich despotischer Anmaßungen zu erwehren verstanden. So bei Karl I., der als Rebell gegen das Volk gerichtet wurde. Dieser hoffärtige König verkannte ebenfalls seine Pflichten, ließ viele politisch verdächtige Köpfe zu Boden rollen, entfesselte den Bürgerkrieg, war verlogen und treulos, ließ edlen Männern, die ihm mißfielen, die Ohren abschneiden, brach Eide, meuchelte die Rechte des Volkes und starb mit der Lüge auf den Lippen, daß er die Freiheit geliebt habe.

Dem Könige Karl I. fehlte kein Gebrechen eines Defectmenschen. Daß er von erniedrigender Einfalt war, bewies er in jener Ansprache an das Parlament, in der er sich mit Phoibos Apollo und die Volksvertretung mit dem ungeschickten Phaëton verglichen hat. Frech verhöhnte er das Parlament und ließ seine freimütigsten Gegner dann — verhaften. Da machte das Haus der Gemeinen von seinem Rechte Gebrauch und zog jene Schergen zur Verantwortung, die den ungesetzlichen Königsbefehl ausführten. Nachdem Karl I. in seiner Selbstüberhebung so weit gegangen war, mit Waffenknechten in's Parlament einzudringen, um seine Widersacher zu holen, machte auch der Londoner Gemeinderat von dem Rechte gesetzlichen Widerstandes Gebrauch und forderte vom Könige die Entlassung seiner schlechten Ratgeber.

Karl I. beharrte in seiner Hoffart, verbot dem Volke, dem Parlamente zu gehorchen, worauf der Bürgerkrieg folgte. Verlogen und treulos war er auch gegen Cromwell; um ihn auf seine Seite zu schmeicheln, versprach er ihm den Grafentitel und den Hosenbandorden; der Königin aber schrieb er gleichzeitig, für den Burschen sei ein Hanfstrick gut genug. Die Anklage vor dem Parlamente hat ihn mit Recht als Tyrannen, Mörder, Hochverräter an allen Freiheiten des Landes und als Urheber eines blutigen Krieges bezeichnet. Hochmütig und throndumm blieb Karl I. bis zur letzten Lebensstunde, als er in seiner Rede auf dem Richtplatze alle Schuld an dem Unglück des Landes auf die Verachtung königlicher Rechte schob.

Allerdings ist mit dem Kopfe Karls I. nicht viel Verstand zu Boden gefallen, allein seine Hinrichtung hätte gleichwohl unterbleiben können. Hat man einen frechen König so weit gebracht, daß er den Weg zum Schaffot betreten mußte, so hätte man ihn auch des Landes verweisen und zugleich zum Zwangsmatrosen auf einem Handelsschiffe befördern sollen, damit er in die Lage käme, einmal auch etwas Nützliches im Leben zu verrichten.

Wie edel benahm sich Cromwell gegen den gesinnungslosen König Karl I. nach dessen Niederlage. Der „Protector des Gemeinwohls" wollte mit dem Könige eine freie Regierung und Verfassung vereinbaren, die Treulosigkeit Karls schlug jedoch auch diesmal ihren Herrn.

Für Jahrhunderte gesprochen sind die edlen Worte, die Cromwell an einen irischen Prälaten gerichtet hat: „Das Volk, das gespornte Pferd, wird ausschlagen. Die Menschen werden der Willkürherrschaft der Könige und der Pfaffen müde. Das Princip, daß das Volk um der geistlichen und weltlichen Herrscher willen da sei, wird aus der Welt hinausgepfiffen."

Als man diesem wahrhaft sittlichen Politiker die Königskrone angetragen hatte, wies er sie zurück, weil er dem Frieden und der Freiheit des Volkes nur als Constabler dienen wollte. Trotz der Lücken in seiner Bildung, welche sich über den Boden der bibelsteifen Theologie nicht erhob, war er ein selbstloser Diener des gemeinen Wohles, dessen Andenken gegenüber dem verächtlichen Könige Karl I. stets hochgehalten bleiben wird.

Vorgeschritten in allen Ruchlosigkeiten ungezügelter Selbstherrschaft war auch Karl II. von England. Er ließ sichs von einem Bedientenparlament bescheinigen, daß die Engländer nur von des Königs Gnaden leben und Eigentum besitzen dürfen. Er brach den Amnestieeid und ließ die meisten Parlamentsmitglieder hinrichten, die an der Verurteilung Karls I. beteiligt waren. Henkern gab er überhaupt viel zu thun, da er England wieder katholisch machen wollte. Diese Operation verlangte viel Blut, wobei der geistliche Absolutismus verständnißvoll mitwirkte, der bei der Installation des gesellschaftlich Bösen nie fehlte. Bei den Orgien des schrankenlosen Königtums wurden unter Karl II. im Namen des katholischen Gottes alle Greuelthaten ausgeführt, die mit der Entehrung der Frauen anfingen und mit Abschlachtungen der vernünftiger Gesinnung Verdächtigen und mit Verschickungen in ungesunde Colonien aufhörten. Karl II. ließ mit Vorliebe protestantische Prediger hinrichten, um die Achtung des katholischen Gottes zu verdienen, und verfolgte auch Secten, die nach Edelmenschlichem strebten. So stellte er gegen die Secte der Quäker wegen ihrer vernünftigen Lebensführung grausame Hetzjagden an. Im J. 1662 schmachteten 4200 Quäker in entsetzlichen Kerkern. Sie wollten eben von Kirchen, Priestern, Eidschwüren und von Kriechereien zum Hofe nichts wissen und nahmen die Friedens- und Nächstenliebe ernst. Dieses Verbrechen des absoluten Königtums blieb wie alle anderen Missethaten desselben ungesühnt. Und da wagen es Frömmler, Gottes Handschrift in der Geschichte solcher Frevelthaten zu erkennen. Von ähnlicher Entsetzlichkeit sind nur die verbrecherischen Anschläge der Anarchisten, die sinn- und ruchlose Theorien mit jener Grausamkeit vereinigen, die nur bei den gekrönten Lenkern politischer Hinrichtungen wiederzufinden ist. In ihre Macht gehüllt brauchten gekrönte Mörder ihr Leben nicht in Frage zu stellen, wenn sie mit frevelnder Hand nach einem klardenkenden Menschenhaupte langten. Anarchisten sind elende, aber mutige Mörder; Monarchen vom Schlage Karls II. und Jacobs II. von England bewährten beim Niedermetzeln ihrer Widersacher, die an ethischem Werte hoch über ihnen standen, keinen persönlichen Mut. Jacob II., welcher Protestanten und Anhänger der politischen Freiheit dem Schaffot übergab, floh wie ein Feigling

nach Frankreich, als ihm das mißhandelte Volk: Herunter vom Throne! — zurief.

Georg III. von England war das Prachtexemplar eines beschränkten Thronsassen, dem im Verkehr mit vernünftigen Ministern sehr unheimlich zu Mute gewesen. Es war ja eine Majestätsbeleidigung, wenn man ihm seine Bornirtheit zum Bewußtsein brachte. Georg der Dummgeborene haßte deshalb den freien Staatsmann Fox, den Verteidiger der bürgerlichen und religiösen Freiheit, so sehr, daß er erklärte, lieber abdanken zu wollen, als ihn an der Regierung teilnehmen zu lassen.

Dagegen war Wilhelm III. von England ein Herrscher, der die Wunden am Staatskörper genau kannte; deshalb wies er die Zumutungen der katholischen Geistlichkeit ebenso zurück, wie die Ratschläge des wenig gebildeten Adels, der seine Standesinteressen als die wichtigste Staatssache in den Vordergrund stellte.

Da die absoluten Herrn von England gern nach fremdem Eigentum griffen, so war es ein witziger Einfall der Volksvertretung, für die ordentlichen Einnahmen der Könige von England eine besondere Quelle zu erschließen.

Es sollten ihnen nämlich alle gestohlenen, vom Diebe weggeworfenen Sachen, sowie alle nutzbaren Haustiere gehören, deren Besitzer unbekannt sind. Hunde und Katzen waren von dieser Einnahme ausgenommen, nicht aber Walfische und Störe, die in der Nähe des britischen Ufers gefangen wurden. Solche problematische Einnahmen verdienten Würdenträger von problematischem Werte.

* * *

Sittlich Erbauliches ist in der Geschichte der absoluten Staatswirtschaft Englands nicht zu finden. Allein die Erkenntniß der Rechtswerte wurde durch die Gebrechen und Laster der britischen Könige beim Volke nur beschleunigt. Der angelsächsische Stamm hat es besser und früher als andere Nationen verstanden, die Vorrechte der Fürsten einzuschränken und Recidiven in den blanken Absolutismus zu verhüten.

In England wurden schon manche Rechtsziele des Vernunftstaates erreicht, obwohl auch dort das Fortschreiten zur

[illegible]

[illegible] der Resolution [illegible] im Hause der Ge[illegible] hat. [illegible] gegen die geheimen Rat[illegible] welche die Abstimmungen im [illegible] wollen. Beker nannte diese Bemühung [illegible] und eine Untergrabung der Verfassung. [illegible] mit derselben Mannesmürde und Offenheit [illegible] III. daran [illegible]mahnt, daß der König nur von den

Ministern beraten handeln dürfe und daß bei Regierungsmaßnahmen sein persönlicher Wille ausgeschlossen wäre.*)

An solche vernünftige Vorbilder sollten sich Leiter von Parlamentsdebatten halten, selbst auf die Gefahr hin, ihre Hoffähigkeit zu verlieren. An dieser liegt ebensowenig, wie an dem Verluste eines Knopflochemails.

Da die Krone von England persönlich nicht regieren durfte, so war damit der Beweis gegeben, daß sie eigentlich nur ein entbehrliches Ornament ist.

* * *

Die Wege der Liebe, die zur Ehe führt, sind für britische Könige frei, nur muß die von ihnen Gewählte eine Engländerin sein. Von dieser Wahlfreiheit des Herzens machen britische Fürstlichkeiten heute keinen Gebrauch. Sie halten sich, um ja nicht aus erblichen Belastungen herauszufallen, wie continentale Prinzlichkeiten, für Menschen erster Ordnung, die einem Bürgermädchen nur die linke Hand reichen dürfen, wenn sie ihnen an Bildung und sittlichem Wert noch so hoch überlegen wäre. Ist man König oder Prinz, so ist es gar so schwer, auf Wegen der Vernunft einherzuschreiten, auch wenn man es thun könnte, wie die britischen Majestäten, die ein Bürgermädchen heiraten dürfen.

Das englische Parlament kann, wie man weiß, vom schlecht unterrichteten Herrscher an den besser zu unterrichtenden appelliren. Es ist dies allerdings eine überflüssige Höflichkeit, denn der König von England darf nur Parlamentsgesetze unterschreiben. Keine Unterschrift wird so hoch bezahlt als jene Sr. britischen Majestät. Es ist dies eine teuere Freude darüber, daß der Absolutismus der Könige in England bereits gebrochen ist.

Wichtiger ist das Gesetz, daß mit jedem Versuche des Fürsten, die britische Verfassung zu brechen, der Thron für vacant erklärt wird. Diese Bestimmung geht von der schwer begreiflichen Voraussetzung aus, daß der Thron Britaniens ewig besetzt sein müsse.

---

*) Verfassungsgeschichte Englands von Thom. Ersk. May. 2 Bände.

Continentale Fürsten sollten wie die englischen nur die Minister regieren lassen und sollten in diesen nicht ihre bloßen Diener sehen, die sie über Nacht entlassen dürfen. In England haben sich die Minister nur an Gesetze, nicht an die Ansichten der Krone zu halten, die gar nicht das Recht hat, ihre Privateinfälle Ministern ans Herz zu legen.

Wie vernünftig sind auch die Einschränkungen der englischen Krone in Bezug auf das Heer. Es kann ja kein größeres Verbrechen geben, als wenn ein Monarch auf Staatsbürger schießen läßt, weil sie sich nach vernünftigen Gesetzen sehnen. Ein anständiger Fürst wird diese Sehnsucht erfüllen und wenn er es nicht vermag, seinen Beruf zurücklegen.

Das englische Parlament hat 1717 dem Könige das Recht entzogen, Kriegsartikel aufzustellen, „weil das stehende Heer überhaupt der Freiheit gefährlich ist". Es gönnte jedem Soldaten den Vollbesitz staatsbürgerlicher Rechte, weil wie es in einem Proteste von 30 Lords gegen eine Verordnung über Meuterei und Desertion heißt (1689), „niemand ein so willfähriges Werkzeug ist, andere ihrer Rechte zu berauben, als wer selbst seiner Rechte entäußert sei."

In England wird jeder Soldat gehängt, der seine Waffe gegen bestehende Gesetze gebraucht oder sie zu gebrauchen befiehlt. Kein britischer Officier würde einem ungesetzlichen Befehle Folge leisten, den zu erlassen auch kein Oberbefehlshaber fähig wäre. Wie ganz anders steht es auf dem europäischen Continente mit seinem Belagerungszustand, der das kriegsrechtliche Hängen und Erschießen freisinniger Politiker gestattet. Da spukt das alte Verhängniß, das dem Unrecht und der Unvernunft immer weiter gespannte Einflußkreise aufschließt, als dem Recht und der Einsicht. Es war ja immer schwer, sich zum Range anständiger Menschlichkeit durchzufinden.

Mit vollem Grunde hält man Priester vermöge ihres Berufes für befangene Menschen mit getrübtem Verstande; deshalb dürfen sie nicht in's englische Parlament gewählt werden und dürfen nicht Geschworne sein. Diese Einsicht ist auch nur den Engländern gekommen, während auf dem Continente dem Clerus die ruchlosesten Machenschaften gegen eine vernünftige Gesetzgebung noch immer gestattet sind. Wie leicht wäre es bei etwas hellerem Verstande, das englische Vorbild nachzuahmen!

Wie einsichtsvoll ist auch die englische Übung, Richtern keine Orden und Titel zu verleihen; sie müssen schwören, ohne Ansehen der Person Recht zu sprechen, „auch wenn der König das Gegenteil befehlen sollte". Die englischen Richter gehen nur einmal im Leben zu Hofe, um sich für ihre Ernennung zu bedanken. Auch das ist überflüssig, denn die Regierung ernennt und das Volk bezahlt sie, nicht der König.

Man freut sich dieser politischen Vernunftsitten der Engländer und wundert sich, daß es so langer Zeit bedarf, bevor sich andere Nationen entschließen, aus der Geschichte des Absolutismus ähnliche Schlußfolgen zu ziehen, wie die Briten. Es sitzt eben diesen Willensschwachen mit dem umflorten Verstande die christlich anerzogene Knechtseligkeit in den Gliedern.

* * *

Hat der Absolutismus in seiner Vollblüte den Staaten sehr geschadet, so soll er auch nützen, wenn man die Mumien brutaler Herrscher an den Schandpfählen der Geschichte hängen sieht. Man stärkt die Grundsätze seiner politischen Sittlichkeit, je überzeugender die ethische Verkommenheit der Autokraten wirkt. Eine kritische Geschichte des Despotismus wird in Zukunft eine Hilfsdoctrin der Ethik werden. Sie wird über das menschlich Perverse grauenhafte Aufschlüsse geben. Hätten es die dünkelhaften Defectmenschen gewußt, welche abschreckende Rolle sie in der Geschichte spielen werden, sie hätten vielleicht bei ihrem reizbaren Majestätsgefühl doch Anstand genommen, sich für alle Ewigkeit auf den Pranger zu stellen.

Es wäre ein weiter Weg, wollte man an allen diesen Prangern vorüber kommen; werfen wir denn nur auf einige dieser Schandsäulen einen flüchtigen Blick. An einer derselben hängt das Andenken jenes Königs von Dänemark, der den klugen Reformator Struensee hinrichten ließ, weil er dem morschen Staate Dänemark durch Reformen nützen wollte. Struensees Verbrechen war politische Vernunft; die Missethat seines königlichen Richters war gemeiner Mord. Mag auch bei dieser Hinrichtung die Liebesbeziehung Struensees zur Königin Caroline Mathilde im Spiele gewesen sein, so wird damit das Unrecht

des Königs Christian VII. nicht im mindesten entschuldigt. Die Verehrung einer schönen Frau ist kein Verbrechen und keines Staatsbürgers Leben gehört dem Könige.

Auch bei der Königin Christine von Schweden sah man es bestätigt, daß die christliche Religion weder zur Sittlichkeit anleite noch die Herzen weich stimme. Sie sündigte sich trotz ihrer idealistischen Anwandlungen durch das mosaische Zehntafelgesetz hindurch. Man muß sie eine Despotin reinsten Schlages trotz des reinen Lateins nennen, das sie sprach, trotz der espritvollen Briefe, die sie schrieb, trotz der Beschäftigung mit der bildenden Kunst, die von ihr angeblich beschützt wurde. Sie war maßlos eitel, verschwendete die Staatseinkünfte im Interesse ihrer Liebhaber und lebte von geborgtem Gelde, das sie nicht zurückzahlte. Ein schwedischer Schriftsteller, der ihre Regierungsmethode abfällig beurteilte, mußte dies mit seinem Leben büßen. Monaldeschi, welcher der mannstollen Königin Ursache zur Eifersucht gegeben, wurde auf ihren Befehl ermordet. Die Päpste durchschaute sie jedoch. Sie habe vier dieser Herrn kennen gelernt und keiner habe gesunden Menschenverstand besessen; sie müsse deshalb annehmen, die katholische Kirche werde wirklich vom heiligen Geiste regiert. Die Fehler der Päpste hat sie erkannt, die eigenen Mängel nicht.

Erschüttert wird man beim Durchblättern der Annalen des Zarismus. Kein Wort über die Verschickungen warm für das Volk empfindender und vernünftiger Politiker nach Sibirien oder nach der wüsten Insel Sachalin, wo es nie Tag wird. Diese Insel hat als Verbannungsort der scheinliberale Zar Alexander II. gewählt. Er nahm mit der linken Hand weg, was er notgezwungen zum Scheine mit der rechten geben mußte. Sein Minister Loris Melikoff bewilligte eine Volksvertretung, die aus vier Petersburger Gemeinderäten bestehen sollte, die nur gefragt etwas sagen durften.

Während Rußland gegen alle Mächte conspirirte, zitterte der Oberherr aller Reußen vor Explosivbomben. Die Niedertracht der russischen Regierungsweise wurde der angeblich „irreligiösen Jugenderziehung" wegen für notwendig erklärt. Der Zarismus berief sich natürlich immer auf die vom lieben Gott herabgeschickte Gewalt, die thun könne, was sie wolle. Religiös

war er also immer, wie auch die breiten Volksschichten von der Geistlichkeit in der Demut und Unwissenheit vor Gott erhalten wurden.

Gleichwohl erlaubte es das Väterchen nicht, daß die 15 Millionen Kleinrussen sich eines Gebetbuches in ihrer Sprache bedienen. Gott verstehe nur großrussisch, wenn man sich mit ihm bespreche, meinte das Väterchen.

Das Selbstherrschertum und religiöse Gaukeleien belasten und entmenschen ein jedes Volk. Frivol ist es zu sagen, daß das russische Volk nicht reif und nicht mündig zu einer Teilnahme an der Gesetzgebung, Selbstverwaltung und wirtschaftlichen Selbsthilfe sei. Gewiß wird man in Rußland mit einer Dutzendverfassung nicht auslangen; man überlasse es weisen und wohlwollenden Volksfreunden, das Richtige zu finden, einen vernünftigen Volksunterricht in's Leben zu stellen, politische und wirtschaftliche Reformen einzuführen. Der Dichter Nekyassow klagt, daß Gott die Russen vergessen habe und daß Jeder in Rußland elend und Sklave sei. Setzt ruhig Gott bei Seite, der euch vergessen hat, hört auf, Schergen im Despotendienste zu sein, der Deutsche, Polen, Kleinrussen, Finnen großrussisch machen will, klagt nicht und helft euch selbst. Stehen Alle gegen Einen, sind alle so rücksichtslos wie der Eine, so bedeutet dies das Ende des Volksjammers.

Zar Peter hieß der Große, weil er als Despot sehr bedeutend war. Er hat weite Landstriche vom Peipussee bis Riga verwüstet, weil Ludwig XIV. die Pfalz auch zu einer Wüste gemacht hat. Esthen ließ er schaarenweise niedermetzeln, die Vornehmen in Kerkern zusammenpferchen, wo sie an Seuchen starben. Er verkaufte Bauern samt ihren Feldern und ließ sie in Morästen Frohndienste verrichten. Zu seinem Vergnügen hat er Bauern Zähne ausgerissen und hat jenen Unzufriedenen, die seine politische Weisheit nicht bewundern konnten, eigenhändig die Köpfe abgeschlagen. Väterchen Peter!

Die Frauen, die im 18. Jahrhundert über Rußland herrschten, waren weder Zierden ihres Geschlechtes, noch des Thrones. Ihr Personaldespot war ein reger Geschlechtstrieb, dem sie respectvoll gehorchten. Dem Liebhaber von der Woche wurden die Zügel der Regierung und Feldherrnstäbe überreicht. Riesig gebaut

mußten aber diese Beherrscher aller Reußen und der Kaiserin sein. Potemkin, vormals Korporal, immer aber Herkules, war ein solcher Günstling. Die „Minerva des Nordens", die es gern hörte, wenn man ihr Profil mit jenem Alexanders des Großen verglich, vergoß Ströme Menschenblutes, um ihr Reich zu vergrößern. In der Krim allein ließ Potemkin 30000 Personen niedermetzeln, um ein bisher freies wohlhabendes Volk zu Bettlern und Sklaven herabzusetzen.

Obgleich Zarin Katharina angeblich aus Staatsinteresse kalten Herzens Hinrichtungen vornehmen ließ, nannte sie gleichwohl Friedrich II. von Preußen, welcher Leser freisinniger Schriften auf dem Schaffot sterben ließ, höhnisch den König Herodes. Sie wollte eine gesetzgebende Körperschaft nicht zulassen, „weil Schuhflicker keine guten Gesetzgeber sein können".

Katharina II. ließ sich „Republikanerin in der Seele" von französischen Schmeichlern nennen, obwohl sie die rücksichtsloseste Despotin in Wirklichkeit war. Sie hat Millionen an die Hospitanten ihres Schoßes verschwendet, für das Volkswohl jedoch jährlich nur wenige Tausende übrig gehabt. Das Fundament ihrer Politik war Niedertracht.

Eine Sonnenblume despotischer Gesinnung war Zar Nikolaus I. Galgenwälder für polnische Patrioten, Knutenhiebe, Verfolgungen aller talentvollen Personen (Dichter Puschkin erhielt auch Geißelhiebe), gewaltthätige Schließungen von Buchläden und Verhaftungen der Besitzer derselben, brutale Machenschaften gegen den Liberalismus in Deutschland, Beschränkung der Zahl der Universitätsschüler, damit ja die Bildung nicht in's Volk sickere, sind so einige Marksteine seiner Staatsverwaltung.

Der zarische Absolutismus wirkte deshalb so verheerend, weil er eine riesige Bevölkerung in Knechtsinn, Unwissenheit und sittlicher Herabgekommenheit erhielt. In Rußland standen die geistlichen Prätorianer des Glaubens dem Despotismus immer hilfbereit zur Seite und ließen die Leibeigenen der Rechtgläubigkeit auf den Passionswegen politischer Rechtlosigkeit nicht einmal langsam einherschreiten.

Nur einmal schien es, daß ein Schimmer von Vernunft einen Zarenkopf durchzuckt hätte. Kaiser Feodor war es, welcher an der Hoffart des Adels Anstoß nahm. Er glaubte das Über-

gewicht desselben durch die Vernichtung der Geschlechtsregister zu vertilgen. Wenn das Alter eines Familiennamens nicht mehr ermittelt werden könne, höre er auf, alt zu sein, meinte er. Feodor übersah es, daß das sicherste Gegengewicht gegen einen hochmütigen Stand ein Volk im Vollbesitze seiner Rechte ist.

Es ist ein beachtenswerter Treppenwitz in der Geschichte der Autokraten, daß sie ihre Widersacher und Rächer selbst aufzüchten und an ihrer Vernichtung selbst arbeiten. Es kommt zwar die Sühne spät, allein sie kommt sicher. „Wehe den Gescheiten!" — rief Gribojedow, als er sah, daß hochgesinnte Russen nach Sibirien in's Grab geschickt wurden. „Wehe den Mördern auf dem Throne!" — riefen die Nihilisten, die durch zarische Grausamkeiten zur Selbsthilfe durch Meuchelmord erzogen wurden. Dichter Dostojewsky wurde als „Staatsverbrecher" zum Tode verurteilt, nur weil er die Mittel zur socialen Hebung des russischen Volkes überdacht hatte. Er wurde zu Sibirien begnadigt, das ihn zum Epileptiker machte. Bakunin wurde in Sibirien wahnsinnig und verfaßte in seinem Aberwitz das entsetzliche Programm der Anarchisten. Wo ist nun die Vaterschaft des Anarchismus zu suchen?

Ein Zwillingsbruder des zarischen Depotismus ist das türkische Sultanat. Abdul Aziz hat eine niederschmetternde Selbstkritik der autokratischen Staatswirtschaft ausgesprochen, als er seinem Finanzminister, der für den kaiserlichen Hofhalt kein Geld mehr aufbringen konnte, barsch zurief: „Was? — vierzig Millionen Sklaven sind nicht reich genug, Einen Herrn zu ernähren?" — Von den vierzig Millionen Sklaven drangen nicht hundert zu dem Entschlusse vor, dem Padischah zu raten: Arbeite und ernähre dich ohne Sklaven!

* * *

Das wären einige Grundzüge zur kritischen Geschichte des Despotismus. Zu beklagen sind besonders jene Völker, deren Fürsten sich im letzten Jahrhunderte über ihre Pflichten von Beichtvätern belehren ließen und sich bei ihnen die Lossprechung von politischen Todsünden holten. Gekrönte Mystiker sind unvermögend, für die Rechts- und Bildungsbedürfnisse der Völker

zu sorgen. Treten zum Glaubensgericht dynastische Eigensucht und jener Mangel an politischem Gemeinsinn, dessen Pforten sich nur gebildeten Leuten aufthun, so schließen sich alle diese Gebrechen zu einem düsteren Verhängniß für ein Volk zusammen, das einen solchen Angestammten zu ertragen hat.

Und wie sie erzogen werden diese Rosenkranzprinzen! Einem jungen Kronenträger hat die mütterliche Erzieherin als erste Staatspflicht auferlegt sich immer nur einer Geliebten hinzugeben und das Lesen wissenschaftlicher Bücher zu unterlassen, weil durch Wissenschaft die Religion untergraben werde. Die Früchte dieser Beichtvätererziehung haben sich in einem gänzlichen Mißverstehen der Pflichten eines constitutionellen Herrschers, in Ungeschicklichkeiten bei der Wahl von Ministern im Begünstigen der clericalen, immer gemeingefährlichen Partei und in einer zwar unbeabsichtigten aber gleichwohl gründlichen Unterwühlung der staatlichen Fundamente gezeigt.

Es steht auch jenseits des guten Geschmacks, wenn ein Fürst sich in öffentlichen Ansprachen auf himmlische Mächte beruft, als ob der liebe Gott sein Staatssecretär wäre.

Einsichtsvolle Fürsten werden die Staatsbürger wie stilvolle Eltern ihre Kinder behandeln. Wohlberatene Eltern befehlen wenig, zeigen ihren Kindern nur Herzensteilnahme und erziehen sie in Liebe. Nur elterliche Unvernunft erblickt im Offenbaren der Neigung ein schädliche Schwäche und züchtigt weinende Kinder. Nur Feigheit schlägt nach der zarten wehrlosen Jugend, die sich nach Liebe sehnt und durch elterliche Härte selber gemütsstumpf wird. Auch Völker sind wie liebebedürftige Kinder die von Bütteln auf dem Throne grausam behandelt, „Ferkelherzen" bekommen.

Dem Staate wird nichts Positives damit geboten, wenn von Fürsten hauptsächlich dynastische Interessen gefördert werden. In diesen steckt kein Rechtsvorteil für das Volk. Jene Alleinherrscher leiden an politischer Kurzsichtigkeit, die im Volke nur ein großes Magazin erblicken, aus dem sie Soldaten und Kanonen hervorholen dürfen. Sie sollen zu der Einsicht vordringen, daß die Bestie Volk und der Racker Staat nicht dazu da sind, um den Alkohol für den Machtrausch Sr. Majestät zu liefern.

Nach vernünftigen nackensteifen Politikern und nach freisinnigen Männern der Wissenschaft durften absolute Herrn im 19. Jahrhundert nicht wie nach Gemsen schießen. Sie haben es aber gethan. Vor allem vermöchten es grundsatzfeste und ideenkühne Männer und nicht etwa gedankenarme Kniebeuger und Demutsgefäße monarchische Staaten vorwärts zu bringen. Das Kriechen vor dem Herrn, das Unterstützen aller Culturhemmungen, das Niederhalten jeder freien Ideenregung liegt nicht im Interesse des Staates, aber auch nicht im Vorteile der absoluten Fürsten, deren Absicht es doch nie sein konnte, ihre eigenen Thronstühle zu untersägen. Das thun sie aber durch ihre verderbliche Staatswirtschaft.

Ihre Majestät die Sittlichkeit läßt sich auch von den Herrn im Hermelinmantel nicht ungestraft verspotten. Es ist ja begreiflich, wenn Regenten, die ihre absolutistische Nacktheit kaum mit einem constitutionellen Lendenschurz verhüllen, wahrheitsmutige Männer unbehaglich sein müssen. Das ist aber eben ihr Unglück, daß sie seit jeher in mutig ausgesprochenen Wahrheiten in ihrer Verblendung Staatsverbrechen erblickten.

Wenn die Dummheit am Staatsruder sitzt, so erlaubt sie das Lesen und Schreiben nur jenen Leuten, die ein Vermögen von mindestens 1500 Lire nachweisen können. Karl Felix, König von Sardinien hat durch einen Erlaß vom J. 1825 diese Bedingung zum Erwerben der Lesefertigkeit aufgestellt. Die Thorheit sitzt auch in jenen Regierungskanzleien, die am Schlusse des 19. Jahrhunderts aus religiösen Gründen die facultative Leichenverbrennung nicht gestatten. Wo der Glaube als Unzucht wider die Vernunft spukt, da läßt sich eben der Aberwitz nieder. Einem pulverisirten Menschen gegenüber hält es allerdings schwer, an die Auferstehung des Fleisches zu glauben.

Es wäre jedoch ungerecht, jede politische Rückständigkeit nur bei Herrschern zu beklagen. Mangel an Bildung, Einsicht und Geschmack mußte man am Ende des 19. Jahrhunderts auch bei vielen Mitgliedern europäischer Parlamente bedauern, in denen die Blüte der Bildung und Weisheit vertreten sein soll. Was dort blüht, riecht nicht gut. So hat im deutschen Reichstag ein Zurückgebliebener eine lange Gefängnißstrafe für jene Leute vorgeschlagen, die an die Unsterblichkeit der Seele nicht

glauben. Man sollte solche Vertreter der christlichen Nächstenliebe zu zehn Jahren naturwissenschaftlicher Zwangsarbeit verurteilen, damit sie einsehen, wie weit sie hinter der Bildung zurückgeblieben sind, welche sie als Gesetzgeber besitzen sollen.

Eine andere gesetzgebende Blütendolde sprach davon, daß die Grenzlinie zwischen Kunst und Sittlichkeit bedenklich schwanke, als ob ein schöner weiblicher Körper wirklich etwas Unsittliches sein könnte. Die Trübung der Ansichten über die Beziehungen der Nacktheit zur Sittlichkeit ist auch dem lieben Christentum zu danken, das ja ohnehin in jedem Kinde ein Erzeugniß der Sünde erblickt. In evangelischen Gesangbüchern wird der Mensch überhaupt als „Sündenaas" bezeichnet.

Für absolute Herrn ist diese Bezeichnung eine schwere Beleidigung, obwohl sie mit politischen Sünden schwer belastet sind. Zu diesen Belasteten gehört auch Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, der freisinnige Professoren absetzte, dem Volke eine strengere Sonntagsheiligung aufzwang, überhaupt die religiös Beschränkten walten ließ und eine Verfassung zu geben sich deshalb weigerte, weil er nicht zugeben wollte, daß sich „zwischen unseren Herrgott im Himmel und Preußen ein beschriebenes Blatt gleichsam als eine zweite Vorsehung eindränge". Herrgott und Preußen als Gegensätze sind aparte Blüten einer frommen königlichen Logik.

Die Weigerung Friedrich Wilhelms, die deutsche Kaiserkrone aus der Hand des Frankfurter Parlaments anzunehmen, das Unvermögen, sein „göttliches Recht" an das Volksrecht anzuschmiegen, verschuldeten es, daß 22 Jahre später ein blutiger Krieg erst die politische Einigung Deutschlands erzielt hatte. Dem Mangel an Einsicht eines mit religiösen Vorurteilen erfüllten Herrschers folgte ein schweres Volksbedrängniß. Gott hat sich auch da zwischen einen übelberatenen König und das Glück der Nation gestellt.

Ein erlesener Rechtsbrecher war auch König Ernst August von Hannover, der die bestehende Landesverfassung für sich nicht als bindend anerkannte. Erhebend war der Protest der sieben Göttinger Hochschullehrer gegen diesen Rechtsbruch des Königs, der ohne Untersuchung die mutigen Männer absetzte, die binnen drei Tagen das Land zu verlassen hatten. Darunter waren

Jacob Grimm, Dahlmann und Gervinus. Da setzten sich langsam in deutschen Landen, wo ein großer Vorrat von Unterthanenfurcht in allen Schichten der Bevölkerung aufgespeichert war, Widerstände gegen den Trotzkopf Ernst August in Bewegung, der es zwar bereute, die „sieben Teufel" weggejagt zu haben, der aber gleichwohl seinen Rechtsbruch nicht corrigiren wollte. Er erklärte, Thron und Land verlassen zu wollen, wenn man Zwang gegen ihn anwenden würde. Die Ehrfurcht vor der Geborenheit des Thronberechtigten stand so wurzelfest da, daß Niemand daran dachte, diesen Mann beim Worte zu nehmen, ihn, der seine Unfähigkeit zum Regieren so überzeugend bewiesen hatte.

Mattherzig war auch das Verhalten der einzelnen deutschen Regierungen, die sich nicht getrauten, die vertriebenen Professoren anzustellen. Selbst Preußen fürchtete sich, einen der Verjagten anzustellen, weil es den „charakterfesten" König von Hannover nicht erzürnen wollte. Nur der König von Württemberg hat dem Orientalisten Ewald eine Professur in Tübingen verliehen. Ein trauriges Blatt aus der Geschichte des Absolutismus im 19. Jahrhunderte!

Ein anderer absoluter Herr mit verschleierter Einsicht stellte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts den Grundsatz auf, daß ein confessionsloser Hochschullehrer nicht angestellt werden dürfe, weil er nicht schwören könne oder seinen Schwur nicht zu halten brauche. Dieser Hermelinmantel kannte die barbarische Abkunft des Eides nicht; es war ihm fremd, daß sogar die Bibel den Eid verurteilt und daß gebildete, charakterfeste Männer, die es zum furchtlosen Bekennen der Religionslosigkeit gebracht haben, mit einem Handschlage oder mit dem Hinweise auf ihre sittliche Anständigkeit die Wahrhaftigkeit ihrer Aussage vollgiltig verbürgen können.

So viel ist nach dem Mitgeteilten sichergestellt, daß sich die Herrschaft des persönlichen Beliebens und die Sittlichkeit wechselseitig ausschließen. Ein Volk, welches die ethischen Staatsziele erkannt hat, wird sich für den Weiterbestand der Reste des Absolutismus nicht interessiren.

XI. Besitzt das Christentum einen Gesittungswert?

Nichts ist haltloser, als die Ansicht, daß das Christentum eine civilisatorische Macht ersten Ranges sei. Kenntnisse sittigen, nicht religiöse Fictionen; die politische Freiheit und ethische Werte führen zur Cultur, nicht die Fesselung durch Furcht, nicht die Gebundenheit durch Irreführungen.

In vorchristlicher Zeit findet man Einzelzüge des Vernunftgerechten im Staate, die durch das Christentum gänzlich verdrängt wurden. Voltaire und Lessing irrten, als sie das Christentum für eine „erhabene Einrichtung" erklärt hatten. Beide kannten die Geschichte dieser Religion nicht. Wenn Lessing außerdem an die Güte und Weisheit des Weltmonarchen glaubte, der die Menschheit allerdings langsam und auf Nebenwegen, aber doch zur Vollkommenheit führe, so irrte der wackere Dichter „Nathans des Weisen" ebenfalls; ihm war die Biografie des Christengottes unbekannt, der immer von der Kirche gerufen wurde, wenn irgendwo ein Unrecht verübt oder gerechtfertigt werden sollte. Er mußte bei allem Staatsbösen mithelfen und jede politische Thorheit oder Ruchlosigkeit entschuldigen.

Keine Gestalt des Glaubens wurde so arg mißbraucht und so oft in den Sumpf menschlicher Entartung gezerrt, als der liebe, geduldige Christengott. Er mußte sich stets ein Vergnügen daraus machen, den gesittungsfeindlichen politischen Despotismus zu stützen, damit dieser im Bunde mit dem geistlichen Absolutismus die Unwissenheit und den Knechtsinn der Menge aufrechthalte. Der Eine im Himmel mußte dem Einzigen im Staate den Arm bieten, damit sein Thron nicht in's Wanken gerate.

Eine Culturaufgabe war das nicht. Oder ist dies eine bildungsgerechte Lebensführung, wenn das Christentum die wirkliche Welt für wertlos und die jenseitige gar nicht bestehende Welt für allein bemerkenswert erklärt?

Zu welchen Abgründen unrichtigen Denkens gelangt man, wenn man die Wirklichkeit für Schein und diesen als das einzig feststehende hinnehmen soll, — wenn man die luftblaue Übersinnlichkeit als das höchste Gut rühmt und dieser Niete zulieb die Sinnlichkeit des Menschen in den Grund bohrt? Wegen dieser thörichten Verachtung des Sinnlichen hat die römische Kirche zuerst in einem Gesetzbuche der Wisigoten erklärt, daß das Leben eines Weibes nur halb so viel wert sei, wie das eines Mannes.

Es ist schwer, ethische Pflichten zu erkennen, wenn im Brennpuncte der christlichen Lebensanschauung der complete Weltekel steht. Der sonderbare Heilige Bernhard von Clairvaux wußte, was er sagte, als er die Verachtung der Welt und seiner selbst als Achse der christlichen Grundweisheit bezeichnete. Der Pessimismus des Christentums ist ebenso grundfalsch, wie alle anderen Irrlehren desselben. Gewöhnlich führt die Lebensverachtung zum Hader mit Gott. Schon Hiob zankte den „alten Juden" Jahve wegen des unerträglichen Lebensjammers tüchtig aus. Dieser Unglückliche bekam eben keine Anregung, helle Lebensseiten anzuerkennen.

Als eine Araberin aus dem Stamme Danakil von Zahnschmerzen geplagt ausrief: „Allah! mögen dir deine Zähne so weh thun als mir die meinigen!", so stellte sie sich auf den Boden der christlichen Lebensverachtung mit ihren Trugschlüssen, die wegen peinlicher Einzelheiten alles verdammen. Das Dasein ist nichts wert, weil es Zahnschmerzen gestattet, — ist ein solcher Fehlschluß.

Die Geschichte der letzten 19 Jahrhunderte bringt überzeugende Beweise, daß das Christentum nach allen Richtungen hin unheilvoll gewirkt hat. Es zerstörte alte Culturen, ohne sie ersetzen zu können, — verfolgte grausam Vertreter vernünftigen Denkens, — opferte seinen starren Irrlehren ungezählte Menschenleben, — bahnte der Unsittlichkeit die Wege, — ließ die politische Freiheit nicht aufkommen und hemmte im Bunde mit dem

[illegible] [illegible] der [illegible] alles Menschenedlen. Das Christentum hat durch seine Dogmen alle ethischen und Menschlich[illegible] [illegible] [illegible]. Daher gab es kleine Abspaltungen von [illegible] [illegible].

Ein [illegible] Fluch, der an der Wahrheit regelmäßig [illegible] [illegible], war es immer, das Christentum eine Religion der Wahrheit, Liebe und Freiheit zu nennen. Scheiterhaufen, Gefängnisse, grause Verfolgungen und grausame Beraubungen erzählen davon, daß das Christentum in Wahrheit eine Religion des Hasses, Wahnwitzes und der Volksbedrückung war. Wäre es nicht tragisch, wenn sich Menschen wegen Glaubensmeinungen, die nicht eine Brombeere wert sind, mit allen Mitteln des Unverstandes grausam bekämpfen, so könnte man es komisch finden. Führen Glaubenssoldaten tolle Tänze mit ihrem Wahnwitze auf, so kann man aus den Thorheiten dieser Possenreißer das Komische allerdings herausfinden.

Die afrikanischen, griechischen und römischen Bischöfe haben in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung über die grauen Geheimnisse der Dreifaltigkeit so viel Seltsames vorgebracht, daß sie Tiere ihrer Gott- und Religionslosigkeit wegen hätten beneiden können. Im Concil zu Constantinopel (381 n. u. Z.) schlugen sie wegen ihrer Ansichten über die Dreieinigkeit mit Kreuzen so stark nach ihren Köpfen, daß es hohl klang.

Kaiser Constantin, der Priesterknecht, ließ jeden hinrichten, der ein Buch des Arius fand und es nicht verbrannte. Und das Verbrechen des Arius? Nun, er behauptete, daß der Sohn der Zeit nach dem Vater folgte. Der Dreifaltigkeit zulieb wurden Ketzer wie Brennesseln niedergemäht; außer dem Leben wurde ihnen das Vermögen geraubt. Das war christliche Einsicht und Sittlichkeit.

Die Bischöfe, die im Concil von Nicäa (325 n. u. Z.) versammelt waren, stellten den Satz auf die Beine, daß der Sohn von derselben Substanz wäre wie der Vater. Daß die unkörperliche Geistigkeit dem Begriffe der Substanz widersprach, kümmerte die Filosofen der Dreieinigkeit nicht. Bei den Kirchenvätern schlug sich Thorheit mit Wahnwitz. Nur bei Ketzern strahlte mitunter ein verständiger Gedanke auf. So bei Pelagius, der mit Recht behauptete, daß das Taufwasser die Sünden nicht wegwasche, da nur gute Werke Wert haben.

Auch über die Natur Adams, mit welcher sich die gläubige Hirnlosigkeit stark beschäftigt hatte, äußerte Pelagius vernünftige Urteile und wurde deshalb seines Vermögens beraubt. Christliche Werkthätigkeit!

Dem jungfräulichen Schoße Mariens haben die heiligen Väter die zärtlichste Aufmerksamkeit zugewendet. Auf dem Concil zu Efesus wurden die Schoßfilosofen wegen der verschiedenen Schattirungen der Jungfräulichkeit Mariens handgemein. Die Kraft, die ihren Köpfen fehlte, saß ihnen in den Fäusten. Diese spürte auch Bischof Nestorius, der vom aufgehetzten Pöbel mißhandelt wurde, weil er die Menschlichkeit des von Maria Gebornen beteuerte.

Bei den Untersuchungen der Kirchenväter über das Magdtum Mariens, über welche ein Buch von Lehner (1881) ausführlichen Bescheid gibt, schlug das Lascive den Mantel theologischen Ernstes um. Die heiligen Bauchfilosofen wollüstelten auch über die ungeschlechtlichen Beziehungen des betagten Witwers Josef zu Maria, die sich zu einem Ehebruche nicht herabwürdigen konnte und schon vor ihrer Ehe das Gelübde der Keuschheit abgelegt hätte. Josef wäre durch Maria selber jungfräulich geblieben, da ihr Magdtum abfärbte. Auch hätte die körperliche Untersuchung der jungen Mutter nach der Geburt des Herrn unverletzte Jungfrauschaft vorgefunden. Wer hat denn untersucht? Auch eine Perlmuschel sowie die Göttlichkeit des Sohnes, der durch verschlossene Thüren gehen konnte, erwiesen angeblich die Unberührtheit Mariens. Und so geht es über diesen zarten Punct mit kirchenväterlicher Schamlosigkeit weiter. Als ob solche Betrachtungen zur Gesittung der Menschen etwas beitragen könnten!

Daß ein jeder Meter Eisenbahn mehr Wert besitzt, als Spitzfindigkeiten dieses Schlages, kann nur ein krankes Gehirn verneinen.

* * *

Ist man im Stande, das himmelschreiend Ungereimte als Gipfel der Lebensinteressen zu bezeichnen, so kann der Einfluß davon auf politische Führungen nicht günstig sein.

Wenn sich Despoten des Glaubens und des Thrones die Hand reichten, so hat dieses Bündnis immer ein großes Unglück für die von diesen Machthabern Umklammerten bedeutet. Im altrömischen Reiche zeugte diese Vermählung entsetzliche Missetaten. Bildungsanstalten für Ärzte wurden geschlossen und die Heilung der Kranken heiligen Knochen überlassen. Filosofische Schulen wurden als glaubensgefährlich verboten, die Wissenschaft als Magie und Verrat an der Religion verfolgt; die Freunde des Wissens wurden verbannt oder gewürgt. Die altrömischen Kaiser haben in Verteidigung des Glaubens Schmachtaten verübt, die auf dem Schandpfahle der Völkergeschichte hängen. Die [illegible] Macht des Christentums.

Papst und Kaiser beanspruchten im Mittelalter die Weltherrschaft als ihr „göttliches Recht", während sie doch nur ein großes Unrecht war. Wenn die Hohenstaufen zur unumschränkten [illegible] der römischen Imperatoren gelangen wollten, so wurde [illegible] nicht zu friedlicher Zweck zum Nutzen des deutschen Volkes angestrebt. Die staatsbürgerlichen Rechte wurden mißachtet und die Treue verletzt. Dafür entfiel ihnen auch die Macht und sie, die Untreuen, wurden selber für [illegible] erklärt.

Es war ein [illegible] furchtbarer Kampf, der wegen der Verbindung des verchristlichten Imperatorentums mit der deutschen Kaiserwürde geführt wurde. Für diese Ehrsucht flossen Blutströme. Wenn bei der Krönung der Papst dem Kaiser einen goldenen Reichsapfel als Kaiserzeichen überreichte, daß der Oberherr der Christenheit könne dem Kaiser die Herrschaft übertrage, so waren beide Herrn von demselben Machtdünkel beherrscht und [illegible].

[illegible]: „Ich bin der [illegible] des Weltalls-[illegible] Machtanmaßung, [illegible] das Leben jener nieder-[illegible] mußten. Das Christentum [illegible] stürzende Gewalt.

Wenn man zur Zeit der Kreuzzüge aus dem Reiche Jerusalem [illegible] wollte, so fehlten [illegible]. Man stellte dort

das Zerrbild eines abendländischen Lehensstaates mit allen Schattenschlägen desselben auf. Es fand sich ein Historiker, der es rühmte, daß durch die Kreuzzüge das „heilige Land des Geistes", die „wahre Freiheit des christlichen Denkens" erreicht wurden. Leo hat dies in seiner Geschichte des Mittelalters behauptet. Wohin die wahre Freiheit christlichen Denkens führte, bewiesen die Kinderkreuzzüge. Die 20000 Kinder, die ausgeschickt wurden, um mit Hilfe ihrer Unschuld das heilige Land des Geistes zu erobern, waren Opfer christlichen Unverstandes und religionsdummer Eltern. Was der Glaube berührt, erstarrt im Tode oder im Unsinn.

Zur Beschwichtigung jener Leser, welchen dieses Urteil zu streng vorkäme, sei bemerkt, daß es auch einen Despoten gegeben hat, der sich zu einer richtigen Kritik des Christentums emporgerafft hat. Er hat geäußert: „Wenn man die Geschichte studire, so werde man fast zu dem Glauben verführt, daß die ganze Menschheit von der Zeit Constantins des Großen, welcher das Christentum zur römischen Staatsreligion erhoben hat, bis zu den Zeiten der Reformation wahn- und blödsinnig gewesen wäre." Wer der Unbefangene gewesen, der dies ausgesprochen hat? Friedrich II. der Große war es.

* * *

Daß das Christentum auf Fürsten erziehlich günstig gewirkt habe, kann man kaum zugeben, mag man nun die Herrscher aus der Familie der Merowinger oder aus dem Geschlecht der Habsburger oder die spanischen Thronsassen im Auge halten, von denen der letzte beim Ausbruch des cubanischen Krieges den Papst Leo XIII. als den Vertreter der göttlichen Gerechtigkeit öffentlich angerufen hat. Der Anruf hat nichts genützt; die göttliche Gerechtigkeit war nach der Niederlage der Spanier blosgestellt.

Die Herrn in Rom haben menschliche Schwächen genau gekannt und mit diesen fein gerechnet, wenn sie daraufhin sicherer herrschen konnten. So hingen sie den Merowingern einen stolzen Titel um den Hals, womit diese zu Sklaven des Papsttums gemacht wurden. Nach Eginhard begnügten sich die ersten

Merowinger als Beherrscher der Franken damit, einen langen Bart und herabwallendes Haar zu tragen und in einem Landhause zu wohnen. Das war der discrete Absolutismus von Schlafmützen, der auf Thronstühlen eigentlich gar nichts zu suchen hatte. Der vom Papste verliehene nichtswerte Titel (Beschützer der römischen Kirche) forderte ein wertvolles Gegengeschenk: ein Heer. Pippin, der sich in seiner Beschränktheit auch zum Könige der Franken vom Häuptling der Christenheit salben ließ, eroberte für den Papst Stefan II. Ländereien, die ihm von den Langobarden entrissen wurden.

Bei allen diesen Machenschaften spielte der Christengott die kleinliche Rolle eines Titel-, Gnaden- und Machtspenders und trat so in eine gemeinschädliche Beziehung zur Politik.

Karl dem Großen gefiel ebenfalls der Titel: Rex Dei gratia besser als die sachgemäße Bezeichnung: Rex Francorum et Langobardorum; er ließ sich deshalb aus Gründen der Eitelkeit von Priesterhand zum Herrscher von Gottes Gnaden einsalben und erblickte in dieser schalen Verrichtung die Hauptquelle seiner Macht.

Die [illegible] schlecht erzogenen Merowinger hielten [illegible] die sie unter Mitglieder ihrer [illegible]. Da ihnen Waffenknechte [illegible] Volksherde diese Unbill ge[illegible].

Das [illegible] vor den Interessen der Kirche [illegible] den abendländischen [illegible] bezeichnet wurde. [illegible] undenkbare Rolle in der [illegible] ewig schweigen- [illegible] als ihren Beschützer [illegible] den sich deutsche [illegible] hervor. Die [illegible] „heiligen römischen [illegible] Sehn- [illegible] Der Auto- [illegible] daß nur er deutschen [illegible] Gott sprach [illegible] So kam es daß der

römische Kaiser als weltliches Oberhaupt der Christenheit für das Aufrechtstehen der sehr einträglichen Weltoberhoheit des Papstes zu sorgen hatte; das wurde auch das Beschützen der christlichen Religion und der Kirche genannt. Der Gesittung wurde damit aber nicht gedient.

Bald wurde die Überordnung der priesterlichen Gewalt über die weltliche ein Grundsatz des curialen Staatsrechtes. Papst Bonifaz VIII. hat diesen Grundsatz und die Unterwerfung aller menschlichen Creatur unter die Herrschaft des Priestertums als Grundsäule des Glaubens bezeichnet. Der Staat wurde so Leibeigner der Kirche; er war verpflichtet, geistliche Urteile zu vollstrecken, die Kirche aber behielt sich's immer vor, zu prüfen, ob sie den Staat unterstützen dürfe oder nicht. Die Macht der Kirche stand da zu oberst, nicht die Macht der Gesittung.

Die päpstliche Herrschgier führte zu den schamlosesten Formen sittlicher Entartung und setzte die Kirche zu einer Börsenagentin des Hausherrn im Vatican herab. Als Vertreter Gottes und als Oberherrn auf unserem Planeten wollten Priester alle Untermenschen vom Laienstande unter die Füße bekommen und stellten sich deshalb überall außerhalb des Gesetzes. Geistliche Verbrecher wurden weltlichen Richtern entzogen.

Was die Vorteile der Priester in Frage stellte, wurde kräftig ferngehalten, weil es angeblich gegen Gott gehe. Das Recht des Volkes wurde durch das Kirchenrecht (corpus juris canonici) gebeugt, das sich vermaß, die Welt meistern zu wollen.

Immer wieder trat Gott als Vorwand zur Unterjochung der ethischen Freiheit und die Kirche als Anstalt für Unterdrückung aller Vernunftwerte auf. Und so ist es geblieben bis heute. Die christliche Religion mischte sich in die staatliche Verwaltungstechnik und übte da nur einen verwirrenden Einfluß.

* * *

Wohin das Christentum gegriffen hat, da kamen moralische Vergiftungen vor. Die heidnischen Römer waren so roh, Sänger, Dichter, Seiltänzer und Possenreißer auf dieselbe Linie bürgerlicher Ehrlosigkeit zu stellen. Das Christentum hat es trotz seines

Hausschildes der Nächstenliebe gestattet, daß in der Reihe ehrloser Leute im Mittelalter die ehrbarsten Handwerker neben dem „fahrenden und gehrenden Volke“ standen.

Die Olmützer Kirchenversammlung beurkundete ihre christliche Menschenliebe dadurch, daß sie Geistlichen verboten hat, Jongleuren Almosen zu geben. Und doch waren Taschenspieler ihrer Fertigkeiten wegen mehr wert, als Priester, die nur in einigen Ceremonien (Bespritzen mit Weihwasser, Teufelaustreiben usw.) bewandert waren.

Ja die Kirche hat in ihrer unergründlichen Fehlerlosigkeit den armen Fahrenden das Recht verweigert, an den christlichen Sacramenten teilzunehmen. Im kirchlichen Sinne haben Rechtsurkunden gestattet, fahrende Künstler straflos totzuschlagen wie herrenlose Hunde. Es war ein herzloser Hohn, nicht Humor, wie Leute behaupten, welche diesen Ausdruck nicht verstehen, wenn ein altes Rechtsbuch erlaubte, den Schatten jenes Gewaltthätigen zu schlagen, der einen Spielmann mißhandelt hat.

Jene Rechtlosigkeit, welche ganzen Berufsgruppen im Mittelalter vom Unverstande zugesprochen wurde, hat die Kirche nicht blos geduldet, sondern durch ihre zügellose Unduldsamkeit in Geschlechtsdingen nur gesteigert. Dazu kam die vom Clerus sorgfältig gezüchtete Unwissenheit und sittliche Verwilderung, welche es zu wege brachten, daß im 16. und 17. Jahrhundert eine ganze Reihe ehrbarer Handwerker und Bediensteter als unehrlich von der Gesellschaft gemieden und verachtet wurde.

Gerber wurden für ehrlos erklärt, weil sie Hundefelle bearbeiteten. — Tuchmacher galten ebenso für unehrlich, weil sie Schafwolle verwendeten. — Essenfeger, weil sie ein anschwärzendes Gewerbe trieben. — Türmer, weil sie zuweilen Gefängnißwächter waren, — Spielleute und Gaukler, weil sie für Geld und nicht für die bloße Ehre geigten und jonglirten.

Auch der Zufall teilte Brandmarken der Unehrlichkeit aus, so die Berührung von Hinrichtungsmitteln, eines Abdeckermessers u. a. G. Auch die braven Hirten galten für ehrlos, die doch im Winter Schulmeisterei trieben. Erst durch einen kaiserlichen Erlaß vom Jahre 1734 wurden die armen Viertelmenschen zu Halb- und Vollmenschen erhoben. Durch die Zurückstellung der

Ehre wurden sie wieder kirchstuhl- und begräbnißfähig. Die vom Christentume für Kinder desselben himmlischen Vaters erklärten Erdenbürger haben sich gehaßt, verachtet und verfolgt.

Das Christentum mit seiner Gleichstellung aller Menschen hat diesen nie zu einem Rechte verholfen und stand immer der Unterdrückung derselben zur Seite. Lag das etwa in seiner Gesittungsabsicht?

Daß die angeblich beste aller Religionen keinen sittigenden Wert besitzt, sollen auch die folgenden Abschnitte erweisen.

Hausschildes der Nächstenliebe gestattet, daß in der Reihe ehrloser Leute im Mittelalter die ehrbarsten Handwerker neben dem „fahrenden und gehrenden Volke“ standen.

Die Olmützer Kirchenversammlung beurkundete ihre christliche Menschenliebe dadurch, daß sie Geistlichen verboten hat, Jongleuren Almosen zu geben. Und doch waren Taschenspieler ihrer Fertigkeiten wegen mehr wert, als Priester, die nur in einigen Ceremonien (Bespritzen mit Weihwasser, Teufelaustreiben usw.) bewandert waren.

Ja die Kirche hat in ihrer unergründlichen Fehlerlosigkeit den armen Fahrenden das Recht verweigert, an den christlichen Sacramenten teilzunehmen. Im kirchlichen Sinne haben Rechtsurkunden gestattet, fahrende Künstler straflos totzuschlagen wie herrenlose Hunde. Es war ein herzloser Hohn, nicht Humor, wie Leute behaupten, welche diesen Ausdruck nicht verstehen, wenn ein altes Rechtsbuch erlaubte, den Schatten jenes Gewaltthätigen zu schlagen, der einen Spielmann mißhandelt hat.

Jene Rechtlosigkeit, welche ganzen Berufsgruppen im Mittelalter vom Unverstande zugesprochen wurde, hat die Kirche nicht blos geduldet, sondern durch ihre zügellose Unduldsamkeit in Geschlechtsdingen nur gesteigert. Dazu kam die vom Clerus sorgfältig gezüchtete Unwissenheit und sittliche Verwilderung, welche es zu wege brachten, daß im 16. und 17. Jahrhundert eine ganze Reihe ehrbarer Handwerker und Bediensteter als unehrlich von der Gesellschaft gemieden und verachtet wurde.

Gerber wurden für ehrlos erklärt, weil sie Hundefelle bearbeiteten, — Tuchmacher galten ebenso für unehrlich, weil sie Schafwolle verwendeten, — Essenfeger, weil sie ein anschwärzendes Gewerbe trieben, — Türmer, weil sie zuweilen Gefängnißwächter waren, — Spielleute und Gaukler, weil sie für Geld und nicht für die bloße Ehre geigten und jonglirten.

Auch der Zufall teilte Brandmarken der Unehrlichkeit aus, so die Berührung von Hinrichtungsmitteln, eines Abdeckermessers u. a. G. Auch die braven Hirten galten für ehrlos, die doch im Winter Schulmeisterei trieben. Erst durch einen kaiserlichen Erlaß vom Jahre 1734 wurden die armen Viertelmenschen zu Halb- und Vollmenschen erhoben. Durch die Zurückstellung der

Ehre wurden sie wieder kirchstuhl- und begräbnißfähig. Die vom Christentume für Kinder desselben himmlischen Vaters erklärten Erdenbürger haben sich gehaßt, verachtet und verfolgt.

Das Christentum mit seiner Gleichstellung aller Menschen hat diesen nie zu einem Rechte verholfen und stand immer der Unterdrückung derselben zur Seite. Lag das etwa in seiner Gesittungsabsicht?

Daß die angeblich beste aller Religionen keinen sittigenden Wert besitzt, sollen auch die folgenden Abschnitte erweisen.

XII. Unsittliche Strafjustiz.

Daß Menschen Verstand besitzen um ihn nicht zu gebrauchen, und Herz um das Leid anderer nicht mitzuempfinden, beweist die Geschichte der Strafjustiz. In dieser zeigt es sich so recht, daß zu den Grundzügen menschlicher Urbeschaffenheit Grausamkeit gehörte die sich bei Macht- und Kraftbesitz in besonders [illegible] Form ausartete. Man kann es ja zugeben, daß die [illegible] Erbstücke aus der Zeit der Kämpfe [illegible] des Urwaldes sind; allein es bleibt gleichwohl [illegible] daß die Menschen mit solchen Erbstücken [illegible].

[illegible] hat die grellen Ausschrei- [illegible] gemildert. Ja die römische Kirche [illegible] die Serie erlesener Unmenschlich- [illegible] Christen zum Kreuztragen geboren [illegible] Zauberer hatten es be- [illegible] die Religion entmensche und [illegible].

[illegible] wird uns die Überzeugung [illegible] zur moralischen Genesung [illegible] und ein genaues Be- [illegible] durch einen gediegenen [illegible].

[illegible] Stärke des Glaubens die [illegible] hat gestraft. Die [illegible] und diesem ent- [illegible] der Feudaladel [illegible] nicht geduldet und

Leibeigene gezwungen hat, sich unter seinen Schutz zu stellen, so machte auch die Kirche so viele Menschen als möglich zu Hörigen. Sie log es der Glaubensherde vor, daß damit das ewige Seelenheil verbürgt werde, wenn man sich in die Leibeigenschaft eines bestimmten Heiligen, eines Klosters oder einer geistlichen Anstalt begebe.

Die Strafjustiz aller Zeiten und fast aller Völker verhöhnte hauptsächlich das kostbare Recht zu leben. Sie war in ihrer Beschränktheit außer Stande, den Begriff der Schuld festzustellen und strafte in ihrer Kopf- und Herzlosigkeit, wo nach Grundsätzen der Sittlichkeit nichts Strafbares vorlag. So blieb in Athen selbst der Begriff des strafbaren Subjectes unaufgehellt und es wurden selbst Balken und Steine, die durch Herabfallen einen Menschen erschlagen hatten, durch Verbannung bestraft und über die Grenze geschafft. Im Mittelalter wurde es durch die Religion in Menschenköpfen nicht heller; es wurden Tiere strafgerichtlich verfolgt und Irrsinnige wurden als Saumtiere des Teufels gemartert.

Keine Regung der Menschlichkeit nahm das Wort bei jenen Hinrichtungen, die der Geschlechtsteufel als Justizherr verhängt hatte. Wenn der erste Besitzer eines Frauenschoßes glaubte, seine Genußvorrechte im grausamsten Stil verteidigen zu dürfen, so stand er an Einsicht Tieren nach, die ihre Ehebrecher frei herumlaufen lassen. Mit entsetzlicher Grausamkeit bestimmte Manus Gesetzbuch, daß das Durchbrechen des sexuellen Alleinbesitzes beim Manne durch schmachvolle Verstümmelung oder Verbrennung auf einem glühenden Eisenbette, bei der Frau dadurch zu bestrafen sei, daß sie von Hunden zerrissen wurde.

In Egypten wurden Ehebrecher ebenfalls mit empörender Herzlosigkeit mißhandelt; er wurde entmannt oder mit 1000 Rutenstreichen bedacht, ihr wurde die Nase abgeschnitten, damit ihre Reize nicht abermals verführen können. Die altegyptischen Gerichtshöfe, die aus Priestern und Civilbeamten bestanden, haben bei der Untersuchung bereits die Folter verhängt, und straften mit Stockschlägen, Verstümmelung und Bergwerksarbeit.

Nach der altjapanischen Kamilehre durfte der Geschlechtsdrang des Mannes überall anklopfen, der Treubruch der Frau

wurde jedoch mit dem Tode bestraft.* Eine Milderung dieser Strafe bestand darin, daß die untreue Frau nur mit einem Schurze bekleidet auf der Straße [illegible] mußte.

Nach dem Recht, das nach einer Inschrift im J. [illegible] u. Z. niedergeschrieben wurde,** konnte der Anhänger dieser Religion seine Frau jeden Augenblick verstoßen oder wechseln, während der Gatte als [illegible] Sache [illegible] wurde und dem Manne ins Grab folgen mußte.

Im alten Mexiko wurden Frauen, welche untreu waren, ebenso wie ihre Männer einer [illegible] Strafe gemäß getötet. Dem Tode verfiel nun auch jener Mann, der eine der [illegible] Frau [illegible] und mit ihr lebte. Ein [illegible] [illegible] hat [illegible] gekannt. Die Priester bewegten sich [illegible] auf den [illegible] der [illegible] Luft, [illegible] Götter des [illegible] nach [illegible] an und [illegible] die [illegible] an.

[illegible] zu [illegible] gegen den [illegible] in [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] gehören ihnen gegen- [illegible] der [illegible] Nach [illegible] [illegible] wurde die [illegible] zum Gelände [illegible]. Die [illegible] gehörte zu den [illegible] und [illegible] Körperteilen [illegible]. [illegible] der [illegible] des [illegible] des Haut- [illegible] und [illegible] Methoden das [illegible] zum [illegible] zu bringen. [illegible] wurden [illegible] der [illegible] der [illegible] und der Ohren [illegible] der Augen [illegible]. [illegible] es ein größeres Un- [illegible] zu [illegible]? [illegible] die nicht der [illegible] der [illegible] und der [illegible] beklagenswertes [illegible]?

In der [illegible] der [illegible] [illegible] ebenfalls grim- [illegible]. [illegible] den [illegible] wurden Götter [illegible]. [illegible] ist nun die [illegible] mit [illegible] vom Kopfe bis [illegible] und [illegible] genannt wurden.

* Mitteilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens. [illegible]

** Transactions of the Asiatic Society of Japan. Vol. X. Yokohama.

Hartherzig waren auch die Strafen unserer heidnischen Voreltern. Sie bestraften das Abhauen eines Baumstammes mit dem Abhauen der Hand. Geistliche Richter im Kiemgau haben diese Härte abgeschafft.

* * *

Menschenrecht wurde von Menschenwahn stets unterdrückt. Besonders wurde, wie wir wissen, das Recht zu lieben und seine Liebe zu äußern, nicht anerkannt. Die Gründe davon waren trivial. Der Vater sah in seiner Tochter eine verkäufliche Waare und wollte deren Wert nicht vor der Vermählung durch den Verkehr mit einem freigewählten Verehrer verringert sehen. Die Gattin war schon gar ein persönlicher Besitz, der nicht angetastet werden durfte. Später traten verrückte Ansichten religiösen Schlages über den Wert der Jungfräulichkeit auf und gewannen den Einfluß von Erbthorheiten, von ansteckenden moralischen Seuchen.

Gerade das aus der öden Fantasie unwissender Leute Hervorgeholte bewährte immer seine Macht und vererbte sich von Geschlecht zu Geschlecht. Je älter eine Dummheit geworden war, desto mehr wurde sie als ein heiliges Vermächtniß der Väter oder gar der Götter verehrt. Der Kopf war nicht bei logischer Kraft und das Herz war schon gar nicht zum Nachempfinden fremder Qual angelegt. Die blanke Raubtiernatur des rohen Menschen verlangte nach der Vertilgung fremden Lebens und diese Raubtiereigenschaft spiegelte sich in jener Strafjustiz, die so gern nach dem Halse ihrer Opfer griff.

Die Germanen hielten es nicht für ein Unrecht, ein Mädchen, das seiner Neigung den intensivsten Ausdruck verliehen hat, bei frischer That oder nach Bekanntwerden seiner Hingabe zu töten. Das Mädchen, welches that, was ihre Neigung gebot, war schuldlos, die Strafe jedoch war ein Verbrechen.

Nach einem Volksrecht der Friesen mußte an den König ein Wergeld von Frauen bezahlt werden, die sich von einem geliebten Manne umarmen ließen. Wie gemein in der Sache — dieser Königstribut für eine Liebesfreude!

War der Geliebte ein Knecht, so wurde die Freie, die sich ihm ergeben hatte, bei den Langobarden und Burgundern ver-

knechtet, wenn ihre Sippe sie nicht tötete oder verkaufte. Ebenso grell war der Frevel der Westgoten, von denen die Freie, die den eigenen Knecht erhört hatte, von amtswegen ausgepeitscht wurde. Der Klassendünkel war in diesem Falle ebenso unsittlich, wie die Strafe für die Verwertung einer Naturerlaubniß.

Großen Anklang fand bei germanischen Volksstämmen die beschränkte Hypothese des Christentums, daß der Verkehr mit einer Frau, welche den Makel der angeborenen Geringwertigkeit [illegible] an sich trage, eine grelle Sünde sei. Gott müsse es ja [illegible] wie [illegible] die Umarmung einer Frau sei, beteuerten [illegible] Dolmetscher seines Willens und die gedankenlose [illegible] auszuführen, wenn sie himmel[illegible] Strafen gegen Mädchen und Frauen ver[illegible] naturgerechten Ge[illegible] die zur Ehe schreiten wollten [illegible] blieben bis in's [illegible] Strafen ausgesetzt.

[illegible] Liebende in [illegible] der germa[illegible] empörendsten Straf[illegible] der Liebende ent[illegible] einer Christin ihr [illegible] für einen [illegible] cristen [illegible] Liebende, sol [illegible] mit ruten [illegible]

[illegible] Ehebrecherin [illegible] gezüchtigt. [illegible] das ehe[illegible] die Er[illegible] [illegible]

genossin ertränkt. Selbst die Berührung der Reize einer Ehefrau galt nach dem Lex Bajuwarorum für einen Ehebruch, der bestraft wurde.

Man kann ja zugeben, daß die urtümlichen Ansichten der germanischen Volksstämme über die Haus- und Ehezucht mit den bornirten Lehrmeinungen des Christentums über die Todsünde der Unkeuschheit im Einklange standen, allein die Kirche that nichts dawider, um die rohen Bestrafungen der befriedigten Geschlechtswünsche zu mildern. Sie ließ all' die läppischen und brutalen Kirchenstrafen, welche die vom Geschlechtszwang Besiegten erdulden mußten, bis in's 18. Jahrhundert herab bestehen.

Die elenden Witze des irregeführten Pöbels verschärften diese Strafen. Die ihres Geschlechtes Innegewordenen mußten Kränze, Zöpfe, Degen und Mäntel aus Stroh tragen; er mußte, wenn er vor der Ehe seine Geliebte umarmt hatte, diese im Karren öffentlich herumführen und mußte es ruhig hinnehmen, wenn die Herzgeliebte von der Jugend verhöhnt und mit Unflat beworfen wurde.

Auch die weltliche Behörde bezog ihre Rente vom zufriedengestellten Geschlechtssinn. Der Liebhaber mußte nämlich einen Monat lang im Amtshause umsonst Holz spalten, in Rottweil (Württemberg) mußte er bei spärlicher Kost und beim Wohnen im Gefängnißturme wegen der Aufrichtigkeit im Ausdruck seiner Neigung zwei bis vier Wochen unentgeltlich Stadtarbeit verrichten. Auch da war also eine religiöse Thorheit die Quelle von Unsittlichkeit, und das nannte sich Recht.

Daß der Mensch als Strafrichter immer ein Unmensch gewesen, bewiesen unsere Voreltern noch im 18. Jahrhundert, indem sie einen im Irrsinn der Mutter verübten Kindesmord mit dem Lebendigbegraben und mit der Säckung ahndeten.

Die Unglückliche wurde mit einigen Tieren in einen schwarzen Sack gestopft und der wurde sechs Stunden unter Wasser gehalten, worauf die so Ertränkte unter einem Galgen ihr Grab fand. Eine solche Strafe war ein empörender Frevel, eine zwecklose Grausamkeit, deren nur Menschen fähig waren.

Einigen christlichen Strafrichtern Deutschlands schien diese Form der Hinrichtung allzumilde zu sein, und sie haben vor dem Ertränken die Mörderin ihres Kindes, das sie nicht zu er-

[illegible] Die Kirche [illegible]

[illegible] begraben, die [illegible]

[illegible] daß die in [illegible] Kindes- [illegible] durch ihre [illegible] der Schande [illegible] so darf [illegible] jammer- [illegible]

[illegible] — [illegible] Spannungen [illegible] — [illegible] beweist u. A. [illegible] Dieses [illegible] Bruderschaft der [illegible] sitzen soll, [illegible] Wurde [illegible] zu essen, so be- [illegible]

[illegible] in der Religion [illegible] über alles Edle, Hohe und Gute erblicken, [illegible] daß Naturvölker, die [illegible] sind, oft verstandesgerecht denken und Rücksichten des Herzens auch für die Frau kennen. So haben asiatische Nomadenstämme über die Geschlechtsehre der Frau mildere Ansichten als christliche und mohamedanische Völker. Sie bestrafen nicht die Frau, die sich mit einem Manne geschlechtlich vergnügt hat, der nicht ihr Gatte ist, da die Frau stets als die Verführte betrachtet wird. Der Verführer wird jedoch wegen des Eingriffs in fremden Besitz zur Rechenschaft gezogen.

Den Freveln gegenüber, mit denen vom Christentume infizirte Volksstämme gefallene Jungfrauen überschütteten, erscheint die Duldsamkeit der Naturvölker aller Weltteile preisenswert, welche den sexuellen Wünschen der Mädchen kein Hemmniß in den Weg legen.

*　*　*

Es ist eine Verbohrtheit ohne gleichen, durch grausame Strafen die Wege zur Tugend weisen zu wollen. Nicht fysische Schmerzen sondern vernünftige Belehrungen über das, was gethan werden darf, führen zu geordneten gesellschaftlichen Zuständen. Strafen, bei denen sich Kopf- und Herzlosigkeit die Wage hielten, stützten nicht die Erkenntniß des Guten, sondern zeigten nur die Abgründe der menschlichen Perversität beim Richter in schauerlicher Weise.

Das westgotische Gesetz bestrafte die Kindesabtreibung mit dem Tode. Für ein mögliches Leben wurde ein wirkliches vernichtet. Frevelhafter ist ein „Rechtsvorgang" nicht zu denken. Konnte oder wollte die Mutter ein Leben nicht zur Reife kommen lassen, so war es ihr Recht, darüber zu bestimmen. Das Kind gehört vor allem der Mutter, nicht dem Staate.

Spuren der westgotischen Grausamkeit haben sich bis heute in den Strafgesetzbüchern der „Cultur"völker erhalten. Im deutschen Strafgesetzbuch vom J. 1870 wird die Abtreiberin des Menschenkeimes mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren bedroht. Eine solche Strafe wird weder von der Einsicht in die fysischen Rechte eines Weibes noch von der Humanität dictirt. Der Ratgeber der Abtreibenden soll zehn Jahre im Zuchthause über seine angeblich verbrecherische Ärztlichkeit nachdenken.

In der Urheimat der politischen Freiheit; in England, brauchten die Menschen lange, bevor sie zur Menschlichkeit vorgedrungen sind. Dort durfte der Herr seinem Leibeigenen die Ohren abschneiden, die Zähne ausschlagen und die Finger zerbrechen! Ob Tiere gegen einander so unmenschlich sein könnten?

Wie ein Lichtschein der Humanität zuckt es jedoch in der Sitte der Sachsen auf, die Freiheit jenem Sklaven zu geben, der von seinem Herrn körperlich beschädigt wurde.

Dagegen war es kein kluges pädagogisches Mittel, die Zanksucht zu mildern, wenn man streitsüchtige Frauen zwang, im Hemde zwei schwere mit Ketten verbundene Steine durch die Stadt zu tragen, wie es das alte Stadtrecht von Dortmund verordnet hat.

Ebenso roh war die Rechtsbestimmung zu Wilzhut, daß dem Bestraften, der seine Geldbuße nicht zu zahlen vermochte, der Ofen eingeschlagen werde und wenn er keinen hat, daß

nähren vermochte, mit glühenden Zangen gezwickt. Die Kirche sah dieser Niedertracht ruhig zu.

Die Ditmarsen haben jede Jungfrau lebendig begraben, die ohne Myrtenkranz Mutter geworden ist.

Nur wenigen Einsichtsvollen wurde es klar, daß die in religiöse Vorurteile versunkene Gesellschaft an den meisten Kindesmorden mitschuldig ist. Wenn die arme Verführte durch ihre Mutterschaft auf sich und auf ihr Kind den Makel der Schande gelegt und sich aus der Gesellschaft ausgestoßen sieht, so darf man es ihr nicht hoch verübeln, daß sie ihr Kind einem jammer- und schandvollen Dasein entzieht.

Daß sich der religiöse Eifer — geschlechtlichen Spannungen gegenüber — zuweilen in Lächerlichkeiten verlor, beweist u. A. C. Jägers: „Schwäbisches Städtewesen des Mittelalters". Dieses Buch verzeichnet unter den Gesetzen der Ulmer Bruderschaft der Kaufleute die Bestimmung, daß „kein Gesell bei ainer sitzen soll, daß er mit yer esse, wenn er in der ledighait sytzd". Wurde er des Vergehens überführt, mit seiner Geliebten zu essen, so bezahlte der also Schuldige vier Pfund Wachs.

Jene gottberauschten Schwärmer, welche in der Religion den Niederschlag ganz besonderer Aufschlüsse über alles Edle, Hohe und Gute erblicken, übersehen es, daß Naturvölker, die von religiösen Einflüssen frei geblieben sind, oft verstandesgerecht denken und Rücksichten des Herzens auch für die Frau kennen. So haben asiatische Nomadenstämme über die Geschlechtsehre der Frau mildere Ansichten als christliche und mohamedanische Völker. Sie bestrafen nicht die Frau, die sich mit einem Manne geschlechtlich vergnügt hat, der nicht ihr Gatte ist, da die Frau stets als die Verführte betrachtet wird. Der Verführer wird jedoch wegen des Eingriffs in fremden Besitz zur Rechenschaft gezogen.

Den Freveln gegenüber, mit denen vom Christentume inficirte Volksstämme gefallene Jungfrauen überschütteten, erscheint die Duldsamkelt der Naturvölker aller Weltteile preisenswert, welche den sexuellen Wünschen der Mädchen kein Hemmniß in den Weg legen.

* * *

Es ist eine Verbohrtheit ohne gleichen, durch grausame Strafen die Wege zur Tugend weisen zu wollen. Nicht fysische Schmerzen sondern vernünftige Belehrungen über das, was gethan werden darf, führen zu geordneten gesellschaftlichen Zuständen. Strafen, bei denen sich Kopf- und Herzlosigkeit die Wage hielten, stützten nicht die Erkenntniß des Guten, sondern zeigten nur die Abgründe der menschlichen Perversität beim Richter in schauerlicher Weise.

Das westgotische Gesetz bestrafte die Kindesabtreibung mit dem Tode. Für ein mögliches Leben wurde ein wirkliches vernichtet. Frevelhafter ist ein „Rechtsvorgang" nicht zu denken. Konnte oder wollte die Mutter ein Leben nicht zur Reife kommen lassen, so war es ihr Recht, darüber zu bestimmen. Das Kind gehört vor allem der Mutter, nicht dem Staate.

Spuren der westgotischen Grausamkeit haben sich bis heute in den Strafgesetzbüchern der „Cultur"völker erhalten. Im deutschen Strafgesetzbuch vom J. 1870 wird die Abtreiberin des Menschenkeimes mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren bedroht. Eine solche Strafe wird weder von der Einsicht in die fysischen Rechte eines Weibes noch von der Humanität dictirt. Der Ratgeber der Abtreibenden soll zehn Jahre im Zuchthause über seine angeblich verbrecherische Ärztlichkeit nachdenken.

In der Urheimat der politischen Freiheit; in England, brauchten die Menschen lange, bevor sie zur Menschlichkeit vorgedrungen sind. Dort durfte der Herr seinem Leibeigenen die Ohren abschneiden, die Zähne ausschlagen und die Finger zerbrechen! Ob Tiere gegen einander so unmenschlich sein könnten?

Wie ein Lichtschein der Humanität zuckt es jedoch in der Sitte der Sachsen auf, die Freiheit jenem Sklaven zu geben, der von seinem Herrn körperlich beschädigt wurde.

Dagegen war es kein kluges pädagogisches Mittel, die Zanksucht zu mildern, wenn man streitsüchtige Frauen zwang, im Hemde zwei schwere mit Ketten verbundene Steine durch die Stadt zu tragen, wie es das alte Stadtrecht von Dortmund verordnet hat.

Ebenso roh war die Rechtsbestimmung zu Wilzhut, daß dem Bestraften, der seine Geldbuße nicht zu zahlen vermochte, der Ofen eingeschlagen werde und wenn er keinen hat, daß

dessen Hausfrau vom Pfleger und wenn dieser nicht will, vom Gerichtsschreiber und wenn auch dieser nicht mag, vom Amtmanne gerauscht werden solle. Auch dieses triviale Vorgehen hat [illegible] genannt.

Ein Kulturhistoriker nannte es Humor, daß vom burgundischen [illegible] bestimmt wurde, der überführte Hundedieb [illegible] dem gestohlenen Tier den Rücken küssen [illegible]. Das war eine Roheit, kein Humor. [illegible]

[illegible] hat das Ergebnis archivalischer Studien [illegible] Kriminaljustiz im 16. und 17. Jahrhundert [illegible] aus denen uns Grauenvolles anspringt. [illegible] mitgeteilt, daß ein Mädchen, das eine [illegible] hatte, in ein Grab gelegt, mit Dornen [illegible] und dann mit einem Pfahl durch[illegible] wurde von Frankfurter Straf[illegible] nicht töten — andringlich [illegible] umgebracht werden und [illegible] zu Tode gemartert. Gleiches mit [illegible]

[illegible] Tat an Kindesmord [illegible] der Jugend [illegible]. So hat man [illegible] Thaler [illegible] nachmachen [illegible] lebendig verbrannt.

[illegible] Frankfurter [illegible]

[illegible]

[illegible] Frankfurter [illegible]

Im Jahre 1704 wurde Einem, der mit Bettelbriefen herumging, ein Ohr abgeschnitten. Das Staatsbetteln war nur Einem erlaubt, dem Papste. Wer in Frankfurt einen Scharwächter beleidigte, oder einen Gefangenen befreien wollte, verlor im 17. Jahrhundert die Hand, obwohl die Christuslehre die Barmherzigkeit gegen Gefangene warm empfohlen hat.

Scharfsinnig erfunden war auch der Wippgalgen, auf dem Soldaten wegen geringer Vergehen auf- und abgeschnellt wurden. Auch Lustmädchen wurden mittels eines Balkens in einem Korbe bald in's Wasser getaucht, bald emporgeworfen. Dabei wurde die arme geknickte Blume von dem religiös verrohten Pöbel verhöhnt.

Das „Spott- und Narrenhäuslein" war ein durchsichtiges Gefängniß, in welchem der wegen leichter Vergehen Verurteilte zur „allgemeinen Verschimpfung" ausgestellt wurde. Alles zur Festigung der Sittlichkeit! Man ziehe doch die Schlußfolge von diesen Strafarten! Mündet sie nicht in dem Ausrufe: Nichts auf Erden ist entsetzlicher als die strafende Menschenhand!

Daß der Mensch zur Nächstenliebe nicht unmittelbar geboren ist, beweist auch Jocanders Kernchronikon, das eine Reihe von Verbrechen d. i. von grausamen Strafen schildert. Man ist durchschauert, liest man darin, daß es Strafrichter geben konnte, die einem armen Meineidigen zwei Finger abschneiden, einen Officier mit glühenden Zangen kneifen, einen Mordbrenner bei lebendigem Leibe rösten, polnische Patrioten hinrichten und einen Mann wegen eines geringen Vergehens rädern ließen. Dar war nicht bestiale sondern menschliche Grausamkeit, bei welcher der Strafende den Verurteilten an verächtlicher Gesinnung übertraf.

Der Rechtsstaat der Zukunft sollte die zu bestrafenden Schädlinge der Gesellschaft zu fruchtbaren, den Interessen der Gesamtheit dienenden Arbeiten zwingen. Zu solchen Nutzarbeiten würden Ausbaggerungen von Flüssen, Ausgrabungen von Kanälen, Bergbauarbeiten, Entsumpfungen, Aufforstungen in kahlen Gebirgen, Dämmungen, Straßen- und Bahnbau u. ä. gehören. Selbst Defectmenschen könnten im Vernunftstaate durch Arbeit Werte schaffen und dadurch ihre Gemeinschädlichkeit wettmachen oder einschränken.

An der Lieblosigkeit, mit welcher uneheliche Kinder durchs Leben gepeitscht wurden, sind in erster Linie religiöse Vorurteile schuld. Es ist beschämend für das Christentum, daß es immer die Nächstenliebe im Munde geführt und meist den Nächstenhaß betätigt hat. Im Mittelalter, wo die souveräne Kirche als Gewissensdespotin die Geißel geschwungen hat, wurde den armen „ledigen“ Kindern in deutschen Landen sogar das Recht auf Arbeit entzogen, denn sie durften als Handwerker nicht in die Zunft aufgenommen werden.

Ein sonderbarer Vertreter der christlichen Brüderlichkeit war der Bischof von Salzburg Graf Johann Ernst von Thun. Dieser Diener Gottes ließ einem jeden Wildschützen, der nach Steinwild jagte, die Hand abhauen oder ließ ihn zu den Galeeren abführen. Das Christentum hat auch diesen Stellvertreter Gottes nicht angemessen erzogen.

Wie die Strafgerichtsbarkeit auf Grund des christlichen Glaubens im 16. Jahrhundert gehandhabt wurde, beweist die Geschichte eines Luzerner Renaissancepalastes. Diesen ließ Lux Ritter, Schultheiß in Luzern, von Gior. Lynzo erbauen, der in Anwesenheit eines Priesters über religiöse Fragen Streit bekam. Der Architekt verlangte seinen Abschied und den rückständigen Lohn von 115 Kronen; er verlor jedoch Lohn und Leben. Sein kluger Kopf fiel durch Henkershand. Lynzo wurde nämlich im Turme befragt, „was des Glaubens hinder ihm stäcke“. Es stand aber wenig Glauben hinter ihm und der brave Architekt mußte sein Leben lassen, weil er vernünftig war. Im Jahre 1557 ging das Gebäude des Mörders Lux Ritter in den Besitz der Jesuiten über. Diese Polizeischergen der katholischen Kirche freuten sich sehr über die gottgefällige Hinrichtung des Architekten Lynzo.

Wenn von Klosterherrn oder von Nonnen die Strafjustiz geübt wurde, so hat das Herz selten mitgerichtet. Auch das Frauenkloster auf Kiemsee durfte die Verbrechen in seiner Domäne richten. Man hielt es für ein mildes Strafverfahren, wenn man die „Malefikanten“ in eine Tonne schlug, diese in die Ar warf und den Ausgesetzten seinem Schicksale zurinnen ließ (Die Kiemseeklöster von Hartwig Peetz 1879).

Man wundere sich nicht über diese Milde und Einsicht im Strafen. Im Jahre 1000 nach Gründung des Christentums

gibt es auf europäischem Boden Richter, welche Schriftsteller wegen abfälliger Urteile über einige Gestalten der griechischen Mythologie als Gotteslästerer zu Arreststrafen verurteilten. Ein Filosof des Strafrechtes verhängte in demselben Jahre über einen anderen Schriftsteller, der an der Existenz des christlichen Teufels zweifelte, eine empfindliche Freiheitsstrafe.

* * *

Die assyrische Strafjustiz war hervorragend grausam; leider muß man es zugeben, daß auf deutschem Boden bis zum 18. Jahrhundert herab die Strafarten brutaler und die Strafwerkzeuge grauenhafter waren als in Assyrien. Die wachsende „Cultur“ und das Christentum haben die Strafjustiz nicht zum Besseren gewendet.

Im Regensburger Rathause sieht man kunstreiche Teppichbilder, aber auch die Folterkammer mit jenen entsetzlichen Instrumenten, welche das Geständniß einer unverübten That erpressen mußten. Politische „Verbrecher“ wurden auf Seilen in ein finsteres feuchtes Loch herabgelassen oder in eine enge Kammer gesteckt, wo man nicht aufrecht stehen konnte. Während des 30jährigen Krieges wurde ein Edelmann wegen „Verrats“ in Regensburg enthauptet, obwohl er unschuldig war. Die Folter hat ihm ein haltloses Geständniß abgepreßt.

Neben der Nürnberger Burg gibt es ein Museum, das die Niedertracht des Menschen im Foltern und Töten mit schauerlicher Beredsamkeit erweist. Es wird dort u. A. eine Wiege mit scharfen Eisenspitzen verwahrt, worin ein schuldloses Ehepaar vom Leben zum Tode gewiegt wurde. Die eiserne Jungfrau umarmte den Verurteilten, indem sie von allen Seiten in seinen armen Leib Dolche hineintrieb. Eine Unmenschlichkeit ohne Gleichen! Die Justizmegäre Mensch ließ dem Angeklagten im Namen der göttlichen Gerechtigkeit die Zunge ausreißen, die Augen ausstechen, die Ohren abzwicken, Hand und Fuß abhauen, bevor das Leben aus dem gequälten Körper herausgedrängt wurde.

Die Tortur wurde in Spanien noch im Jahre 1897 angewendet, um revolutionär gesinnten Leuten Geständnisse abzu-

ringen. Würden Richter, welche auf diese Weise die Untersuchung führen, nicht auch etwas eiserne Jungfrau verdienen?

Die Folter- und Strafinstrumente, welche in deutschen Landen im 17. und 18. Jahrhundert gebraucht wurden und die Mutter Gerechtigkeit als eine grausame Rächerin erscheinen ließen, wurden zum Teile vom Kunsthandwerk stilisirt. Die Klingen der Rechtsschwerter waren mit geäzten Figuren verziert. Der spanische Kragen oder Strafmantel, ein Faß aus Eichenholz mit schweren Steinen behängt, war mit Abbildungen geschmückt, in denen die mit dem Tragen des Strafmantels zu sühnenden Vergehen dargestellt wurden: Obst- und Holzdiebstahl, gewaltthätiges Raufen, Spielen mit Karten und Würfeln usw. Dieser lästige Kragen wurde von leichtsinnigen und rauflustigen Bürgern und Bauern zwischen 1680—1740 getragen.

Es gab auch bemalte Schandmasken und Drachenköpfe, welche Verleumdern zugedacht waren, während man Frauen von sexuell lebhaftem Temperament mit Strohkränzen, Strohzöpfen und mit Eselsohren öffentlich herumgehen ließ. Rücksichtslos als Strafmittel war auch jenes Eisengitter mit Hörnern, das zwischen 1650—1680 Ehrabschneider und Lästerer tragen mußten. Streitsüchtige Frauen wurden durch die Doppelgeige, in der ihr Hals und Hand stundenlang eingesperrt waren, gewiß nicht gebessert sondern nur erbittert und streitbarer gemacht. Ein unmenschliches Strafzeug war auch der Foltersessel mit Eisenspitzen, das Drahthemd, der Schnellgalgen für Bäcker, die kleines Brot buken, das stachelbesetzte Halsband, das Roll- oder Streckbrett zum Ausspannen des Körpers, der nagelgepolsterte Angststuhl, die Würgbirne und Foltermaske, welche das Schreien der Untersuchungshäftlinge dämpfen sollte. Bei der Erfindung und Anwendung dieser Strafmittel hat sich der erziehliche Einfluß des Christentums ebenfalls nicht bewährt.

* * *

So viel ist sicher, daß wir Europäer, jene Volksschichten mitgerechnet, die sich gebildet nennen, nur eine kurze Strecke auf dem Wege zur Cultur zurückgelegt haben. Krystallisirt sich in Gesetzen die Vernunft der menschlichen Auslese, so wird man

von dem Lichte wenig erbaut, das von dieser Auslese bei Strafgesetzen ausgeht. Die erwähnten grimmigen Strafformen der letzten Jahrhunderte tragen starke Spuren der Barbarei aus der Zeit der Kämpfe mit Mammuths an sich. Oder soll man noch hinter diese Zeit zurückgreifen? Mammuthjäger hatten keine politischen Processe mit Galgenstrafen zu bestehen und freuten sich in Urwäldern ihrer mehr als republikanischen Freiheit. Sie kümmerten sich nicht um Jenseitsherrn, weil sie ihr Schicksal selbst gestalteten und blieben Lebensgefahren entrückt, denen man noch im 18. Jahrhundert ausgesetzt war, wenn man auf deutschem Boden Schriften des Theisten Voltaire anderen vorgelesen hatte. Dieser Kühnheit vermaß sich ein schwäbischer Advocat, der als Atheist enthauptet wurde. Wie preisenswert war dieser Greuelthat gegenüber jene Zeit, wo man nur mit Höhlenbären und nicht mit Henkern des Gottesglaubens zu kämpfen hatte!

Auch in der Gegenwart quält man sich mit vernunft- und herzlosen Strafen. Dort werden von einem Feldherrn demokratisch gesinnte brave Politiker erschossen, da wird ein vernünftiger Mann, der religiöse Dummheiten in einem Vortrage richtig beleuchtet hat, wegen des Verbrechens der Religionsstörung monatelang im Kerker gehalten, bevor er zur Schlußverhandlung gerufen wird (1897). Das Strafgesetz befiehlt die Verurteilung eines Mannes, der über religiöse Thorheiten richtig urteilt.

In den Jahren 1848 und 1849, wo die berechtigte Revolution ungeschickt und mit unzureichenden Mitteln in Scene gesetzt wurde, hat man für freisinnige Politiker Galgen aufgerichtet. Welche Strafen wären für Richter angemessen, welche an großdenkenden Politikern Hinrichtungen vornehmen ließen?

Würde es angehen, daß man Defectmenschen und Thoren auf dem Throne für ihre Pflichtvergessenheit bestrafen könnte, welche Bußen müßte man über sie verhängen, wenn sie alle ethischen Stützen des Staates verachten, wenn sie alle gebildeten und freidenkenden Männer als Staatsverbrecher verfolgen, wenn sie Briefe öffnen und Spione aufstellen, die sich wechselseitig überwachen, dafür aber jede Form unsittlicher Genußsucht sowie das staatsverderbliche Umsichgreifen der absoluten Priester- und Polizeiherrschaft dulden? Wie sollte man einen purpurgebornen Schmalkopf zur Rechenschaft ziehen, der durch seine politischen Mißgriffe

[illegible] und [illegible] des Staates verschuldet hat? [illegible] für die Übergriffe moralisch [illegible]?

[illegible] von den Aufgaben des Staates und [illegible] der Staatsbürgerschaft [illegible] zu verbreiten. [illegible] Schlegel und [illegible] des [illegible]. [illegible] was ich [illegible] der [illegible]. Solche [illegible] und [illegible] Ein[illegible]

[illegible] des 19. Jahrhunderts [illegible] und [illegible] der [illegible] [illegible] des [illegible] [illegible] zu [illegible].

[illegible] [illegible] der [illegible] der [illegible] [illegible] die [illegible] von [illegible] Staat [illegible] der [illegible] Staat [illegible] [illegible] den [illegible] [illegible] der [illegible] der Fall [illegible]

Der Richter machte bei der langen Verhandlung Witze, die von der aristokratischen Zuhörerschaft belacht wurden; erheiternd wirkten auch die Zärtlichkeiten in den Briefen an die geliebte Schwiegermutter. Wie unbeschreiblich unangemessen ist eine solche Strafverhandlung und wie zurückgeblieben sind Gesetze, die sie stattfinden lassen.

Die Strafgesetzgebung der Zukunft wird bei der Revision der bestehenden Gesetze viele Thorheiten und Brutalitäten auszuschalten haben. Die Gesetzgeber werden aber nicht blos universell gebildete, sondern vor allem auch naturwissenschaftlich wohlbelehrte Männer sein müssen, damit sie jene Ungerechtigkeit erkennen, mit der bisher krankhafte Entartungen und alberne Befriedigungen des Geschlechtstriebes geahndet wurden. Bestrafungen des Ehebruches werden auch als ein Stück Unmenschlichkeit aus den Gesetzen entfernt werden müssen. Nur die geschlechtliche Vergewaltigung muß als Frevel gegen die persönliche Sicherheit gesühnt werden.

Die Gesetzgebung der Zukunft wird den Eintritt in die Ehe und den Austritt aus derselben mit keinen Erschwernissen verbinden; nur für die Rechte der Kinder müßten gleich beim Abschluß der Ehe Bürgschaften aufgerichtet werden.

Auch heute noch gibt es temperamentvolle Völker, welche es ganz in der Ordnung finden, daß das Leben einer untreuen Frau ausgelöscht werde. Das sind Reste menschlicher Urroheit, die sich unbesonnen geberdet, wenn ein Weib seiner Genußgier ebenso die Zügel schießen läßt, wie der zu polygamischen Scherzen stets aufgelegte Mann.

Das Recht zum Leben und zum Lieben soll bei Mann und Frau auf derselben Linie stehen und die Geschworenengerichte einer ethisch aufrechten Nation werden nie einen Mann freisprechen, der seine Frau wegen Treubruchs aus dem Leben geschafft hat.

Der alte Sünder Staat hat überhaupt manches Unrecht wettzumachen, das, mit religiösen Einflüssen und mit menschlichen Urthorheiten verflochten, die persönliche Freiheit verhöhnt.

---

den finanziellen und sittlichen Bankerott des Staates verschuldet hat? Sollte es nicht auch Strafen für die Übergriffe moralisch kranker Monarchen geben?

Kaiser Franz I. von Österreich verstand von den Aufgaben des Staates und von seinen Pflichten der Staatsbürgerschaft gegenüber ebenfalls fatal wenig. In Schriftstellern sah er Leute, die darauf ausgingen, „im Volke Unruhen zu verbreiten“. Gleichwohl hat er feile Federn für sich gewonnen (Gentz, Fr. Schlegel und W. Müller). Was dieser Herr vom Unterricht hielt, bewies er in einer Ansprache an die Lehrer des Laibacher Lyceums. „Wer mir dient, meinte er, muß lehren, was ich befehle; wer das nicht kann oder wer mit neuen Ideen kommt, der kann gehen oder ich werde ihn entfernen.“ Solche Aussprüche unaufgeklärter Despoten sollte man sich gut merken, um die Entbehrlichkeit absoluter Fürstlichkeiten einzusehen.

Wie jämmerlich ist es, wenn beim Anbruche des 20. Jahrhunderts in europäischen Culturstaaten jener Byzantinismus üppig wuchert, der von weitem schon den Geßlerhut unterthänig grüßt. Es ist nur eine Knospe dieser Augendienerei, wenn eine Behörde den Vorsatz aussprechen durfte, eine Gruppe von Reichstagsabgeordneten, die bei einer byzantinischen Kundgebung nicht mitschrien, wegen Majestätsbeleidigung zu verfolgen.

In der Strafgerichtsbarkeit entsetzlich zurückgeblieben zeigt sich auch England. Im Jahre 1896 wurde in London ein Prozeß gegen einen reichen Mann verhandelt, der seine leidenschaftliche Liebe der Mutter seiner Braut wenige Tage vor der Vermählung beteuert hatte. Die junge Frau trennte sich von ihrem Gatten und diese durchaus persönliche Sache wurde vor die Öffentlichkeit als Ehebruch gezerrt. Wie roh sind doch Gesetze, welche den Treubruch in der Ehe mit Strafen bedrohen. Abgesehen davon, daß der Mann zur Polygamie von naturwegen befähigt erscheint, ist es eine Verletzung persönlicher Rechte, die Verrichtungen des sechsten Sinnes als bestrafenswert anzusehen. Zwei, die sich nicht lieben, sollen sich ohne gerichtliches Dazwischenfahren trennen. Vielleicht war die Schwiegermutter schöner, geistvoller und leidenschaftlicher als die Tochter, an der jedenfalls ein kränkender Verrat geübt wurde, allein der Fall gehört als persönliche Angelegenheit nicht vor's Gericht.

Der Richter machte bei der langen Verhandlung Witze, die von der aristokratischen Zuhörerschaft belacht wurden; erheiternd wirkten auch die Zärtlichkeiten in den Briefen an die geliebte Schwiegermutter. Wie unbeschreiblich unangemessen ist eine solche Strafverhandlung und wie zurückgeblieben sind Gesetze, die sie stattfinden lassen.

Die Strafgesetzgebung der Zukunft wird bei der Revision der bestehenden Gesetze viele Thorheiten und Brutalitäten auszuschalten haben. Die Gesetzgeber werden aber nicht blos universell gebildete, sondern vor allem auch naturwissenschaftlich wohlbelehrte Männer sein müssen, damit sie jene Ungerechtigkeit erkennen, mit der bisher krankhafte Entartungen und alberne Befriedigungen des Geschlechtstriebes geahndet wurden. Bestrafungen des Ehebruches werden auch als ein Stück Unmenschlichkeit aus den Gesetzen entfernt werden müssen. Nur die geschlechtliche Vergewaltigung muß als Frevel gegen die persönliche Sicherheit gesühnt werden.

Die Gesetzgebung der Zukunft wird den Eintritt in die Ehe und den Austritt aus derselben mit keinen Erschwernissen verbinden; nur für die Rechte der Kinder müßten gleich beim Abschluß der Ehe Bürgschaften aufgerichtet werden.

Auch heute noch gibt es temperamentvolle Völker, welche es ganz in der Ordnung finden, daß das Leben einer untreuen Frau ausgelöscht werde. Das sind Reste menschlicher Urroheit, die sich unbesonnen geberdet, wenn ein Weib seiner Genußgier ebenso die Zügel schießen läßt, wie der zu polygamischen Scherzen stets aufgelegte Mann.

Das Recht zum Leben und zum Lieben soll bei Mann und Frau auf derselben Linie stehen und die Geschworenengerichte einer ethisch aufrechten Nation werden nie einen Mann freisprechen, der seine Frau wegen Treubruchs aus dem Leben geschafft hat.

Der alte Sünder Staat hat überhaupt manches Unrecht wettzumachen, das, mit religiösen Einflüssen und mit menschlichen Urthorheiten verflochten, die persönliche Freiheit verhöhnt.

XIII. Die Rechtlosen.

Aus der Geschichte der Rechtsentwicklung starren uns ebenfalls Medusenköpfe menschlicher Ruchlosigkeiten an, die man kennen muß, bevor man von der Erreichbarkeit idealer Lebensziele sprechen darf.

Seit jeher stießen sich Macht und Recht wie Wellenberg und Wellenthal. Perverse Gewaltmenschen wußten es zu verhindern, daß aus menschlichen Bedürfnissen, aus erworbenem und naturgegebenem Besitz heraus Rechte schlank emporwuchsen. Besonders wurde die Denkfähigkeit, die kostbarste Naturausstattung des Menschen, von Machthabern mit Gier unterdrückt, damit die Massen ja nicht zum Bewußtsein ihrer Kraft vordringen und von dem edlen Rechte des Widerstandes gegen das perverse Verwerten der Gewalt Gebrauch machen.

Man kann nicht behaupten, daß Recht und Sittlichkeit sich nur aus ihren Gegensätzen langsam emporgehoben haben. Im Urstande des friedlichen Zusammenlebens von Geschlechtern und Volksstämmen fanden die persönlichen Rechte volle Beachtung. Erst nachdem man die Waffen nicht blos zu Tier- sondern auch zu Menschenjagden gebraucht hatte, wurden das Eigentumsrecht sowie das Recht, das durch Arbeit Erworbene frei zu benützen, über den Haufen geworfen. Mit dem Herausdrängen aus dem Besitze bebauten Bodens begann die Entrechtung. Die Besitzlosen blieben auch die Rechtlosen.

Bei Naturvölkern, denen die Vorstellung vom Rechte wie seichtes Wasser hinfloß, hat sich zuerst das Eigentumsrecht entwickelt. Nennt man die Anerkennung und Beschützung dieses Rechtes sittlich, so stand es um die Tugend der Volksstämme

der Naturgebundenheit nicht zum Besten. Bei Negerstämmen wird das Eigentum nicht für unverletzbar gehalten. Der durch Diebstahl Beschädigte gewinnt die seltsame Erlaubniß, auch zu stehlen und zwar nicht etwa beim Diebe, sondern bei Jedermann, der etwas Entwendbares besitzt. Verfasser fand Rückschläge in diese Unsitte auch bei Ariern, die sich für gebildet hielten. Das Perverse bewährte auch da seine Anziehungskraft.

Es wird überhaupt bei Völkern des Naturbannes Gleiches durch Gleiches wettgemacht. Dieses trübe Grundrecht tritt auch bei Ermordungen zur Geltung. Da ein Mord für den Eingriff in das Eigentum einer Familie angesehen wird, so sühnt man ihn entweder durch Tötung des Thäters, eines Verwandten desselben oder irgend eines Stammesgenossen. Eine andere Methode der Sühne ist die Adoptirung des Mörders durch die Mutter des Erschlagenen, die damit wieder einen Sohn gewinnt. Die Bresche in dem Familieneigentum wird so wieder ausgefüllt.

* * *

Bei Jägervölkern galt die Frau nur für ein Stück Eigentum des Mannes und wurde deshalb der Ehebruch nur wie Diebstahl bestraft.

Das Recht sollte die freie Selbstentwickelung der Person fördern, sollte das Selbsterworbene sowie die individuelle Sicherheit beschützen und jede Gewaltthat fernhalten. Die ersten Gebote der Sittlichkeit, die immer mit dem Rechte verwachsen war, bezogen sich deshalb auf die Unverletzbarkeit des Eigentums, des unbeweglichen ebenso wie des beweglichen, zu dem auch die Gattin gehörte, sowie auf die Unverletzbarkeit des Lebens, außerdem auf das treue Festhalten am verpfändeten Worte. Es liegt Edelrost auf der Urpflicht, die Wahrheit hochzuhalten. Wir Idealisten finden die Lebensluft für den Culturstaat der Zukunft auch nur in der Wahrheit, die in alle Poren der Gesellschaft eindringen soll.

Die ersten Verbrecher waren die Verächter fremden Rechtes, unter deren starken Willen die denkträge Menge gebeugt wurde.

Das Unrecht begann, als sich Volksstämme nach Ständen sonderten; oben blühten Vorrechte und Grausamkeiten, unten

wucherten Rechtlosigkeit und Stumpfsinn, der sich die Fußtritte der Herrschgierigen ohne Abwehr gefallen ließ. Die Gedankenlosigkeit des trägen Volkshaufens ließ der Herren Vorrechte Wurzel fassen, die immer ein großes Unrecht waren.

Das Grellunsittliche zieht sich wie rotes Blut durch alle Beziehungen der Willensmächtigen zu den Willens- und Denkschwachen. Da die Pöbelmenge über Rumpfinteressen nie hinausdachte und nur durch ihre Thorheit aufragte, so wurde es ihren Quälern leicht gemacht, sie in der Rechtlosigkeit zu erhalten.

* * *

Die Rechtlosigkeit wurde von den Gemeinden der alten Germanen nicht etwa ferngehalten, sondern sie wurde darin geradezu gezüchtet. Die Gemeinde maßte sich nämlich Machtbefugnisse an, die sich mit der Freiheit der persönlichen Selbstbestimmung nicht vertrugen. Wer sich gegen die Satzungen der Gemeinde verging, wurde seiner Freiheit und seiner Rechte verlustig. Es ging nicht blos Feiglingen an den Hals, sondern auch Personen, die ihren Geschlechtstrieb nicht im Zügel hielten. Ein Mädchen war nicht die freie Besitzerin ihres Schoßes, denn dieser stand unter der Vormundschaft von Bestimmungen, die dem Ausdruck der Liebe Schranken setzten. Es war eine unsittliche Barbarei, Liebespaare, die sich nichts versagten, in einen Sumpf zu versenken.

Eine unsittliche Gewaltthat war auch die schwere Bestrafung der Untreue in der Ehe. Der Mann ist ja, wie man weiß, der Polygamie zugeneigt, und wenn die Frau eines Anderen dieser polyganischen Neigung entgegenkam, so war dies kein todeswürdiges Verbrechen. Untreue konnte Beweggrund zur Scheidung der Ehe, aber nicht zum Scheiden aus dem Leben werden. Das germanische Recht, seine Frau zu züchtigen, zu verkaufen, zu töten — war ein Unrecht! Unsittlich war es auch, mit obrigkeitlicher Bewilligung jenen zu erschlagen, der sich an anderen vergriffen hat, oder gar für einen Getöteten ein Sühngeld zu verlangen, wie es die Ablaßagenten der katholischen Kirche gethan.

Bei den alten Germanen deckten sich also Recht und Sittlichkeit nicht. Sie stellten allerdings dem Königsrecht das Volksrecht zur Seite; allein dieses wurde nicht lange mit Achtung behandelt. Von der bewaffneten Hand rücksichtsloser Machthaber wurde es leichten Gewissens confiscirt und die Beschlagnahme der Volksrechte diente nur dazu, die königlichen Vorrechte zu stärken. Das leichte Gewissen der Könige hat sich bis heute erhalten; es gestattete selbst im 19. Jahrhunderte Hermelinträgern feierlich verliehene Verfassungen zu sistiren.

Die Freiheit hat in der altgermanischen Gemeinde nicht so viel wie heute bedeutet; sie gewährte die Waffenfähigkeit, räumte die Herrschaft innerhalb der Familie ein und gestattete vor allem die Teilnahme an den Beratungen über Gemeindesachen. Man mußte einer legitimen Ehe entstammen, um für frei und für fähig zu gelten, Grund zu besitzen. Selbst der Beischlaf und dessen Erfolg wurden also in verschiedene Ordnungen geschieden, eine Thorheit, die sich angesichts der unehelichen Geburten bis heute erhalten hat. Das Ablassen von alten Dummheiten und Roheiten fällt der menschlichen Perversität eben immer schwer.

Auf der persönlichen Freiheit lagen bei unseren Altvordern bereits Ketten. Um zur Freiheit geboren zu werden, mußte man unter bestimmten Formen ein Mädchen in Liebe umfangen. Eine Beschränktheit und Unsittlichkeit zugleich, wie eine jede Einengung der Freiheit, Ehen zu schließen. Die Befugniß der altgermanischen Freien, die Haare lang zu tragen, war an sich kleinlich; wichtiger war das Recht, den König selbst zu wählen, Abgaben selbst zu bewilligen und von allen gleichmäßig entrichten zu lassen.

Es gab ja in der Zeit der Königswahl Fürsten, die es mit ihrer Pflicht genau nahmen, den Gesetzen zu folgen, allein bald siegten die bösen Antriebe der Machtgier und des Größenwahns, der über ethische Obliegenheiten nicht mehr nachdenkt. Fürsten vom perversen Stil übersahen es, daß sie die Rechte der Regierten zu achten und zu fördern haben. Es kümmerte sie wenig, daß Recht, Pflicht und Sittlichkeit aus denselben Wurzeln hervorwachsen und daß Herrscher als erste Diener einer Volksgemeinschaft verpflichtet sind, alle Rechte der Bürger zur vollen Geltung, alle Fähigkeiten derselben zur ungeschmälerten Bethätigung zu bringen.

Nie hat ein ethisch roher Gewaltherr, der über Waffenknechte verfügte, an seine Pflichten oder gar an die Möglichkeit gedacht, sein Regierungsrecht zu verwirken. Die Macht befreit ja von Pflichten, besonders wenn die Massen der Rechtlosen geduldig ihr Schicksal tragen, das ja der liebe Gott selbst verhängte, wie sie im Zwinger der Religion glauben mußten.

* * *

Zu den Rechtlosen gehörten auch die Freigelassenen, die an Versammlungen nicht teilnehmen und kein Eigentum besitzen durften. Sie waren also nur Untermenschen, die zu dulden unmenschlich war.

Die sittlichen Antriebe, wie man sie bei Tieren findet, die Mitleid empfinden, sich gemeinsam verteidigen und wohlwollenden Gemeinsinn beurkunden, waren bei den freien Gemeindesassen der germanischen Volksstämme nicht entwickelt. Das Gute braucht bei Menschen lange Zeit, bevor es sich aus dem Bösen und Rohen herauslöst. Und roh war es, als die Gemeindefreien von ihren Knechten ungelohnte häusliche, handwerkliche und Waffendienste verrichten ließen, als sie den Besitz und Erwerb des armen Rechtlosen für ihr Eigentum ansahen und ihn für unfähig hielten, ohne ihren Willen eine Ehe zu schließen. Sie waren so brutal, selbst dem Geschlechtstrieb der Knechte die Wege zu weisen. Die Freien waren umso rohere Unmenschen, je mehr von ihnen die Knechte zu Untermenschen herabgesetzt wurden.

Tiere sind ja in bezug auf den Paarungstrieb ebenfalls grausame Egoisten, allein sie kämpfen auf Leben und Tod, wenn man sie in ihrem Rechte auf Umarmungen einschränken will. Das Recht der Abwehr erkannten jedoch die Leibeigenen nicht; die Waffen, die der Herr dem Dienstknecht in die Hand gegeben, wurden gegen die Grausamen nicht gekehrt. Die Knechte waren Sache, Besitz, Strafobject, Arbeitsmaschinen der Herrn. Diese konnten von den Rechtlosen ebenfalls für eine elende Sache angesehen werden, die der Zerstörung wert ist. Knechte duldeten es jedoch in ihrer Gedankenlosigkeit ruhig, wenn sie verkauft wurden. Allerdings thut die Kirche zuweilen so, als ob in Knechten auch

Vollmenschen zu beachten wären. Allein das waren nur vorübergehende Regungen einzelner gemütvoller Priester. Die Kirche züchtete im Großen durch kühne Irrlehren das Geschlecht stumpfsinniger gehorsamer Knechte. Sie hat nichts dagegen eingewendet, daß Kinder unfreier Eltern rechtlos geboren und daß auch Söhne aus Mischehen von Freien und Unfreien nur Hausgeräten gleichgehalten wurden. Sie wies nicht auf die Herz- und Vernunftlosigkeit des Unterschiedes von Freien und Unfreien sowie auf die Rechtsbeschränkungen der Freigelassenen hin. Christ sein war ihr nicht gleichbedeutend mit Mensch sein. Die christkatholische Kirche hat sich als Züchterin von Leibeigenen des Glaubens immer nur mit der theoretischen Gleichstellung der Kinder Gottes begnügt, ohne auf deren wirkliche Bethätigung zu sehen und trat deshalb thatsächlich als Gönnerin der Sklaverei auf.

Wie ein Hohn nahm es sich aus, daß die Freilassung eines Knechtes als Strafe für den Herrn dann erfolgte, wenn dieser die Frau seines leibeigenen Dieners eines Beilagers gewürdigt hatte. Wie lange dauerte es doch, bevor der Mensch der Pflichten der Menschlichkeit inne geworden ist! Mühsam entrang sich herzlosen Mißhandlungen, die Jahrtausende hindurch währten, die Erkenntniß des sittlich Anständigen!

Kein Wunder, wenn im Mittelalter die Rechtlosen jammerten: Alle Geborenen sind beklagenswert, alle Verstorbenen glücklich. Der Lebenskummer leibeigener Bauern spricht sich auch in der resignirten Klage aus: Wir wissen zwar, daß wir zum Unglück geboren sind, aber nicht warum! — Fürsten, Priester und Edelleute wußten es.

* * *

Der Codex urtümlicher Ruchlosigkeiten verzeichnet bei allen Völkern die Unsitte, daß die im Kriege Besiegten zu Unfreien und Rechtlosen herabgesetzt, die Sieger zu Alleinbesitzern von Rechten und Vorrechten hinaufgerückt wurden. Bei Barbaren konnte von Imperativen des Herzens, von Geboten der Menschlichkeit nicht die Rede sein.

So wurde im alten Indien die von den Ariern besiegte dunkle Dravidarasse zu einer Schaar von Last- und Arbeitstieren

herabgedrückt. Auch bei ihnen dämmerte nicht der Gedanke, daß sie ein Recht auf Besitz, Genuß und auf Empörung gegen ihre Unterdrücker haben. Sie küßten die Hände, die sie schlugen und schleppten willig ihr Joch, ohne zu ahnen, daß der geschlossene Wille Vieler Macht und Sieg bedeutet. Die Geschichte des alten Indiens giebt leider keine Kunde von einem Aufstande der Sklaven. Diese begnügten sich mit dem Ernährungs- und Begattungsgeschäft wie die Tiere, ihre stummen geduldigen Leidensgenossen.

Die Arbeitsknechtschaft war nicht, wie behauptet wurde, wirtschaftlich notwendig; sie wurde geschaffen, weil der bewaffnete Müßiggang nicht arbeiten wollte. Bei diesem standen Herrsch- und Genußsucht, bei jener widerstandslose Geduld und die schöne Hoffnung, daß der Lebensjammer in den Luftburgen des Glaubens wettgemacht werde. Dieser Knechtsinn ist ebenso ein sittliches Gebrechen wie die Herrschgier der Gewaltleute auf den Oberterrassen einer Volksgemeinschaft. Nur gebildete Menschen achten die persönliche Freiheit bei ihren Artgenossen; — nur Bildung und politische Freiheit sind Agenten der gesellschaftlichen Gleichstellung.

Der Despotismus könnte ohne gehorsame Knechte nicht bestehen; wie er selbst menschlich würdelos ist, so bedarf er als Stützen auch würde- und rechtloser Menschen.

Wenn man bei den Griechen die Arbeitsknechtschaft damit zu entschuldigen sucht, daß ohne sie die hellenische Cultur nicht aufgeblüht wäre, so ist dies ein Irrtum. Die Filosofen, Dichter und Künstler von Hellas hätten auch ohne die armen Arbeitsknechte ihre Werke geschaffen. Die politische Einsicht der Hellenen rückte trotz der Sklaverei nicht zur Bildung eines wohlorganisirten nationalen Staatsganzen vor, so daß die vielen griechischen Kleinstaaten leicht eine Beute der römischen Unterjochungsgier wurden.

* * *

Sucht man nach Ursachen der Entrechtung, so findet man sie auch in thatsächlichen Unterschieden der menschlichen Qualitäten, welche Scheidelinien zwischen muskelstarken, klugen, zum

herrschen und Führen geeigneten Personen und zwischen schwachen, passiven, willig gehorchenden Leuten zogen. Man findet auch im Tierreiche starke kluge Leittiere, denen die schwächeren Herdentiere gedankenlos folgen. Doch begegnet man in Tiergemeinschaften außerdem teilnahmsvollem Gemeinsinn und hilfbereitem Mitleid, was bei Naturvölkern nicht immer anzutreffen ist. Leider kommen schon bei Insecten Arbeitssklaven vor; diese werden jedoch gut, um nicht zu sagen human behandelt, während Menschensklaven oft mit einer Grausamkeit gequält werden, die untertierisch ist.

Mit der oft angerufenen Brüderlichkeit und Gleichberechtigung der Menschen ist es eben schlecht bestellt. Herrschen und dienen, genießen und arbeiten, besitzen und besitzlos bleiben, Rechte ohne unbequeme Pflichten und harte Pflichten ohne Rechte, Freiheit und Freizügigkeit diesseits, Schollengebundenheit und Willenlosigkeit jenseits waren die Gegenstellungen, welche schon im Urstande menschlicher Gemeinschaften Scheidewände zwischen Herrn und Leibeigenen aufrichteten.

Wer selbst als Mensch nichts wert ist, beachtet auch bei Artgenossen nicht Menschenrechte. Die Mißachtung derselben erlaubte eben die reiche Ausstattung unseres Geschlechtes mit Perversitäten. Dieser traurigen Ausrüstung entflossen auch im Mittelalter allerlei Ruchlosigkeiten. Die deutsche Politik kannte in den dunklen Jahrhunderten keine gemeinsamen Staatsinteressen, sondern nur Standesvorrechte. So war es Grundsatz der deutschen Kurfürsten, nur schwache Herrn zum Kaiser zu wählen oder diese Würde gar an Ausländer zu verkaufen. Sie schwächten vorsätzlich das Reich, um ihre eigene Macht zu festigen. Das war ein gänzlicher Mangel an sittlichem Takt, an nationalem und staatsbürgerlichem Gemeinsinn.

Es gab kein allgemeines Recht, sondern nur Privilegien und außerdem Fehden aller gegen alle. Die Kaiser kämpften für ihren persönlichen Nutzen, die Vasallen und Städter für ihre Sonderinteressen. Damit wurden Rechtsideale nicht umschlossen sondern verhöhnt. Die Schuld daran trugen nicht allein die deutschen Fürsten sondern alle Schichten der Bevölkerung. So nahmen es auf deutschem Boden die Stadtbewohner im 11. Jahrhundert ruhig hin, in Menschen erster, zweiter und

dritter Ordnung geschieden zu werden (C. Jäger: Schwäbisches Städterecht im Mittelalter). Wo sittliche Absichten und ethische Werte nicht nivelliren, da treiben eben Äußerlichkeiten und Ranghoffart ihren Spuk. Die Ministerialen waren Hofdiener, die Königsleute konnten es werden und Handwerker waren Arbeitssklaven, die im Werte Ackergeräten gleichkamen. Erst in nachkarolingischer Zeit konnten die Leibeigenen einen Teil ihrer Arbeitszeit für sich verwenden; für das Vergnügen, leben zu dürfen, mußten sie jedoch ihre Herrn mit Geld, mit ungelohnter Arbeit oder mit Naturalien bezahlen.

Spät erst kam es zu Vereinigungen der bisher Gedrückten und Geringgeschätzten. Es bildeten sich Schutzgilden und Rechtsverbindungen, Innungen der Gewerbsbürger, städtische Schutzgenossenschaften. Die Unfreien suchten sich selbst zu erlösen und fühlten sich in ihrer Geschlossenheit zum Widerstande gegen die Bevorrechteten geeignet. Die Fürsten zeigten sich hierbei als charakterlose Opportunitätsrechner, indem sie den neuen Machtfactoren nachliefen und Freibriefe aus ihrer Gnadenquelle anboten.

Die Freiheitsbriefe des Mittelalters bedeuteten gewöhnlich die Schmälerung von Freiheiten, so des Rechtes über sein Besitztum zu verfügen und das Ergebniß seiner Arbeit selbst zu genießen. Die Bürger zweiter und dritter Ordnung schätzten im Kaiser der Güter verschenkte die ihm nicht gehörten, den Abstrom göttlicher Gnaden. Zu einer vollständigen Erkenntniß ihrer Rechte und ihrer Macht rangen sie sich bei ihrer Unbildung und ethischen Gebundenheit nicht durch. In der Geschichte der Menschheit sind leider meist nur Ausschreitungen der Unvernunft und Herzensroheit der Selbst- und Herrschsucht verzeichnet. Völkergeschichte machen hieß immer nur Menschenmassen töten und den Staat verwalten bedeutete die Rechte der Staatsbürger biegen und brechen.

* * *

Das Wesen des Rechtsstaates wie er sein soll, blieb zu Ende des 15. Jahrhunderts den Fürsten ebenso wie dem deutschen Volke ein Geheimniß. Zu den wenigen einsichtsvollen

Politikern Deutschlands gehörte zu Beginn der Renaissancezeit Berthold von Henneberg, Kurfürst von Mainz. Er hat den Städten eine Vertretung in der reichsständischen Versammlung verschafft. Die Städte waren zu verzagt, um sich dieses Recht selbst zu erwerben.

Henneberg wollte auch die Macht der Reichsregierung durch ein Parlament stärken und einen Reichsschatz auf Grund einer bescheidenen Steuer gründen. Kaiser Maximilian I. hatte dafür kein Verständniß, weil sein Gottesgnadendünkel eine Mitregierung nicht erlaubte. Dieser Mann sah seine Pflichten ebensowenig ein, wie das Volk, welches, zur Selbstverwaltung unvorbereitet, in einem unfähigen Herrscher eine überflüssige Luxusperson nicht erkannt hatte.

Auch die deutschen Fürsten des 16. Jahrhunderts erfüllten ihre Regierungspflichten nicht. Sie stützten nur den Absolutismus der Kirche, weil damit ihre Gewaltherrschaft befestigt wurde. Für den Volksunterricht leisteten sie nichts. Zur Zeit der Reformation wurden zwar Volksschulen errichtet, die jedoch nach dem Bauernkriege wieder in der Voraussetzung aufgehoben wurden, daß sich unwissende Bauern nicht auflehnen.

Fürsten und Edelleute schätzten Jagdtiere mehr als die ihrer Pflege anvertrauten Menschen. Was ging sie die christliche Nächstenliebe an! — sie herrschten doch von Gottes Gnaden und standen deshalb jenseits von Pflicht und Sittlichkeit. Sie glaubten ganz in ihrem Rechte zu sein, wenn sie Wilderern die Augen ausstechen ließen. Ein souveräner Erzbischof von Salzburg ließ 1537 einen Bauer deshalb in eine Hirschhaut einnähen und von Hunden zerreißen, weil er einen Hirsch erlegte, der ihm die Getreidefelder verwüstet hatte.

Die deutschen Fürsten haben sich zur Renaissancezeit nur ausnahmsweise um Bildungssachen gekümmert. Ein großer Teil des Adels stand ihnen mit seiner auserlesenen Roheit zur Seite und steckte seiner Genußlust die niedrigsten Ziele. Auch deutschen Frauen blieben die Zielpunkte des Edelmenschlichen zur Zeit der Reformation verschleiert. Sie tranken viel und liebten unplatonisch. Dies alles war die Frucht der Erziehung durch das Christentum, dem es nie gelang, perverse Naturantriebe und Vererbungen zu besiegen.

Zu [illegible] gehören im 17. und [illegible] große [illegible] Deutschlands. [illegible] immer mehr [illegible] als die römischen [illegible]. [illegible] der [illegible] welche [illegible] verbindet [illegible] und [illegible] wurden. Diese Ver[illegible] der Gesellschaft. Sie [illegible] über [illegible]keiten [illegible]

XIV. Die Gesellschaft in Defectstaaten.

Das Gesetz der Trägheit drängt sich auch in Volksgemeinschaften vor, die sich staatlich einzurichten bemüht sind. Nach diesem unheimlichen Gesetz schleicht alles Menschliche und Unmenschliche in langsamem Tempo vorwärts oder bleibt zuweilen stehen, als besänne es sich, ob es nicht lieber den Rückweg einschlagen sollte. Unterstützt wird dieses fatale Gesetz von der Neigung zum Fehldenken, das sich besonders bei den Verwahrlosten der oberen Volksschichten und beim Gesinnungspöbel unten am schärfsten ausprägt.

Und doch sollten alle Gesellschaftsschichten in ihrem eigenen Interesse dem Vernunftstaate zustreben, in dem alle Rechtswünsche ihre Befriedigung fänden, vor allem das Recht auf Erwerbung von Wissen und Bildung, ferner das Recht auf ungefesseltes Denken und ungehemmtes Auswirken jener Sittlichkeit, die sich nur um Menschen kümmert. Diese Sittlichkeit blüht aus dem Wohlwollen aller für alle auf und erschließt auch die Bahnen zur politischen Freiheit.

Gewiß ist der standfeste Besitz und der Vollgenuß dieser Rechte nicht unerreichbar und wurde Bürgern von Freistaaten bereits gewährt. Doch gibt es noch genug Defectstaaten, in denen alle Volksschichten moralisch krank sind. Es wuchern oben und unten ethische Gebrechen; einsichtslose Regierungen hemmen die Entwicklung staatsbürgerlicher Rechte und der rücksichtslose Gewalthaber droht mit der Geißel.

Sieht man sich in den Defectstaaten der Gegenwart um, so gibt es darin so viele Reste urtümlicher Überkommnisse, daß es der Mühe lohnt, die Hand auf deren Anfänge zu legen.

Betrachten wir zuerst den Stand der Anmaßenden, Machtgierigen und Bevorrechteten: den Adel. Die Unterschiede, die bei Menschen in Bezug auf innere und äußere Werte bestehen, der reizbare Selbstsinn außerdem, der darnach strebt, für mehr zu gelten als andere, hat die menschliche Gleichberechtigung und gleichmäßige Verpflichtungen nie zugegeben. Bei allen Völkern lösten sich einzelne Personen oder ganze Schichten von der Menge los und beanspruchten für sich Vorrechte und besondere Vorteile, weil sie sich für besser geartet hielten, als jene Volksklassen, die sich demütig, geduldig und ohne Anmaßung im Hintergrunde hielten.

Die athenischen Eupatriden kamen sich als Menschen edlerer Beschaffenheit vor und wählten aus ihrer Mitte lebenslängliche Archonten, während sie den Demos von der Verwaltung und Rechtspflege ausschlossen. Es war ein ethischer Verstoß, die Mehrheit des Volkes in seinen Rechten einzuschränken, allein er wurde gemacht, weil er der menschlichen Herrschgier und der anmaßenden Selbstüberwertung entsprang.

Ebenso ungerecht waren die römischen Patrizier, die sich für besser als die Plebejer hielten, weil sie mehr besaßen als diese. Ihr Standesdünkel saß neben ihnen auf dem Rosse, auf dem sie den Waffendienst ableisteten. Ohne Pferd hätte sich ihr Selbstgefühl nicht so stark entwickelt und ohne die vom Staate bewilligte Heuportion wäre ihr Ritterstolz nicht so albern gewesen.

Der Schoß der Mutter kennt keine freie oder unfreie Geburt. Nur der Egoismus, die Sucht für besser gehalten zu werden, als man ist, lahmer Verstand und die Begierde zu genießen, ohne zu arbeiten, den Mitmenschen zu mißbrauchen, wenn er sich's gefallen läßt, haben Standesunterschiede gestützt.

Das Fundament von Adelsvorrechten war immer sittlich morsch. Mit welchen brutalen Gewaltthaten haben die römischen Patrizier ihre Standesprivilegien zur Geltung gebracht! Die braven Anwälte der rechtlosen und verfolgten Armut wie der menschlichen Ebenbürtigkeit wurden als Hochverräter zum Tode verurteilt, wie der Consul Sp. Cassius und Manlius Capitolinus. Edle menschliche Teilnahme für die Unterdrückten wurde Hochverrat von Leuten genannt, die an ihren gleichberechtigten Staatsgenossen selbst übermütigen Verrat übten.

Auch bei den Normanen waren es schlechte Instincte, welche den Adel auf den Schild hoben. Adelig waren bei ihnen tapfere Männer, die kräftig ihre Waffen auf die Köpfe ihrer Feinde niedersausen ließen. Das erfolgreiche Töten der Feinde galt ihnen als die höchste Mannestugend. Der Normanen Feinde waren Leute, die zu berauben sie ausgegangen waren. Sie verachteten jenes Kind, das nicht wenigstens ein Tier getötet und sich so für den Lebensberuf: das Totschlagen der Besitzenden würdig vorbereitet hatte. Die Normanen haßten auch den „Strohtod", das natürliche Sterben, das den Weg nach Walhall versperrte und nur jenen nach dem kalten, lichtlosen Niflheim offen hielt. Ihr Hauptgebot lautete: Du sollst töten! — Den Adelsbrief fertigten den Normanen also Mord und Raub aus.

* * *

Edelleute haben ebenso wie Könige ihre Abkunft mythisch herausgeputzt und sich für Abkömmlinge von Göttern und Heroen ausgegeben. In der That waren sie nur Diener und Beschenkte der Fürsten, mußten Hofdienste verrichten und Ämter verwalten. Die Thronherren wollten von Sonntagsmenschen umgeben sein. Die Sonne brauchte Strahlen und die Strahlen wurden für's Leuchten bezahlt.

In altfränkischen Ländern war der Graf ein königlicher Beamter, der zu richten, die Finanzen zu verwalten, für die Sicherheit der Wege zu sorgen, den Heerbann zu lenken und natürlich auch die Interessen der Kirche zu vertreten hatte. Dafür erhielt er ein Drittel der Geldbußen, ließ sich Hand- und Spanndienste leisten und bedrückte kleine Leute. Die Quelle der Adelsmacht war das frevelhafte Umstülpen der Rechte, war Mißbrauch der Amtsgewalt, war das Niedertreten der persönlichen Freiheit der Anderen, für deren Wohl Edelleute zu sorgen hatten. Die stärkere Bestie hielt die schwächere in den Pranken. Adelig wurden sie genannt, Unmenschen waren sie.

Je greller der Adel seine Macht mißbraucht hatte, desto eifersüchtiger blickten im 10., 11. und 12. Jahrhunderte Äbte und Bischöfe auf die gräfliche Gewaltherrlichkeit. Zuerst entzogen sie sich als Boten Gottes den Einflüssen der Grafenrechte,

die sie sich als Anwälte der Vorsehung bald selber verleihen ließen.

Es war bornirte Anmaßung der Fürsten, daß sie durch Verleihung eines Titels den Wert eines Menschen zu erhöhen wähnten. Beschränkte Ichliebe war es auch, welche diese „Erhöhung" des Menschenranges hinnahm, ohne zu lachen. Das Unterscheiden des hohen und niederen Adels, wobei es sich nur um verschiedene Buchstaben vor dem Namen handelte, war ebenfalls ein Ausstrom von Hoffart und Thorheit.

Im Grunde genommen waren die Adelsherrn in der carolingischen Zeit nur Diener des Hofes. Die Vassi waren Kammerdiener und Kostgänger des Königs. Damit sich jedoch die Vasallen als freie Diener geben können, ließen sie sich selber von unfreien Knechten bedienen, damit ja der gesellschaftliche Treppengang markirt werde. Karl Martell bezahlte die Vassi für deren Kriegsfolge und Hofdienste mit Grundstücken, die er anderen raubte.

Die Mundschenke, Hofküchenmeister und Hofmarschälle der gegenwärtigen Herrscher sind auch nur reichbetreßte Hofbediente. Die Würde der Hofmarschälle kam doch nur im Pferdestall zur Welt. Einen wirklichen Wert besitzt sie nicht.

Begleiten wir den Adel auf seinen weiteren Entwicklungsgängen. Der vornehmste Teil des deutschen Adels waren die ritterlichen Minnesänger, die auch als Dichter zum Gedanken- und Sittenadel gehörten. Ihr Ideal war zwar nur der Frauenschoß, allein sie priesen ihn in edler Form.

Ein Teil des Adels huldigte dem Straßenraube in Deutschland und Italien, ein anderer erlesener schloß sich der Renaissancebewegung verständnißvoll an. Nach den Religionskriegen verfiel in Deutschland der Adel den elenden Gewohnheiten despotischer Fürsten und nur wenige Männer des Adels hielten sich sittlich aufrecht. Diese flohen nicht vor dem Erwerben von Kenntnissen und erhellten ihr Leben durch das Kunstschöne.

Nach Aufzeichnungen des durch Göthe berühmt gewordenen Götz von Berlichingen überfiel dieser Brave 95 Kaufleute, beraubte sie, brannte ganze Ortschaften nieder und rühmte es, „er habe sich wie ein ehrlicher frommer Mann vom Adel gehalten, bei dem der allmächtige, ewige und barmherzige Gott wunder-

barlich mit großer Gnade war." „Rauben, das ist keine Schande, das thun die Besten im Lande" — war der Wahlspruch jener Herrn, die im lieben Gott einen gnädigen Räuberhauptmann erblickten.

Die Besten im Lande beraubten nicht nur die Kaufleute sondern setzten sie auch bei schmaler Kost in lichtlose Gefängnisse. Die Frauen dieser adeligen Sportleute machten sich dann aus dem gestohlenen Tuch prunkvolle Mäntel. Die Junker von heute benehmen sich feiner; sie nehmen sich beim Hazardspiel das Geld ab und rauben mitunter ihren Standesgenossen die Treue ihrer Frauen, ohne im Stil der ritterlichen Minnesänger in die Laute zu greifen. Vererbungen aus dem Mittelalter!

Wenn im 16. Jahrhundert auch Grafen den Gottesgnaden-Titel an ihren Namen hängten, so thaten sie dies mit demselben Rechte, wie die fürstlichen Lieblingskinder Gottes. Selbst einige kunstprächtige Kamine in Norddeutschland sind Urkunden für den Glanz der Gottes-Gnaden-Grafen.

Gewiß gibt es unter dem deutschen Adel der Gegenwart Männer von feiner Bildung und von erlesenen Herzenseigenschaften, die auch deshalb, weil sie durch Besitz unabhängig sind, sich zu politischen Führern der freisinnigen Bürgerschaft vorzüglich eignen würden. Man muß es lebhaft wünschen, daß diese Aristokraten der Gesinnung im öffentlichen Leben eine hervorragende Rolle spielen.

Leider gibt es auch Junker, die wenig gelernt haben und bei ihrem hochgewachsenen Egoismus stolz darauf sind, die politische Rückständigkeit und ihre Standesinteressen stützen zu können. Ihre Unbildung und Gläubigkeit verhindert sie, die Scala ihrer Ahnen an der Hand der Wissenschaft vom Leben — zurück zu verfolgen. Sie wären im Stande jenen Mann zum Zweikampf zu fordern, der ihnen die Thatsache vorlegte, daß jene schmalköpfigen Cretins, die grimassirend tanzen und Bäume erklettern, an ihre Vorfahren erinnern. Ja wir alle sind von demselben alten Adel und machen uns nichts daraus, daß auf unseren Stammbäumen die verehrten Ahnen grimassirend herumkletterten. Von ihrer Schmalköpfigkeit sind wir nicht gar so weit entfernt. Gerade Edelleute, die auf der Culturstufe von Jägervölkern stehen, sollten sich ihrer Naturgemeinschaft mit anderen Säuge-

die sie sich als Anwälte der Vorsehung bald selber verleihen ließen.

Es war bornirte Anmaßung der Fürsten, daß sie durch Verleihung eines Titels den Wert eines Menschen zu erhöhen wähnten. Beschränkte Ichliebe war es auch, welche diese „Erhöhung" des Menschenranges hinnahm, ohne zu lachen. Das Unterscheiden des hohen und niederen Adels, wobei es sich nur um verschiedene Buchstaben vor dem Namen handelte, war ebenfalls ein Ausstrom von Hoffart und Thorheit.

Im Grunde genommen waren die Adelsherrn in der carolingischen Zeit nur Diener des Hofes. Die Vassi waren Kammerdiener und Kostgänger des Königs. Damit sich jedoch die Vasallen als freie Diener geben können, ließen sie sich selber von unfreien Knechten bedienen, damit ja der gesellschaftliche Treppengang markirt werde. Karl Martell bezahlte die Vassi für deren Kriegsfolge und Hofdienste mit Grundstücken, die er anderen raubte.

Die Mundschenke, Hofküchenmeister und Hofmarschälle der gegenwärtigen Herrscher sind auch nur reichbetreßte Hofbediente. Die Würde der Hofmarschälle kam doch nur im Pferdestall zur Welt. Einen wirklichen Wert besitzt sie nicht.

Begleiten wir den Adel auf seinen weiteren Entwicklungsgängen. Der vornehmste Teil des deutschen Adels waren die ritterlichen Minnesänger, die auch als Dichter zum Gedanken- und Sittenadel gehörten. Ihr Ideal war zwar nur der Frauenschoß, allein sie priesen ihn in edler Form.

Ein Teil des Adels huldigte dem Straßenraube in Deutschland und Italien, ein anderer erlesener schloß sich der Renaissancebewegung verständnißvoll an. Nach den Religionskriegen verfiel in Deutschland der Adel den elenden Gewohnheiten despotischer Fürsten und nur wenige Männer des Adels hielten sich sittlich aufrecht. Diese flohen nicht vor dem Erwerben von Kenntnissen und erhellten ihr Leben durch das Kunstschöne.

Nach Aufzeichnungen des durch Göthe berühmt gewordenen Götz von Berlichingen überfiel dieser Brave 95 Kaufleute, beraubte sie, brannte ganze Ortschaften nieder und rühmte es, „er habe sich wie ein ehrlicher frommer Mann vom Adel gehalten, bei dem der allmächtige, ewige und barmherzige Gott wunder-

barlich mit großer Gnade war." „Rauben, das ist keine Schande, das thun die Besten im Lande" — war der Wahlspruch jener Herrn, die im lieben Gott einen gnädigen Räuberhauptmann erblickten.

Die Besten im Lande beraubten nicht nur die Kaufleute sondern setzten sie auch bei schmaler Kost in lichtlose Gefängnisse. Die Frauen dieser adeligen Sportleute machten sich dann aus dem gestohlenen Tuch prunkvolle Mäntel. Die Junker von heute benehmen sich feiner; sie nehmen sich beim Hazardspiel das Geld ab und rauben mitunter ihren Standesgenossen die Treue ihrer Frauen, ohne im Stil der ritterlichen Minnesänger in die Laute zu greifen. Vererbungen aus dem Mittelalter!

Wenn im 16. Jahrhundert auch Grafen den Gottesgnaden-Titel an ihren Namen hängten, so thaten sie dies mit demselben Rechte, wie die fürstlichen Lieblingskinder Gottes. Selbst einige kunstprächtige Kamine in Norddeutschland sind Urkunden für den Glanz der Gottes-Gnaden-Grafen.

Gewiß gibt es unter dem deutschen Adel der Gegenwart Männer von feiner Bildung und von erlesenen Herzenseigenschaften, die auch deshalb, weil sie durch Besitz unabhängig sind, sich zu politischen Führern der freisinnigen Bürgerschaft vorzüglich eignen würden. Man muß es lebhaft wünschen, daß diese Aristokraten der Gesinnung im öffentlichen Leben eine hervorragende Rolle spielen.

Leider gibt es auch Junker, die wenig gelernt haben und bei ihrem hochgewachsenen Egoismus stolz darauf sind, die politische Rückständigkeit und ihre Standesinteressen stützen zu können. Ihre Unbildung und Gläubigkeit verhindert sie, die Scala ihrer Ahnen an der Hand der Wissenschaft vom Leben — zurück zu verfolgen. Sie wären im Stande jenen Mann zum Zweikampf zu fordern, der ihnen die Thatsache vorlegte, daß jene schmalköpfigen Cretins, die grimassirend tanzen und Bäume erklettern, an ihre Vorfahren erinnern. Ja wir alle sind von demselben alten Adel und machen uns nichts daraus, daß auf unseren Stammbäumen die verehrten Ahnen grimassirend herumkletterten. Von ihrer Schmalköpfigkeit sind wir nicht gar so weit entfernt. Gerade Edelleute, die auf der Culturstufe von Jägervölkern stehen, sollten sich ihrer Naturgemeinschaft mit anderen Säuge-

[illegible] werden. Sie sollten es einsehen, daß der Mensch in der [illegible] von Organismen den höchsten Ton nicht immer [illegible]. Auf der [illegible] organischer Entwicklungen [illegible] nur [illegible] und sittlich anständige Vorzugsmenschen, nicht [illegible] und hoffärtige Junker. Und doch [illegible] die vor [illegible] Jahrhunderten den Grafentitel um [illegible] und den [illegible] um [illegible] fl. gekauft hatten, [illegible] in den Vordergrund des [illegible] Lebens, als ob sie bei ihrer [illegible] dazu befähigt wären, irgend [illegible].

[illegible] die Toga der Duldsamkeit [illegible] und [illegible] versichern, daß sie eine jede [illegible] Überzeugung achten. Diese Toleranz [illegible] Denkern nicht. Wie kann man [illegible] Überzeugung beschränkter und hochmütiger Junker [illegible] Dummheit und [illegible] Selbstsucht verdienen [illegible] in den Vordergrund schiebende [illegible] nichts gemein; ebenso ist [illegible] nichts achtenswertes. Nicht dulden [illegible] Gemeinwohl, sondern befehden [illegible].

[illegible] England, wo der Adel sich auf [illegible] des Bürgertums [illegible] der deutschen Ge[illegible] fühlten sich Adel und [illegible] der Clerus der [illegible] der Könige kämpfen [illegible] großen Teil des eroberten [illegible].

[illegible] Normannen in England [illegible] allgemach in die [illegible] und [illegible] die Könige in ihrer [illegible] indem sie die den [illegible] verweichen oder in [illegible] Erb und Ge[illegible] durch Auf[illegible] Frauen der

Ungerechtigkeit getragen, den Bauernstand verdrängt, nur besitzlose Tagelöhner auf seinen Gütern beschäftigt, durch hohe Steuerabgaben sich das Vorrecht erworben, im Parlamente vor allem seine eigenen Interessen zu vertreten und hat sich so in einem Wirbel sittlicher Gebrechen gedreht, für die einmal Genugthuung verlangt werden wird.

Unter den englischen Edelleuten gab es jedoch auch politisch einsichtsvolle Männer, die sich zum Volke und zu dessen Rechten hielten. Aristokraten ähnlicher Art besaß auch Italien in der Renaissancezeit. Sie nahmen eine geachtete Stellung innerhalb des gebildeten Bürgertums ein, kümmerten sich um Werke des Schrifttums und der Kunst und zogen sich nicht auf kahle Höhen zurück, wie ihre dünkelhaften Standesgenossen. Diesen haben Schriftsteller der Renaissancezeit den „wahren Adel" abgesprochen, weil ihre Vorfahren kühne Missethäter gewesen. Man erinnerte die Nobilität Italiens daran, daß nur das Streben nach dem Besitze ethischer Güter adle. Schätzenswert seien nur stilvolle Menschen, die ihre Kenntnisse und Genüsse bei Dichtern, Künstlern und Gelehrten, nicht blos bei wohlbesetzten Tafeln und bei Courtisanen suchen.

Daß der Adel die Entwicklung der politischen Wohlfahrt hemmt, beweist er fast in allen Ländern Europas. In Frankreich sehnten sich am Schlusse des 19. Jahrhunderts einige Gräflichkeiten nach der Wiederherstellung des Kaisertums und gaben dieser Sehnsucht durch Gaminstreiche Ausdruck, während ihr Throncandidat einen ruchlosen Abenteurer als Stütze seiner Hoffnungen öffentlich küßte.

In Oesterreich und Deutschland stellten sich Mitglieder stolzer Familien überall dorthin, wo es galt, Gutes zu vereiteln. In Ländern polnischer Zunge hat der mit dem Clerus verbündete Adel die Bauern in sittlicher Gebundenheit und in Unbelehrtheit erhalten. Die Polen sehnen sich nach Freiheit und sind Sklaven der katholischen Religion, die alle Keime der Freiheit abnagt. Die Polen lieben ihr Vaterland und hassen die Deutschen, Juden und Ruthenen, weil es so ihre kindliche Liebe für die ojczyzna empfiehlt. Sie sind opfermutig und verschwören sich gern; allein sie sind sittlich unfrei und leisten nichts Aufrichtiges für die Bildung und Sittigung ihres Volksstammes, wofür sich

die Bauern beim Adel schon einmal mit Sensenhieben bedankt hatten.

Als Gustav III. von Schweden die Macht des Adels einschränkte und im „aufgeklärten Absolutismus“ sein Heil suchte, verschwor sich der Adel gegen diesen seinen Widersacher und ließ ihn durch den Gardehauptmann Ankarström meucheln. Mord und immer wieder Mord ist das Mittel sittlich perverser Leute, in deren Hand der Zufall der Geburt Vorrechte gespielt hat. Wann werden diese Geburts- und Titelprivilegien zu Grunde gehen?

Ein englischer Geschichtsfilosof, der so kühn war, zu behaupten, daß die christliche Sittenlehre eine Knechtsmoral sei, stellte auch den paradoxen Satz auf, daß es kein letztes Ideal für den Menschen gebe. Vielleicht doch! Sollte es nicht ein erreichbares Ziel sein, alle Vorrechte und Gewaltanmaßungen niederzustrecken, welche perversen Antrieben der Menschen entwachsen sind? Wenn jene Vorrechte nicht durch die organische Entwicklung der Volksvernunft zu Grunde gehen, so werden die Macht- und Herrschgierigen jener Gewalt weichen, welche von ihnen so oft mißbraucht wurde.

* * *

Wenn die Hauptgebäude einer Großstadt mit Wahrzeichen des selbstbewußten Soldatentums versehen sind, wenn ihre Ehrensäulen hauptsächlich Feldherrn gelten, welche den Säbel schwingen und ihren Fuß auf Kanonen stellen, so bleibt Pessimisten die Bekümmerniß fern, die beim Gedanken an die letzten Erdentage auftaucht. Der Pessimismus kann annehmen, daß es Völker, die sich alles Perverse seit Jahrtausenden gefallen ließen und sich wechselseitig blutig schlugen, statt sich zu gemeinsamer Culturarbeit die Hand zu reichen, allerdings verdienen, von der Erde weggefegt zu werden. Ihre Kunst drehte sich Jahrhunderte hindurch um religiöse Irrtümer, ihre socialen Interessen um Magen und Geschlecht, ihre schlechten Instincte führten die Oberherrschaft, so daß man ihnen fürwahr den Eintritt in die starre Erdenruhe gönnen könnte. Es wäre ja, alles in allem betrachtet, nicht gerade schade darum! — könnte der Pessimismus beteuern.

Dieser ist jedoch ebenso einseitig wie der Optimismus. Wurde denn nicht manches Culturherrliche zu stande gebracht? Walten neben ruchlosen Anreizen nicht auch Antriebe der Herzensgüte und des opferwilligen Gemeinsinns? Wirken nicht in unsere staatlichen Verhältnisse die großartigen Ermittelungen der Wissenschaft hinein und übt die Bildung auf die Gesellschaft nicht ihren nivellirenden Einfluß? Gibt es nicht auch Personen des Geburtsadels, welche die Aufnahme in die Aristokratie gebildeter Leute, der einzig ansehnlichen, verdienen?

Fürwahr, es schadet ein alter Prunkname jenen Leuten nicht, die sich von den üblen Gewohnheiten ihres Standes durch hervorragende Lern- und Schaffenslust, durch feines Empfinden und durch wahrhaft vornehme Gesinnung vorteilhaft abheben. Warum sollte man an erlesenen Ausnahmen nicht mehr Freude finden als am gemeinen Durchschnittsschlage und an ererbten Ungezogenheiten hoffärtiger Leute? —

Waren es doch adelige Familien, die kostbare Kunstsammlungen der Nachwelt übergaben; ebenso waren es wackere Männer vom Geburtsadel, die wissenschaftliche Expeditionen förderten und wertvolle Bücher schrieben; in seltenen Fällen haben sie auch die Interessen der liberalen d. h. der vernünftigen politischen Partei gefördert. Zu diesen Aristokraten der Einsicht, Bildung und Schaffenskraft gehörte u. A. Anton Graf Auersperg, der als Dichter unter dem Namen Anastasius Grün berühmt geworden ist. Dieser klagte dem Verfasser, daß er als diätenloses Mitglied des österreichischen Herrenhauses im Interesse des Staates große Geldopfer gebracht habe und daß er, als zu seinem 70. Geburtstage die ganze civilisirte Welt ihm Beweise von Teilnahme und Schätzung seiner großen dichterischen Begabung gegeben, vom Hofe gänzlich übersehen wurde.

Gleichwohl wäre es ungerecht, einem allgemein abfälligen Urteil über den österreichischen Adel beizutreten. Auch er weist Männer der Auslese auf, die durch Bildung, stramme politische Gesinnung und durch literarische Leistungskraft aufragen. Die Ebner-Eschenbach wurde durch ihre Gräflichkeit nicht gehindert, als Dichterin die höchste Stufe zu erklimmen. Man kann also von dem emporhebenden und ausgleichenden Einflusse der Bildung in der Zukunft noch viel Gutes für die gesellschaftlichen Zustände

[illegible] Hoffmanns können [illegible]

[illegible] Organisierung der [illegible] der einzelnen [illegible] Kritik und [illegible] zu bringen [illegible]

[illegible] die im [illegible] zum Herrschen [illegible] andere zurückdrängt [illegible] ausgeprägt. Die Magna- [illegible] daß sie nur höfliche [illegible] Staat ist eine durch Gesetze in [illegible] und kein Großherr, dessen [illegible] das Volk auszuführen hat. Je [illegible] eines Staatsbeamten sind [illegible] hat, desto dünkelhafter [illegible] die sich für die [illegible] während sie doch nur vom [illegible]

[illegible] gegen unfähige und im [illegible] bald aufgerichtet. Zeitlich [illegible] lassen! —

[illegible] und deren Vielseitigkeit ver- [illegible] Personen wie ein ungebän- [illegible] anspringt. Je mehr [illegible] Grund zur berechtigten Selbst- [illegible] wesentlich unter- [illegible] Schmalköpfen wird die Vor- [illegible] Persönlichkeit zu einem [illegible] der rücksichtslos um sich [illegible] der niemals unterstrichenen [illegible] den Hut zieht.

[illegible] Selbstzufriedenen, welche [illegible] haben, die persönliche [illegible] Menschenausgaben möchte

man am liebsten in die nächsten Jahrhunderte fliehen, wo die Durchschnittsdummheit der Erdbewohner sich in mildere Formen kleiden dürfte.

Menschen, die in sich keinen ethischen Wert entdecken können, werden von ihrem hohlen Selbstgefühl gereizt, auf Äußerlichkeiten Gewicht zu legen, um sich bedeutender vorzukommen als sie sind. Solche menschliche Hohlräume werden sich durch einen Titel sofort hervorragend erscheinen. Es war besonders im 18. Jahrhundert die Titelsucht der Deutschen hochentwickelt, ein deutlicher Hinweis auf den Tiefstand der Bildung bei den mit Titeln Gebrandmarkten.

Damals hörten es Doctoren der Theologie nicht ungern, wenn man sie „Jhro Excellenz" titulirte; die Bürgermeister größerer Städte wollten abwechselnd Excellenz und Magnificenz angeredet sein. Magister und Schuldiener glaubten durch die Titel: „Wohlehrwürdige, Großachtbare und Wohlgelahrte" eben nur hinreichend gewürdigt zu werden, während Kaufleute sich durch die Bezeichnung: „wohlehrenfest, wohlfürnehm und großedel" nicht überschwänglich geehrt fanden. Künstler ließen sich „ehrenvest" und „wohlbenannt" anrufen und gewöhnliche Handwerker waren durch geringere Prädicate als „ehrsame und namhafte" sehr beleidigt. Je heftiger die Titelsucht, desto geringer der innere Wertgehalt!

Der Herdenmensch mit seinem wohlgenährten Titeldünkel hat keine Ahnung davon, daß er in der Republik des Lebens einen geringeren Rang einnimmt, als ein gemütvoller bescheidener Hund. Die Titel- und Ordensseuche, die mit der beschränktesten Form der Ichsucht zusammenhängt, herrscht heute ebenso wie im 18. Jahrhundert, da die Unbildung und politische Rückgratlosigkeit noch immer stark vertreten sind. Titelverleihungen wirken entsittlichend, weil durch sie die blöde Menge beim Bewerten der Menschen irregeführt wird und weil sie der politischen Gesinnungslosigkeit Vorschub leistet.

Kluge Monarchen wissen es genau, daß die Schaaren der nach Titeln und Orden Ausblickenden eine feste Thronstütze sind und freuen sich über diese Form staatsbürgerlicher Dummheit. Nur ein hochgesinnter Monarch wäre im Stande, seinem Parlamente einen Gesetzentwurf über die Abschaffung aller Titel und

[illegible] sollte [illegible] Zuwendung von Geld- [illegible] von [illegible] zu [illegible].

[illegible] Ordnung von [illegible] als gefährlich. [illegible] im [illegible] die alten Be- [illegible] und Tigris bösen [illegible], indem sie ihnen [illegible]. Skorpions- [illegible] der Bevölkerung [illegible], daß die Natur für [illegible] vom Niedrigen zum [illegible] der Natur [illegible], auf denen man zum [illegible] in unseren [illegible] der [illegible] darauf hin, in [illegible].

Der Staat hat es bisher [illegible], das Volk den verderblichen [illegible] der [illegible] zu [illegible]. Er hat nichts getan, um die [illegible] aus dem Bannkreise ihrer Beschränktheiten und [illegible] herauszuführen. Die Herrn, die so anmaßend sind, im Namen des Staates die Schicksale der Völker zu lenken, sind die Mitschuldigen an den Culturhemmungen der Geschichte. Es ist ein grelles Unrecht, wenn europäische Staaten es noch immer dulden, daß katholische Ehen für unlöslich gelten und daß geschiedene Eheleute nicht zum zweitenmale heiraten dürfen.

Der Staat erfüllt seine sittliche Pflicht nicht, wenn er das naturwidrige Eheverbot für katholische Priester weiter gelten läßt. In den Flegeljahren des Christentums wurde Geistlichen eine Ehe erlaubt, die zweite nicht mehr und die Vermählung mit einer Witwe schon gar nicht. Warum dies? Nun, weil einer Witwe das Kleinod der Jungfräulichkeit fehlte. Die Filosofen des Christentums übersahen es, daß der Zweck der Ehe die Erhaltung oder Erhöhung der Jungfräulichkeit nicht ist.

Schon im vierten Jahrhunderte wurden Priesterehen Hindernisse in den Weg gelegt und brave geistliche Gatten wurden bestraft. Infolge dieses ruchlosen Frevels der Kirche verwilderte der Begattungsdrang der Priester. Der Lütticher Bischof Heinrich III. (1274) wollte ein Vorbild geistlicher Ehelosigkeit hinstellen, heiratete nicht, setzte aber 65 „ledige" Kinder in's Leben, um deren Erziehung er sich standesgemäß nicht kümmern durfte. Wäre dem Abte von St. Belago die Ehe mit einer geliebten Frau bewilligt worden, so hätte er es nicht nötig gehabt, mit 70 Concubinen zu verkehren. Bei diesem Abte konnte man mit Nietzsche nicht sagen, daß die Ehe die Corruption des Concubinats sei. Concilien waren so herz- und vernunftlos, gegen Priester zu wettern, welche „ungeziemende" Beziehungen zu ihren Frauen hatten, mit denen sie sich vor der Ordination vermählt hatten.

Da stehen in langer Reihe Thorheiten neben Ruchlosigkeiten, die alle der Albernheit entspringen, daß die weibliche Schönheit teuflischen Ursprungs sei und daß die Frauenkleidung ohne den abscheulichen Apfelbiß im Paradiese gar nicht nötig wäre. Es ist nur religionsgerecht, wenn der Aberwitz auf das Herrlichste, was die Natur bietet, auf die Frauenschönheit, den Bannfluch legt. Daß solche tausendjährige Thorheiten erhalten und in den Zuchtstätten des Irrtums: in Kirchen und Schulen verbreitet werden, lassen die Regierungen des 20. Jahrhunderts mit frevelhafter Unthätigkeit zu. Der Staat erfüllt seine Pflicht so lange nicht, als er die Jugend von Priestern in der Schule irreführen läßt. Er fehlt, so lange er die Ehelosigkeit der katholischen Geistlichkeit duldet, deren Abschaffung im Interesse der Reinzucht in der Familie und aus Gründen der Sittlichkeit notwendig wäre, welche den Vater zur Ernährung und zur Erziehung seiner Kinder verpflichtet.

Dem Staate sollte es nicht gleichgiltig bleiben, wenn die Mehrzahl der lückenhaft gebildeten katholischen Priester auch ethisch roh ist, weil sie der Veredlung durch die Frau und durch die Familien entraten. Die geistliche Ehelosigkeit ist deshalb ein frevelhafter Eingriff in das persönliche Recht, weil sie die gebotene Lieblosigkeit ist und weil sie auf Schleichwegen jene Genüsse aufsucht, die von Naturwegen oder wenn man lieber will,

von Gott angetragen werden. Daß die Ehelosigkeit entsittlicht, beweist der Eifer katholischer Priester gegen alles ideell Hochstehende und für die Kultur der Gesellschaft Notwendige; — selbst verknechtet wollen die des veredelnden Fraueneinflusses entbehrenden Priester die freie Entfaltung einer vernünftigen Weltanschauung nicht gestatten; — selbst schlecht erzogen und in Irrtümern herumtaumelnd wollen die Kinder- und Frauenlosen die Erziehung der Jugend leiten. Sie welche nur die Schattengestalten des Glaubens aber nicht edle Frauen lieben dürfen, sollen das Wesen der Nächstenliebe erkennen!

Eine jede Form von Größe kann imponiren, nur jene des Blödsinns nicht, wie er durch das Christentum immerdar gezüchtet wurde. Hört man, daß eine Ehe zwischen Juden und Christen ein Ehebruch sei, so staunt man über diese Blüte des Unsinns; dieser wird durch einen heiligen Schmalkopf erklärt, der da meinte, daß die Ehe die Vereinigung Christi mit der Kirche sei und da ein Jude nicht die Kirche symbolisiren könne, so sei dessen Ehe mit einer Christin ein Ehebruch. Können thörichte Einfälle einen tolleren Kordax reigen?

Gewiß können sie es, wenn sie von der Verachtung der Sinnlichkeit eingegeben werden. Diese ging in den Eiferjahren des Christentums so weit, daß die Vermittler geschlechtlicher Liebe gezwungen wurden geschmolzenes Blei zu trinken. Auch haben die ersten christlichen Kaiser das Wesen der Nächstenliebe so aufgefaßt, daß sie Ehebrecher hinrichten ließen. Solche Narrheiten machen vernunftlose Tiere nicht. Sie sind froh, daß ihnen der liebe Gott den Geschlechtstrieb verliehen hat, der in der [illegible] Erfüllung ist.

[illegible] unter den heiligen Gelehrten des [illegible] es jedoch der Gottheit nicht verzeihen, daß [illegible] in die Glieder legte. So der [illegible] der Tugend ganze Nächte in [illegible] Buhlerinnen durch Geld und [illegible] abzuhalten. Der hl. Hieronymus [illegible] der Sinnlichkeit und lobte [illegible] in derselben Jungfrauen [illegible] die Ehe als Unzucht [illegible] verheirateten Frauen das

Almosen zu entziehen, da ihnen auch Gott das „Brot seiner Barmherzigkeit“ vorenthalten werde. Nächstenliebe eines Heiligen!

Vormals haben katholische Priester gegen das Cölibat Widerstand geleistet; jetzt sind sie im Gewaltjoche ihres Standes stumm und stumpfsinnig geworden. Das gehört eben zu den entsetzlichen Folgen religiöser Erziehung, daß man durch sie zu einem Stumpfsinn erniedrigt wird, der das sittlich Unwürdige nicht mehr erkennt. Und unsittlich ist es, wenn die Kinder eines katholischen Pfarrers, die er mit seiner Köchin erzeugt hat, als seine Neffen und Nichten in der Welt herumlaufen, von Vater und Mutter verleugnet. Die Ehelosigkeit ist ein Unglück für katholische Priester und diese sind ein Unglück für die Gesellschaft. Sollte da durch Aufhebung aller Priesterschulen nicht radikaler Wandel geschaffen werden?

* * *

Von katholischen Geistlichen zu Pfaffen der Wissenschaft ist nur ein Schritt. Beide leiden an demselben hohlen Eigendünkel. Eine Gruppe der einseitig Gelehrten kennt sich in Sprachwurzeln gut aus, ist aber in allen wichtigeren Zweigen der Wissenschaft unbelehrt geblieben und findet darin die Berechtigung, mit der Anmaßung unwissender Glaubensleute die sicheren Ermittelungen der Naturwissenschaft zu verspotten.

Andere Schriftgelehrte lassen sich von Gott durch die Geschichte begleiten und entschuldigen sich bei ihren Lesern demütig, wenn irgend ein Negerstamm oder gar die 500 Millionen Buddhisten an Gott nicht glauben.

Dann gibt es hoffärtige Viertelwisser, welche stolz den Filosofenmantel umschlagen und mit der Anmaßung Napoleons I. Seelenleugner verhöhnen. Sie behaupten, der Geist sei keine Kraft, die sich aus der Bewegung des Stoffes entwickle, sondern ein selbstherrliches Wesen oder eine Substanz. In ein Fremdwort lassen sich Begriffsnieten gut einwickeln. Die Einsichtslosen nennen auf Grund ihrer Unterstellungen die Seelenleugner Vertreter des Unsinns.

Da die Unwissenheit in sich immer die Anregung zur Verhöhnung des vollständigen Wissens findet, so kann es nicht be-

[illegible] Vertreter des [illegible] als [illegible] Nachbeter [illegible] Jahrhunderts verspottet [illegible] biologischen For[illegible] Materia[illegible] Kindlichkeiten [illegible]

[illegible] Hochschullehrer, die [illegible] und die es ohne [illegible] ist. Ihre fan[illegible] für Thatsachen ausgeben. [illegible] Bedauern von [illegible] und von der Erfahrung, [illegible] Dabei [illegible] der „naive [illegible]

[illegible] ist noch unerträglicher als [illegible] nur ein geringer [illegible] während man bei Buch[illegible] annimmt. Da [illegible] der Wissenschaft nacken[illegible] kaum einen Mann, [illegible] zu beurteilen für „ratsam“ [illegible]

In der [illegible] begegnet man selten ge[illegible] sind jedoch darunter [illegible] Verstehen und nicht ver[illegible] Warum nicht [illegible] des sittlich Ruchlosen und des [illegible] Widerstand leisten? Ver[illegible] wäre besser.

Kaum zu entwurzeln ist jene Form von Gelehrteneitelkeit, die sich in dem Gebrauche überflüssiger Fremdworte kundgibt. Wenn man auch mit dem Übereifer der Sprachreiniger nicht einverstanden sein kann, welche die Benützung aller Fremdworte ausgeschlossen sehen wollen, so muß man doch die Neubildung und Häufung derselben zumal in filosofischen und naturwissenschaftlichen Büchern zurückweisen. Der Schein erhabener Wissenschaftlichkeit soll den Mann umhüllen, der statt: zusammenhang-

los lieber sagt: „Es fehlt die Synthese.“ Der Gelehrte spricht nicht blos zu Fachgenossen, sondern er soll dünkelfrei und gemeinverständlich Leute von Durchschnittsbildung belehren.

Über eine weitgezogene Bildung aber sollten jene Männer verfügen, welche über wissenschaftliche Bücher Recensionen schreiben. Wenn Candidaten der Theologie oder des Rabinats, die sich mit Jehova duzen, filosofische Bücher besprechen, die nach Gottlosigkeit duften und wenn sie diese in die Hölle hineinverfluchen, so lacht man darüber. Wenn aber eitle und hohle Besserwisser bei Beurteilung geschichtlicher Werke, welche aus Thatsachen logisch klare Schlußfolgen ziehen, dünkelhaft meinen, es fehle den Ableitungen die „psychologische Begründung“, so bedauert man jene Unwissenheit, welche die Psychologie ohne Psyche für möglich hält.

Zeitungsschriftsteller, welche Bücher mit leichtfertiger Oberflächlichkeit beurteilen und dabei so thun, als ob sie viel Besseres zu schreiben träfen, wenn sie nur wollten, sollten dafür, daß sie die Ergebnisse mühevoller literarischer Arbeit herz- und gewissenlos niedertreten, vor einen Gerichtshof gestellt werden können, der ihnen die venia scribendi entzieht.

Wertvoll ist dagegen eine ernste kritische Behandlung der Geschichte einzelner Wissenschaften, die rücksichtslos Irrtümer verurteilt. Für Kathederleute ist dies eine wichtige Aufgabe, da durch die Verurteilung des unrichtig Gedachten der Wissenschaft das Fortschreiten erleichtert wird. Die Wiederkäuer des urteilslos Übernommenen dagegen und die Verehrer literarischer Krokodilmumien hemmen nur die Verallgemeinerung der Bildung. Ebenso Notizenkrämer und Citatenmakler, die sich nur von Vorgedachtem nähren und nie die Uniformen ausziehen, die ihnen in schlechten Schulen angezogen wurden, damit sie selbstständige Urteile unterdrücken.

Daß unsere Hochschulen mangelhaft organisirt sind und daß sie für die allgemeine Bildung, für die Entwicklung ehrbarer Charaktere und für das Fachwissen der Schüler nicht das Notwendige leisten, beweisen nicht blos die geschilderten Charaktermängel der Kanzleipotentaten, sondern auch ärztliche Mißgriffe der bedenklichsten Art. Der Staat sollte Gesundheits-Versicherungen gegen ungenügend vorgebildete Ärzte aufstellen. Sie wären des-

heit notwendig, weil die Heilmittel, die zur Bannung von Krankheiten verschrieben werden, meist Gifte sind, deren Anwendung fast immer eine Gefahr für den Organismus bedeutet. Wirken sie günstig in einer Richtung, so sind schädliche Nebenwirkungen gewiß sicher. Nur schmerzlindernde Mittel bei unheilbaren Krankheiten seien verwendbar, meint ein vernünftiger Arzt, der seinen Standesgenossen empfiehlt, die Augurenjacke auszuziehen. Nur geschickte Chirurgen vermögen Schwererkrankten wichtige Dienste zu leisten. Eine Form der Abschreckung für gewissenlose Ärzte wäre ein aus Laien und Ärzten bestehendes Gericht, vor welches jene Heilkünstler gestellt würden, die durch ihre Mittel Krankheiten verschärfen oder veranlassen.

Man darf sich nicht wundern, im 20. Jahrhundert gesundheitsgefährlichen Ärzten zu begegnen, wenn man das Treiben der Universitätsschüler verfolgt, die für ihre Fachbildung nicht immer gründlich genug sorgen. Hochschulzöglinge, welche der Wissenschaft durch bunte Kappen, große Hunde, zerfetzte Wangen und durch längeres Verweilen in Trinkanstalten hinreichend zu dienen glauben, gibt es leider zuhauf. Man beklagt junge Männer, die mit Messer- und Duellnarben in den verhäßlichten Gesichtern stolz durch's Leben ziehen, als ob sie wirklich Kennmale unerschrockenen Mutes und nicht Merkzeichen des Rückfalls in Raubtiersitte wären, die gebildeten Leuten schlecht anstehen. Wie roh ist das absichtliche Beleidigen, um ein Duell zu bestehen! Welch' elendes Spielen mit dem Leben, das allerdings für alberne Jungen weniger Wert hat als das eitle Prunken mit Tapferkeit! Treitschke beschreibt die empörende Weise, in welcher er schon Doctor frivol beleidigt und zu einem Pistolenduell gezwungen wurde.

Allerdings gibt es auch ausgezeichnete junge Männer, die es mit der Aufgabe ernst nehmen, sich an der Hochschule nicht nur gründliche Berufskenntnisse, sondern auch allgemeine Bildung zu holen. Allein Idealisten dieses Schlages sind weiße Raben.

Gäbe es denn kein Mittel, den unfeinen Formen studentischen Zusammenlebens zu steuern und Zöglinge von Hochschulen kräftig daran zu erinnern, daß sie ihre Jugend mit dem Erwerben lebenswichtiger Kenntnisse ausfüllen sollen, ohne sich edelgeartete Genüsse zu versagen?

Es gilt denn, in diesen und in allen anderen Kreisen der Gesellschaft Gewohnheiten und Überkommnisse zu zertrümmern, die gebildeter Leute unwürdig sind. Selbsthilfe und Staatshilfe sollten da zusammenwirken. Es hat allerdings lange gedauert, bevor perverse Sitten und Lebensgewohnheiten feste Wurzel gefaßt haben. Vielleicht wird es nicht so viel Zeit kosten, um diese Erzeugnisse menschlicher Zuchtlosigkeit wieder zu entwurzeln. Wege zur Befreiung von gesellschaftlichen Verkehrtheiten sollen in den nächsten Abschnitten besprochen werden.

XV. Verfolgte Filosofen

Fällt der nach Wahrheit Suchende der Theologie in die Arme, so [illegible] Wahr[illegible] erweitert sich der Wahrheitsucher zu einem Widersacher des [illegible], der ihn wie ein [illegible]. [illegible] mit einer Wahrheits[illegible], der sich mit der Filosofie befreundet. [illegible] geht auch [illegible] auf Irrwege, die ihr von der [illegible] werden, [illegible], indem sie sich an [illegible] und [illegible], auch über die Mittel [illegible] zu [illegible]. Zu diesen gehören u. A. die „Frage [illegible] über Dinge im überirdischen Raume" [illegible] der absolute [illegible] und ob [illegible] das Ding an sich [illegible] der Wille zum [illegible] Ich und [illegible] Fichte, von anderen [illegible] der [illegible] zu [illegible]tragen.

Daß der Widerstand der Theologie und Filosofie nie auf[illegible] begreift sich. Schon das Verhältniß der Griechen [illegible] sich durch Verfolgung seiner Denker. Überlegenheit im Wissen und [illegible] in der [illegible] bedeuten fast immer eine [illegible] von ungeheurem Selbstgefühl. Aufklärer wurden bei den Griechen [illegible] Männer, welche [illegible] für gemeingefährlich gehalten.

Wurden [illegible] gegen Götter aufgestellt, so entwuchsen [illegible] häufig [illegible]. „Göttliche Wunder" für natürliche Wirkungen zu erklären, galt für eine Beleidigung der Götterwelt. Sonne und Mond materiell wie die Erde zu nennen, erschien als ein frevelhafter Zweifel an der erhabenen Persönlichkeit des Föbos Apollo und der Selene.

Der fromme Sokrates, der dem Asklepios einen Hahn opferte, statt sich ihn als Braten vorzusetzen, der sich ferner von Apoll und von anderen Göttern erbat, ihm all' das ihnen bekannte Gute zu geben und ihn die „Reise von hier nach dort" glücklich vollziehen zu lassen, wurde der Gottlosigkeit angeklagt. Die Giftmenschen von Athen haben ihn nur deshalb zum Tode verurteilt, weil er ihnen, den Unwissenden, die Fähigkeit zum Verwalten der Gemeinde abgesprochen hat, die nur weisen Männern zukomme. Stolz bemerkte Sokrates den rachsüchtigen Unkrautmenschen, daß er lieber sterbe, als nach ihrer Art zu leben.

Die Beschäftigung mit der Natur hielten die Griechen ebenso wie die arischen Christen für einen Abfall von Gott. Die Athener lieferten auch in bezug auf das Verbrennen gottloser Schriften vorbildliche Anregungen. Sie verbrannten nämlich die Schriften des Protagoras von Abdera, in denen das Vorhandensein Gottes als unsicher bezeichnet wurde. Protagoras wurde hierauf von den athenischen Pfahlbürgern verurteilt, da er auch das Verbrechen beging, den Menschen als Maß aller Dinge zu bezeichnen.

Plato wurde nicht minder seiner Freimütigkeit wegen verfolgt und sogar als Sklave verkauft. Leider sind Sumpfmenschen überall in der Majorität und bei der Mehrheit liegt die Macht. Selbst Aristoteles mußte den Einfluß der beschränkten Mehrheit empfinden. Er wurde wegen Gott- und Religionslosigkeit zum Tode verurteilt und doch hat er unermüdlich Beweise für das Dasein Gottes zusammengetragen. Der athenische Pöbel am Staatsruder erblickte eine Gotteslästerung sogar darin, daß Aristoteles seiner Gattin und einem Freunde Statuen errichten ließ. Die bösen zweifüßigen Wirbeltiere entdeckten in dieser Herzensthat, die mehr gefallen kann, als die ganze Metafysik des Aristoteles, deshalb eine Schmähung der Götter, weil Menschen keine plastischen Ehren verdienen. Aristoteles hat sich vor seiner Verurteilung durch die „politischen Tiere" von Athen nach Euböa zurückgezogen.

Die Griechen waren insofern etwas milder, denn die katholische Inquisition, als sie die Todesstrafe mitunter zur Verbannung umwandelten, wie beim Filosofen Anaxagoras, der wegen „Gottlosigkeit" auch zum Tode verurteilt worden war.

Das Verfolgen von Filosofen und Dichtern war eine Besonderheit menschlicher Perversität. Der filosofisch tief denkende Dichter Aischylos hat die Rücksichtslosigkeit des Glaubenseifers ebenfalls an sich erfahren. Weil er nicht die Thorheitsketten der gemeinen Menge trug und den Gotteswahn klar durchschaute, sollte er wegen Gottlosigkeit zu Tode gesteinigt werden. Sein Bruder Aminias, der in der Schlacht von Salamis einen Arm verloren hatte, stellte sich als Anwalt vor den Dichter des gedankenedlen Dramas: Prometheus hin und rettete ihn.

In Kroton wurde vom Pöbel das Haus verbrannt, in dem sich die Pythagoräer an den Lehren ihres Meisters erbauten. Den Pythagoräern lag nichts an der Entdummung der Menge: deshalb hüllten sie ihre Lehren in mystische Schleier und gaben ihren Meister für einen wunderthätigen Günstling der Götter aus. Damit haben sie sich rohen Verfolgungen des Glaubenspöbels zwar entzogen, aber auch den guten Ruf ihres Lehrers verdunkelt.

* * *

Die Verfolgungen der Filosofen gehören zu den Schattenschlägen der Weltgeschichte, die es so beredt bezeugt, daß der Souverän, der sie beherrscht, König Wahn ist. Die Furcht der Theologen vor der Weltweisheit war ebenso unnötig wie das Bedrängen der Filosofen. Diese meinten es ja immer so gut mit Gott. Nur bei einem der Verfolgten war die geistliche Scharwache Gottes auf richtiger Fährte, bei Spinoza, dessen geniale Auskünfte in der That für die Vorsehung der Theologie eine Gefahr bedeuteten. Nach dem Pantheismus Spinozas ist nämlich Gott kein persönliches Wesen, dem man menschliche Zukommnisse wie Verstand, Gehör, Aufmerksamkeit anhängen dürfte.

Baruch de Spinoza bewies es ebenso wie Ludwig Feuerbach, daß sich Religions- und Glaubenslosigkeit mit sittlicher Lauterkeit und Vornehmheit des Charakters vortrefflich vertragen. Spinoza wies einen Lehrstuhl zurück, weil man von ihm verlangte, nichts wider die Religion vorzutragen, und lebte in freigewählter Armut. Auch bei ihm konnte die Orthodoxie das Herausspringen aus ihren Irrbahnen nicht vertragen. Sie verfluchte ihn beim

Geschmetter von Trompeten und beim Geheul des Pöbels, während von schwarzen Kerzen Wachs in ein Blutgefäß herabtropfte. Ein Fanatiker der jüdischen Rechtgläubigkeit stieß mit einem Dolche nach ihm. Durch diese Thaten wurde allerdings die Lehrmeinung Spinozas Lügen gestraft, daß die Gläubigsten nach der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit leben. Er zog sich von den Kämpfen mit der menschlichen Gemeinheit und Bosheit zurück und sah lieber harmlosen Spinnenkämpfen zu.

Wie grimmig die geistlichen Behörden von Nord- und Südholland des großen Benedictus Schriften zu vertilgen bestrebt waren, beweist eine 1899 erschienene, nach Urkunden verfaßte Biografie Spinozas von J. Freudenthal. Die geistlichen Hetzer meinten, die Ehre Gottes verlange eine strenge Bestrafung der ketzerischen Bücher Spinozas. Koerbagh, der im Verdachte stand, mit Hilfe Spinozas eine Kritik des neuen Testamentes verfaßt zu haben, wurde zu siebenjährigem Kerker, zu zehn Jahren Verbannung und zu einer Geldbuße von 4000 Pfund verurteilt. Die Furcht vor der Vernunft führt zu solchen tollen Unsittlichkeiten.

Die letzte Mißhandlung, welche dem edlen Weisen Spinoza widerfuhr, war der entsetzliche Witz Hegels, „daß die Schwindsucht Spinozas mit dessen System übereinstimme, in dem alle Besonderheit und Einzelheit in der Einen Substanz verschwinde". Die Substanz (Materie) Spinozas war jedenfalls zutreffender als die drei Geistessorten Hegels.

Menschliche Klein- und Kurzwaare hat auch den gut religiösen, aber nicht starrgläubigen Engländer Locke verfolgt. Er wurde aus dem Oxforder Christchurch-College ausgestoßen und vor dem Lesen seiner Bücher wurde gewarnt. Infolge von Verleumdungen wurde er von der englischen Regierung verfolgt und mußte flüchten. Sein offener Verstand war eine Beleidigung für die ethisch Niedrigstehenden.

So recht deutlich zeigt es die Maßregelung Kants, wie die absolute Monarchie mit dem kirchlichen Absolutismus denselben Zielen der Unterdrückung nachgeht. Die preußische Regierung hat ihm 1794 im Namen des Königs befohlen, seine Vorträge über eine Kritik der Religion aufzugeben. Auch mußte Kant die Erklärung abgeben, daß er sich jeder Lehrthätigkeit

enthalten werde, welche die Religion gefährde. Der Staat verkannte da seine ethischen Aufgaben, indem er die Herrschaft der gläubigen Unwissenheit förderte.

Kant, der die Sicherstellung des Glaubens an Gott und an die Seelenunsterblichkeit als die Aufgabe der Filosofie auffaßte war sofort bereit, den Platz des Wissens für den Glauben zu räumen. Die Furcht vor dem Verluste der Professur hat dem alten Manne den Mut der Wahrheit genommen. Der Unsinn befahl, er gehorchte.

Daß die absolute Regierungsdummheit sich mit dem Glauben gern zusammenfindet, bewies der Ketzerrichter Friedrich Wilhelm I. welcher den „Filosofen" Christian Wolf deshalb vertrieb, weil ihm die Halleschen Theologen bewiesen, daß die Lehren Wolfs. besonders dessen Ansichten über das Fatum die hochgewachsenen Grenadiere des Königs zur Desertion verführen könnten. Die Angeberei der Theologen von Halle war häßlich wie ein Kammsaurier. Sie war auch durchaus unnötig, weil der harmlose Universitätslehrer Christ. Wolf vor dem lieben Gott auf den Knieen lag und an die unausbleibliche Unsterblichkeit der Seele fest glaubte.

Derselbe unweise Herrscher Friedrich Wilhelm I. hat Leibnizen für einen Kerl erklärt, der zu gar nichts, nicht einmal zum Schildwachstehen tauge. Dieser Thronsasse war außer Stande, einige gute Einfälle des „Filosofen für Alles" zu verstehen; doch zum Schildwachstehen auf den Zinnen der Wahrheit war er in der That untauglich.

Ein anderer gescheuchter deutscher Filosof war F. G. Fichte. Er verlor seine Professur, weil ihm, dem Gottgläubigen, Atheismus vorgeworfen wurde. So nennen nämlich Theologen einen jeden Absprung von ihrer Bornirtheit. Der Gewaltstaat kann sich ohne den vorgeschriebenen Katechismusgott nicht behelfen und forderte es zumal in Oesterreich, daß ihn jeder Professor der Filosofie in seinem Überzieher auf die Lehrkanzel mitbringe. Das that auch der theosofischen und mystischen Neigungen stark zugängliche Fichte. Die Entlassung des Ich- und Nichtichfilosofen in Jena wurde durch dessen Äußerung veranlaßt, daß der Gegenstand des Gottesbegriffs durch die „moralische Weltordnung vollständig erschöpft werde". Daß dies wasserheller Theismus

war, sahen seine beschränkten Ankläger allerdings nicht ein. Später wurde die correcte Staatsgesinnung Fichtes erkannt und er bekam wieder ein Lehramt.*)

Geradezu komisch wirkt die Thatsache, daß auch G. W. F. Hegel 1806 seine Professur in Jena verloren hat. Die politische Polizei hat da einen Unschuldigen erwischt. Gefährlich waren die Lehren Hegels nur insofern, als sie verwirrend wirkten und einen falschen Idealismus großziehen konnten. Wer so zuthunlich das Christentum empfiehlt, wie es Hegel in seiner Religionsfilosofie gethan, wer so polizeilich Unverfängliches in seinen rechtsfilosofischen Vorträgen zu sagen weiß, wie abermals Hegel, der verdient die Auszeichnung nicht, von seinem Lehramt verscheucht zu werden. Das wurde auch später erkannt und wurde Hegels Lehre im Jahre 1818 zur Geltung einer polizeilich approbirten Staatsfilosofie erhoben.

Auch der sanfte A. Comte, der zu seiner Erholung täglich ein Kapitel aus der Imitation Christi las und Atheisten heftig verhöhnte, wurde der Gottlosigkeit angeklagt, verlor sein kleines Lehramt am Pariser Polytechnikum und mußte von den Geldbeiträgen seiner Anhänger leben. Der katholisch vermorschte Staat verrichtete auch da kirchliche Ministrantendienste.

* * *

Die Volksgemeinschaften der Zukunft brauchen im Interesse ihrer Wohlfahrt keine Schaffote aufzurichten. Für die Grundlegung ihres Glücks wird keine Gewalt, wohl aber der Zwang zum vernunftgerechten Unterrichte notwendig sein. Bei diesem wird die Religion als Lehrgegenstand fehlen und damit wird der Herd von Irreführungen zerstört sein.

Die Erbfeinde der gebildeten Gesellschaft werden durch den immer weiter gespannten Einfluß der Bildung und Einsicht von selbst verschwinden. Nur ein großes Gelächter wird ihnen folgen. Ein Selbstauslachen der großen „ungehörnten Menschenherde"

---

*) Witzig bemerkte König Friedrich Wilhelm III.: „Wenn Fichte mit Gott in Feindseligkeit begriffen ist, so mag dies der liebe Gott mit ihm abmachen, mir thut das nichts!" —

Das Verfolgen von Filosofen und Dichtern war eine Besonderheit menschlicher Perversität. Der filosofisch tief denkende Dichter Aischylos hat die Rücksichtslosigkeit des Glaubenseifers ebenfalls an sich erfahren. Weil er nicht die Thorheitsketten der gemeinen Menge trug und den Gotteswahn klar durchschaute, sollte er wegen Gottlosigkeit zu Tode gesteinigt werden. Sein Bruder Aminias, der in der Schlacht von Salamis einen Arm verloren hatte, stellte sich als Anwalt vor den Dichter des gedankenedlen Dramas: Prometheus hin und rettete ihn.

In Kroton wurde vom Pöbel das Haus verbrannt, in dem sich die Pythagoräer an den Lehren ihres Meisters erbauten. Den Pythagoräern lag nichts an der Entdummung der Menge; deshalb hüllten sie ihre Lehren in mystische Schleier und gaben ihren Meister für einen wunderthätigen Günstling der Götter aus. Damit haben sie sich rohen Verfolgungen des Glaubenspöbels zwar entzogen, aber auch den guten Ruf ihres Lehrers verdunkelt.

* * *

Die Verfolgungen der Filosofen gehören zu den Schattenschlägen der Weltgeschichte, die es so beredt bezeugt, daß der Souverän, der sie beherrscht, König Wahn ist. Die Furcht der Theologen vor der Weltweisheit war ebenso unnötig wie das Bedrängen der Filosofen. Diese meinten es ja immer so gut mit Gott. Nur bei einem der Verfolgten war die geistliche Scharwache Gottes auf richtiger Fährte, bei Spinoza, dessen geniale Auskünfte in der That für die Vorsehung der Theologie eine Gefahr bedeuteten. Nach dem Pantheismus Spinozas ist nämlich Gott kein persönliches Wesen, dem man menschliche Zukommnisse wie Verstand, Gehör, Aufmerksamkeit anhängen dürfte.

Baruch de Spinoza bewies es ebenso wie Ludwig Feuerbach, daß sich Religions- und Glaubenslosigkeit mit sittlicher Lauterkeit und Vornehmheit des Charakters vortrefflich vertragen. Spinoza wies einen Lehrstuhl zurück, weil man von ihm verlangte, nichts wider die Religion vorzutragen, und lebte in freigewählter Armut. Auch bei ihm konnte die Orthodoxie das Herausspringen aus ihren Irrbahnen nicht vertragen. Sie verfluchte ihn beim

Geschmetter von Trompeten und beim Geheul des Pöbels, während von schwarzen Kerzen Wachs in ein Blutgefäß herabtropfte. Ein Fanatiker der jüdischen Rechtgläubigkeit stieß mit einem Dolche nach ihm. Durch diese Thaten wurde allerdings die Lehrmeinung Spinozas Lügen gestraft, daß die Gläubigsten nach der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit leben. Er zog sich von den Kämpfen mit der menschlichen Gemeinheit und Bosheit zurück und sah lieber harmlosen Spinnenkämpfen zu.

Wie grimmig die geistlichen Behörden von Nord- und Südholland des großen Benedictus Schriften zu vertilgen bestrebt waren, beweist eine 1899 erschienene, nach Urkunden verfaßte Biografie Spinozas von J. Freudenthal. Die geistlichen Hetzer meinten, die Ehre Gottes verlange eine strenge Bestrafung der ketzerischen Bücher Spinozas. Koerbagh, der im Verdachte stand, mit Hilfe Spinozas eine Kritik des neuen Testamentes verfaßt zu haben, wurde zu siebenjährigem Kerker, zu zehn Jahren Verbannung und zu einer Geldbuße von 4000 Pfund verurteilt. Die Furcht vor der Vernunft führt zu solchen tollen Unsittlichkeiten.

Die letzte Mißhandlung, welche dem edlen Weisen Spinoza widerfuhr, war der entsetzliche Witz Hegels, „daß die Schwindsucht Spinozas mit dessen System übereinstimme, in dem alle Besonderheit und Einzelheit in der Einen Substanz verschwinde". Die Substanz (Materie) Spinozas war jedenfalls zutreffender als die drei Geistesforten Hegels.

Menschliche Klein- und Kurzwaare hat auch den gut religiösen, aber nicht starrgläubigen Engländer **Locke** verfolgt. Er wurde aus dem Oxforder Christchurch-College ausgestoßen und vor dem Lesen seiner Bücher wurde gewarnt. Infolge von Verleumdungen wurde er von der englischen Regierung verfolgt und mußte flüchten. Sein offener Verstand war eine Beleidigung für die ethisch Niedrigstehenden.

So recht deutlich zeigt es die Maßregelung **Kants**, wie die absolute Monarchie mit dem kirchlichen Absolutismus denselben Zielen der Unterdrückung nachgeht. Die preußische Regierung hat ihm 1794 im Namen des Königs befohlen, seine Vorträge über eine Kritik der Religion aufzugeben. Auch mußte Kant die Erklärung abgeben, daß er sich jeder Lehrthätigkeit

enthalten werde, welche die Religion gefährde. Der Staat verkannte da seine ethischen Aufgaben, indem er die Herrschaft der gläubigen Unwissenheit förderte.

Kant, der die Sicherstellung des Glaubens an Gott und an die Seelenunsterblichkeit als die Aufgabe der Filosofie auffaßte, war sofort bereit, den Platz des Wissens für den Glauben zu räumen. Die Furcht vor dem Verluste der Professur hat dem alten Manne den Mut der Wahrheit genommen. Der Unsinn befahl, er gehorchte.

Daß die absolute Regierungsdummheit sich mit dem Glauben gern zusammenfindet, bewies der Ketzerrichter Friedrich Wilhelm I., welcher den „Filosofen" Christian Wolf deshalb vertrieb, weil ihm die Halleschen Theologen bewiesen, daß die Lehren Wolfs, besonders dessen Ansichten über das Fatum die hochgewachsenen Grenadiere des Königs zur Desertion verführen könnten. Die Angeberei der Theologen von Halle war häßlich wie ein Kammsaurier. Sie war auch durchaus unnötig, weil der harmlose Universitätslehrer Christ. Wolf vor dem lieben Gott auf den Knieen lag und an die unausbleibliche Unsterblichkeit der Seele fest glaubte.

Derselbe unweise Herrscher Friedrich Wilhelm I. hat Leibnizen für einen Kerl erklärt, der zu gar nichts, nicht einmal zum Schildwachstehen tauge. Dieser Thronsasse war außer Stande, einige gute Einfälle des „Filosofen für Alles" zu verstehen; doch zum Schildwachstehen auf den Zinnen der Wahrheit war er in der That untauglich.

Ein anderer gescheuchter deutscher Filosof war F. G. Fichte. Er verlor seine Professur, weil ihm, dem Gottgläubigen, Atheismus vorgeworfen wurde. So nennen nämlich Theologen einen jeden Absprung von ihrer Bornirtheit. Der Gewaltstaat kann sich ohne den vorgeschriebenen Katechismusgott nicht behelfen und forderte es zumal in Oesterreich, daß ihn jeder Professor der Filosofie in seinem Überzieher auf die Lehrkanzel mitbringe. Das that auch der theosofischen und mystischen Neigungen stark zugängliche Fichte. Die Entlassung des Ich- und Nichtichfilosofen in Jena wurde durch dessen Äußerung veranlaßt, daß der Gegenstand des Gottesbegriffs durch die „moralische Weltordnung vollständig erschöpft werde". Daß dies wasserheller Theismus

war, sahen seine beschränkten Ankläger allerdings nicht ein. Später wurde die correcte Staatsgesinnung Fichtes erkannt und er bekam wieder ein Lehramt.*)

Geradezu komisch wirkt die Thatsache, daß auch G. W. F. Hegel 1806 seine Professur in Jena verloren hat. Die politische Polizei hat da einen Unschuldigen erwischt. Gefährlich waren die Lehren Hegels nur insofern, als sie verwirrend wirkten und einen falschen Idealismus großziehen konnten. Wer so zuthunlich das Christentum empfiehlt, wie es Hegel in seiner Religionsfilosofie gethan, wer so polizeilich Unverfängliches in seinen rechtsfilosofischen Vorträgen zu sagen weiß, wie abermals Hegel, der verdient die Auszeichnung nicht, von seinem Lehramt verscheucht zu werden. Das wurde auch später erkannt und wurde Hegels Lehre im Jahre 1818 zur Geltung einer polizeilich approbirten Staatsfilosofie erhoben.

Auch der sanfte A. Comte, der zu seiner Erholung täglich ein Kapitel aus der Imitation Christi las und Atheisten heftig verhöhnte, wurde der Gottlosigkeit angeklagt, verlor sein kleines Lehramt am Pariser Polytechnikum und mußte von den Geldbeiträgen seiner Anhänger leben. Der katholisch vermorschte Staat verrichtete auch da kirchliche Ministrantendienste.

* * *

Die Volksgemeinschaften der Zukunft brauchen im Interesse ihrer Wohlfahrt keine Schaffote aufzurichten. Für die Grundlegung ihres Glücks wird keine Gewalt, wohl aber der Zwang zum vernunftgerechten Unterrichte notwendig sein. Bei diesem wird die Religion als Lehrgegenstand fehlen und damit wird der Herd von Irreführungen zerstört sein.

Die Erbfeinde der gebildeten Gesellschaft werden durch den immer weiter gespannten Einfluß der Bildung und Einsicht von selbst verschwinden. Nur ein großes Gelächter wird ihnen folgen. Ein Selbstauslachen der großen „ungehörnten Menschenherde"

---

*) Witzig bemerkte König Friedrich Wilhelm III.: „Wenn Fichte mit Gott in Feindseligkeit begriffen ist, so mag dies der liebe Gott mit ihm abmachen, mir thut das nichts!" —

wird es sein, die sich Jahrtausende lang widerstandslos foppen und ausbeuten ließ.

Bei der Methode der Staatsmänner der Gegenwart würde man mit dem Wegfegen der Culturhemmnisse allerdings nicht weit kommen. Die Kirche ist ihnen noch immer ein unantastbares Institut. Ohne Priester keine Kirche. Vor allem weg mit Priesterschulen, in denen das alte Schamanentum weiter erhalten wird.

An der Pariser Hochschule gibt es allerdings Lehrstühle für den Buddhismus, für die altegyptische und brahmanische Religion, allein es besteht für Cleriker kein Zwang, alle religionsgeschichtlichen Vorträge anzuhören, damit sie die Wesenheit ihres traurigen Berufes erkennen. Auch wurden die bischöflichen Priesterschulen in Frankreich nicht aufgehoben.

Mit dem kopf- und herzlosen Pöbeltum in den Oberschichten der Gesellschaft müßte ebenfalls aufgeräumt werden. Durch Unterrichtszwang und durch vernünftige Erbgesetze, welche die Übernahme einer Erbschaft von strengen Erweisen hinreichender Bildung abhängig machen, würden die Wege zur Gesittung für die reichen, übermütigen Müßiggänger dort oben freigelegt werden.

Da die europäischen Regierungen die Begriffe: Religion und Sittlichkeit nicht klar unterscheiden, so bewegen sie sich in denselben bösen Kreisen der Rücksichten für die Kirche, wie vor Jahrhunderten.

Gesetzgebende Körperschaften erfüllen ihren Zweck nicht. Es ist nichts sinnloser als das allgemeine Wahlrecht, das kenntnißlosen Leuten zur Urne zu schreiten und unfähige Personen in's Parlament zu schicken erlaubt. Nur einsichtsvolle und anständig unterrichtete Personen sollten Wähler sein, nicht der gesinnungslose Pöbel. Aus gebildeten Politikern bestehende Ausschüsse sollten die Bewerber um Abgeordnetenstellen auf ihre Qualitäten öffentlich prüfen. Druckschriften, von den Candidaten verfaßt, Programmreden, vor Prüfungscommissionen gehalten, sollten die Eignung derselben zum Beraten von Gesetzen feststellen.

Die Sache wäre nur für Menschen befremdend, die alles Herkömmliche vortrefflich finden; in Wesenheit ist sie ernst genug, um erwogen zu werden. Die Besten aus den *gebildeten*

Ständen sollten in Parlamenten sitzen, nicht ehrgeizige Streber und Leute mit lückenhaftem Wissen. Für die Übergangszeit, welche den Vernunftstaat vorbereitet, sollten Priester, welche bei Wahlen agitiren, sofort ihres Amtes enthoben werden.

Episcopate müßten als gemeinschädlich und kostspielig vom Staate aufgehoben, die Beziehungen zum Vatican gelöst, das Sammeln von Bettelgeldern für den Papst und Hirtenbriefe verboten werden. Dies nur für die Übergangszeit; denn nach dieser wird man Priester nicht mehr kennen.

Thorheiten leben ewig, wenn man ihnen nicht mit aller Kraft und schonungslos entgegentritt. Zum Besten der Gesellschaft darf man gegen Culturfeinde rücksichtslos sein, ohne gerade zur Gewalt zu greifen. Man wird auch im Zukunftsstaate Filosofen von der Spielart: Hegel und Schelling auf Lehrkanzeln nicht dulden, weil sie wie Theologen, verwirrt denken. Wahrheitsmutige Filosofen jedoch wird man achten, nicht verfolgen.

* * *

Das Vorstehende hat eine Geschichte menschlicher Perversitäten im Abrisse aufgerollt und dargethan, wo die Ursachen sitzen, die ein Festlegen und Verallgemeinern der Sittlichkeit bisher verhindert hatten. Mit religiösen Mitteln, welche eine correcte Lebenshaltung lenken wollten, ist es deshalb nicht gegangen, weil von der Moral, die sich an den Glauben anlehnt, hauptsächlich Nächstenhaß und Unwissenheit gefördert wurden, während die religionsfreie Ethik den Menschen auf den Boden des Wissens und werkthätigen Wohlwollens stellt.

Die folgende Gruppe von Betrachtungen über den Idealstaat hängt insofern mit dem eben beschlossenen Teil organisch zusammen, als der Vernunftstaat die vollständige Verwirklichung jener sittlichen Grundsätze bedeutet, die sich nur auf menschliche Interessen beziehen und von allem Jenseitigen abgelöst sind.

— — —

Politische Vernunftziele.

XVI. Die sittlich Aufrechten und die Kirche.

Das Recht, zu denken und zu atmen, ist mit uns geboren. Die Kirche hat diese Naturbefugniß nicht gelten lassen; wer vernünftig denken wollte, dem hat sie das Recht abgesprochen, weiter zu atmen. Das war der Kirche Ketzerfilosofie. Jeden Versuch selbständigen Urteilens hat sie niedergestreckt und selbständige Denker zu Tode verfolgt, weil sie in jeder neuen Wahrheit eine Lebensgefahr für den Glauben erblickt hat.

Die meisten Häretiker waren brave, harmlose Männer, die auf stillen einsamen Wegen der Wahrheit nachgingen, — die sich in der Welt unbefangen umblickten und sich von der irrseligen Menge abseits hielten. Die von der Kirche verfolgten Ketzer waren keine kühnen Rebellen, vermieden mutige kritische Erhebungen gegen die Kirche und machten immer eine artige Verbeugung vor Gott, aber in einer anderen Körperwendung als die kirchliche Glaubenspolizei.

Eine freisinnige Geschichte der Ketzer, welche bis heute noch nicht geschrieben wurde, müßte zu dem Schlußergebniß führen, daß für die römische Kirche innerhalb der gebildeten Rechtsgesellschaft kein Raum zum Weiterbestehen vorhanden ist. Mit der heiligen Sinnlosigkeit, von welcher nach Ansicht der Prätorianer der Kirche der Staat beherrscht werden soll, dürfen sittlich aufrechte Staatsbürger nicht weiter rechnen.

Die Kirche spricht sich selbst das Todesurteil, wenn sie behauptet, daß alles Vernünftige des Teufels und deshalb totzuschlagen sei. Das Schuldbuch der katholischen Kirche ist längst vollgeschrieben. Wie abscheulich nehmen sich darin ihre Verfolgungen der Naturforscher, dann jener Personen aus, die den

lieben Gott anders definirt hatten, als die Theologie. Wie entsetzlich war der Einfluß der Kirche auf glaubensböse fürstliche Handlanger, wie es Ferdinand II. von Oesterreich gewesen. Der Polizeistaat des Glaubens verdient die Vernichtung, weil für ihn eine Reform gar nicht denkbar ist. Er hielt das Niederwerfen der vom Glauben Absinkenden für eine Tugend; alles Irdische galt ihm des nichtigen Überirdischen wegen für wertlos, alles Sinnliche dem Übersinnlichen zulieb für niederträchtig, alles Natürliche aus Rücksicht für das Übernatürliche für verdammenswert.

Die streitbare Kirche fanatisirte mit Geschick die Pöbelmenge gegen Ketzer und berief sich immer auf den lieben Gott als Protector ihrer Verbrechen. „Schlagt sie alle tot und fragt nicht ob Katholik oder Ketzer; Gott kennt die Seinen!" — rief ein Verächter der Ketzervernunft, Graf von Toulouse, seinen Soldaten zu. Die christliche Nächstenliebe, wie sie doch blutrot blüht!

Die Kirche mußte ein kriegerisches Institut werden. Sie mußte, um sich der Einflüsse vernünftigen Denkens zu erwehren, alle bösen Instincte der Menschen entfesseln, denn der Glaube, angeblich das höchste Menschengut, sollte aufrecht bleiben.

Sie glaubte das himmlische Ebenbild des Papstes durch jene Maßregel der Inquisition zu ehren, welche Häretiker schaarenweise in strohgefüllten und von Pfählen eingeschlossenen Hürden verbrennen ließ. Das nannten die Stellvertreter Gottes — Seelenrettungen. Sie retteten in diesen brennenden Hürden oft 200 Seelen auf einmal. So grausam und tolldumm macht der Glaube.

Wie fein empfunden war das Gleichniß des Papstes Innocenz IV., der, umgeben von Bischöfen, welche bei der Excommunication des Kaisers Friedrich II. Fackeln verlöschten, die guten Worte sprach: „So möge auch er verlöschen!" Die Glaubensmagnaten fegten immer das Leben jener Männer weg, die nicht so bornirt waren, wie sie. Und immer wieder waren sie bereit, die Fackeln der Wahrheit auszulöschen, wo immer ihr Licht aufflackerte. Sie verfolgten, wie man weiß, die Wissenschaft, die doch Sonnenschein auf unsere Lebenswege legt, ebenso heftig wie jede Form des Schrifttums. Nur die „animalische Literatur" wurde duldsam behandelt, weil in ihr der Geschlechtssinn zu

Worte kam. Darin waren die Gottesweisen gründliche Fachleute, so daß erotische Dichtungen vor ihren Augen Gnade fanden.

Unduldsam waren sie auch gegen Ärzte, die ihnen schlechtweg für Atheisten galten. Die von der Kirche empfohlenen Heilkünstler haben mit Gebeten und Reliquien Krankheiten heilen wollen. Jeder Körperteil stand unter dem Schutze eines anderen himmlischen Schirmherrn; der rechte Daumen erfreute sich sogar der besonderen Gunst Gott des Vaters.

Aus Religions- und Concurrenzgründen wurden zumal die geschickten jüdischen Ärzte als Blüten der Gottlosigkeit verfolgt. Zwei Concile verboten es Christen, die Hilfe jüdischer Ärzte zu beanspruchen. Die Concurrenzfurcht veranlaßte auch jenes Gesetz in Paris, das den Juden verbot, christliche Patienten zu heilen. Es waren nur gemeine Neid- und Haßinstincte, welche 1306 die Juden aus Frankreich ausweisen ließen; man fürchtete eben ihr überlegenes Wissen.

* * *

Religionen wurden von Menschen ersonnen und wurden von ihnen wieder vergessen. Die Frevel der katholischen Kirche sollte man aber bis zum Tage des letzten Gerichtes im Gedächtnisse halten. Greifen wir aus ihrem Schuldbuche Einiges heraus.

Die Verfolgung von Ketzern war von 1200 bis 1500 die Hauptbeschäftigung der Päpste und Bischöfe. In jeder Pfarre wurden die Einwohner eidlich verpflichtet, alle der Ketzerei Verdächtigen anzuzeigen. Jedes vernünftige Urteil war eine ketzerische Unthat, welcher die Todesstrafe folgte. Besonders feindselig war die Kirche gegen jene Männer, die sich in die Betrachtung der Natur versenkten.

Die katholischen Kanzleiräte der Vorsehung fürchteten in der Natur immer eine Nebenbuhlerin Gottes. Sie haben es richtig anempfunden, daß durch das Vertrautwerden mit dem Naturwirklichen der darüber dämmernde Gottesbegriff Schaden nehmen könnte. Die Natur wurde ja auch personificirt und dann war sie dem lieben Gott gar gefährlich. Gibt es doch Filosofen, welche die Natur der Gottheit gleichsetzen und diese unter der Hand verschwinden lassen.

Die Kirche kam öfter in die Lage, zu wünschen, daß die Natur gar nicht vorhanden wäre. Da hätte man sich mit dieser glaubensschädlichen Potenz auch nicht beschäftigen können. Dies that aber der „Führer der Ketzer", der Dominikaner Giordano Bruno. Galt die Annahme für durchaus ketzerisch, es gäbe Gegenfüßler, weil ja die Erde nach kirchlicher Weltweisheit nicht rund sei, so erschien den römischen Geheimräten Gottes die Behauptung Brunos schon gar häretisch, daß es viele runde Welten gäbe. G. Bruno glaubte mit Kopernikus an die Umdrehung der Erde um die Sonne und sprach die Ansicht aus, daß in Metallen, Pflanzen und Tieren dasselbe Weltprincip walte, das im Menschen denke.

Wie harmlos waren doch die Ansichten des fantasiereichen Mönches aus Nola! Gott hatte bei ihm der Natur wegen nichts zu befürchten. Die Natur war ihm allerdings das Weltäußere, aber Gott war das daraus hervorblickende Weltinnere. Das Naturgesetz sei nur der Wille des allbestimmenden Gottes, meinte Bruno.

Die geistlichen Richter erkannten allerdings nicht die unkritischen Sprünge in den Behauptungen Giordano's, der die Natur bald der Gottheit bald der Materie gleichsetzte; allein sie waren zu sehr durch die bestia trionfante geärgert, die sie aus einer Schrift G. Brunos anknurrte und die sie auf Papst und Kirche bezogen, während der brave Dominikaner mit diesem Ausdruck die menschliche Niedertracht überhaupt bezeichnen wollte.

Die Inquisition hat den mutigen Ketzer acht Jahre lang im Kerker gequält, bevor er stolzen Hauptes den Scheiterhaufen bestieg.

Selbst die Griechen waren der Naturforschung abhold. So wurde jener hellenische Forscher, der die Sonne für eine Verwandte der heißen Meteoriten erklärt hatte, wegen Gottesleugnung angeklagt. Apollo wurde in diesem Falle von Querköpfen als beleidigt bezeichnet.

Wegen der Sonne wurde auch Johannes Kepler arg verfolgt: Von Jesuiten ebenso wie von protestantischen Frömmlern. Sein Verbrechen war allerdings groß, denn er behauptete, die Sonne stehe als Brennpunct in den elliptischen Planetenbahnen. Eine neue Wahrheit zu finden, erschien frommen Weichköpfen

immer als ein Frevel, der mit dem Leben der kühnen Pfadfinder nach Ansicht der Kirche eigentlich nicht so ganz hinreichend gesühnt war. Luther hielt den Kopernikus, der die Bewegung der Sonne zugab, ebenfalls für einen Ketzer, da ja Profet Josua selbst das Stehenbleiben der Sonne beteuerte. Er stand da mit katholischen Glaubenseiferern auf derselben Linie der Bornirtheit.

Ein Märtyrer der Naturforschung war auch Galileo Galilei; die Thorwächter des Jenseits verdammten es als eine große Ketzerei, als er mit einem selbstverfertigten Fernrohre drei Jupitermonde entdeckt hatte. Die Jesuiten hielten dies für ein großes Verbrechen an der Majestät Gottes und erklärten diese Entdeckung für einen vorsätzlichen Betrug und für eine Gotteslästerung. Auch war Galilei so verwegen, Sonnenflecke zu entdecken.*) Dafür wurde er im Kerker festgehalten, wo er seine Gesundheit einbüßte. Er durfte mit seinen Freunden nicht verkehren; erst nachdem er blind geworden war, erlaubten ihm die boshaften Souveräne des Unverstandes, seine Freunde zu sehen. Er mußte auf den Knien seine Ketzereien abschwören und es widerrufen, daß der Jupiter Satelliten und daß die Sonne Flecken habe. Außerdem mußte er schwören, daß die Sonne unbeweglich sei. Galilei schwor und rettete durch diesen Meineid sein Leben. Der hochgeartete Gelehrte mußte strafweise drei Jahre die sieben Bußpsalmen beten und durfte vor seinem Tode nicht einmal ein Testament aufsetzen. In diesem Stile bezeugte die Kirche Männern der Wissenschaft ihre Achtung.

Die katholische Unfehlbarkeit hat seit jeher aus Gründen der Auferstehung gegen die Kugelgestalt der Erde geeifert. Wäre die Erde rund, meinten die Portiere des Himmels, so könnte nur ein Teil der Auferstehenden den göttlichen Justizherrn durch die Lüfte fliegen sehen; auf der anderen Erdhälfte bliebe jedoch den Candidaten der Ewigkeit dieses Schauspiel entzogen. Bei Gottes Vorliebe für Gleichberechtigung nicht auszudenken.

Als Chr. Columbus seine Fahrt nach Indien unterstützt sehen wollte, haben die Oberweisen der Kirche die Annahme von der Rundgestalt der Erde als hochgradig irreligiös bezeichnet.

*) Ein Jesuit, aufgefordert, sich die Sonnenflecken durch das Fernrohr anzusehen, weigerte sich dessen, weil er im Aristoteles nichts darüber gefunden hätte.

Auch sei es unvernünftig, über die runde Erde hinauszufahren, was selbst beim besten Winde nicht möglich wäre. Columbus war nahe daran, als Ketzer behandelt zu werden, wenn ihn Königin Isabella trotz der Bedenken der Glaubensklugen nicht hätte absegeln lassen.

Der Ketzerei wurde auch der Mikroskopiker Fr. Radi 1674 angeklagt, als er behauptete, daß Fliegenmaden nicht von selbst, sondern aus Eiern entständen. Immer glaubten Querköpfe das Vorrecht zu besitzen, vernünftige Leute niederschimpfen zu dürfen.

Der edle Dominikanermönch Thomas Campanella hat ebenfalls das unverzeihliche Verbrechen begangen, sich mit der Natur abzugeben und war so anmaßend, von der Thätigkeit der Sinne zu reden und nicht alle Ansichten des Aristoteles vortrefflich zu finden. Er wurde der Inquisition übergeben, siebenmal gefoltert und fünfzigmal in's Gefängniß geworfen. Man wollte ihm das Denken und Schriftstellern abgewöhnen, wovon er nicht lassen konnte. Gefährlich für die Kirche war seine literarische Beschäftigung nicht, denn er empfahl die päpstliche Universalkirche und die spanische Weltmonarchie. Er schwärmte im Kerker vom „Sonnenstaate“, von der glücklichen Gesellschaft der Zukunft. Dort würden Wissenschaft und Filosofen herrschen. Adel und Priesterschaft würden nicht mehr sein und Handwerker zu den geachteten Gesellschaftsklassen zählen. Alles was den Egoismus begünstige, auch das Priestertum, würde aus dem Sonnenstaate verbannt sein. Die Obrigkeit sollte nach fysiologischen Rücksichten die geschlechtlichen Verbindungen regeln, damit der Staat gesunde und begabte Bürger erhalte.

Im Sonnenstaate wären alle Verrichtungen verteilt und mehr als vier Stunden brauchte der Mensch nicht zu arbeiten; die übrige Zeit wäre zum Sammeln neuer Kenntnisse, zum Schreiben, Spazieren oder zu fröhlicher Übung des Geistes und des Körpers zu verwenden. Campanellas Ansichten haben sich erhalten und klingen in socialistischen Schriften von heute nach. Auch suchte er das Dasein Gottes durch neue schwere Beweise zu befestigen, als ob dies durchaus notwendig wäre. Selbst Papst Urban VIII. war der unverschuldeten Leiden Campanellas wegen ergriffen.

Ein fürs Denken Gequälter war auch der Priester Lucilio Vanini. Er wurde des Atheismus angeklagt, weil er der Natur in's Herz sehen wollte und deren Wunder betrachtete. Von Gott behauptete er, daß in ihm die unendliche Wesenheit aller Dinge zu erblicken sei. Die religiös verblödeten Richter des armen Verfassers vom „Amfitheater der Vorsehung" ließen ihm früher die Zunge herausreißen, bevor er dem Scheiterhaufen übergeben wurde. Christliche Nächstenliebe verpflichtet!

Ein Märtyrer der Naturbeobachtung war auch der edle Mönch Roger Bacon; er gab sich mit der Sternkunde ab, entwarf eine Theorie der Teleskope und der Flugmaschinen, was der Einwirkung des Teufels zugeschrieben wurde und sagte Richtiges über Gase aus, die seine Zeit für Geister mit Lederohren ansah. Dem armen Franziskaner wurde von seinen Ordensbrüdern das Schreiben verboten; man vernichtete seine Schriften und suchte ihn zu Tode zu quälen. Als 78jähriger Greis entstieg er dem Kerker, wo er für den Ausspruch geplagt wurde, daß ein Unwissender die Wahrheit nicht vertragen könne. Ein anderes Verbrechen dieses braven Forschers war eine vernünftige Abhandlung über die „Hemmungen des Wissens", in welcher er die Unbelehrtheit der Menge und die Scheinweisheit der Gelehrten besprach. Papst Nicolaus III. glaubte dem forschungseifrigen Mönch den Vorwurf machen zu dürfen, daß er mit seinem Busenfreunde, dem Teufel, intimen Verkehr pflege. In dieser Form wurden von der Religion Cultur und Humanität gefördert. Der Teufel war eben das Wild, das von der Religion immer gejagt wurde. Diese forderte das Blut der Wissenden und anderes Glaubenden, weil sie des Teufels Herbergen wären. Besonders war der Monotheismus von grausamer Unduldsamkeit. So kam es, daß die arabischen Filosofen von den Moslems ebenso verfolgt wurden, wie von Christen. Avicenna wurde wegen der Todsünde verständigen Denkens, die er in seinem Canon der Medizin begangen hatte, von Priestern und Soldaten am Leben bedroht. Auch Averroës mußte seine Denkwagnisse büßen. Er wurde verbannt und seine Schriften wurden verbrannt. Fürst Jakub Almansur, Richter dieses Ketzers, meinte, daß die gottlose Behauptung, die Wahrheit würde allein durch die Vernunft gelehrt, durch Höllenbrand be-

straft würde. Diesen hätte man sich mit seinen theoretischen Flammen eher gefallen lassen als Scheiterhaufen. Almansur der Dumme war auch deshalb über Averroës den Weisen so arg aufgebracht, weil er die Unsterblichkeit der Seele nicht zugeben konnte.

* * *

Obwohl der h. Tertullian in der Weltweisheit die Patriarchin aller Ketzereien erkannt hatte, wurde von der scholastischen Filosofie doch der Versuch gemacht, der Theologie den Schein der Wissenschaftlichkeit umzuthun und die Kategorienlehre des Aristoteles der „heiligen Schrift" um den Hals zu hängen. Allein Vernunft und Unverstand können sich nicht vermählen, Theologie und Wissenschaft keine glückliche Ehe führen. Die Scholastik hat es mit Gott sehr gut gemeint, als sie alles, was ihn anging, durch verständige Beweise stützen wollte. Zum Glück hat sie dabei übersehen, daß Vernunftbeweise immer den Abfall von der selbstherrlichen Glaubensthorheit bedeuten. Der Glaube hält keine Verstandesregung aus. Wo geglaubt wird, darf nichts bewiesen werden; dabei werden ja Zweifel flügge.

Dem großen Einflusse der Kirche ist es zuzuschreiben, daß es im ganzen Mittelalter keinen großen Schriftsteller gegeben hat. Alle hellen Köpfe mußten fallen. Fand sich ein Denker, der sich um Kirche und Glauben nicht kümmerte, so griff der Scharfrichter nach dem Schwerte. Für jeden Schein wissenschaftlichen Strebens wurde eine Richtstätte freigefegt. Eben deshalb konnte im ganzen Mittelalter kein bahnbrechender Ideenanwalt zur Geltung kommen.

So gutgläubig auch die Scholastik war, sie bereitete gleichwohl durch ihre Vernunftbeweise den Abfall vom Glauben vor. Die Kirche erkannte dies auch und packte in ihrer Tollwut den Nominalisten Abälard, der den Gemeinbegriffen keine andere Gegenständlichkeit zusprach, als die einiger Buchstaben. Er wurde als Ketzer verfolgt und mußte widerrufen, weil Glaubenssätze ein rationelles Gewand nicht vertragen.

Da die Kirche alles, was nach Vernunft schmeckte, in's Feuer warf, so übergab sie auch Abälards Buch über die Dreieinigkeit den Flammen. Der unbedeutende Freund der genialen

Heloise wollte nur das Begreifliche glauben, was Bernhard, der wegen seiner eifrigen Verehrung des Unverstandes heilig gesprochen wurde, für eine Erschütterung des kirchlichen Ansehens erklärt hatte. Der Kirche galt nur das Unbegreifliche für das Glaubenswerte.

Daß Abälard kein Filosof gewesen ist, bewies er durch Gründung eines Klosters, in das er sich nach seiner Verstümmelung zurückgezogen hatte. Ein Canonicus, Heloisens Oheim, hat ihn kraft seiner christlichen Erziehung zum Hämling herabgesetzt.

Ein besonders böser Ketzerhasser war Papst Innocenz III.; der hat seinen Vernichtungseifer gegen Ketzer so weit getrieben, daß er auch im geheimen Denken eine Beleidigung der Majestät des Glaubens erblickte und aus einer gefälschten Bibelstelle die Nötigung folgerte, jeden zu töten, der dem Papste nicht gehorchte. Wie doch das Christentum zur Herzensmilde anleitet!

Die gegen Ketzer gerichtete Verfolgungsgier hat sich der englische Clerus zu nutzen gemacht. Habgierige Bischöfe haben es verstanden, unter nichtigen Vorwürfen reiche Personen Jahre lang im Gefängnisse zu quälen. Bei geistlichen Gerichtshöfen wurden schlichte Personen durch verfängliche Fragen zu ketzerischen Äußerungen verlockt und dann hart gezüchtigt. In frecher Anmaßung forderten die Bischöfe Englands, daß alle Reichsgesetze den kirchlichen Geboten untergeordnet und nach den Wünschen der Kirche abgeändert werden sollen.

In Bezug auf ihre schmutzigen Geldgeschäfte erklärten die unholden Träger von Bischofsmützen, daß Gott auf seine Schulden nicht verzichten könne, auch wenn sie 700 Jahre nicht bezahlt worden wären. Die hartnäckigste aller Hypothesen: Gott war auch da Schild und Schirm von geistlichen Freveln gegen das sittlich Anständige.

Ein englischer Culturhistoriker behauptet, solche Schmutzstationen geistlicher Habsucht wären für die Entwicklung der Cultur notwendig gewesen. Das ist eine ungeschickte Entschuldigung der krummen Wege jener unsittlichen Weltordnung, die aus dem Christentume hervorwächst.

* * *

Zu den sittlich Aufrechten, die von der Kirche verständiger Ansichten wegen in einen martervollen Tod gejagt wurden, gehörte auch Arnold von Brescia. Er verwarf mit vollem Grunde die weltliche Herrschaft des Papstes, die rechtmäßig dem römischen Volke gebührte. Cavour eignete sich Arnolds Schlagwort von der freien Kirche im freien Staate an, die noch heute von kurzsichtigen Politikern geschätzt wird. Die Kirche kann ja keine Form der Freiheit vertragen, am wenigsten die freie Forschung, die des Glaubens Grundlagen zerwühlt.

Es gibt noch eine lange Reihe braver sittenreiner Denker, welche der Kirche mißfielen. So der deutsche Mönch Gottschalk, der über die Vorherbestimmung des menschlichen Schicksals nachdachte. Dafür hat die Kirche den armen stillen Denker gegeißelt und ließ ihn im Gefängnisse sterben. Peter de Brüeys wurde verbrannt, weil er die Kindertaufe, die Anbetung des Kreuzes und die Transsubstantion verworfen hatte.

Die „armen Männer" von Lyon wurden von der Kirche auch den Flammen übergeben, weil sie die Heiligkeit der Priester nicht in deren Amte sondern in deren Lebenswandel erblickten und den Reichtum der Kirche ungebührlich fanden.

In England leugnete John Badbee die Verwandlung der Hostie in den Leib Christi und äußerte, daß auf jedem Kornfelde Englands 20000 Götter vorhanden wären, wenn das Dogma von dieser Verwandlung Halt hätte. John Badbee wurde für diese Ansicht verbrannt.

Lord Cobham nannte den Papst einen Sohn des Verderbens und starb deshalb auf dem Galgen, während zu seinen Füßen Flammen emporloderten. Der Arzt Arnold von Villa Nova wurde der Behauptung wegen arg verfolgt, daß päpstliche Bullen nur Menschenwerk und daß Wohlthaten besser wären als Gebet, ja selbst als die Messe.

Wicliff erklärte, daß „Gott die Menschen nicht verhalte, das Unverständliche zu glauben". Daraufhin flog nach London eine päpstliche Bulle, die ihn in Ketten schlagen ließ. Wicliff starb jedoch eines natürlichen Todes. Die Rachsucht der Kirche griff nach 44 Jahren in sein Grab, verbrannte seine Gebeine und streute die Asche in alle Winde. Wieder ein Beweis christlicher Herzensmilde!

Den Zweifel an der ungetrübten Jungfräulichkeit Mariens büßte Bischof Nestorius mit dem Tode. Der gesunde kritische Sinn dieses Bischofs lebte in den nestorianischen Christen Asiens fort, welche der Nachwelt in Übersetzungen die Schriften des Aristoteles und Plinius erhielten. Die Moslems duldeten während der Regierung gebildeter Kalifen den Einfluß gelehrter Nestorianer; in Byzanz jedoch hat die große und mächtige Partei der Vernunft- und Herzlosen alle Denkverzerrungen auf den Schild gehoben. In Savonarola wurde kein vernünftiger Mann verbrannt. Er hat öffentliche Autodafés in Florenz veranlaßt, bei denen er aus asketischen Gründen edle Kunstwerke vernichten ließ. In Predigten suchte er die Schädlichkeit der Wissenschaften zu beweisen. Außerdem verführte er Diener zu Angebereien gegen ihre Herrn, angeblich aus Interesse für sittliche Reformen, in Wirklichkeit aus religiösem Aberwitz.

Unter Ludwig XII. von Frankreich, der das Studium des griechischen Schrifttums förderte, entriß ein Widersacher der Kirche in einer Kirche von Paris einem Priester die Hostie mit den Worten: „Soll diese Narrheit ewig dauern?" Der Mutige fragte zu bald und zu laut und wurde verbrannt.

Die Pariser Hochschule: Sorbonne lud die Schmach auf sich, alle Anhänger der Reformation zu verfolgen. Es blendete sie das Licht des freien Denkens. Dagegen fand in Nürnberg die reformatorische Bewegung Unterstützung. Man gab dort dem „Bapst und Bapsttumb Urlaub". Wann wird dieser Urlaub wirklich anfangen?

Alle Verbrechen der Kirche, die sie an den Märtyrern freien Denkens verübt hatte, sind noch ungesühnt. Die mildeste Form der Sühne wäre es, wenn man im Vatican, nachdem ihn sein letzter Hausherr verlassen hätte, freisinnigen Forschern aller Nationen Herbergen anweisen würde. Und diese Zeit wird kommen!

* *
*

Die Folgen katholischer Erziehung zeigten sich in einer furchtbaren Gestalt bei den fürstlichen Handlangern der Ketzerrichter der Kirche. Zu diesen gehörte auch die Herzogin Margaretha von Parma, die Kaiser Karl V. mit einer

schönen Dienstmagd gezeugt hatte. Herzogin Margaretha, Statthalterin der Niederlande, wurde von geistlichen Ratgebern zum Glaubensfanatismus erzogen.*) Ihre politische Grundansicht war, daß Gott Ketzerblut fließen sehen wolle; der Inquisition könne man Übergriffe schon verzeihen; unverzeihlich wäre jedoch das Erkalten ihres Eifers. In ihrer katholischen Weiblichkeit äußerte sie, daß sie den Protestanten das Herz auskrallen und ihr Blut trinken wolle.

Ihre Ratgeber huldigten der rechtsfilosofischen Ansicht, daß der Staat der Henkersknecht der Kirche sein solle. Unter ihrer Statthalterschaft verloren tausende von Protestanten das Leben auch deshalb, weil das Luthertum nur einen passiven Widerstand gegen die Obrigkeit empfohlen hat. Diese Passivität, auch eine Blume der Christlichkeit, sah seltsam genug aus. Die spanischen Söldner schossen nämlich aus Kanonen und die Evangelischen warfen sich in den Straßen auf die Knie und sangen Psalmen, statt zu kämpfen. Statt mit Waffen gingen sie mit Buchsbaumzweigen den spanischen Soldaten entgegen. Der Glaube entmannt und entmenscht, stehe er in welchem Lager immer. Christliche Demut ist keine Tugend, sondern ein Charakterfehler.

Daß der katholische Glaube nicht selig, sondern grausam macht, wurde während der Statthalterschaft der Herzogin Margaretha überzeugend dargethan. Auch damals wurde der liebe Gott bei Bluttaten als Generalstäbler bezeichnet. Das Niedermähen der Protestanten sei „Gebot der göttlichen Majestät" und geschehe „im Dienste Gottes", wurde behauptet. Es wurde im Namen des katholischen Gottes geheuchelt, gelogen, betrogen, gestohlen, gemordet. Der Gott der Hugenotten wurde jedoch als falsche Glaubensmünze behandelt. Man schmeichelte den Großen, während der Dolch geschliffen wurde, der in ihr Herz gestoßen werden sollte.

In Holland und Friesland wurden nach einem Gesandtenberichte vom Jahre 1546 30000 Personen hingerichtet, weil sie sich in einer anderen Form taufen ließen, als es die katholische Kirche wollte.

*) Margaretha von Parma, Statthalterin der Niederlande (1539—1567). Von Felix Rachfahl (R. Oldenbourg, 1898).

Die Generalstände der Niederlande haben zwar christlich demütig die Besserung des Clerus für wünschenswert erklärt, der viel zu fett sei und seine Reichtümer staatlichen Bedürfnissen zuwenden sollte; allein sie wußten nichts Besseres zu empfehlen, als die Bestrafung der Besitzer schlechter Bücher.

Die Greuelthaten unter der Statthalterschaft Margarethas beweisen es nur zu deutlich, wie sich die Grundsätze der katholischen Kirche in Thaten umgesetzt ausnehmen. Ein Wettmachen dieser Verbrechen ist unmöglich. Doch ehren kann man die Opfer der katholischen Unduldsamkeit. Nach einigen Jahrhunderten wird man aus dem Kalender alle Heiligen hinauswerfen und die Namen bedeutender Ketzer, Poeten, Künstler, Naturforscher, Filosofen, großer Techniker und Schriftsteller an ihre Stelle setzen.

Es wäre eine angemessene Ehrung dieser Männer der Auslese, wenn man an ihren Namenstagen in öffentlichen, allen zugänglichen Bildungsanstalten über ihre Bedeutung Vorträge halten und das Beste aus ihren Schriften als literarische Leckerbissen der Menge vorsetzen würde. Sie werden die Heiligen der Zukunft sein.

XVII. Widerstände gegen die Kirche.

Die Hoffnung auf eine bessere Staatenzukunft stützt sich auf planbewußte Widerstände gegen alles Vernunftlose. Ein Culturfilosof erwartet das Heil der Völker von der ewigen gerechten „ausfegenden Ordnung" in der Geschichte und von den geheimnißvoll waltenden Gesetzen derselben, die im Menschen selbst als „Ausstrahlungen der Weltordnung" platznehmen. Wieder etwas Fantasiecoquettes! Eine solche Weltordnung wäre nur eine Base des zornigen Jehova.

Die Gesetze der Geschichte werden nicht von strahlenden, sondern von beschränkten durch Religion und böse Naturmitgaben sittlich verkrüppelten Menschen aufgestellt. Mit der „ausfegenden Ordnung" kann man jedoch einverstanden sein. Vor allem fege man aus der Gesellschaft die gemeinschädlichste Berufsgruppe aus, die es gibt: die geistliche Erbfeindin der Volksbildung.

Beim Glauben muß also mit dem Fegen begonnen werden, damit für das Wissen und das menschliche Wohlwollen freie Bahn gewonnen werde. Hinaus mit dem Religionsunterrichte aus Schule und Haus! Hinweg mit allen Irreführungen der Jugend, die sich auf Jenseitigkeiten beziehen! Schon in der dritten Generation wird man nur an jene Heiligen glauben, die von der absoluten Kirche an's Kreuz geschlagen wurden.

Gott lächelt nicht aus der Weltgeschichte heraus, denn noch heute werden von der Volksmenge und von Regierungen alle bösen Formen der geistlichen Herrsch- und Selbstsucht geduldig hingenommen. Er lacht aber dann sarkastisch, wenn freisinnige Männer zwar nicht mehr zum Scheiterhaufen aber in den Kerker geschleppt und von Lehrkanzeln weggejagt werden.

Der Kampf gegen unbequeme Naturgesetze, so gegen jenes der Trägheit, das so lange die drückende Gewalt der Kirche geduldig tragen ließ, muß endlich entschieden geführt werden. Es lohnt ja der Mühe, alle Hebel anzusetzen, um den Zusammenbruch der Kirche herbeizuführen. Dem fatalen Gesetze der Trägheit stelle man fruchtbare Arbeit, die Freude am Lernen, das Streben nach wirtschaftlicher Wohlfahrt in einer vernünftigen Gesellschaftsordnung entgegen!

Der Besitz der toten Hand sollte an den rechtmäßigen Eigentümer zurückgelangen; dann würden aus der Quelle des Bösen endlich Wohlthaten hervorströmen. Die Edelsteine, mit denen alte Knochen von „Heiligen" eingefaßt waren, sollten vor allem der armen Landbevölkerung zu Statten kommen, die für ihre Jenseitshoffnungen die Kirche so viel verdienen ließ.

Sollte es denn nicht möglich sein, die Zähigkeit der Volksmenge, mit der sie bisher an religiösen Wahnidealen festgehalten hat, auf die positiven Ideale des Wissens und edelmenschlichen Wohlwollens übertragen zu sehen?

Bisher hat sich die Gewalt der Kirche mit der Macht der Volksdummheit gedeckt. Muß es ewig so bleiben? Man lerne endlich doch auch Gutes von den geistlichen Stellvertretern Gottes, nämlich deren Unduldsamkeit gegen Andersdenkende. Man wende diese Unduldsamkeit endlich entschieden gegen diese unverbesserlichen Feinde einer vernünftigen Staatsordnung an und warte nicht erst auf die Selbstzersetzung dieser Verderberin der Sittlichkeit.

Die streitbaren Bischöflichkeiten haben keine Ahnung davon, daß eine jede Kundgebung, die sie gegen den Rechtsstaat, gegen die Wissenschaft und Gesittung richten, einen wichtigen Grund zum Widerstande gegen die katholische Kirche abgibt. Je dreister die Anmaßungen der Mitraträger, je thörichter ihre Auflehnung gegen jede Form der freien Bewegung im Rechtsstaate ist, desto klaffender wird der Abgrund, in den die Kirche stürzen muß.

Es gibt keine heftigeren Bildungsfeinde, als katholische Priester vom unwissenden Kaplan bis hinauf zum Cardinal-Erzbischof, der sich mit Hilfe seiner Bäuerlichkeit zum Primas Germaniae hinaufwütet. Ein solcher Wüterich, der die unvorteilhaften Seiten seines Standes mit einer besonders gewalt-

thätigen Beredsamkeit bloßgelegt hat, war der Tiroler Jesuitenschüler Joh. Haller, Cardinal-Erzbischof von Salzburg, der die Civilehe einen „schwer sündhaften Vertrag“ genannt hat. Diese hochalberne Ansicht wurde nicht etwa strafgerichtlich verfolgt, sondern wurde von frommen Ministern mit Andacht zur Kenntnis genommen, da ja so ein Erzbischof vom Göttlichkeitsgeruch nicht ganz frei ist.

Wenn die Cultur im 19. Jahrhundert stark vorwärts gekommen ist, so ist dies ein Verdienst der Männer der Gedankenarbeit, welche die Lanzknechte des Glaubens langsam aber entschieden aus dem Felde schlagen.

Je dreister die Kirchlichen ihre Zwingburgen verteidigen, je einleuchtender all' die Absprünge von einer vernünftigen Lebensführung sind, die von ihnen dringend empfohlen werden, desto mehr festigt sich die Überzeugung, daß sie ihr Recht zum Dasein verwirken müssen.

Wenn von kirchlichen Nachtmenschen gesprochen wird, so gehören die Herren von der evangelischen Rechtgläubigkeit auch dazu. Man kann sich nicht zu Ende wundern, wenn im J. 1899 ein protestantisches Consistorium die Gläubigen aufforderte, jene Personen anzuzeigen, welche an Sonntagen jagen, weil dies Ärgerniß gebe. Ohne religiöse Vormeinungen kein Ärgerniß. In religionsfreien Volksgemeinschaften wird man gerade an Ruhetagen sich dem Vergnügen hingeben, ohne damit einen Himmelsbewohner zu ärgern. Mehrt nur, ihr katholischen und evangelischen Tempelherrn, die Beweise eurer Zurückgebliebenheit durch Religion immerzu! Es wird dem Idealstaate der Zukunft zu Statten kommen.

* * *

Da die katholische Kirche die Entwicklung aller Wissenswerte hinderte, so konnte sie auch für die Gesellschaft nicht sittliche Stützen aufrichten. Ein Vorbild ihres künftigen Schicksals bietet das römische Weltreich, das zerfallen mußte, weil ihm der ethische Kitt fehlte. Der Krieg war ihm ein unsittliches Gewerbe; die Verwendung der eroberten Reichtümer führte zu Schmachthaten; die Sklavenarbeit stützte den lustgierigen Müßig-

gang und ließ den Gemeinsinn nicht aufkommen. Der auf Staatskosten ernährte und belustigte Pöbel versumpfte moralisch ebenso wie die Reichen, die nichts anderes zu thun wußten, als an Gelagen teilzunehmen und in Athleten Vorzugsmenschen zu bewundern.

Der Druck, der auf der Bevölkerung des platten Landes lastete, ging von frevelhaften Antrieben aus. Die Neubürger konnten kein ethisches Wohlgefallen an einem Reiche finden, dessen Kaiser meist verkommene Abenteurer waren, die alles Schlechte auf den Schild hoben. Sie konnten auch keine Achtung für Kaiserinen aufbringen, die ihr Geschlecht auf den Markt trugen, den sie ermüdet aber nicht gesättigt verließen. Die öffentliche Unsittlichkeit, zu der auch die kostspielige Bedienung der Götter gehörte, deren Anzahl täglich vermehrt wurde, machte das römische Reich zerfallen. Eine ethisch so arg zernagte Anstalt, wie es die Kirche ist, muß ebenso wie das römische Reich in Trümmer sinken.

Daß man der katholischen Kirche nicht unrecht thut, wenn man ihren baldigen Untergang herbeiwünscht, beweisen die Gesittungszustände der europäischen Völker. Das französische Volk ist, wie schon hervorgehoben wurde, durch die geistliche Erziehung in moralische Pfützen versunken. Das letzte Lustrum des 19. Jahrhunderts hat eine abgrundtiefe sittliche Verworfenheit in allen Schichten der Bevölkerung Frankreichs gezeigt, so daß man eines beredteren Beweises für die Gemeinschädlichkeit der glaubensgerechten christlichen Moral nicht bedarf.

In Rußland herrscht neben der politischen Gewaltthätigkeit die kirchliche Mystik, welche die Bildung und wissenschaftliche Erkenntniß für eine Thorheit, die Humanität für eine Lüge und den Zaropapismus für die Quelle alles Glücks erklärt. Die Ratgeber der zarischen Staatsmacht*) empfehlen es, daß ein jeder unerbittlich niedergeschmettert werde, der in der Religion nicht den Ursprung der Wohlfahrt aller Russen schätze und mehr nach Wissen als nach Gott strebe.

Wie arg ein Volk durch einen ausschließlichen kirchlichen Einfluß verkümmern muß, beweist die Geschichte des urkatho-

*) K. P. Pobedonoszew: Streitfragen der Gegenwart (1897).

lischen Spaniens. Es wurden dort alle Frevelarten durch die Religion groß gezüchtet. Sah die Volksmenge, daß Menschen, die sich im selbständigen Denken leise versucht hatten, mit erlesener Grausamkeit Glied um Glied gefoltert wurden, bevor man den ganzen Ketzer verbrannte, so wurde sie selber roh und herzlos, da ihr ja die Priester versicherten, daß diese schauderhaft langsamen Hinrichtungen nur Gott zulieb ausgeführt wurden. Das Wohlgefallen an Stiergefechten ist der Rest jener vererbten Herzensroheit, die den Verbrennungen von Ketzern mit Vergnügen anwohnte.

Die spanische Inquisition entsittlichte das Volk durch Aufstellung von Horchern und Spähern, die auf Ketzerfang ausgingen. Für Priester war die Vertilgung von Häretikern ein herrliches Finanzgeschäft. Seit Ferdinand und Isabella blühte das verächtlichste aller Räubergeschäfte, bis es nichts mehr zu töten und zu rauben gab.

Bei den Lastern, welche der Absolutismus der Kirche und des Thrones im Namen Gottes verübt hatte, half das entsittlichte Volk wacker mit. Daß der grausame Ketzerjäger Peter Arbues in Arragonien ermordet wurde, blieb eine vereinzelte That der Wiedervergeltung. Der Glaube hat das Volk in jeder Beziehung entarten und entkräften lassen, sonst wäre das Vorgehen der Inquisition nicht möglich gewesen. Es war die entsetzliche Folge einer von katholischen Priestern geleiteten Volkserziehung, daß die Unterdrückten und Irregeleiteten alle Gewaltschläge gelassen und ohne Widerstand hinnahmen, weil es so Gott wolle.

Ein Erzbischof von Toledo machte den Vorschlag, allen bekehrten Mauren, die insgeheim ihren alten Glauben im Herzen tragen, die Hälse abzuschneiden. Man begnügte sich jedoch damit, die armen Verfolgten nach Afrika gewaltsam zu bringen. Nach Buckle wurden die Mauren, etwa eine Million stark, wie wilde Tiere gejagt. Diese gewerbthätigsten Bewohner Spaniens wurden erschlagen, als sie sich retten wollten. Bei der Überfahrt der Flüchtlinge nach Afrika wurden die Männer im Namen des besten Glaubens getötet, die Frauen wurden entehrt und die Kinder über Bord geworfen.

Nach Vollzug dieser Schmachthaten wurde in den Kirchen feierlich: „Herr Gott, wir loben Dich!“ gesungen. Man dankte

auch der katholischen Vorsehung dafür, daß der General-Inquisitor Torquemada 105294 Menschen lebendig verbrennen oder sonst bestrafen ließ, weil sie verständig waren. Einem Manne, der an die Gegenwart Christi in der Hostie nicht glauben konnte, wurde zuerst die rechte Hand und der rechte Fuß mit glühendem Eisen ausgerenkt; dann wurde er in der Mitte des Körpers mit Eisenhaken an ein Gerüst gehängt und über einem Feuer hin- und hergezogen, bis er ganz geröstet war. So gab sich das sittliche Denken und Handeln der Vertreter der katholischen Kirche in Spanien kund.

Es ist kaum wiederzusagen, was der evangelische Priester Gilbert Burnet über Ketzerhinrichtungen in Spanien erzählt, die er 1706 mitangesehen hat. Selbst Leichen wurden ausgegraben und verbrannt, wenn der nach dem Tode Mißhandelte Vermögen hinterlassen hatte. Für alle diese Schandthaten fand die Kirche religiös erzogene Handlanger von einer Roheit, die bei Tieren nicht angetroffen wird. Sie tötete, um zu stehlen, angeblich aus großer Liebe zu Gott.

Die Priesterschaft Spaniens hat den größten Teil des Volksvermögens an sich gerissen und war stolz darauf, daß ihrer Gottes- und Nächstenliebe Blutbäche nachflossen. Das von Priestern erzogene Volk glaubte, aber arbeitete nicht. Die geistlichen Glaubenssoldaten Spaniens setzten sich in den höchsten Ämtern fest. Im Jahre 1700 war ein Kardinal Premierminister, Gardeoberst und Generalleutnant und ein Bischof war Vicekönig von Mexiko. Das trug viel Geld ein; verwalten hieß in Spanien ausbeuten und erpressen. Es ist in diesem Unglückslande so weit gekommen, daß fast alle alternden Männer das Mönchsgewand anlegten. Der Dichter Lope war Priester im Dienste der Inquisition, Calderon Kaplan Filipps IV., Cervantes ward kurz vor seinem Tode Franziskaner. Eine vermönchte Dichtergesellschaft.

Das spanische Volk war in allen Schichten von Lastern durchseucht; der Rosenkranz aber wurde eifrig gebetet auch beim Lügen, Verleumden und selbst beim Liebesgenuß, wie Taine nach Memorien der Frau von Aulnoy mitteilt. Die Jesuiten vollendeten, was die Inquisition begonnen hat. Alles Denken mußte aufhören. Keinen Funken Verstand aufschimmern und

keine Sittlichkeit gelten lassen, das war das geistliche Ideal einer tadellosen Lebensführung für die Spanier.

Durch den Absolutismus der katholischen Kirche wurde Spanien politisch, ethisch und wirtschaftlich ruinirt, wie es auch die Schicksale dieses Landes im Jahre 1898 gezeigt haben.

Daß jener Teil der Bevölkerung Europas, welcher der geistlichen Zucht ausgesetzt ist, in Glaubensdämmerungen gesittungslos herumtappt, ist eine unbestrittene Thatsache. Wo die clericale Erziehung am ausgiebigsten wirken durfte, dort war die Bevölkerung am meisten sittlich entmarkt. Erfreulich ist es, daß die Bürgerschaft Italiens die Überflüssigkeit des päpstlichen Stuhles einzusehen beginnt und sich an die Frevelthaten desselben erinnert. Sie setzte in Brescia dem braven Ketzer Arnold an jener Stelle ein „espiatorio bronzo“, wo die geistliche Inquisition verständige Denker zu verbrennen pflegte. Ein solches Sühnedenkmal ist außerdem die Statue Giordano Brunos in Rom. Ein Sühneopfer wird es auch sein, bis das durch die habsüchtige Politik der Kirche zusammengeballte Vermögen von einer anständigen Regierung der wirtschaftlich herabgekommenen Landbevölkerung Italiens zurückgegeben wird.

* * *

Die Widerstände gegen die Gebrechen der katholischen Kirche traten frühzeitig genug auf. In der Vorhut der Opposition gegen Rom standen vom 11. bis zum 13. Jahrhunderte Vertreter der Poesie. In Frankreich hießen sie Minstrels, welche mit ihren contes und fabliaux von Burg zu Burg, von Stadt zu Stadt zogen und die sittlichen Schwächen ihrer Zeit besangen. Darunter die Kämpfe der Mönche und Nonnen, die sie mit sich selbst der angelobten Standeskeuschheit wegen zu bestehen hatten und in denen sie immer unterlagen. In den Gesängen der fahrenden Dichter kam die Volksachtung der sittlichen Ehrbarkeit zu Worte.

Das Volk verspottete in witzigen Schwänken die Verkommenheit der Geistlichkeit und ihres Obersten in Rom, der Titel und Ämter verkaufte, Sünden der Zukunft für Geld verzieh und das Lesen der Bibel der Menge verbot, damit sie nicht die Schwächen dieses Buches erkenne.

Nonnenklöster, welche Lustanstalten für Mönche und Herrn vom Adel geworden waren, mußten auch den Spott des Volkes ertragen, das die standeswidrigen Sprünge des Clerus nicht ruhig hinnehmen wollte. Wurde die Geistlichkeit ihrer sittlichen Gebrechen wegen verlacht, so lachte sie mit. Sie duldete selbst die Parodirungen des katholischen Cultus bei den Narren- und Eselsfesten und beteiligte sich bei allerlei Mummenschanz. Damit gab die Priesterschaft die Unheiligkeit ihrer Sache zu.

Auch Künstler stellten sich in die Plänklerkette der Widersacher der Kirche. Es war ein erfreulicher Beweis ihres unbefangenen Urteils, als Bildhauer in christlichen Domen Reliefs anbrachten, in denen sie die Sittenlosigkeit des Clerus geißelten. Umarmungen von Mönch und Nonne, Päpste, Cardinäle und sonstige Anwälte religiöser Benommenheit in der Hölle, die christliche Kirche als babylonisches Wollustfräulein, Ritte des Teufels auf Nonnen, Satan als Pförtner eines Mönchsklosters, ein Klostermann, der unter seiner Kutte ein Mädchen birgt, ein anderer Stellvertreter Gottes, der seine Andacht unter dem Rocke einer Nonne verrichten will, und andere Scherzkritiken der geistlichen Lebenshaltung, plastisch dargestellt, erweisen die Ungebundenheit der Künstler. Diese und Dichter haben es zuerst eingesehen, daß der verlachte Unsinn an Einfluß verliert. Die komische Schlagkraft war immer ein Mittel zur Erlösung von Thorheiten. Es wäre beim Umblick in der Völkergeschichte kaum auszuhalten, wenn man über das Vernunftlose in derselben nicht lachen könnte. Es gäbe für das Volk ein wertvolles Erbauungsbuch, wenn in einer Geschichte menschlicher Thorheiten überall das Komische herausgewendet würde. Der Irrgarten des christlichen Glaubens müßte für eine solche Geschichte komischen Unsinns die kostbarsten Früchte liefern.

In einer solchen Geschichte des Komischen müßte jenes Fläschchen mit der Milch der Mutter Gottes erwähnt werden, das bei der Erstürmung von Constantinopel 1204 von christlichen Kämpfern erbeutet wurde. Eine andere Kostbarkeit war ein Gefäß mit Blutstropfen des Heilands. Die Kirche glaubte durch solche Foppobjecte die sittliche Wohlfahrt der Christenheit zu fördern.

Noch mehr glaubte sie aber für die europäische Gesittung durch das Vernichten von Tausenden griechischer Handschriften und durch das Zertrümmern von einigen Hunderten edler Statuen zu leisten. Solche Barbareien galten für preiswerte Glaubenstugenden. In diesem Sinne tugendhaft war auch der heilige Ludwig, der Kreuzzugsmann, der für ein riesiges Capital die Windeln Christi erworben hatte, um ewig selig zu werden. Diese Windeln stärkten auch seine Nächstenliebe, denn er wollte mit einem Glaubenslosen nicht anders streiten, als mit dem Degen in der Hand, um den Stahl dem Ketzer „so tief als möglich in den Leib zu rennen". Christliche Windelmoral!

Auch der Wahnwitz kann zu einer gewissen Erhabenheit emporklettern. Diese Erhabenheit verblüfft in der Behauptung, daß in Adam potentiell alle Menschen gesündigt haben und daß der Apfelbiß des von Eva Verführten eine That der ganzen Menschheit gewesen sei.

Es gibt auch Filosofen, die für theologische Sinnlosigkeiten einspringen und mit dummer Geberde in Adam und Christus zwei weltgeschichtliche Principe verkörpert sehen: Sünde und Gnade, Tod und Leben. Bei solchen Behauptungen erinnert man sich an jenes Rind, das vor einer Hostie auf den Knien lag und an jenen mit Kolloswein berauschten Elefanten, der gegen Buddha Gautama losgelassen wurde, um ihn zu zerstampfen. Der betrunkene Elefant aber kniete vor Buddha nieder und betete an.

Die Einbildung, die Ahnfrau aller Thorheiten, Göttlichkeiten und Legenden, ließ auch Quellen des Komischen springen, wie man es an diesen frommen Tieren und an jener Sühne ehebrecherischer Frauen sieht, welche das von schriftlichen Verwünschungen abgespülte Wasser trinken mußten.

Zu den Rebellen gegen die Kirche gehörten auch jene ehrenwerten Bettelmönche des 12. Jahrhunderts, die sich gegen den päpstlichen Despotismus auflehnten, den sie an der Quelle verachten gelernt hatten. Diese mönchischen Socialdemokraten der Kirche waren eine ebenso erquickliche Erscheinung wie päpstliche Ketzer, die von der Nichtigkeit des Glaubens durchaus überzeugt waren.

Papst Bonifaz VIII. war zwar ungläubig, pervers aber auch. Die Generalstaaten Frankreichs, christlich wohlerzogen,

wollten die Ketzereien dieses Mannes untersuchen. Er habe nicht an die Unsterblichkeit der Seele und an ein zukünftiges Leben geglaubt. Das hat er auch nicht, indem er meinte, er begnüge sich mit den guten Dingen dieses Lebens und gebe nicht einen Strohhalm für die Genüsse im kommenden Dasein.

Außerdem äußerte dieser wollüstige Papst: Ehebruch sei ebensowenig unrecht, als sich die Hände zu reiben. Er persiflirte auch die Leichtgläubigkeit der Volksherden, indem er bemerkte, er sei mächtiger als Christus, weil er Königreiche verleihen und entziehen könne. Auch an diesem Papste konnte man trotz seines Unglaubens nichts Erbauliches finden.

* * *

Der bedeutsamste Widerstand gegen die Kirche gipfelte im Protestantismus, der die Grundtöne des christlichen Glaubens nur in einer höheren Lage anschlug. Man kann in ihm kaum eine Station auf dem Wege zu Wissensidealen erblicken. Es war ja vernünftig, daß die Reformation an katholischen Marktgeschäften, an Knochenhandel, feilem Sündennachlaß und an der geistlichen Ehelosigkeit Anstoß nahm; allein die Bibel als magna charta der Lebensführung zu verehren, war eine Selbsteinschränkung, die für Bildung und Sittigung wenig abwarf.

Es gibt ja heute evangelische Prediger, die sich vernünftiger Weise nur nach reinmenschlichen Interessen umsehen und Ausflüge in's Jenseits ihren zurückgebliebenen Amtsbrüdern überlassen. Allein die Ketzerrichter bei den evangelischen Behörden, welche vernünftige Priester entlassen, wenn sie des Abfalls vom Glauben verdächtig erscheinen, beweisen es, daß sie mit der katholischen Rechtgläubigkeit dieselben Höhlen bewohnen.

Luther war zu wenig gebildet, um einzusehen, daß die Sittlichkeit nur menschliche Interessen und nicht den Glauben im Auge halten dürfe. Er sprach viel von der Gnade Gottes, welche Sünden vergibt und nur durch den Glauben erfaßt werde, der allein zum Heile führe. Gute Werke können an sich nicht verdienstlich sein, weil der Mensch ohne die Gnade Gottes überhaupt nichts Gutes thun könne. Luther that so, als ob ihm alle diese Haltlosigkeiten Gott selber in einer Mondnacht

in's Ohr geflüstert hätte und behauptete dreist, daß man durch die Erbsünde völlig unfähig geworden wäre, etwas Gutes zu schaffen; durch sie sei das ganze menschliche Geschlecht ein „verfluchter Klumpen" geworden. Luther, als Teil dieses verfluchten Klumpens, litt stark an der Erbkrankheit des fantasiereichen Behauptens, sprach dem Menschen die Freiheit ab, Gutes zu thun, räumte dem Teufel zu viel Einfluß auf den Menschen ein, beschimpfte die Heiden, die Gutes angeblich nur aus Ruhmsucht thaten, stand der Wissenschaft mißtrauisch gegenüber, empfahl den geduldigen Gehorsam gegenüber der Obrigkeit, die auch Ketzerei und Gotteslästerung zu bestrafen hätte, wobei er vergaß, daß er selber in Rom als Ketzer verflucht wurde.

Daß dem sonst mutigen Luther die Vorbildung für einen Reformator fehlte, leuchtet bei seinen Kniebeugen vor dem Glauben ein. Gleichwohl muß man es ihm danken, daß er Rom gegenüber selbst die Schranken des passiven Gehorsams durchbrochen hatte. In politischen Dingen ließ ihn die „Gnade Gottes" ebenfalls unerleuchtet, besonders damals, als er der deutschen Ritterschaft empfahl, die nach menschlicher Behandlung lechzenden Bauern wie „wütende Hunde" totzuschlagen.

Melanchthon verstand das Wesen der Sittlichkeit ebenso wenig wie Luther. Gott führte ihn als „höchstes Gut" von fruchtbaren Zielen ab. Seine Kurzsichtigkeit bewies er dadurch, daß er die Einführung kirchlicher Reformen den verehrlichen Fürsten und Obrigkeiten überlassen wollte, denen er auch Häretiker zur Bestrafung empfahl, als ob nicht gerade Ketzer Reformfreunde wären.

Zwingli konnte sich als Reformator Vernunftsiege nicht zuschreiben, da ihm der Glaube d. h. kritiklose Fantasiearbeit den Weg zur Einsicht verstellte. Er sprach von Gott, als ob dieser sein intimster Freund wäre, der ihm alle Geheimnisse über die Stärkungen durch Taufe und Abendmahl, über das „Brest" der Selbstliebe und über sein Wohnen und Wirken im Menschen mitgeteilt hätte. Zwingli hatte keine Ahnung davon, daß man in einem Begriff nicht selig werden könne: im Gottesbegriff.

Calvin war schon gar ein unerbaulicher Reformator. Der von ihm construirte Gott war ein finsterer Despot, vor dem alle Menschen in willenlosem Gehorsam knien sollten.

Dieser Gott soll den Fall Adams und das Mitfallen der Menschen vorausbestimmt und als höchste Tugend das „Tragen des Kreuzes" gefordert haben. Calvins Verstand wurde vom Glauben umflort, sein Herz umkrustet. Den einsichtsvollen Arzt M. Servet ließ er deshalb verbrennen, weil ihm die Gottheit Christi nicht einleuchten wollte. Kein Reformeinfall, sondern eine alte Thorheit war es, als Calvin das Leben in das irdische und göttliche zerrissen und empfohlen hat, das wirkliche Dasein dem eingebildeten zulieb zu verachten. Die Furcht Gottes suchte er durch Bann, körperliche Züchtigung, durch Kerker- und Todesstrafen aufrecht zu halten; auch eiferte er gegen das Singen von Liebesliedern, gegen zu viele Bratengänge bei Festschmäusen, gegen Beischläfer und Weintrinker, gegen Tanz und Spiele. Zu viel Eifer und zu wenig Einsicht!

Die Theologen des Luthertums überboten sich im Aufstellen verschrobener Einfälle. So behauptete der gottsinnige Amsdorf, daß gute Werke zur Seligkeit schädlich seien. Er ahnte es kaum, daß er damit das Bösesein für die Treppe zur Seligkeit erklärte. Diese war überhaupt Ziel des Luthertums. Ein anderer Gottverbohrter erblickte in der Erbsünde, der fixen Idee des Christentums, geradehin die Substanz des Menschen. Ist der eigentliche Erbmakel der Christen nicht vielmehr der Glaube an erdichtete Himmelsgüter?

Ein anderer glaubenssiecher Oberlehrer des Luthertums beteuerte, daß der Gläubige über jedem Gesetze stehe und gar nicht mehr sündigen könne. Setze dich nieder, glaube, — meinte er, und du stehst auf der Zinne sittlicher Vorzüglichkeit!

Der Schwärmer Osiander wieder versicherte, daß Christus selbst sich in unserem Inneren einmiete, wodurch wir ein Gefäß der göttlichen Gerechtigkeit werden. Der Glaube polstere die „Herberge Christi" wohlig aus. Rechtgläubig sein ist alles. Bekämpft man das Fleisch, schlägt man nach sinnlichen Trieben, so duftet die Tugend.

Die reformirte Kirche hat sich überflüssiger Weise mit den Heiden beschäftigt und ihnen die Fähigkeit abgesprochen, tugendhaft zu sein, weil ihnen das Hoffen fehlte, als ob dieses zur Sittlichkeit überhaupt in Beziehung treten könnte. An die Spitze

der Tugenden stellte sie das Gebet*), also einen Monolog Fantasiefiguren gegenüber. Die „reformirten" Einfälle über die Pflichten gegen Gott verbieten u. A. das Tanzen, Schmausen und weltliches Unterhalten. Ist das Nichttanzen etwa sittlich oder führt die Einsamkeit zur „reinen Erkenntniß der göttlichen Dinge"?

Daß der Teufelsglaube Luthers zu der Führung von Hexenprocessen in protestantischen Landen stark beigetragen hat, ist nicht zu bezweifeln. Da riß der Glaube Abgründe menschlicher Ruchlosigkeit auf. Dabei wurde andächtig gesungen: Befiehl du deine Wege!

In den Lehren der protestantischen Secten schlug zuweilen der Verstand ein Auge auf, der Glaube drückte es aber immer wieder zu. Wenn Carlstadt die Klöster aufgehoben und die Messe abgeschafft sehen wollte, so war dies ja verständig, allein die von ihm empfohlene Schließung aller Häuser des Vergnügens und seine Lehre von der unmittelbaren Erleuchtung durch Gott waren Einfälle, die sich abseits von der Vernunft hielten. Dieser eitle Profet meinte, daß die göttliche Erleuchtung das Lernen unnötig mache; ein jeder sei ein geborener Prediger und Ausdeuter der heiligen Schrift. Welche Querstände im Denken!

Daß sich mit dem Gottesgedanken die Erkenntniß ethischer Pflichten nicht verbindet, beweisen auch Thomas Münzers Schwärmereien, der ein Gottesreich auf Erden gründen wollte. Vor allem sollte Fürsten das Leben abgenommen, die Güter sollten verteilt, die Vielweiberei eingeführt werden. Ohne viele Weiber kein Reich Gottes. Die Wiedertäufer wurden nicht nur aus politischen sondern hauptsächlich aus religiösen Gründen auf den Tod verfolgt.

Die Glaubensfilosofen des Protestantismus haben sich mit unfruchtbaren Fragen beschäftigt, so mit der Heiligung durch Gott; durch diese werde man ein Erwählter und stehe dann mit Gott auf gleicher Wesensstufe. Man fragt sich solchen Bescheiden gegenüber verwundert: Ist denn der Mensch zum tollen Irren geboren? Warum sind es nur einzelne helle Köpfe, welche die religiösen Irrtümer der Menge erkennen? Warum gibt es nicht lieber vereinzelte Querköpfe und erleuchtete Volksmengen?

*) Geschichte der christlichen Ethik von Dr. Th. Ziegler. 1886.

Das Geschlecht der Halben und Mattherzigen war während der Reformation leider stark, jenes der Pfadfinder und Führer schwach vertreten. Deshalb mißlang die Selbstbefreiung des deutschen Volkes von seinen geistlichen und feudalen Quälern.

Zu den Halben gehörte auch Erasmus von Rotterdam, welcher vor der Mumie: Religion auf den Knien lag. Das von Holbein angefertigte Holzschnittbildniß desselben zeigt einen feinen, aber nervösen Kopf, der sich zwar zur Verspottung unsittlicher Priester, aber nicht zur Verurteilung der Kirche erheben konnte.

Dagegen war Ulrich von Hutten ein edel angelegter, national gesinnter Reformer, welcher das Recht des deutschen Volkes auf den Genuß der politischen und Denkfreiheit voll erkannte. Ein hochgearteter Idealist war auch Franz v. Sickingen, der 1522 den Versuch machte, die absolute Macht der kirchlich und volksfeindlich gesinnten Fürsten zu brechen und die elende Reichsverfassung umzustürzen. Die Mittel, über welche er zur Ausführung dieser Absicht verfügt hatte, reichten nicht aus und er fiel bei der Verteidigung seiner Burg Landshut. Er starb im Kampfe für ein hohes politisches Ideal, ein Isolirter der Weltgeschichte, ein hochgemuter Held, der in der religiös verblödeten Menge keinen Rückhalt fand.

Die protestantischen Sectenführer kamen sich immer als Erlöser von alten Denksünden vor, wenn sie neue Ungereimtheiten behaupteten. So freuten sich die englischen Independenten auf die Wiederkunft des Herrn, hielten sich für Heilige, für Profeten und die Aufrichtung des Reiches Christi lag ihnen sehr am Herzen. Dabei leuchteten in ihren Hartschädeln doch mitunter haltbare Gedanken auf, so jener von der Überflüssigkeit des Priesterstandes und von einigen Richtwegen zur Sittlichkeit. Die Welt blieb ihnen zwar in zwei Stücke zerschlagen, allein das jenseitige Nichts hat nicht alle Aufmerksamkeit verzehrt. Auf wirkliche Interessen wurde von ihnen auch noch hingehört.

Das Quäkertum ging auf sittliche Ziele los, allein Dogmen verstellten ihm die Wege; es machte wie die Andernacher Sprungprocession bei seinem Denken einen Sprung vorwärts und zwei nach rückwärts. Vom geschichtlichen Christus wandte es sich ab und schwärmte von einem „göttlichen Lichte", das im Menschen

als himmlischer Christus aufleuchte. Gar lichtvoll war es in Quäkerköpfen nicht, denn sie fanden alle weltlichen Freuden, auch die Musik, des Teufels. Später entwickelten sich gleichwohl sittliche Einsichten bei ihnen; so die Überzeugung, daß die „Freiheit ein Recht für alle Menschen" (William Penn) und daß die Sklaverei abzuschaffen sei.

Bei den Pietisten wucherten religiöse Wahnsätze wie Unkraut. Sie hielten dafür, der correcte Mensch solle der Welt absterben und sein Fleisch kreuzigen, als ob die Welt nicht das einzige Lebensgut und das Fleisch nicht unter Umständen ein hoher ästhetischer Wert wäre. Weltflüchtigkeit wäre auch zu empfehlen, als ob dies nicht eine unsägliche Thorheit wäre. Nach dem Wunsche der Pietisten sollte man durch die Polizei in den Himmel getrieben werden. Ihre Erziehung der Kinder war vernunftlos. Die gezüchtigten Schüler mußten sich u. A. beim Lehrer für die Strafen bedanken und wurden zur Heuchelei gedrillt. Immer wieder hielten Religiosität, Unsinn und Unsittlichkeit tapfer zusammen!

* * *

Wenn man in der Wiedervereinigung des katholischen und evangelischen Glaubens eine Hochthat ohne Gleichen erblickt, so ist dies eine Verblendung. Der Widerstand der Evangelischen gegen den Katholicismus war ja im Ganzen eine kleine kritische Selbstbesinnung, allein durchgreifend war sie nicht. Solange man auf den Glauben einen hohen Wert legt, können Bildung und Sittlichkeit nicht vorwärts kommen.

Es ist eine sinnlose aber oftvernommene Frase, daß der Mensch ohne Glauben zum wilden Tier herabsinke. Das Gegenteil ist wahr; denn durch die Greuelthaten des eifrigen Glaubens wurden Menschen unter die boshaftesten Bestien herabgesetzt.

Man beginne nur die Jugend vernünftig zu unterrichten, sie mit dem Wesen der religionsfreien Sittlichkeit, mit allen bedeutenden Werken des Schrifttums bekannt zu machen, sie mit naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Kenntnissen reich zu versehen, so wird man eine sichere Etappe zur Befreiung von der Kirche betreten.

Beim Übergange zu dieser Erlösung zwinge man die Candidaten der Theologie zum Erwerben einer allgemeinen Bildung, zur gründlichen Aufnahme von naturwissenschaftlichen Erkenntnissen, nötige sie zu Prüfungen aus der vergleichenden Religions- und Culturgeschichte und aus allen Doctrinen, welche die Nichtigkeit des Glaubens beweisen. Die universelle Bildung der Priester würde den Zusammenbruch der Kirche, die Vernichtung der Religionen bedeuten.

Die Staatsgewalt müßte bei diesen Befreiungsmühen entschieden nachhelfen. Ein gebildeter und charakteredler König oder ein aufgeklärter Präsident der Republik Italien könnte sich an die Spitze einer Sühneaction gegen die katholische Kirche stellen, die sich der nationalen Einigung Italiens immer entgegenwarf, die Erziehung des Volkes immer vernachlässigte und dessen Entsittlichung grundsätzlich betrieb. Wenn die Staatsmacht in dieser Richtung besonnen ihre Pflicht erfüllte, so würde die Niederwerfung der geistlichen Quäler der christlichen Völker gelingen.

Mit Erkenntnißwerten wohl ausgerüstete Völker werden die despotische Himmelsvogtei und die kirchlichen Belästigungen leicht entbehren können. Mehrere Denker haben sich mit dem Problem des Religionsersatzes beschäftigt. Man senke sich in's Herz die positiven Ideale, von denen dieses Buch handelt, und braucht sich um einen Ersatz der Religion weiter nicht zu bekümmern.

E. Dühring, der Lessing einen Judenmischling und Pseudoclassiker nennt und seinen Judenhaß in äußerst unfilosofischen Bahnen sich bewegen läßt, will für den Reformstaat der Zukunft eine „neue Menschengattung" herangebildet sehen, welche Vertrauen in die „Seins- und Weltordnung" hat. Abgesehen davon, daß das Seiende und die Welt dasselbe bedeuten, muß die fysische Weltordnung dieses Vertrauen stören. Der „neuen Menschengattung" würde auch der Ingrimm gegen das Hebräertum wenig helfen. Doch gibt Dühring willig zu, daß man auf dem Wege zur besseren Lebensführung der Religion nicht mehr begegnen dürfte.

Die Niederlage dieser großen Macht wird noch vieler Vorarbeiten bedürfen, für welche die Menge heute noch keine rege Teilnahme zeigt. In der französischen Revolution hat man ja

einen Versuch gemacht, die Religion abzuschütteln, indem man Gott absetzte und die Vernunft sich auf dessen Thronstuhl niedersetzen ließ. Das war in der Absicht ehrenwert, aber verworren in der Ausführung. Wie kann man einen Herrn absetzen, der gar nicht vorhanden ist und wie kann ein Volk die Vernunft, die es selbst nicht besitzt, herrschen lassen?

Je rascher die Unbelehrten aller Stände, von Priestern bis zu Thronherrn, in Reformbahnen einlenken und ihre Ämter durch Vernunftgründe getrieben selbst niederlegen, desto ruhmvoller für sie. Es wäre dies eine angemessene Sühne für all' die Frevel, die sie im Besitze der Macht am Volke verübt hatten. Je schneller sie selber ihren ethischen und Bildungspflichten nachkommen werden, desto harmonischer kann sich der Zukunftsstaat gestalten. Sie würden damit einem etwaigen Zwange vorbeugen, durch welchen sie von den Ungeduldigen des Volkes daran erinnert werden könnten, daß sie bisher zu den Entbehrlichen, um nicht zu sagen zu den Überflüssigen der Gesellschaft gehört haben.

XVIII. Gibt es gemeinsame Interessen der Menschheit?

Es gibt warmherzige Schriftsteller, welche die Wohlthaten der Bildung und politischen Freiheit der ganzen Menschheit zugewendet, alle Völker von denselben Interessen umspannt und zu einer großen glücklichen Familie vereinigt sehen möchten. Dieser Wunsch ist entzückend, aber nicht ausführbar. Wer in der Völkerkunde bewandert ist, kennt die Hindernisse, die sich der Erfüllung dieses Gemütswunsches entgegenstellen. Viele Volksstämme stehen unter dem Range von Tiergeschlechtern, welche für die Cultur zu gewinnen doch Niemandem einfallen wird.

Halten wir uns an das zunächst Erreichbare bei Völkern, welche die Flegeljahre der Naturroheit bereits überwunden haben.

Das Schlagwort: „Allgemeine Menschenliebe!" ist ebenso gutgemeint als sinnlos. Man kann ja selbst beim eigenen Volke die verpöbelten Schichten nicht lieben, welche Gewaltthaten mit Genugthuung verüben und fremde Nationen und Confessionen verfolgen. Ebenso wenig kann man einsichtslose und übelwollende Politiker lieben, welche die Lebensbedingungen eines Rechtsstaates zerstören. Unmöglich ist es außerdem, die Schaaren nichtswürdiger Egoisten in Neigung zu umschließen, welche die Interessen der Staatsbürger verkennen und im Staate nur eine Anstalt erblicken, die ihre kleinen Lebenswünsche zu befriedigen hat.

Man kann nur die Auslese der Menschen achten und Personen lieben, die Bedeutendes schaffen, Männer, die frei vom Dünkel, zu Führern der sittlich verwahrlosten Menge Mut, Lust

und Fähigkeit besitzen. Lieben kann man nur wenige Menschen, verachten, ja hassen muß man aus Motiven der Humanität alle herzlosen Gegner der Rechtsinteressen des Volkes.

Zu den Schwärmern für das Glück der Menschheit gehört jener Dichter, der an eine „Weltschuld“ glaubt und sie durch die „Weltliebe“ gesühnt sehen will. Die Weltschuld ist ein Echo der Erbsünde und die Weltliebe ist ein heißes haltloses Wort. Die Menschheit bildet keine geschlossene, gleichgeartete Einheit, die man in Liebe umspannen könnte. Für sie Culturziele aufstellen, geht schon deshalb nicht an, weil dieser Absicht naturgegebene Hindernisse entgegenträten.

Die meisten Volksstämme führen, zumal in tropischen und polaren Klimaten, keine andere Lebensaufgabe durch, als Tiergesellschaften, die im Interesse der Arterhaltung thätig sind, um dann aus dem Dasein still zu treten. Das ist ja auch die naturgerechte Bestimmung vieler Volksstämme. Daß diese Bestimmung von Tieren bei weniger Hindernissen erreicht wird, als von Menschen, duldet keinen Zweifel. Tiere trüben und verwirren ihr Dasein nicht durch Selbstfoppungen, Thorheiten und Grausamkeiten wie der Mensch.

Es wird behauptet, daß das Fortschreiten zum Guten vom Bösen ausgehen müsse. Der Weg zum Völkerglück könne nur durch Bewegung von Gegensätzen geebnet werden. Der Irrtum sei der erste Schritt zur Erkenntniß der Wahrheit, die Unwissenheit die erste Station auf der Bahn zur Weisheit. Thatsachen sprechen dagegen.

Wie viele Volksstämme gibt es, die aus den Fesseln religiöser Irrsale seit Jahrtausenden nicht herauskamen, den zweiten Schritt zur Erkenntniß der Lebenswerte nicht machten und in den Niederungen der Beschränktheit und des Übelwollens zu taumeln nicht aufhörten. Man merkt bei ihnen kein Vorwärtskommen auf dem Wege von Gegensätzen und keine Spur von „göttlichen Grundideen“, welche durch sie verwirklicht werden sollen, wie es ein Stubenfilosof annimmt.

Von Gemeinsachen der Menschheit also kann man nicht reden. Daß auch „Culturvölker“ von den idealen Zielen der Gesellschaft weit entfernt sind, beweisen die trostlosen politischen Zustände in Europa. In den meisten Rechtsstaaten halten sitt-

lich verwahrloste, in der Bildung zurückgebliebene Parteien die Macht in der Hand, und die „Blüte“ der Intelligenz vergeudet im Parlamente häufig genug die Zeit mit der Behandlung rückständiger Gesetzvorschläge.

Eben deshalb muß weiter gekämpft werden, nicht um's Dasein, sondern um das Glück der Einsicht und des wechselseitigen Wohlwollens bei Völkern, die sich zum Verständnisse dieses Glücks durchfinden wollen.

Die Menschheit kann dabei nicht in Rechnung kommen. Ein Teil derselben sind auch Papuaneger, die ihre Kinder mästen, um einen leckeren Braten zu gewinnen. Sie könnten als Culturcandidaten kaum in Betracht kommen; die Natur selbst protestirt dagegen. Man kann eher ein Känguruh civilisiren als einen Papuaneger.

Nur Volksstämme, die fähig sind, sich an Ideenwerten zu erbauen, könnten in eine Interessengemeinschaft zusammentreten. Bei dem überreizten, ja oft wahnwitzigen Selbstgefühl der arischen Volksstämme Europas, die trotz der äußerlichen Marken des Culturschliffs doch ohne ethischen Compaß geblieben sind, wird es noch lange währen, bevor bei ihnen Bildung und Einsicht versöhnend auftreten werden. Die Überzeugung wird sich nur langsam durchsetzen, daß die Gemeinschaft der Güter der Civilisation zugleich internationales Friedensglück bedeutet.

Zu dieser Überzeugung werden nur jene Völker vordringen, die auf derselben Normallinie der ethischen Bildung stehen. Bei voller Aufrichtigkeit wird man sich eingestehen, daß in Europa kein einziges Volk diese Normallinie erklommen hat, auch das edelste davon: das deutsche nicht, weil es noch immer mit Glaubensdingen belastet ist.

Kleine Volksstämme mit reizbarem nationalen Eigendünkel, denen der Rassenhaß in den Gliedern sitzt, würden das Schlagwort: Menschheitsliebe verhöhnen, da sie sich nicht einmal zur Liebe für Nachbarvölker aufschwingen können. Abneigung gegen andere, in der Cultur höherstehende Nationen ja; — Achtung und Liebe für sie vielleicht später, bis man sie mit sanftem Zwang civilisirt haben wird.

Sollte die Natur, die auch die Feindseligkeit einzelner Tierklassen gegen einander zugibt, in diese wechselseitigen Abneigungen einzelner Volksstämme nicht ihre Hand ungütig hereinstrecken?

Man kann es ja annehmen, daß mit dem letzten Menschen nicht der letzte Soldat sterben wird und daß sich gebildete Völker von Königen, Religionen und Kriegen befreien werden. Dann dürfte der Tag für das Aufhören des Rassenhasses dämmern. Dann erst würden die Nationen nicht nur sich selber angehören, sondern auch die Gegenseitigkeit politischer, wirtschaftlicher und Bildungsinteressen als eine große Wohlthat erkennen.

* * *

Wie feierlich lautet der Rat: Weg mit dem Gottesdienst, her mit dem Menschheitsdienst! — Der Jenseitscultus wird ja in Zukunft eine Legende sein, die sich Thoren erzählt haben, — die Menschheit aber ist ein Begriff, mit dem für Cultursachen nichts anzufangen ist.

Will man Methoden der Tierzucht auf Menschen übertragen, so fällt dabei für die Veredlung derselben nichts ab. Bei der fysischen Tiefstellung armseliger Naturvölker müßte man ihnen vor allem das Verzehren der weißen Culturbringer abgewöhnen. Es wären bei ihnen alle Bildungskosten verschwendet.

Wie würden sie lachen, wenn ihnen die Missionäre menschheitlicher Civilisation mit dem Zurufe eines deutschen Ethikers nahen würden: Wir kommen zu euch im Namen der absoluten sittlichen Vollkommenheit und der Selbstbeglückung! — Gebt uns, würden sie antworten, eure schönen weißen Frauen zum Glücklichsein und euch selbst zur Gaumenfreude. Mehr wollen wir nicht.

Gern sei zugegeben, daß Neger bildungsfähig sind. An Gymnasien der Vereinigten Staaten Nordamerikas übersetzen schwarze Knaben ihren Sallust und Virgil ebenso geschickt wie die weißen. Vielleicht wird die rote und gelbe Rasse von technischen Fertigkeiten zur wissenschaftlichen Bildung und ethischen Nobilisirung mit der Zeit fortschreiten. Allein es gibt viele Bewohner tropischer und Polarländer, welche bisher die Sehnsucht nach Cultur nicht empfunden haben; die Natur sah sich nicht veranlaßt, dieses Sehnen anzuregen. Ernährung und Zeugung erschöpfen den Inhalt ihres Daseins. Ob die Filantropie civilisirter Nationen je so weit vorgeschritten sein wird, um

Lappen und Samojeden der Renntierwirtschaft zu entziehen und sie in die Arme der Cultur zu führen? Vielleicht nicht, denn die Wege zu Natur- und Culturzielen kreuzen sich leider.

Es bleibt nichts anderes übrig, als sich an die culturfähigen Völker zu halten. Selbst diesen darf man die Gleichberechtigung nicht einräumen, wenn sich diese auf die Geltung einer Sondersprache und nicht auf die Bedeutung ihres Schrifttums stellen will.

Francis Galton behauptet, daß die Menschheit degenerire, weil sich die Tüchtigen wenig, die Untüchtigen aber stark fortpflanzen. Es ist dies nicht so ganz richtig; denn der wachsende Besitz wissenschaftlicher Kenntnisse tritt dem Fortschreiten der Entartung entgegen.

Bellamy schlägt zur Veredelung der Menschheit, zum erfolgreichen Hervorbringen von Übermenschen vor, daß das weibliche Geschlecht nur die tüchtigsten Männer zum Fortpflanzungsgeschäft zulassen möge. Da lieferte ein Gestüt das Vorbild! Man darf doch nicht für die Ausführung dieses Vorschlags daran denken, daß genialen Frauen im Interesse edler Menschenzucht etwas Polyandrie zu gestatten wäre. Weil man einem fysisch und ethisch hochragenden Manne auch nicht einen Harem von geistvollen Frauen von Staatswegen bewilligen könnte, so würde sich's empfehlen, statt die Zucht genialer Übermenschlichkeit auf fysischem Wege zu suchen, doch lieber menschliche Tüchtigkeit durch vernünftigen Unterricht zu erzielen, dem sich die Schulung der Körperkräfte anschließen soll.

Liebe kann aus Zuchtinteressen nicht in Bewegung geraten; man muß sie denn doch ethischem und ästhetischem Interesse entblühen lassen und ihre Wahl soll sie ohne Hinblick auf die Interessen der Menschheit treffen.

* * *

Eine Verbindung im Culturinteresse und gemeinsame Unterordnung im Ideendienste wäre allgemach bei arischen Völkern durchführbar, weil bei ihnen die wissenschaftliche Bildung und ethische Einsicht Wurzel fassen kann. Schwierig gestaltet sich die culturelle Stilisirung bei Bekennern des Islams.

Zur Menschheit gehören 260 Millionen Moslems, welche in Indien 87, in China 30 Millionen stark sind. Zwei Drittel von Afrikas Bevölkerung stehen im Joche der Religion Mohameds. Auf den Sundainseln, in Rußland, im südlichen Sibirien, in der kirgisischen Steppe, in Australien und Oceanien gibt es ebenfalls Islamiten und diese sind von religionswegen Gegner eines jeden Fortschritts und einer jeden politischen Verständigkeit.

Daß durch den Koran die Versittlichung der Moslems nicht gefördert wurde, zeigt u. a. die panislamitische Bewegung, die in Aufständen explodirt und das Schwert gegen Andersgläubige hebt.

Es gibt ja in Rußland und in Afrika Schulen der Mohamedaner, welche besser sind als jene der christlichen Orthodoxie. Der Islam predigt mitunter auch Wohlthätigkeit und Nächstenliebe, allein vor allem den Haß. Die einflußreichen Orden und Brüderschaften des Islams verbreiten nämlich Satzungen der culturfeindlichsten Absichten. Sie fordern die Preisgabe der eigenen Persönlichkeit, das Brachlegen des Denkens und die Ekstase, die durch Körperdrehungen und unaufhörliches Wiederholen desselben Spruches (dikr) erzielt wird.

Beim Zusammenbrechen des Körpers während der Verzückung glauben die Mönche des Islams: die Khuans, Fakire und Derwische, das unsichtbare höchste Wesen sehen zu können, dem sie sich auf zwei Bogenschußlängen nahen dürfen.

Diese Stützen des Islams verachten den Körper des Geistes wegen, der beim Erlöschen seiner Fähigkeiten und Thätigkeiten sich mit Gott vereinige. Die Ordensbrüder geben sich der Gottheit gegenüber dummbescheiden; die Islamiten behandeln sie aber hoffärtig, indem sie beteuern: Das Gesetz sind wir! — Die Heiligen des Islams predigen die Vergötterung alberner Menschen, während die Ordensleute ihren Oberen für sich denken lassen. „Gehorsam dem Scheikh, wie der Leichnam in der Hand des Totenwäschers“ — ist das Hauptgebot dieser Jesuiten des Islams.

Die mohamedanischen Orden finden das irdische Leben verächtlich und empfehlen deshalb die Zurückgezogenheit von der Welt, den mystischen Rausch, die Abtötung, damit die Seele frei werde und von Gott aufgeschlürft werde.

Diese culturhemmenden Schrullen kranker Gehirne können die von Schwärmern empfohlene „Selbstvervollkommnung der Menschheit“ nicht aufkommen lassen. Und der Islam umschließt große Scharen von Anhängern, die sich immer mehren. So wuchs in Indien die Zahl der Mohamedaner im letzten Jahrzehnt um drei Millionen an.

Der Brahmaismus arbeitet ebensowenig an der ethischen Stilisirung der „Menschheit“. Er hemmt jede Gesittung, da er bevorrechtete und verachtete Stände zuläßt. Die armen Tschandala's müssen noch immer grunzen, wenn sich ihnen ein Brahmane nähert. Daß sie nicht längst von ihrer ruchlosen Religion abgefallen sind, daran ist nur diese selbst schuld.

Die armen Verachteten glauben, daß Brahma selbst sie als Auswurf der Bevölkerung behandelt sehen will und tragen deshalb gelassen das von Gott bestimmte Los. In Bengalen galten auch die Baumwollweber für Menschenkehricht und ermannten sich zu dem Entschlusse, Mohamedaner zu werden. Der Islam erklärt nämlich alle seine Bekenner für gesellschaftlich gleichgestellt.

Ein wahrhaft menschheitliches Interesse wäre demnach das Wegwerfen aller Religionen. Das wäre das erste Befreiungsmittel der Völker, die menschlich leben und den Weg zum Glücke finden wollen. Die Islamiten werden aber zu dieser Erkenntniß schwer gelangen, weil ihr ganzer Gedankenbesitz einige religiöse Sinnlosigkeiten sind, aus deren Einfluß schwer herauszukommen ist. Ihre Moral gebietet ihnen das Totschlagen von Religionen; sie sollten mit dem Islam anfangen.

Wenn die Engländer in Afrika vordringen, so kann man darin, wenn sie nicht gerade Goldgruben rauben wollen, einen Schutzwall gegen die im Stillen immer mehr um sich greifende panislamitische Bewegung erblicken, die eine moralische Verseuchung der gottlosen Naturvölker bedeutet.

Islam und Christentum huldigen fortschrittsfeindlichen Mysterien und hemmen, wie man der Herabgekommenheit aller mohamedanischen und katholischen Völker anmerkt, überall den ethischen Aufschwung und die politische Freiheit. Der erste Schritt, sich von beiden Bekenntnissen zu befreien, wäre die Bildung von Freidenkergesellschaften.

Man spreche doch nicht weiter von christlicher Civilisation, welche in die Welt zu tragen sei. Ein Teil der Europäer ist civilisirt trotz deren Christlichkeit. Die Bildung wurde immer nur durch wissenschaftliche und künstlerische Bemühungen festgelegt, die sich von religiösen Einflüssen fernhielten.

Der Islam hat ebenfalls nur angesichts freidenkender, religionsloser Kalifen, welche Männer der Wissenschaft und Dichter um sich versammelt hatten, den Culturaufschwung nicht gehemmt; sonst hat er jede Form ethischer Veredlung im Keime erstickt.

Die Frage, wie der Einfluß des Islams gebrochen werden könnte, ist nicht minder wichtig, wie das Problem von der Wegräumung des Christentums. Die Beseitigung des Jenseitsschutts wird die Völker Europas und Asiens noch manches Jahrtausend beschäftigen.

Auf dem Wege zum Besitze gemeinsamer Bildungswerte begegnet man auch der Sprachenpolitik, die mit Culturzielen innig versippt ist. Darüber Einiges in einem der nächsten Abschnitte.

XIX. Schriftstellerverhör über den vollkommenen Staat.

Über den Staat, wie er sein soll, haben scharfsinnige Männer seit mehr als zwei Jahrtausenden Gutes, ja das Beste schon gesagt. Auch in dieser Richtung wurde alles Vernünftige bereits gedacht und es ist zu bedauern, daß die wertvollen politischen Ratschläge großer Denker nicht längst schon zum Gemeinbesitz der Völker geworden sind.

Die kritische Besprechung aller über den Vernunftstaat vorgebrachten Ansichten würde ein beleibtes Buch füllen. Wir müssen uns begnügen, nur einige bedeutende Schriftsteller darüber zu verhören, wie sie sich die Gestaltung eines idealen Staates dachten.

Plato war trotz mancher Ausschweifungen seiner Fantasie ein Großer unter den griechischen Denkern. Man kann ihm nicht zustimmen, wenn er über die Welt in mythischen Burlesken Aufschlüsse gibt, wenn er sie ein selbstbewegtes, denkendes, ungeheures Tier nennt, wenn er Gott als den Vater dieses Urtiers bezeichnet, wenn er selbstgeschaffene Gespenster aus dem Jenseits anruft und über Unverstandenes aus seiner lebhaften Einbildung heraus Bescheide holt, die abseits vom Gegenständlichen stehen. Allein aus seinen politischen Abhandlungen strahlen uns mitunter bedeutende Gedanken an, denen man Ursprünglichlichkeit zusprechen muß, auch wenn sie der Kritik nicht standhalten. Sie erinnern mit ihren hellen und dunklen Stellen an einen Hain mit zerstreutem Sonnenlicht und mit tiefen Schlagschatten.

Es ist an sich ein vortrefflicher Einfall Platos, wenn er auf den Thron seines idealen Staates einen Filosofen gesetzt sehen will. Er hat jedoch darüber hinweggesehen, daß seine Landsleute mit Filosofen überquer standen und sie mit Vorliebe zum Tode verurteilten, weil sie von den olympischen Göttern wenig hielten. Er selbst fand für den Thronstuhl seines Gemeindestaates nur einen gottgläubigen Filosofen geeignet, der in Hellas selten vorkam. Platos Thronfilosof sollte wie ein braver Religionslehrer richtige Ansichten über die Olympier in die Herzen der Bürger fließen lassen und sollte jene Leute kurzweg verbannen, welche den Göttern menschliche Leidenschaften und sonstige Ungebührlichkeiten zuschrieben. Plato hat der Einsicht seiner Throninhaber wenig zugemutet, wenn er von ihnen forderte, daß sie vor allem Religion im Leibe haben sollten. Es kümmerte ihn nicht, daß man im Staate mit der filosofisch drapirten religionslosen Sittlichkeit vortrefflich auskommen könnte. Plato unterließ es anzugeben, wie der weltweise Mann für die Staatsgewalt aufzuspüren wäre. Sollte ihn etwa die einsichtslose Menge finden, welche von Plato in der Abhandlung: „Staatsmann" eine „abgestutzte Herde ohne Hörner" oder kurz „politisches Tier" genannt wird? Die Frage, wo der Throncandidat für die „menschenhütende Kunst" filosofisch erzogen werden könnte, ließ Plato ebenfalls unbeachtet.

Sein Vertrauen in die Vortrefflichkeit der Könige ging zu weit, denn er wollte sie nicht einmal durch Gesetze eingeschränkt sehen. Er sprach im „Politikos" den revolutionären Einfall aus, daß es nicht ungerecht wäre, gegen das Gesetz zu handeln, wenn damit Besseres erreicht würde. Die Geschichte hat es jedoch bewiesen, daß Könige, welche Gesetze über den Haufen warfen, immer Hochverräter am Volke waren.

Selbst im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts gab es in Europa nirgends Thronherrn, die sich durch filosofische Bildung hervorgethan hätten. Daraus darf man jedoch nicht folgern, daß nicht eine Zeit kommen kann, in welcher Männer von allgemeiner Bildung, frei von Irrwahn und Vorurteilen, „Gegner aller Lüge und Täuschung", wie Plato bemerkt, das Ruder der Regierung lenken werden.

Man kann im Sinne Platos hoffen, daß, wenn auch nach

Jahrhunderten, ein Tag dämmern dürfte, an dem die von Plattköpfen für unerreichbar gehaltenen Staatsideale „von ihrer Sonnenhöhe zur Wirklichkeit herabsteigen“ werden. Dann werde die „Erkenntniß des Guten, Gerechten und Wahren im Staate herrschen“, wo die „edlen, kräftigen und unverstümmelten Geister“ und nicht ethisch verkrüppelte Enkel ihrer Ahnen die Macht in der Hand halten werden. Der Zwang im Ideendienste wird das langsame Tempo in der Entwicklung vernünftiger Staatszustände hoffentlich beschleunigen.

Der Schüler des Sokrates hat kindlicher Weise Dichter für staatsgefährlich gehalten und sie aus seinem vollkommenen Staate verbannen lassen. Seine „Politia“ kann für diese Strenge nichts Grundhältiges angeben. Es waren nur Rücksichten für die fictive Bewohnerin des Körpers, die ihn die Geißel gegen Poeten schwingen ließ. Dichter würden angeblich die Seelen durch Anfachen von Begierden entkräften, durch Maßlosigkeit das „seelische“ Gleichgewicht stören und durch Nachbilden menschlicher Laster und Thorheiten gemeinschädlich wirken. Auch da zeigte es sich, daß sich an die Sagenelfe: Seele allerlei Sinnlosigkeiten klammerten.

Es hört sich gewinnend an, wenn der Gründer der Akademie den Zweck des Staates in der Filosofie, Sittlichkeit und Bildung fand. Leider ist die von Plato empfohlene Unduldsamkeit gegen Dichter, Musiker und Kritiker Gottes weder filosofisch noch sittlich.

Erbaulich hört sich die Ansicht im „Gorgias“ an, es sei die höchste Aufgabe des Staates, die Bürger zu guten Menschen zu machen; allein die von ihm empfohlenen Verbannungen, ferner die Frauen-, Kinder- und Gütergemeinschaft sind nicht geeignet, edle Bürger zu erziehen.

Englische Ethiker des 19. Jahrhunderts haben die Ansicht Platos, die Sittlichkeit der Staatsbürger bestehe in der Hingabe des Individuellen an's Allgemeine, in der Unterordnung des Eigenwillens unter den Gesamtwillen, der kleinen Weisungen des Egoismus unter gemeinmenschliche Interessen, in ihren Betrachtungen über den Altruismus neu belebt. Ein Beweis, wie weitgreifend der Einfluß Platos gewesen.

Schön sagt auch der geistvolle Hellene in seiner „Republik“: „Wenn nicht die Macht im Staate und die Weisheit in Eines zusammenfallen, so ist kein Ende der Leiden für die Staaten

und Menschheit zu hoffen." Wie man weiß, dauern bis heute die Leiden der Staaten und Völker fort, weil auf Thronen nicht Vertreter der Bildung, filosofischer Einsicht und sittlicher Vornehmheit sitzen, sondern meist Leute, denen ein elegantes Reitpferd lieber ist als „vollkommene Bildung" und ein gräflicher Dummkopf als Ratgeber wertvoller erscheint, als die „königliche Wissenschaft".

In Plato dämmerte der Wunsch, die Unwissenden von der Teilnahme am öffentlichen Leben auszuschließen. Das ist leider selbst der modernen Staatskunst noch nicht gelungen, denn sonst säßen in Parlamenten nicht so viele Defectmenschen.

Da der Schüler des Sokrates für die Bethätigung der Gerechtigkeit immer das Wort nahm, so erklärt es sich, daß er auch das Recht der Revolution anerkannte.

Plato fordert für seinen Musterstaat Krieger, welche ohne Eigentum bleiben, dafür aber eine tüchtige musikalische und gymnastische Bildung besitzen sollen, die sie zugleich wild und mild mache. Unter Musik versteht Plato Kunst- und Wissenswerte. Ferner empfiehlt der Gründer der Akademie, daß an der Seite der Männer auch Frauen den Staat verteidigen und dabei Gemeingut der Krieger sein sollen, welche „heilige Hochzeiten" feiern. Die durch gemeinsamen Frauenbesitz zu Tage geförderten Kinder sollten Staatsgut werden. Da sich Väter und Kinder nicht kennen würden, so umschlösse bei dieser Familienlosigkeit Eine Liebe, Eine Freude und Ein Leid die ganze Waffenbrüderschaft.

Dieses Aufgehen aller Besonderheit im Staatswesen oder sachrichtiger: dieses wüste Befriedigen des Geschlechtssinns wäre kein idealer sondern ein barbarischer Zustand, wie auch die Frauengemeinschaft eine arge Geringschätzung der Weiblichkeit voraussetzt. Der Idealist Plato verzichtet bei den Betrachtungen über gemeinsamen Frauenbesitz aufs Wort.

Es gibt Moralfilosofen, welche jene Tugenden, die ihnen besonders wertvoll erscheinen, in besonderen Schubfächern für Begriffe verwahren und sie nach Bedarf herausziehen. Plato sonderte auch Einzeltugenden ab und verteilte sie an verschiedene Stände, während doch dieselben Pflichten von allen Bürgern beachtet werden sollten. Er wollte nur die Gerechtigkeit von allen

Ständen geschätzt sehen; die Mäßigkeit jedoch war ihm eine Handwerkertugend. Ist das nicht auch Schubladenethik?

Da im Idealstaate Platos Frauen Gemeingut waren, so gab es für deren persönliche Wertschätzung wenig Anlaß; gleichwohl glaubte er an Ausnahmsfrauen, denen er gemeinsam mit Männern Regierungsgeschäfte anvertrauen wollte und stützte diese Eignung auf einen keineswegs schmeichelhaften Gleichnißbeweis. Er meinte nämlich, da die Hündin Schafe ebenso gut hüten könne wie ein Hund, so dürfte das Weib auch den Staat gut verwalten.

Platos Staatsethik stand, wie man sieht, trotz großer Absichten nicht auf Grundlagen, die für den Vernunftstaat der Zukunft verwendbar wären.

* * *

Aristoteles gehört zu jenen Männern, denen nach einer griechischen Dichtung „Gold in die Seele gemischt wurde". Er hat über den Staat, wie er sein soll und sein kann, in der That viele Goldgedanken ausgesprochen. Über das Königtum hat er so scharfgeprägte Urteile in seinen „acht Büchern vom Staate" vorgebracht, daß nur Könige von standesgemäßer Unbildung sie als unrichtig bezeichnen könnten. Nietzsche hat die Staatslehre des Stagiriten mit Nutzen gelesen und sich an manchen Grundgedanken derselben angelehnt. Namentlich fanden die Ansichten des ersten Peripathetikers über die Lebensführung von Knechtmenschen den Beifall des Basler Filosofen. Über die staatsnotwendige Beschaffenheit der Verfassungen, über die vernünftigen Bedingungen der passiven und activen Wahl und über die Revolution hat der Filosof von Stagira Gedanken von großer Schlagkraft der Nachwelt übergeben. Leider hat sich die Nachwelt wenig um sie gekümmert.

Aristoteles könnte jetzt nicht einmal das Amt eines Lehrers für Staatsrecht und Politik an irgend einer europäischen Hochschule bekleiden; auch nicht in jenen Staaten, in deren Grundrechten die „Freiheit der Wissenschaft und ihrer Lehre" feierlich verbrieft ist, weil er ein zu kräftiger Gegner der Monarchie ist. „Nur knechtisch Gesinnte vertragen die tyrannische Herrschaft

ohne Murren", bemerkte der Stagirite. Wo hört aber in „Rechtsstaaten" der Gegenwart die knechtische Gesinnung auf?

Das Königtum, meinte Aristoteles, widerstreite der Menschenwürde und arte leicht in Gewaltthaten aus. Wird man da nicht an den aristokratischen Pöbel erinnert, der sich in Frankreich bei den letzten Atemzügen des 19. Jahrhunderts durch Gewaltthaten für die Krönung des Herzogs von Orleans eingesetzt hat?

Niemand wird die Ansicht des Stagiriten bestreiten, daß eine Verfassung das Gemeinwohl und keinen Privatvorteil im Auge halten und die Regierung nur in den Händen sittlich reiner, mutiger und gebildeter Männer liegen solle. Man sehe sich nur in der neuesten Geschichte Frankreichs, Oesterreichs und Deutschlands um, ob alle Minister dieser Staaten wohlerzogene „politische Tiere" im Sinne des Stagiriten waren.

Im Idealstaate soll ein jeder Bürger, bemerkte Aristoteles, ein „schönes und glückliches Leben" führen, glücklich, weil der Staat, wie er sein soll, alle Mittel zur Entfaltung sittlicher und politischer Tüchtigkeit biete. Die Besten regieren und alle Staatsbürger folgen in edlem Gemeinsinn und aus freiwilliger Achtung für die Volksvernunft, die aus dem Gesetze herausleuchte.

Man muß es dem Lehrer Alexanders des Großen hoch anrechnen, daß er die höchste Glückseligkeit des Menschen in der Denkthätigkeit, im Wachsen des Wissens erblickte und daß er unbefangener als Plato auch im Reichtum, in Macht und Einfluß Glückselemente erkannte. Während Plato nur Staatskinder züchten wollte und die Liebe innerhalb der Familie als eine Trübung des „seelischen Gleichgewichtes" bezeichnete, war Aristoteles besser beraten und rechnete die Freude an Kindern zur vollen Lebensseligkeit und in der Familie schätzte er das Fundament des Staates.

Fein gedacht ist auch die Ansicht des Stagiriten, daß die Freude am Erkennen höher stehe als der Sinnesgenuß und daß das Maßhalten von der Vernunft gelehrt werde. Ein großer Gedankenwert ist dem auch von asiatischen Ethikern empfohlenen Satze des Aristoteles eigen, daß die „dianoëtische" Tugend d. i. die vernünftige Einsicht und das Erkennen der Wahrheit auf dem Gipfel sittlicher Vorzüge stehe.

Bei Plato filosofirte vorwiegend die Fantasie, während bei Aristoteles das ernste Suchen nach Wahrheit im Vordergrunde stand. Der Weise von Stagira bemühte sich in alle Bezirke des Wissens einzutreten und gerade diese Universalität ist ein vorbildlicher Charakterzug dieses hochsinnigen Mannes.

Ein grundlegender Satz jeder vernünftigen Staatsordnung glänzt in dem Ausspruche des Stagiriten, daß der Staat die vollständige Verwirklichung der Sittlichkeit sein müsse, welche die Bürger zu tüchtigen Menschen erziehen soll; — diese seien zu wechselseitiger Hilfleistung und zum gemeinsamen Rechtsschutze verbunden und führen in der Gemeinschaft ihrer ethischen Thätigkeit ein vollkommenes, sich selbst genügendes Leben. Natürlich dachte Aristoteles an eine religionsfreie Sittlichkeit und hielt es für abgeschmackt, mit einer civitas Dei, mit Luftschlössern Gottes und mit Seligkeitsbazaren zu liebäugeln.

Immer wieder hebt Aristoteles die Vernunft auf den Schild. Es sei besser, meinte er, das Gesetz herrsche als ein einzelner, weil die Vernunft, der Gott im Menschen, das Gesetz durchwalte, während an der Herrschaft einer Einzelperson auch „das Tier im Menschen teilnehme". Deshalb verwarf er jene Verfassungsform, durch welche nur die Selbstsucht eines Individuums befriedigt werde. Bei der von Aristoteles verurteilten Tyrannis seien Menschen beschäftigt, die „losgerissen von Recht und Gesetz das Scheußlichste von Allem zu nennen sind". Ganz recht. In der Tyrannis ebenso wie im arischen Polizeistaate, der sich mitunter constitutionelle Monarchie nennt.

Der Stagirite mißtraut überhaupt Königen, deren Macht nie größer sein dürfe, als die Widerstandskraft des gesamten Volkes. Wie bedeutend ist das Wort des griechischen Politikers, daß das „Schrecklichste die bewaffnete Ungerechtigkeit sei". Diese trat in der Geschichte der Völkerschicksale nur zu häufig auf. Wenn schon Könige sein müssen, meinte der Filosof von Stazira, so möge man sie mit Rücksicht auf ihren Wert wählen. Abgesehen davon, daß Könige keineswegs sein müssen, hätte es mit ihrer Prüfung auf Befähigung immer große Schwierigkeiten gehabt. Deshalb setzten sie sich lieber selber ein und beriefen sich dabei auf den Beschützer aller Usurpationen, der ihnen die Kronen direct aus den Wolken auf's Haupt herabsenkte.

ebensowenig Liebe empfinden als die Götter für Menschen. In bezug auf Frauenrechte stand Aristoteles im Banne asiatischer Vorurteile; ihm war die Frau ein Mensch zweiter Ordnung, dem die Rechtsbefugnisse des Mannes nicht gebühren. Gleichwohl gab er zu, daß jene Männer ebenfalls Sklaven seien, welche die Unfreiheit ihrer Frauen dulden.

Aristoteles irrte mitunter, als er in die Geheimnisse der Natur einzudringen suchte. So hielt er dafür, daß die Kindererzeugung „im Allgemeinen mehr beim Nord- als beim Südwinde“ zu empfehlen sei und bemerkt, daß die Natur, die nichts zwecklos thue, alles der Menschen wegen geschaffen habe“. Diese Aufmerksamkeit der Natur für den Menschen behagte der Kirche im Mittelalter ausnehmend und tröstete sie über die häßliche Entdeckung, daß die Erde keine flache Scheibe, wie sie annahm, sondern eine Kugel sei.

Die Stoiker gaben sich ebenfalls Betrachtungen über Staatsdinge hin. Sie sprachen einsichtsvollen Bürgern das Recht zu, sich vom Staate loszulösen, wenn in diesem das Princip der Vernunft nicht durchgeführt werde. Das Recht der Auflehnung erkannte man also auch in Hellas.*)

Epikur hielt aber nicht viel von der Bethätigung dieses Rechtes und begnügte sich mit der Anregung eines Gesetzes, das den Weisen gegen Unrecht schützen sollte. Die Minister der französischen Republik haben sich 1898 zum Verständnisse dieses Satzes nicht erhoben, als sie Hochschullehrer von ihren Kanzeln verjagten, weil sie Wahrheit und Gerechtigkeit als sittliche Werte hinstellten.

* * *

Im Mittelalter beschäftigte man sich hauptsächlich mit dem Reiche Gottes, in dem es keine Pflichten und keine staatsökonomischen Interessen gab. Was das Reich Gottes war? Gar Verschiedenes. Bald nur eine unsichtbare Anstalt für göttliche Gnaden, bald ein aus der Ferne freundlich winkendes Etwas von idealer Herrlichkeit, bald ein „siegreicher Himmel“, der in

*) Studien zur Entwickelung und theoretischen Begründung der Monarchie im Altertum von Julius Kaerst (R. Oldenbourg 1898).

sieben Bezirke geschieden war, — bald war es noch gar nicht vorhanden, bald längst errichtet und bewohnt, aus Wolken oder nur aus Luft erbaut, bald ein Geisterstaat, in dem es keine Gesetze gab, bald nur ein Sauerteig, der in die Welt eingehen sollte. Die Gelehrten des alten und neuen Testamentes sowie die Theologen des Mittelalters waren sich darüber nicht klar.

So viel aber ist sicher, daß es im Himmel wie in einem brahmanischen Staatswesen Kasten gab: Patriarchen, Cherubim, Seraphim, Heilige in verschiedenen Abstufungen, selige Jungfrauen, die man über ihr Geschlecht nie unterrichtet hat, — Gerechte, die in das „Buch des Lebens" von heiligen Protokollführern verzeichnet wurden (Lucas 6, 23; 10, 20); Truchsesse, welche die unvergänglichen Schätze des Guten verwahrten (Matth. 6, 70; 19, 4) und „räuchernde Priester".

Die Seraphim waren etwas Engelartiges und gehörten nebst himmlischen Fürstlichkeiten und Magnaten zum Hofstaate Gottes. Die Cherubim waren wiederum Wesen, auf denen thronend Gott seine Lustfahrten durch die Welt unternahm. Rafael, der Urbinate, hat in einem wunderbarschön mit dem Pinsel gezeichneten Bildchen im Palazzo Pitti (Florenz) eine solche Weltfahrt Gottes dargestellt. Nach biblischen Schilderungen hat diese Engelssorte vier Gesichter und zwar die eines Menschen, Stiers, Löwen und Adlers, ferner Augen auf dem ganzen Leibe besessen. Zu ihren Aufgaben gehörte es auch, mit Flügeln die für Menschen unerträgliche glanzvolle Erscheinung Gottes zu bedecken.

Hätte man je etwas davon gehört, daß Gott ein Schriftsteller ist, so könnte man behaupten, daß nur er eine Topografie der civitas Dei treu zu verfassen vermöchte. Irdische Auskunfteien über den Himmel sind sämtlich schlecht unterrichtet.

Es leuchtet ein, daß es für irdische Staaten im Himmelreiche keine Vorbilder zu holen gibt. Dort ist alles nur Repräsentation und ewige Belohnung. Wie diese aussieht, hat uns wieder Rafael in einer Freske der vatikanischen Stanzen vor Augen gestellt. Man sitzt, hat Brokatkleider an, schaut herum und denkt an nichts. Das ist die ewige Seligkeit.

Schauen wir lieber zur Erde herab und sehen uns in der Geschichte des Mittelalters nach Vertretern der Staatswirtschaft

um, die über Bürgerrecht und Menschenglück nachgedacht haben. Die Ausbeute bleibt kümmerlich. Der hochchristliche Filosof Thomas von Aquino wäre nur zu nennen. Er war so kühn, die Verschwörung gegen einen Tyrannen zu billigen, der sich einem Volke gegen dessen Willen mit Gewalt aufgedrungen hat. Wenn der Aquinate den Tyrannenmord als ein sehr verdienstvolles Werk preist, so muß man diesen Vorschlag christlicher Filosofie zurückweisen; denn wo das Sichaufdrängen eines Autokraten möglich ist, da folgt einem fortgeschafften politischen Bösewicht leicht ein zweiter ebenso ruchloser. Nur das seiner Macht bewußte politisch wohlerzogene Volk versteht es, einen ungefügen Oberherrn zu zügeln oder zu verbannen. Blutarbeit war immer nur eine Specialität von Defectmenschen auf Thronen. Daß fortgesetzte Tyrannenmorde nichts nützen, wenn sich das Volk selbst nicht politisch aufzuraffen vermag, beweist die Geschichte Rußlands.

Merkwürdiger Weise wurde auch in Florenz im 15. und 16. Jahrhundert der Mord eines Gewaltherrschers als politisches Ideal offen bezeichnet. Man schätzte aber auch in Mittelitalien gebildete demokratisch gesinnte Fürsten, die, weil sie selbst menschlich erlesen waren, es als eine Auszeichnung empfanden, mit Vorzugsmenschen, also mit Künstlern, Gelehrten und Dichtern verkehren zu dürfen.

Die Renaissancemenschen zogen in den Kreis ihrer ernsten Betrachtungen auch die erstrebenswerten Ziele des Culturstaates. Die vernünftigsten von ihnen waren jene Humanisten, die in der Republik die beste Staatsform erblickten und ihr Vermögen an das Gründen von Akademien der Wissenschaft wendeten, wie der edle Cardinal Bessarion (1463—1477). Vorbildlich für Anwälte eines idealen Zukunftsstaates waren auch jene Renaissanceleute, welche öffentliche Bibliotheken gründeten, wie Niccolo Nicoli, der gern mit Dichtern und Gelehrten verkehrte, die aus 800 griechischen Handschriften zu ihm sprachen und der vor dem Betreten seiner Bücherei immer ein Festkleid anzog, um die Männer zu ehren, die ihn belehrten.

Nicoli umgab sich mit Kunstwerken, um durch Schönheit Sinn und Herz zu heben und zu läutern, unterrichtete Jünglinge oder ließ sie unterweisen und war so bescheiden „aus Achtung

für das Gute, was schon geschrieben wurde, das Selbstverfaßte nicht zu veröffentlichen".

Zu den Berühmtheiten der Renaissancezeit, welche Freunde des römisch-griechischen Schrifttums und zugleich Gefangene des Glaubens waren, gehörte Cosimo von Medici. Er war sehr darüber beunruhigt, daß die strafgerichtlichen Aufzeichnungen im Himmel nachlässig geführt werden, da „lasterhafte und betrügerische Menschen so lange leben". Getröstet hat ihn über diese Saumseligkeit der christlichen Weltregierung Sallust, der da meinte, „daß das spätere Eintreffen der Strafe durch eine größere Pein derselben ausgeglichen werde". Seine eigenen Gewaltthaten beunruhigten ihn nicht. Dankenswert war seine Förderung des Humanismus durch Errichtung einer Bibliothek, für die er alte Handschriften copiren ließ.

Im Idealstaate der Zukunft wird das Geschlecht der herablassenden Mäcene bereits ausgestorben sein, die es für eine Hochthat halten, wenn sie Werkstätten von Künstlern besuchen und diesen gütig auf die Schulter klopfen.

Im 15. und 16. Jahrhundert gab es Humanisten, welche die Wissenschaft mit der Religion vermählen wollten und den Genuß einer Messe nicht verschmähten. Der Vernunftstaat der Zukunft wird solche unmögliche Trauungen längst abgeschafft haben und wird über jene Renaissancemenschen lächeln, die sich ihrer Neigung für die antike Literatur, wie der unerlaubten Liebe für eine Frau schämten und von dem Verkehr mit heidnischen Dichtern das Abbröckeln ihrer Gläubigkeit befürchteten.

* * *

Von den Männern, die über staatsökonomische Bedürfnisse Bedeutendes vorgebracht haben, nennen wir vor allem Spinoza. Der große Filosof dachte durchaus nicht optimistisch von den Voraussetzungen eines Musterstaates, da er in den ruchlosen Eigenschaften der Tierart: Mensch die Bedingungen für ein gesundes Rechtsleben nicht erblicken konnte. Gute Motive könne man weder bei Regierenden noch bei Regierten annehmen, meinte er. Gleichwohl empfahl der geniale Religionslose dem Staate, die Bürger so zu halten, daß sie ihre geistige und körperliche

Thätigkeit frei entfalten und ihre Vernunft ungefesselt gebrauchen können.

Der Staat ist jedoch keine Sonderperson, die über dem Volke und über dessen Regierung steht. Wenn beide nichts taugen, kann sich die „freie Vernunft" nicht zur Geltung setzen. Den Staat bildet eben das Volk als Machteinheit, von welcher die Regierung nur ein Bruchteil ist.

Hochgedacht ist jedoch die Bemerkung Spinozas, daß ein Staat seinem eigenen Zweck zuwider handeln würde, wenn er die Denk- und Redefreiheit der Einzelnen unterdrückte; — er würde zuvörderst die edelsten und besten Menschen des Landes zu seinen Gegnern machen. Solche Gegner hat der „Rechts"staat des 18. und 19. Jahrhunderts mit großer Vorliebe als „Staatsverbrecher" zerstampft.

Wenn Spinoza die völlige Religionsfreiheit verteidigt, weil die Religion weder mit dem Staate noch mit der Wissenschaft etwas zu thun habe, so wendet dagegen die Geschichte die Thatsache ein, daß die Religion im Staate ihre freie Bewegung immer zur Unterdrückung wissenschaftlicher Einflüsse und politischer Rechte mißbraucht hat.

Thomas Hobbes hat vor 300 Jahren in seinen Schriften über den „politischen Körper" und „über die Bürger" nicht an die Möglichkeit eines Idealstaates gedacht, als er den Krieg Aller gegen Alle als die natürliche Gestalt des menschlichen Verkehrs und als Mittel, der Anarchie zu entgehen, die Alleinherrschaft bezeichnet hat. Er übersah dabei die geschichtliche Thatsache, daß die Herrschaft eines Autokraten seit jeher den Krieg eines Individuums gegen alle Staatsbürger bedeutet hat.

* * *

August Comte hat in seinen anspruchsvollen Schriften Vorschläge für einen vollkommenen Staat gemacht, in dem das „gute Herz" den Vorsitz führen sollte. Sein System wurde viel besprochen und fand auch in England Anklang. Comte war zeitweise gehirnkrank und gerade das Krankhafte und Überwitzige seiner Reformanträge fand aufmerksame Ohren. Wenn der gutmütige Schwärmer als „Grundlage der menschlichen Entwick-

lung" die „Verbindung persönlicher Würde mit der allgemeinen Verbrüderung" erklärt, so ist dies doch nur eine klirrende Frase. Es klirrt auch die Behauptung, daß die „endgültige" Religion alle früheren Religionen zusammenfassen soll; ein Haufen von Wahnhypothesen wäre als Culturgut nicht brauchbar. Die höchste menschliche Aufgabe stellt er in die stete Unterordnung des Selbstgefühls unter das Gemeingefühl. Ein Mann der Wissenschaft wählt Gefühle nicht zur Grundlage der Sittlichkeit, am wenigsten das gegenstandslose „Gemeingefühl", für das es auch keine allgemeinen Nerven gibt.

Comte spricht von einer gemeinsamen Verfassung für das Abendland. Dieser Wunsch hängt sich an unmögliche Voraussetzungen. Man denke doch an den Standesdünkel der kleinen Nationen, durch den sie von der politischen Einsicht und sittlichen Anständigkeit immer wieder abgelenkt und verhindert werden, sich entweder an große Volksstaaten anzugliedern, um dort ihre Ideenhabe zu holen, oder in einen abendländischen Staatenbund mit einer gemeinsamen Verfassung einzutreten. Comte stand selbst im Joche einer hochentwickelten Stammesüberschätzung und nannte Frankreich den natürlichen Mittelpunct des Abendlandes, als ob die vereinigten Republiken Europas, die Comte vorschlägt, überhaupt einen Mittelpunct haben dürften.

Der französische Sociologe möchte allen abendländischen Völkern eine gemeinsame Erziehung geben, damit sie in die Lage kommen, sich in brüderlichen Empfindungen an die Brust zu sinken.

Comte weist stolz darauf hin, daß sich die „denkwürdigen" Kreuzzüge unleugbar unter französischer Leitung vollzogen, als ob es wirklich eine Ehre wäre, an der Spitze einer großen Thorheit einherzuschreiten. Er rühmt es, daß Frankreich der Hauptsitz der allgemeinen politischen und moralischen Entwicklung geworden sei. Nicht doch! Die religiöse Erziehung der Majorität der Franzosen macht sie ebenso wie ihr nationaler Ruhmesdünkel für die Rolle eines Vorvolks durchaus ungeeignet.

Da A. Comte der Menschheit ein Grand Être bewilligte, so ist er gegen das große Wesen so artig, für dessen Hofdienst einen Grand Prêtre anzustellen, der natürlich in Paris residiren müßte.

Seltsam mutet es an, wenn der gallische Filosof drei mächtige Bankiers an die Spitze jedes europäischen Staates gestellt sehen will, während der Oberpriester das Vorrecht besäße, alle Köpfe mit Weisheit zu versehen. Unterstützen sollen ihn dabei Priester, die allgemein gebildete Filosofen, Dichter und Ärzte zugleich sein sollten. Wären solche Priester in der Toga der Wissenschaftlichkeit möglich?

Über Comtes Idealstaat schweben überhaupt Weihrauchwolken. Mit Bedauern hört man seinen Antrag an, daß Duellanten und Selbstmörder außerhalb des Friedhofs zu bestatten wären, sowie daß jeder Staatsbürger täglich zwei Stunden lang beten soll; der Mann soll an Mutter, Gattin und Tochter seine Gebete richten und die Frau an Gatten und Sohn. Das Geschlecht gäbe bei Gebeten den Ausschlag.

Wenn der beklagenswerte A. Comte von der Kunst behauptet, daß sie „Filosofie und Politik vermittle“ und wenn er vom „Gehirn der Menschheit“ spricht, so zeigt sich darin deutlich sein Unvermögen, zweckgerechte Reformen für den Vernunftstaat zu empfehlen.

* * *

G. W. F. Hegel erklärte feierlich, daß nur die Monarchie die „sittliche Idee inhaltsvoll verwirklichen könne“. An welche Monarchien und an welchen sittlich idealen König hat er bei dieser Behauptung gedacht? Ein Monarch ist ja nur der veraltete Ausdruck für die politische Unmündigkeit einer staatsbürgerlichen Gesellschaft, die der Selbstherrschaft und Selbstverwaltung unfähig ist. In der Regel waren Monarchen nur Qual und Unglück ihrer Völker, weil es bei ihrer ethischen Verwahrlosung nicht anders sein konnte.

Hegel bemerkte allerdings, als er die ständische Monarchie für die beste Verfassungsform erklärt hatte, daß der König nur das Tüpfel auf dem I und jenes Individuum sei, das Ja sagt und den „Beschlüssen des Staates“ sein: „Ich will!“ vorsetzt. Der Staat ist keine Person, welche Beschlüsse faßt und der Kronenträger setzt berechtigten Wünschen der Staatsbürger häufig ein kräftiges „Ich will nicht!“ entgegen, was sich in der

Regel als gemeinschädlich erwiesen hat. Die gekrönten I-Tüpfelchen sind nicht so harmlos, wie es dem schwäbischen Filosofen vorkam.

Im Gegensatze zu Hegel behauptete A. Schopenhauer, daß der Staat keine ethischen sondern nur Sicherheitszwecke verfolge und mannigfache Schäden zu verhüten habe. Er übersah es, daß der Sicherheitszweck des Staates am besten durch das Festigen der sittlichen Gesinnung der Staatsbürger gefördert und daß diese in Staatsschulen aufgezüchtet werden könnte.

Daß einige unverstandene und ungeprüfte Schlagworte, blendend stilisirte Paradoxen, hinter denen die blanke Sinnlosigkeit steht, hinreichten, um einen Namen oft nennen zu lassen, bewies der Verfasser der „Filosofie der Offenbarung" Schelling. Ihm offenbarte sich der liebe Gott im Staate ebenso wie in der Weltgeschichte sehr deutlich. Er sah von staatlichen Mißständen ab und erkannte in der politischen Bewegung der Völker einen fortschreitenden Beweis vom Dasein Gottes. Man kann dies nur dann behaupten, wenn man die entsetzlichen Völkerschicksale gänzlich ignorirt, welche elenden Rechtsverunglimpfungen im Staate zu danken waren. Es war eigentlich eine Gotteslästerung, als Schelling in allem, was Staaten und Völker betraf, die geschickt redigirende Hand Gottes erblickt hatte. Schelling, der seinen fantastischen Einfällen gern den Filosofenmantel umthat, meinte auch, die Staatengeschichte sei ein Gedicht, in welchem die Spielenden zugleich auch Dichter wären. Nun, die Epopöe der Völkergeschichte macht deren Verfassern wenig Ehre. Sie ist eine elende Stümperarbeit und wenige Episoden sind darin erquicklich.

Klar und kühn sprach sich jedoch Fichte über den Zweck des Staates aus. Der Gott der Theologie habe im Vernunftstaate nichts zu suchen; er könne höchstens mangelhaften Polizeianstalten nachhelfen. Ein jeder Staat, kann man entgegnen, der seinen Bestand vom Dasein Gottes abhängig macht und zu zerfallen fürchtet, wenn der Gottesglaube in den Herzen der Staatsbürger nicht mehr fortwuchert, ist des Zerfalles allerdings wert. Man soll, meinte Fichte, nicht feig und träg — unwürdige politische Vorurteile aufrechthalten, sondern soll jeden unvollkommenen Staat rasch und entschieden dem Vernunftstaate an-

nähern. Jene Staatseinrichtung ist zweckmäßig, wenn sie das Fortschreiten zum Besseren nicht unmöglich macht, während jene Einrichtung völlig unzweckmäßig ist, welche dem Zweck widerspricht. Also ist zu erkennen, wie es jetzt ist. Bismarck wurde [illegible] [illegible] wenn er das Parlament nicht [illegible] Schätzung [illegible] Wort [illegible] Staatsmänner [illegible] hat.

Leider hat auch Frantz [illegible] Schöpfer [illegible] Gesetze des [illegible] Parlamentarismus — in der britischen Welt das [illegible] Gottes gemacht, „der sein Gesetz in sich hat und [illegible] [illegible] nach und nach dem [illegible] Gesetz offenbart“. Wenn das Stimmrecht einem Tyrannen vom Schlage Napoleons III. [illegible] unmündiges Volk auf die [illegible] der [illegible] nicht Gesetze über Staatsverfassung [illegible] sich [illegible]

Die englischen Denker haben in den letzten drei Jahrhunderten über Stellung und Aufgabe des Menschen vernünftiger gedacht als die genannten deutschen Philosophen mit Ausnahme Fichtes. Sie sahen die höchste Staatsgewalt beim Parlament* und sprachen dem Parlament und Volk das Recht zu, den König zu richten. So schrieb [illegible] „Verfassung Englands“ und [illegible] zu verurteilen, die es versuchen wollten, unbeschränkte Macht zu erheben. Der Rechtsstaat müsse Recht und Gerechtigkeit mit allen Mitteln gegen Jedermann, auch gegen den König schützen.

John Stuart Mill kam zwar in seiner Ethik über die unfruchtbaren Gedanken der Nützlichkeit und Glückseligkeit nicht hinaus, allein in seinen politischen Ansichten traf er doch oft das Richtige. Wie vernünftig denkt er über die Gesellschaftsrechte der Frauen und über die „kollektive Mittelmäßigkeit“, die aus der Staatsmacht auszuschalten wäre, weil ja alles Gute und Edle von einzelnen hervorragenden Menschen herstamme. Alles, was diese verlangen können, sei die völlige Freiheit, neue Ideen zu äußern. Die Freiheit bilde die nie versiegende Quelle des Fortschritts.

Einen neuen fruchtbaren Gedanken enthält auch die Äußerung Mills, das Parlament sei zur Ausarbeitung von Gesetzen

* Der Staatsmann Disraeli bemerkte in einer Rede: „Das Haus der Gemeinen ist der Staat. Das Oberhaus ist ein bloßer Registraturbo[illegible]“

ungeeignet. Ausschüsse von Sachverständigen würden besser dazu taugen. Nur sanft rüttelte Mill an den Fesseln der Religion. Er meinte, Gott sei zwar gut, aber nicht allmächtig, weil das Treiben der Natur das Gepräge des Terrorismus und der Ungerechtigkeit trage. Für einen Engländer ist dies ein sehr kühner Gedanke. Dafür beschimpften die Hochkirchler den „großen Ungläubigen" in's Grab hinein und freuten sich, daß sein Tod für Niemanden einen Verlust bedeute. Immer und überall gemein und bornirt, diese in Gott Ersterbenden!

Ist die Religion eine Kindheitsform kritiklosen Fantasiedenkens, so kann man mit Herbert Spencer die Monarchie die Kindheitsform des Staates nennen. Ein schlichter treffender Ausspruch, während die Bemerkung Spinozas, die Monarchie sei eine Aristokratie des Beamtentums, bestritten werden kann. Maine und Rénan verbeugen sich vor den heroischen Thaten der Alleinherrschaft und nennen deren Geschichte eine Aristokratin. Die Annalen der Völkerqualen verzeichnen fürwahr sehr wenig vornehme Thaten, aber sehr viele plebejische Ausschreitungen cäsaristischen Größenwahns.

Unser Rechtsleben weist auch wenig aristokratische Züge auf. In modernen Parlamenten sollten die Auserlesenen des Volkes sitzen; allein wie wenig Aristokraten der Gesinnung, wie wenig würdige Vertreter vielseitiger Bildung und feiner Sitte glänzen darin! Wo bleibt in unseren Volksvertretungen der stolze Unabhängigkeitssinn, der im Herrscher nur ein ausführendes Organ der von Staatsbürgern aufgestellten Gesetze, den ersten Diener des Volkes erblickt?

Man schämt sich, Staatsbürger zu sein, wenn der Vorsitzende in der Abgeordnetenkammer lakaienhaft das Einbeziehen der Krone in die Debatte verbietet und wenn ihm kein Volksvertreter zuruft: Die Krone, die sich unberufen und unberechtigt in die Politik einmischt, provocirt die Kritik der Abgeordneten und muß sie gelassen hinnehmen.

Das träfe nur ein Parlament, in welchem gebildete Männer von steifem Rückgrat sitzen, nicht ein solches, dem der Staatsanwalt ungestraft mit der Klage der Majestätsbeleidigung für jene Mitglieder drohen darf, die nicht ein bedientenhaftes: Hurrah! schreien wollten.

Ein gesundes Volksrecht spricht die französische Verfassung vom J. 1793 aus, die den Aufstand gegen eine Regierung, welche politische Interessen verletzt, für ein heiliges Recht, ja für eine unerläßliche Pflicht der Nation und jedes Teils derselben erklärt. Wenn deutsche Hochschullehrer wie Paulsen das Recht des Widerstandes ebenfalls auf den Schild heben, so ist dies aller Ehren wert. Man kann auf dieses kostbare Recht nicht oft und nachdrucksvoll genug hinweisen.

Nichts bedenklicher, als Geschichtsfilosofen, die paradoxe politische Behauptungen als unanfechtbare Wahrsätze hinstellen. So ist es eine unhaltbare Meinung, daß die „gealterten Germanen durch die herangewachsenen Slaven abgelöst werden müssen". Ein Volk wie das deutsche bleibt durch seine Culturthaten jugendkräftig und hat es nicht nötig, sich „ablösen" zu lassen, weil dies an sich ein Unding ist.

Ein anderer ungereimter Orakelspruch behauptet, daß mit der wachsenden Bevölkerung auch die Civilisation wachse. Das dünn bewohnte Norwegen rühmt sich einer kern- und ehrenfesten Bevölkerung, während das dichtbevölkerte Süditalien sittlich verkommene Bewohner aufweist, von der Pöbelmenge großer Städte zu schweigen. Allein auch die Behauptung, daß die Cultur mit der Bevölkerung nicht wachse, kann bestritten werden; die mit der Bewohnerschaft Deutschlands gleichzeitig wachsende Cultur beweist es.

Unhaltbar ist schließlich die Ansicht, daß sich auch religionskranke Völker zum Besseren entwickeln. Sie bleiben im besten Falle auf derselben Stufe sittlicher Zurückgebliebenheit und Unwissenheit. Nur der Idealstaat fördert die ungehemmte Entwickelung wahrheitsgerechter Überzeugungen und sittlich edler Charaktere.

———

XX. Cultur und Sprache.

Die Sprache hat als Ausdrucksform von Gedanken zumal bei großen Völkern einen hohen Wert, weil sie, von der Schrift unterstützt, das von Menschen der Auslese Geschaffene dem Gemeinbesitz der Literatur einverleibt. Durch das Schrifttum hebt sich der Wert einer Sprache, weil sich in ihr die Gedankenhabe eine Volkes birgt. Erst mit einem wertvollen Schrifttum tritt die Sprache in den Dienst der Cultur ein. Umschließt doch die Cultur nicht blos alle Erfindungen technischer Art, nicht blos Gestaltungen wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Ordnung, sondern auch Werke der Poesie, Erwerbungen des Wissens, Satzungen ethischer Lebenshaltung und Festlegungen politischer Rechte.

Wo die Sprache ethischen und Bildungszwecken nicht dienstbar ist, wie bei Naturvölkern, da reicht ihr Wert nicht weit. Lebhafte Kinder schaffen sich eigene Worte, um ihre Wünsche mitzuteilen. Bei vorgeschrittenem Verstande geben sie ihre Eigensprache auf, vergessen sie und schließen sich der Sprache ihrer Umgebung an, die ihnen an Einsicht überlegen ist.

Schon Kinder geben also einen Sonderbehelf der Mitteilung preis, wenn ihnen eine Gemeinsprache zu Gebote gestellt wird, die sie in allem fördert.

So viel ist sicher, daß die Sprachen kleiner Volksstämme nur einen Formwert besitzen. Mehreren davon hat die Sprache nicht dazu verholfen, sich über den Nullpunkt der Gesittung zu erheben, weil sie von Natur aus stumpfsinnig sind. Man muß sie aus der Reihe der bildungsfähigen Naturvölker ausschalten.

Wollte man begabtere Völker des Naturzustandes auf eine höhere Stufe der Intelligenz stellen, so wäre dies nur durch An-

lehnung an eine Culturſprache und durch Preisgabe ihres Idioms möglich, das von Schwärmern ja immerhin als eine koſtbare Mumie verehrt werden könnte.

Wirtſchaftliche Vorteile wären es in erſter Linie, welche es den Malayen, Negern und Indianern nahelegen könnten, ihre vielen Sonderſprachen aufzugeben und ſich die Sprache eines großen Culturvolkes anzueignen, um ſich ſelbſt auf eine höhere Stufe der Geſittung zu ſchwingen.

Das Preisgeben von Sprachen, welche unvermögend waren, die Wege auch zur primitivſten Cultur zu ebnen, wäre nur ein Beweis der Einſicht, daß Erkenntnißwerte ein höher einzuſchätzender Beſitz ſind, denn ein für enge Bezirke berechnetes Idiom. Der Abfall von der Eigenſprache, die keinen literariſchen Wert aufweiſt, iſt kein verächtliches Renegatentum, ſondern ein ehrenwerter Schritt. Das Aufgeben der kleinen Sonderſprachen dürfte dereinſt der Feldruf jener Volksſtämme werden, die auf der Culturtreppe hinanſteigen wollen.

An der Erhaltung kleiner afrikaniſcher Idiome liegt in der That gar nichts. Auch ariſche Zwergvölker könnten im Intereſſe ihrer Geſittung ohne Schmerz ihre literaturloſe Sprache und damit ihre nationale Selbſtverliebtheit preisgeben. Welcher Gewinn läge darin, ſich an ein großes gebildetes Volk anzulehnen und deſſen Ideengüter aufzunehmen!

Die Sprache iſt ſozuſagen dann ein Unglück, wenn durch ſie nur die Roheit und Unwiſſenheit eines Volksſtammes erhalten oder gar vermehrt wird. Die Roheit tritt dann beſonders grell auf, wenn ein kleiner Volksſtamm mit großem Eigendünkel ſich vermißt, verſprengten Teilen eines Culturvolkes aus politiſchem Aberwitz und aus nationaler Herrſchſucht ſeine Sprache aufzuzwingen. Bei ſolchen gerngroßen Culturzwergen ſchießt auch der Raſſenhaß gern in die Halme. Dieſer iſt bei civiliſirten Völkern gar nicht möglich, weil ſie ihre literariſchen Schöpfungen und wiſſenſchaftlichen Erwerbungen wechſelſeitig ſchätzen.

Die Raſſenabneigung iſt ein Culturhemmniß ohne Gleichen, weil ſie alle ethiſchen Werte zurückweiſt, die von anderen höher ſtehenden Nationen geſchätzt werden. Verbindet ſie ſich mit der Bemühung einem anderen Volke die eigene Sprache aufzuzwingen, ſo iſt dies eine Miſſethat, welcher nur Unſagen entſpringen kann.

Anders stand es bei kleinen Völkern, die sich an die Sprachen großer Nationen mit der Absicht freiwillig anschlossen, um an deren Ideenwohlstand teilzunehmen.

Die von den Römern unterjochten Provinzbewohner nahmen die lateinische Sprache willig an und tauschten gegen ihr Idiom die römischen Culturformen ein. Das war ein Gewinn.

Die Kelten, Etrusker, Elbeslaven, Wenden und andere Stämme setzten ihre Sprachen gegen die anderer einflußreicher Völker um und empfanden dies nicht als einen Verlust oder gar als ein Unglück. In manchem Gau Mitteleuropas wohnen culturstolze Deutsche, deren Voreltern slavisch gesprochen haben. Sie gaben vor Jahrhunderten ihre Sprache ohne Zwang gern hin, um Culturgüter dagegen einzutauschen. Dieser Aufsaugungsproceß war von segensreichen Folgen begleitet, weil er sich natürlich entwickelt hat.

* * *

Zu beklagen ist ein Volk, das nicht höhere Ziele und Werte kennt, als seine Sprache, und diese über Bildung, Freiheit und internationales Wohlwollen stellt. Wenn ein solcher Volksstamm es nicht als ein Glück schätzt, sich an eine große gebildete Nation anlehnen und sich durch diese veredeln zu können, wenn er sich sogar aus roher Herrschgier zu Gewaltthaten hinreißen läßt, indem er Leben und Eigentum eines hochcivilisirten Nachbarvolkes in Frage stellt, so hat er eigentlich das Recht der Sonderexistenz und der Selbsterziehung verwirkt. Was liegt an der Sprache eines solchen widerborstigen Volksstammes? Sie darf nicht den Vorwand zum Demoliren wissenschaftlicher Anstalten, zum Plündern und Totschlagen liefern, wozu 1897 in Böhmen der Größenwahn der Czechen den Anreiz gegeben hat.

Solche ungeberdige Volksstämme sollte man mit deren eigenen Methoden eines Besseren belehren. Die Czechen trugen die Gewalt in's Parlament und jubelten in ihrer politischen Zurückgebliebenheit mit den Polen jener Brutalität zu, welche einer gehaßten Culturnation an den Leib rückte. Was könnten Völker, die aus ihrem Sprachendünkel heraus gewaltsam czechisiren, magyarisiren und slovenisiren wollen und ihre Zunge gegen Bildungswerte trotzig ausstrecken, gegen jene Logik einwenden,

die Gleiches mit Gleichem wettmachen und sie mit Gewalt germanisiren würde?

Man wird es nicht thun, allein bejammernswert sind Sprachenpolitiker, die einer Form wegen und das ist doch die Sprache, alle idealen Lebensgüter in die Schanze schlagen. Es zeugt nicht von europäischer Gesittung, wenn man sich als Politiker asiatisch gibt.

Mit den Deutschen gleichberechtigt wollen die Czechen sein? Gleiche Rechte nur bei gleichem Bildungsstreben und bei derselben politischen Ehrenhaftigkeit! Man ist politisch unehrlich, wenn man sich bemüht, eine Verfassung samt dem Parlament in die Luft zu sprengen, alles aus Gründen sprachlicher Oberherrschaft und politischer Albernheiten.

Ist die Vielheit der Sprachen überhaupt ein Unglück, so ist auch die Existenz kleiner Volksstämme zumal dann ein Unheil, wenn sich bei ihnen alle Symptome krankhaften Größenwahns, ja der nationalen Tobsucht äußern. Die Gewalt, die sie anrufen und anwenden, werden sie auch einmal im Nacken spüren, bis man sie nötigen wird, mit Culturvölkern gleichen Schritt zu halten. Im Grunde genommen liegt nichts an dem Fortbestande von Sprachen, in deren Literatur nicht Gedankenwerte vorhanden sind, die das eigene Volk ethisch nobilisiren könnten.

An nationaler Anmaßung kranke Völker kennen keine internationalen Rücksichten und keine Freude am politischen Fortschreiten. Sie widerlegen beredt die sentimentalen Wünsche der Schwärmer „für die großen Ziele allgemeiner Menschen- und Völkerverbrüderung“.

Die Gleichberechtigung der Völker in einem vielsprachigen Reiche, wie es Oesterreich-Ungarn ist, muß als Sinnlosigkeit bezeichnet werden. Slavische, finnische oder romanische Sprachen, die nur von einer geringen Menschenzahl gesprochen werden, können doch nicht den Vergleich mit einer Sprache aushalten, die von fünfzig Millionen Menschen geredet wird und die eine reiche Literatur aufweist? Der Kleine und Beschränkte darf sich doch nicht neben den Großen und in der Bildung Vorgeschrittenen stellen und protzig rufen: Wir zwei sind gleichberechtigt.

Gesetze, welche für sprachliche Gleichberechtigung Bürgschaften anbieten, sind vernunftlos. Auch da wäre die beste Gesetzgebung

jene, welche schlechte Rechtsbestimmungen aufhebt. Bildungsgüter sind mehr wert als die Grammatik eines kleinen culturfeindlichen Volkes.

Die Sprache hat nur dann einen unveräußerlichen Wert, wenn sie die Wege zu einem reichen Erkenntnißbesitze weist. Wenn sie dies nicht vermag, so gewinnt sie das Recht zum Selbstmord.

So wären die Slovenen Oesterreichs, die eine Million Seelen stark sind, wohlberaten, wenn sie ihre Volkslieder und ihre Sprichwörter, den einzigen literarischen Eigenwuchs ihres Stammes, in's Deutsche übertragen ließen und dann feierlich erklären würden: Wir wollen aus Culturgründen Deutsche werden!

So viel über die Beziehungen von Cultur und Sprache. Glücklich jene Völker, deren Schrifttum einen reichen Gedankenschatz umschließt und die gerade deshalb in ihrer Sprache ein nationales Kleinod, einen Hort der Bildung verehren dürfen.

XXI. Zwang im Ideendienste.

Mehr Wissen und mehr Wohlwollen, damit es mehr vollständige Menschen gebe, die sich selbst den Ideendienst aufzwingen und sich zu Führern der Menge eignen! Die bisherigen unberufenen, aber von Gott gesalbten Leiter der Volksmassen haben, wie dargelegt wurde, ihre Aufgabe unerfüllt gelassen. Die anmaßende Unwissenheit und Herzlosigkeit standen auf den Zinnen der Volksgemeinschaften und spielten dort eine klägliche geschichtliche Rolle.

Die geistlichen und weltlichen Volkshirten wollen von ihrem Machtcapital hohe Zinsen beziehen und unterstützen deshalb die Gedanken- und Sittenlosigkeit. Geschäftskluge Priester, Edelleute und Herrscher hätten aus dem Dummheitsvermögen der Menge nicht hohe Prozente herausgeschlagen, wenn diese Habe nicht feste Grundlagen besessen hätte.

Die Unthätigen, aber Klugen der Gesellschaft verfügten über Macht, Recht und Gut, während die große arbeitende Masse macht-, recht- und besitzlos war. Böse Eigenschaften oben und unten; oben Ausbeutung durch sittenlose Herrn, unten stumpfsinnige Knechte.

Heute steht es unten allerdings besser. Der Stumpfsinn der Knechte weicht, weil sie die Führung der Lehrenden gern gelten lassen. Nur die Halbmenschen auf den obersten Terrassen lernen wenig. Dort müssen die Hebel des Zwanges im Bildungsdienste zuerst einsetzen. Die Macht- und Herrschgierigen glauben auch noch am meisten. Versuche, sich durch Lebenswerte durchzudenken, werden in den Kreisen nicht gemacht, die das Lernen bisher in der Regel grundsätzlich zurückwiesen.

Priester sahen bei ihren Bemühungen, die Welt zu verstehen, am Rande derselben Götter sitzen, ihre Ernährer. Sie erklärten nun flugs den Glauben an Gott für die wichtigste Tugend, weil Gottlosigkeit für sie Hunger bedeutete. Naturschlichte Menschen kümmerten sich nicht darum, ob die geistlichen Antworten auf die Fragen über das Unbegriffene die Wahrheit berühren oder nicht. Ein schimmernder Fantasiebescheid genügte ihnen als Antwort. Die Genügsamkeit der urteilsunfähigen Glaubensherde, die leider in allen Schichten der Bevölkerung heute noch blökt, ist das wichtigste Hemmniß für das Eindringen der Menge in das Verständniß der ethischen Lebensleitung. Deshalb müßte zuerst das jenseitige Wirrsal von den Vorstellungsflächen der Menge verschwinden und die Priester müßten dem Jenseits, der Urdomäne ihrer Mißverständnisse, folgen. Da gäbe es nichts zu verbessern, weil alle sachlichen Unterlagen fehlen.

Bisher hat die Beschäftigung mit Gott und mit religiösen Angelegenheiten die Völker in der Bildung und Gesittung nicht weit gebracht, was sich besonders beredt bei jenen Volksstämmen zeigt, die nur Christen sind und von Einflüssen der Wissenschaft nicht berührt wurden. Es wird auch ohne die Herrschaften im christlichen Niflheim vortrefflich gehen. Man versuche es nur. Kinder, denen man die Geheimnisse des Katechismus vorenthalten hat, befinden sich bei ihrem Atheismus ausgezeichnet und eignen sich, vernünftig erzogen, sittlich edle Grundsätze an, die für eine anständige Lebensführung vollständig auslangen.

Es wurde dargethan, welche Frevel Religionen entsprungen sind. Ein wohlthätiger Einfluß des Gottesgedankens hat sich nirgends und niemals gezeigt. Man ziehe denn wohlgemuth die zwingende Schlußfolgerung. Das wäre eine Hauptthat im Zwange des Ideendienstes.

Das Beseitigen des himmlischen Nebelheims würde die Wege der zweiten Hauptform der Nötigung zum Ideendienste, den Zwang zum Lernen und Erwerben lebenswichtiger Kenntnisse freibringen. Dieser Nötigung kann man umso williger folgen, als damit die Bedingungen wahren Lebensglücks gegeben sind. Das Bekanntwerden mit Naturdingen, mit den edelsten Schöpfungen der Poesie, Kunst und Wissenschaft schließt hohe

Genüsse ein. Die Gesetze der auf Menschliches gestellten Sittlichkeit zu befolgen, wird leichter und freudenreicher sein, als das Hinstarren auf jenseitige Nichtigkeiten, bei denen das Übersinnliche mit dem Sinnlichen toll herumwalzt.

* * *

Es gab immer edle Männer, denen es eine Herzenssache war, die träge dahindämmernde Menge aus ihrem Sumpfdasein herauszuführen. Sie suchten die Menge über die Voraussetzungen ihres Lebensglücks zu belehren, wurden jedoch, wie man aus der Geschichte der Ketzer und Hochverräter weiß, von Machthabern gewöhnlich niedergeschlagen. Jetzt ist es besser. Arbeiter suchen sich zu bilden und wissen oft mehr, als jene Junker, die hoffärtig auf sie herabsehen. In England regt sich bei Arbeitern das Interesse für das Erwerben von Erkenntnißwerten. Oben ist jedoch der Drang nach Bildung noch nicht allgemein bemerkbar.

Es wäre denn ein herrlicher Einfall, wenn in einem Parlamente der Gesetzentwurf eingebracht würde, daß alle Prinzen eines Herrscherhauses nicht blos eine politische und wirtschaftliche, sondern auch eine allgemeine Bildung sich erwerben müssen, damit sie die Pflichten ihrer staatlichen Stellung erfolgreich erfüllen können. Jenes Herrscherhaus würde sich sehr beliebt machen, das zu dem Einbringen eines solchen Gesetzentwurfes selbst die Anregung böte. Darin würde sich die Ansicht aussprechen, daß nur gebildete Herrscher thronwürdig sind, da ungebildete Autokraten immer das Unglück ihrer Völker waren.

Noch entschiedener würde die Achtung einer Nation jener Herrscher verdienen, der den Lern- und Bildungszwang als die wichtigste Staatssache behandeln würde. Die alljährlich stattfindenden Versammlungen, zu denen alle Culturvölker Männer der Wissenschaft zu gemeinsamen Beratungen abordnen, festigen das Bewußtsein, daß durch die Gedankenarbeit aller Nationen Ideengüter gewonnen werden, die allen Gebildeten zu Statten kommen. Die Wissenschaft darf sich nicht um nationale Eifersüchteleien kümmern, weil sie allen Völkern eine parteilose Segenspenderin ist. Fände sich nur ein wohlwollender Fürst von nor-

maler Bildung, der mit Beihilfe hervorragender Vertreter der Wissenschaft eine kluge Unterrichtsordnung für alle Schichten der Bevölkerung aufstellen ließe, so wäre er des Dankes seines Volkes sicher. Wenn sich an eine vernünftig abgestufte Unterrichtsordnung der Lernzwang für alle Klassen der Gesellschaft anschlösse, so wäre damit eine große Culturthat vollzogen.

Es käme allen jenen, deren bequeme Besitzverhältnisse sie vom Erwerben von Bildungswerten abhielt, sehr zu Statten, wenn sie sich von ihrer Viertelmenschlichkeit zur vollen Menschenwürde durch den Lernzwang erhöben. Sie würden die Hand segnen, die sie mit sanfter Gewalt zu den Genüssen des Wissens und Verstehens aller Lebenswerte hinanführte.

Der Zwang im Wissensdienste würde die naturträgen Menschenquallen in bessere Lebensverhältnisse hineinnötigen. Die Besserunterrichteten würden die falsche Glücksmethode leicht vermissen, durch welche jenseitige Schattenspiele der Leichtgläubigkeit vorgegaukelt werden.

Das Nötigen zum fruchtbaren Lernen wäre ein Stück sittlicher Politik jener Volksfreunde, die auch mit dem Herzen denken. Das Aufblühen der Volksvernunft wird nur langsam vor sich gehen, da die alten Erbthorheiten zu tief wurzeln; allein der Zwang im Ideendienste wäre der erfolgreichste Schritt auf dem Wege zum Idealstaate.

Bei der Bethätigung jenes wohlwollenden Gemeinsinns, der im Gedeihen aller anderen auch das eigentliche Lebensbehagen geborgen sieht, dürfte der Reichtum eine wichtige Rolle übernehmen. Das staatliche Gemeinwohl wird auch durch vernünftige Erbschaftsgesetze, welche das Übermaß des Besitzes in einer Hand verhindern und die Unebenheiten des Besitzes ausgleichen, wesentlich gefördert werden. . .

* * *

Daß der Weg zur politischen Freiheit nur durch den Zwang zum Erwerbe von Kenntnissen betreten wird, duldet keinen Zweifel. Was ist die Grundursache unserer gesellschaftlichen Jammerzustände? Die Unbildung der Herrschenden, die mit der Unfähigkeit verbunden ist, die Aufgaben einer vernünftigen

Regierung zu verstehen. Dieselbe Einsicht, welche den Volksschulzwang eingeführt hat, sollte den Lernzwang für alle Stände und Volksklassen in's Leben stellen. Wie festlich würde sich die öffentliche Prüfung eines Kronprinzen ausnehmen, der von den liberalsten Politikern und von den bedeutendsten Männern der Wissenschaft belehrt — den Beweis erbringen müßte, daß er für sein Herrscheramt hinreichend befähigt und vorbereitet sei.

Eine Wohlthat wäre es, wenn der Bildungszwang nicht vor Thronen stehen bliebe und eine wahre Volksfreude wäre es, wenn in der Zeit des Überganges zur Republik Herrscher sich vor allen sittlichen Imperativen verbeugen würden, die zu beachten ihr Amt befiehlt. Gebildete und wohlwollende Fürsten, mäßig besoldet, würden die Sehnsucht nach einer Republik dämpfen. Diese Sehnsucht entspringt ja nur der Belästigung eines Volkes durch einen ungebildeten, mit Gott coquettirenden, Willkürstreiche und Thorheiten des Größenwahns verübenden Fürsten.

Wie vorteilhaft würde sich im öffentlichen Leben der Adel geben, der mit dem vollständigen Rüstzeug der Bildung versehen wäre! Er stände schon wegen der Unabhängigkeit seiner gesellschaftlichen Stellung an der Spitze aller großen politischen, wirtschaftlichen und technischen Unternehmungen, während bisher der ungebildete Teil des Junkertums an der Spitze aller Verbohrtheiten einherschritt. Nur in einigen Sportformen leistete er Großes. Zwangsweise unterrichtet, würde er wert gefunden werden, sich der gebildeten Bürgerschaft anschließen zu dürfen.

Der gebildete Adel würde aufhören, in Parlamenten nur an seine Standesvorteile zu denken, weil er der Pflicht eines Volksvertreters bewußt würde, für die Wohlfahrt aller Staatsbürger zu sorgen. Die durch Zwang herbeigeführte bessere Erziehung der Junker würde deren menschliche Anständigkeit, die gründliche Verachtung ihrer früheren Hoffart und deren gesteigerte Erwerbsthätigkeit bedeuten.

Das Nötigen zum Gewinnen lebenswichtiger Kenntnisse würde auch den Wert der Arbeit und die Arbeitsteilung im Dienste der Sittlichkeit zur vollen Geltung bringen. Es würde das Zügeln der Selbstsucht und die Forderung der wohlwollenden Rücksicht für andere bedeuten.

Mit dem siegreichen Vordringen des Wissens und Wohlwollens würden auch die Beziehungen der Völker zu einander vernünftigere Formen gewinnen. Nur sittenrohe Völker begießen ihre Ehre mit Menschenblut und können verdiente Niederlagen nicht verwinden. Durch eine vernünftige Erziehung würden ganze Nationen ebenso wie einzelne Officiere über das Hohlwesen der Ehre besonnener denken als bisher.

Gebildete Soldaten wären ein Gewinn für die Gesellschaft und die Disciplin vornehmer Gesittung wäre anständiger als jene, welche in dummpedantischen Fällen das Schießen nach Staatsbürgern gestattet. Ein wohlerzogener und vernünftiger oberster Kriegsherr würde nur einer menschenwürdigen Soldatenzucht Rechnung tragen und das Militär unter den Schutz derselben Gesetze stellen, wie alle anderen Staatsbürger.

Absolute Soldatenherrn maßen sich an, den größeren Teil der Officiere zum Cölibat zu verurteilen; sie verlegen ihnen durch lästige Hindernisse die Wege zum Heiraten, statt es zu begünstigen, daß vermählte Officiere für die Mehrung der künftigen Wehrkraft lebhaft sorgen. Sinnlosigkeit und Unmenschlichkeit überall, wo der absolute Wille ungebildeter Herrscher waltete.

Statistiker nehmen an, daß wollhaarige Volksstämme in stetiger Abnahme begriffen seien, so daß nach zwei Jahrtausenden die letzten Neger nur in großen Spiritusflaschen zu sehen sein werden. Das ist eine Übertreibung. Allein die schlichthaarigen Mittelländer werden gewiß, wozu jetzt schon der Anfang gemacht wird, die Wohnstätten der wollhaarigen Stämme besiedeln und den Kampf gegen die mongolische Rasse hoffentlich mit Erfolg aufnehmen. Müssen es aber Vernichtungskämpfe sein, die zum Besten arischer Völker geführt werden? Können nicht auch Mongolen im Lernen und Wissen vorrücken und damit die Weissagung Darwins zu Schanden machen, daß Deutsche und Engländer in Zukunft die Erde beherrschen werden? Dazu sind die Engländer zu selbstbewußt, um die Weltherrschaft mit Jemandem zu teilen.

Man lasse sich doch nicht von Schlagworten im Banne halten. Die wachsende Bildung wird auch die Völkerbeziehungen vorteilhaft ändern und das dummdreiste und grausame Vergießen von Menschenblut, wenn nicht ganz verhindern, so doch vermindern.

Anständig erzogene Herrscher werden in Zukunft ihr Amt aus der Hand des Volkes empfangen und die Krone nicht mehr vom „Tische des Herrn" nehmen. Das vernunftmündige Volk wird sich selbst zur Lebenstafel setzen und wird an dieser nur einen vollständig unterrichteten Vorsitzenden und keinen bloßen Abstämmling dulden, der sich dem Zwange des Lernens nicht untergeordnet hat.

Nach dem Sittencodex vernünftig denkender Völker, der von allen religiösen Einflüssen freibleibt, werden jene Machtvicare außer Curs kommen, die sich nur auf ihre Geburt und auf Gottes besondere Gnade berufen, weil sie für ihr Amt gänzlich unvorbereitet sind. Die Macht des Wissens und Erkennens wird den Völkern die Gestaltung ihrer Schicksale in die Hand legen.

- - - -

XXII. Die Arbeiter und der Vernunftstaat.

Vernünftige Staatsmänner horchen auf die Kundgebungen der Arbeiterpartei, weil diese unverhohlen ihre abfälligen Urteile über Mißstände im Rechtsleben aussprechen. Unkluge Regierungsleute verfolgen jedoch Personen, welche die sociale Frage auf der Lehrkanzel offen prüfen, weil sie die Socialisten ebenso wie das Besprechen ihrer Absichten für staatsgefährlich halten. Gewiß finden sich in den Programmen der Socialisten neben berechtigten Wünschen auch Mißgriffe und Denktrübungen. Wirklich gefährlich sind jedoch vor allem die Partei der Jenseitigen und die Feudalen, die von den Trägern der Staatsmacht mit großer Zärtlichkeit behandelt werden.

Prüft man nun die Ursachen, welche den Zusammenschluß der Arbeiterschaft zu einer großen Partei veranlaßt haben, so muß man vor allem an die Bedrückungen und Ausbeutungen denken, denen der vierte Stand seit jeher ausgesetzt war und an die Unmenschlichkeit, mit welcher die Arbeiter bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts herab behandelt wurden. Sie waren im guten Rechte, sich diese Behandlung zu verbitten.

Kein Wort darüber, daß die Arbeiter alle Rechte beanspruchen dürfen, welche die Humanität zu fordern und zu bewilligen gebietet. Den Arbeitern leuchtete auch der Wert jenes vernünftigen Unterrichtes ein, der ihr die Welt vorstellt, wie sie ist. Dieses Lebensrecht haben die Kirche und der absolute Staat confiscirt; sie sind schuld daran, daß sich die Arbeiterschaft gegen diese Beschlagnahme auflehnt, daß sie in der Einsicht zurückgeblieben ist und manche Programmthorheit aufbringt, um, wie sie meint, ihr Dasein bequemer zu gestalten.

[illegible] werden darf [illegible] die Eltern dazu.

[illegible] daß die Jenseitspolitik nichts [illegible] sich von religiösen Irr-[illegible] als andere Volks-[illegible]. Sie läßt erwarten, daß die [illegible] sich auch von anderen [illegible] wechselnden Programmen [illegible].

Die [illegible] daß ein besonnener, reli-[illegible] zum [illegible] ihrer Lebensinteressen [illegible] es die Arbeiterschaft der [illegible] zu [illegible], das Anschwellen des Klassen-[illegible] zu [illegible] die Oberherrschaft [illegible] zu [illegible] und die Anwendung von Gewalt zu [illegible]. [illegible] die Regenbogen des Jenseits aus dem [illegible] und der Mensch veredelt sich selbst zu-[illegible], [illegible] er im Leben sein einziges Heim, so wird er [illegible] würdigen.

Wenn ein Monarch Arbeitern drohte, er werde nach ihnen schießen lassen, so hat er damit ein tieferes Eindringen in die sociale Frage nicht beurkundet. Gewiß müssen jene Gruppen von Arbeitern, die aus thörichtem Hasse gegen den Kapitalismus sich anschicken, Fabriken zu zerstören, Bergwerke zu verschütten und Arbeiter zu mißhandeln, die sich einem Ausstande nicht anschließen, mit Gewalt von ihrem Vorhaben abgehalten werden. Allein nach wirtschaftlichen Ideen schießt man nicht, auch wenn sie Irrtümer enthalten. Welche Volksschichte ist nicht von Irrsalen durchsetzt? Je höher hinauf, desto tiefer greifen die Ansteckungen des Fehldenkens.

Man wirft den Socialisten Klassendünkel vor, da sie sich anmaßen, den Staat auf eine gesunde Grundlage stellen zu wollen. In der That sind sie, die zum Lernen wenig Zeit haben, zum Umbilden der Rechtsgrundsätze eines Idealstaates nicht geeignet. Für die Mitarbeit werden sie als Machtfactor willkommen sein, zu alleinigen Leitern vernünftiger Neuerungen sind sie untauglich. Das Leiten müssen sie schon kenntnißreicheren Männern überlassen. Nur die Besten und Einsichtsvollsten, welche den

Interessen aller Volksklassen verständige Teilnahme entgegenbringen, eignen sich zu jener Reformarbeit, welche weitere Kreise umspannen muß, als die von Arbeiterprogrammen abgesteckten.

Im Vordergrund dieser Programme stehen immer nur die Dauer und die Entlohnung der Arbeit; auch wird darin nach der Leistung die Art und Größe der Nahrungsportion bestimmt. Kopfarbeiter lieben aber nicht die uniformirte Arbeit; sie wollen den Wetteifer der Kräfte und Talente entfesselt und anerkannt sehen.

Die Gebildeten würden sich nicht von der Masse der weniger Belehrten führen lassen und die Anmaßungen der Arbeitermenge ebenso wenig dulden als die verwitterten Vorrechte der Feudaldummen. Die von unten hinauf wirkende Herrschaft der Menge wäre ebenso unerträglich wie der Machtmißbrauch der Autokraten. Eine Klassenherrschaft dürfte es überhaupt nicht im Vernunftstaate geben, in dem nur die Einsicht und die Erfahrung der Besten eines Volkes die Zügel halten müßten.

Die Frage des Herrschens stände in einem Vernunftstaate nicht mehr zur Discussion. Im Idealstaate dürfte keine einzelne Person oder Volksschichte, sondern nur das Gesetz, in dem die Volksvernunft leuchtet, und der opferwillige Gemeinsinn herrschen. Es würden darin nicht etwa die Arbeiter, wie es einige Schwärmer unter ihnen wünschen, die erste Rolle spielen, sondern sie müßten sich allen anderen Volksgruppen bescheiden anreihen; denn der Vernunftstaat begehrt die freie Bewegung und den gleichen Rechtsgenuß aller Bürger, in deren Dienst die Verwalter volksherrlichen Willens, die Beamten, stehen. Diese würden sich für die Futterportion höflichst bedanken, die ihnen der Arbeiterstaat nach Maßgabe ihrer Kanzleileistung überreichen möchte.

Der Dienst eines Beamten ist aber auch nicht, wie man heute glaubt: kaiserlich, königlich oder großherzoglich, sondern staatsbürgerlich; denn die Bürger sind es, welche die Civilliste des Regenten ebenso bezahlen wie die Bezüge der Beamten und Soldaten, die gar keinen Grund haben, für „ihren" König ganz besonders zu sterben.

Es gibt Politiker, die es aufrichtig wünschen, daß sich die Monarchie mit der Volksfreiheit vereinige. Diese eheliche Verbindung wäre für manches Volk vorteilhaft; allein das Talent der Fürsten, dem Volke die eheliche Treue zu halten, ist bisher

immer unentwickelt geblieben. Deshalb muß man jede Partei begrüßen, welche an den Ausbau des Rechtsstaates lebhaft denkt.

* * *

Arbeiter, denen eine gründliche Bildung und klare Einsicht in die Grundlagen eines Rechtsstaates fehlt, sind in bezug auf Menschenwert jenen Staatslenkern nahe verwandt, welche dieselben Gebrechen aufweisen und die in ihrer Bildungs- und Einsichtslosigkeit die Socialdemokraten auch deshalb hassen, weil sie dem Geßlerhut den Gruß versagen. Es ist aber ein menschlicher Vorzug der Socialisten, daß sie vor machtberauschten Autokraten stramm den Rücken halten und den würdelosen Formen des Byzantinismus die Achtung weigern.

Die Socialisten stellen allerdings in ihren Programmen Forderungen auf, die mitunter mehr kühn als klug sind, allein sie werfen wichtige Fragen in die Debatte, die ernster Erwägung wert erscheinen. Vergleicht man sie mit jenen Parteien, welche blaue Himmelspolitik treiben, in Parlamenten nur persönliche und Standesinteressen vertreten, oder mit jenen Barbaren, die in ihrer Unbildung so tief stehen, daß sie alles aus dem Sehwinkel des Judenhasses heraus beurteilen, so muß man zugeben, daß Socialisten trotz ihrer Irrtümer — über diesen zurückgebliebenen und unverbesserlichen Parteien stehen.

Die Arbeiterschaaren können in Zukunft als Soldaten im Kampfe für die Volksfreiheit wertvolle Bundesgenossen der Fortschrittspartei werden, vorausgesetzt, daß sie ihre Irrtümer einsehen und berichtigen. Diese offen zu beurteilen, kann ihnen nur Nutzen bringen. Sich mit der Gedankendödniß der Altarherrn und mit den Rückständigkeiten des Junkertums kritisch abzugeben, verspräche nicht denselben Vorteil.

Die Socialisten müßten nicht nur Programmthorheiten ablehnen sondern auch Charakterfehler ablegen. Sie verurteilen jenen Dünkel, der Majoratswiegen entwächst und aus Weihrauchwolken heraustritt und doch haftet auch ihnen dieses Gebrechen an. Indem sie sich stolz die rote Fahne vorantragen lassen, nehmen sie an, daß nur sie berufen seien, den Vernunftstaat aufzurichten. Vorwürfe, Beschimpfungen und Thorheiten wären

jedoch allzu lockere Fundamente für einen Neustaat; — durch Entladungen der Selbstüberhebung würde das Volk der „kapitalistischen Hölle“ und dem „Feudalstaat“ nicht entrissen werden.

Nichts wäre für einen staatlichen Neubau durch den Vorwurf gewonnen, daß der Kapitalismus sich die „freie Liebe“ auf der Straße und in Lustanstalten kaufe, während die freie Liebe der Socialdemokraten in deren Zukunftsstaate einen Herzensbund freier Menschen bedeute. Eine solche stilvolle Liebe ist bei gebildeten Ariern, auch bei anständigen Kapitalisten, schon lange im Schwange, abgesehen davon, daß auch Arbeiter sich von der Straße weg ihr Vergnügen holen.

Wozu überhaupt die Haß- und Hetzreden gegen den Kapitalismus, ohne welchen Arbeiter brotlos wären? Beim Redigiren von Arbeiterprogrammen sollte man Hohlworte über Bord werfen, Logik und Besonnenheit in die Hand nehmen, Ausbrüche des Hasses und Verdammens meiden, wenn man die Menschlichkeit der Mitlebenden anruft, und sollte volkswirtschaftliche Einsicht verwerten, um seine Eignung zum Mitreden bei der Aufrichtung einer neuen Gesellschaftsordnung zu erweisen.

Anderen Raubsucht vorzuwerfen und selbst den Heimfall aller Güter begehren, damit sie unter alle verteilt werden, zeigt keine volkswirtschaftliche Begabung und läßt die Fähigkeit der Socialisten bezweifeln, die Rolle von Lehr- und Zuchtmeistern in dem neuzuschaffenden Gemeinwesen zu übernehmen. Klug aber wäre es, wenn Socialisten bei den ihnen an Kenntnissen Überlegenen sich Belehrungen holen und bescheiden an deren Seite die Wege zum Vernunftstaate ausroden würden.

Börsenmänner schlechtweg Raubritter zu nennen, heißt die Geldwirtschaft nicht verstehen. Um Geldinteressen drehen sich bei der Lohnfrage die Bemühungen der Socialisten; warum so wenig um ideelle Ziele? —

Das Privatcapital soll aufhören und mit ihm alle Concurrenz, meinen Socialisten. Wie wäre es aber möglich, ein Collectivcapital ohne persönliche Beisteuern zu stande zu bringen?

Die Arbeit aller soll es möglich machen, daß der Ertrag derselben an alle verteilt werde. Dies könnte nur ein widerwärtiger Protokoll- und Schreiberstaat werden, der jedem Staatsbürger nur nach dem Werte der abgelieferten Arbeitsleistung bei

immer unentwickelt geblieben. Deshalb muß man jede Partei begrüßen, welche an den Ausbau des Rechtsstaates lebhaft denkt.

* * *

Arbeiter, denen eine gründliche Bildung und klare Einsicht in die Grundlagen eines Rechtsstaates fehlt, sind in bezug auf Menschenwert jenen Staatslenkern nahe verwandt, welche dieselben Gebrechen aufweisen und die in ihrer Bildungs- und Einsichtslosigkeit die Socialdemokraten auch deshalb hassen, weil sie dem Geßlerhut den Gruß versagen. Es ist aber ein menschlicher Vorzug der Socialisten, daß sie vor machtberauschten Autokraten stramm den Rücken halten und den würdelosen Formen des Byzantinismus die Achtung weigern.

Die Socialisten stellen allerdings in ihren Programmen Forderungen auf, die mitunter mehr kühn als klug sind, allein sie werfen wichtige Fragen in die Debatte, die ernster Erwägung wert erscheinen. Vergleicht man sie mit jenen Parteien, welche blaue Himmelspolitik treiben, in Parlamenten nur persönliche und Standesinteressen vertreten, oder mit jenen Barbaren, die in ihrer Unbildung so tief stehen, daß sie alles aus dem Sehwinkel des Judenhasses heraus beurteilen, so muß man zugeben, daß Socialisten trotz ihrer Irrtümer — über diesen zurückgebliebenen und unverbesserlichen Parteien stehen.

Die Arbeiterschaaren können in Zukunft als Soldaten im Kampfe für die Volksfreiheit wertvolle Bundesgenossen der Fortschrittspartei werden, vorausgesetzt, daß sie ihre Irrtümer einsehen und berichtigen. Diese offen zu beurteilen, kann ihnen nur Nutzen bringen. Sich mit der Gedankenödniß der Altarherrn und mit den Rückständigkeiten des Junkertums kritisch abzugeben, verspräche nicht denselben Vorteil.

Die Socialisten müßten nicht nur Programmthorheiten ablehnen sondern auch Charakterfehler ablegen. Sie verurteilen jenen Dünkel, der Majoratswiegen entwächst und aus Weihrauchwolken heraustritt und doch haftet auch ihnen dieses Gebrechen an. Indem sie sich stolz die rote Fahne vorantragen lassen, nehmen sie an, daß nur sie berufen seien, den Vernunftstaat aufzurichten. Vorwürfe, Beschimpfungen und Thorheiten wären

jedoch allzu lockere Fundamente für einen Neustaat; — durch Entladungen der Selbstüberhebung würde das Volk der „kapitalistischen Hölle“ und dem „Feudalstaat“ nicht entrissen werden.

Nichts wäre für einen staatlichen Neubau durch den Vorwurf gewonnen, daß der Kapitalismus sich die „freie Liebe“ auf der Straße und in Lustanstalten kaufe, während die freie Liebe der Socialdemokraten in deren Zukunftsstaate einen Herzensbund freier Menschen bedeute. Eine solche stilvolle Liebe ist bei gebildeten Ariern, auch bei anständigen Kapitalisten, schon lange im Schwange, abgesehen davon, daß auch Arbeiter sich von der Straße weg ihr Vergnügen holen.

Wozu überhaupt die Haß- und Hetzreden gegen den Kapitalismus, ohne welchen Arbeiter brotlos wären? Beim Redigiren von Arbeiterprogrammen sollte man Hohlworte über Bord werfen, Logik und Besonnenheit in die Hand nehmen, Ausbrüche des Hasses und Verdammens meiden, wenn man die Menschlichkeit der Mitlebenden anruft, und sollte volkswirtschaftliche Einsicht verwerten, um seine Eignung zum Mitreden bei der Aufrichtung einer neuen Gesellschaftsordnung zu erweisen.

Anderen Raubsucht vorzuwerfen und selbst den Heimfall aller Güter begehren, damit sie unter alle verteilt werden, zeigt keine volkswirtschaftliche Begabung und läßt die Fähigkeit der Socialisten bezweifeln, die Rolle von Lehr- und Zuchtmeistern in dem neuzuschaffenden Gemeinwesen zu übernehmen. Klug aber wäre es, wenn Socialisten bei den ihnen an Kenntnissen Überlegenen sich Belehrungen holen und bescheiden an deren Seite die Wege zum Vernunftstaate ausroden würden.

Börsenmänner schlechtweg Raubritter zu nennen, heißt die Geldwirtschaft nicht verstehen. Um Geldinteressen drehen sich bei der Lohnfrage die Bemühungen der Socialisten; warum so wenig um ideelle Ziele? —

Das Privatcapital soll aufhören und mit ihm alle Concurrenz, meinen Socialisten. Wie wäre es aber möglich, ein Collectivcapital ohne persönliche Beisteuern zu stande zu bringen?

Die Arbeit aller soll es möglich machen, daß der Ertrag derselben an alle verteilt werde. Dies könnte nur ein widerwärtiger Protokoll- und Schreiberstaat werden, der jedem Staatsbürger nur nach dem Werte der abgelieferten Arbeitsleistung bei

sorgfältigen Durchsuchungen den Anteil zum Lebensunterhalte zuwiese. Wie jämmerlich die Werttaxe der Güter mit den Arbeitskosten in Übereinstimmung zu bringen und genau zu berechnen, was jeder Genosse nach den mühsam eingeschriebenen gesellschaftlichen Arbeitsleistungen verdient. Wie vorteilhaft dagegen wenn jeder nach eigenem Geschmack und nach eigener Kraft im Wettbewerbe mit anderen arbeitet und die Früchte seiner Arbeit ohne die Suchungen einer Schreiberherde pflückt.

Einige übelberatene Anwälte des Arbeiterstaates wollen alle Luxuserzeugnisse gemieden sehen und es liegt ihnen nichts daran, wenn Bildung und feiner Lebensgenuß in Trümmer sinken. Die Handarbeit soll nur dem Magen dienen und die Dauer der Arbeit ist den falschen Profeten des Zukunftstaates ein Hauptanliegen. Der Handel soll aufhören, das Geld auch, der Wettbewerb im Schaffen von Culturgütern ebenfalls. Das gäbe aber keine vernünftige Gesellschaftsordnung, sondern einen entsetzlichen Defectstaat.

* * *

Andere Irrgänge des Socialismus! — Einige Filosofen desselben behaupten, daß die Ungleichheit fort härter werde. Das ist nicht wahr! Die Ungleichheit ist in Bezug auf Fähigkeiten naturgegeben und es ist gut so. Wenn alle Menschen gleichgeartet wären, so würde niemand etwas Besonderes bedeuten. Die Ungleichheit besteht zwischen den ethisch Vornehmen, mit Kenntnissen ausgestatteten Kopfarbeitern und zwischen den im Wissen Zurückgebliebenen, unzureichend Unterrichteten und Hochmutkranken.

Auch ist es nicht wahr, daß der Starke den Schwachen immer mit den Füßen trete und daß der Reiche den Armen immer aussauge. Die bestehende Rechtsordnung gestattet solche Fußtritte der Starken nicht. Lenken müssen die Vernunftstarken, sich unterordnen die anderen; ohne leitende und ausführende Personen ist die Rechtsgesellschaft unmöglich; einen Zwang im Dienste der Gesellschaftsordnung muß es trotz aller Gleichheitstheorien geben. Da es keine natürliche Menschengleichheit gibt, müssen im Leben verschiedene Arbeitswege betreten werden.

Aristoteles hat bereits in seiner Politeia geäußert, daß es im Menschengeschlechte Wesen gebe, die nur zu körperlichen Arbeiten geeignet und die unfähig seien, etwas Besseres zu thun. Es gebe nichts Passenderes für sie, als zu gehorchen.

Das klingt zwar etwas hart und paßt nicht zur Theorie der absoluten Menschengleichheit, allein ein Umblick im modernen Staate bestätigt die Ansicht des griechischen Encyklopädisten. Man sehe nur die Gesetzgeber der Gegenwart in Parlamenten an! Welche Abstufungen von Thorheit finden sich bei diesen Erwählten des Volkes! Das gemeine Recht kommt allerdings allen gleichmäßig zu statten, allein die Verschiedenheit der Berufe, der Bildung und Gesinnung gestattet von vornherein nicht dieselbe Berechtigung zu gesetzgeberischen Leistungen. Besonders bejammernswert stehen die Bildungsnackten da, die sich nur mit der Brandmarke ihrer „hohen" Geburt durch's Leben schleppen und die mit schamloser Zähigkeit nur ihren Standesnutzen vertreten.

Hell klingt allerdings das Wort von der Gleichheit der Rechte! Sie ließe sich vielleicht auch ausführen, gäbe es nur auch eine Gleichheit der Einsicht, der Herzensgüte, des opferwilligen Gemeinsinns, der Bildung und Leistungsfähigkeit. Fürwahr, dem rohen Gesellen gebührt nicht dieselbe Bewegungsfreiheit im Staate, wie dem gebildeten Staatsbürger, dem gewaltthätigen Anarchisten nicht dasselbe Recht, wie dem ehrbaren Arbeiter.

Wenn Socialisten über die Concurrenz filosofiren, so sehen sie dabei der Wahrheit nicht in's Gesicht. Die Concurrenz bringt dem Verbraucher der Waaren, nicht aber dem Arbeiter Nutzen, da sie den Fabrikanten zwingt, die Erzeugungskosten möglichst zu verringern. Stockt der Verbrauch der Waare, so wird diese um einen geringeren Preis losgeschlagen und der Verkaufsgewinn ist ein geringer. Das waarenerzeugende Capital bleibt auch elementaren Unfällen preisgegeben, welche das Erzeugen hemmen und das Erträgniß des Capitals schmälern. Dabei klappen die Schlagworte Marxens nicht mehr, welche von Arbeiterführern unverstanden nachgesprochen werden.

Gewiß gibt es einzelne hartsinnige Kapitalisten, welche den Unmut der Filantropen verdienen, allein gemeinhin den Kapitalismus zu schmähen, bleibt sinnlos. Schon Lassalle meinte, der

Arbeiter solle den ganzen Ertrag seiner Arbeit erhalten. Das sah sehr gerecht aus und käme auch Kopfarbeitern zu statten. Allein die Voraussetzungen der Arbeit hängen notwendig vom Capital ab, besonders die Fabriksarbeit. Viele Arbeitsgenossenschaften gingen zu Grunde, weil die Nachfrage nach Waare auf- und niederwogte und weil die Teilung des Gewinns nicht möglich war, der sich eben nicht eingestellt hatte. Das Capital aber gleicht aus und kann die Ebbe und Flut des Ertrages in's Gleichgewicht bringen. Gerade das Capital, die Folge von Arbeit, ist ein Segen für die Arbeiter. Die Befolgung des gräßlichen Rates, alle capitalistischen Einrichtungen und alle Arbeitsburgen zu zerstören, sowie den Besitz der „Mastbürger" und Geldprotzen zu zerstören, würde gerade die Arbeiter am härtesten treffen. Mit der Gleichheit des Elends wäre Arbeitern nicht geholfen.

Es ist wahr, die citatenseligen Schriften der socialistischen Führer streifen wichtige Fragen der Gesellschaftslehre, allein sie sehen ihnen nicht auf den Grund, wie die Kathedersocialisten, die von brutalen Politikern von ihren Lehrkanzeln weggejagt werden sollten. Sie gehen u. A. an der delikaten Frage des Zweikinderbekommens vorsichtig vorbei, obwohl es gerade Arbeiter sind, denen die Rücksicht für die geliebte Gattin es nicht verbietet, sie recht häufig in das Martyrium der Mutterschaft zu werfen, statt mit Malthus, Stuart Mill und J. Garnier über die Beziehungen der sexuellen Vorsicht zum Volkswohlstande nachzudenken. In Frankreich werden die Ratschläge dieser Wirtschaftsfilosofen auf das behutsamste befolgt, so daß der Reichtum des Landes wächst, während die Bevölkerung abnimmt.

Kühn sind die meisten Vorschläge der Socialisten und tragen originelle Masken; reißt man sie aber herunter, so grinsen uns meist Tollheiten an. So meinte einer ihrer Vorschwärmer, der Staat solle für 300 Millionen Mark Boden ankaufen, auf welchem 400 000 Arbeiter beschäftigt würden; allwöchentlich würden sie den ortsüblichen Lohn und am Jahresschlusse die Gewinnstdividende erhalten.

Dieser Filosof der Arbeiterschaft vergaß, daß der Staat, der 300 Millionen Mark für die Genossen hergeben soll, doch nur die Gesamtheit der steuerzahlenden Mastbürger ist, die in diesem

falle ihr Vermögen opfern sollen, damit ihre Widersacher, die Arbeiter, dessen Zinsen in Ruhe verzehren können! Vom Haß gegen das Capital getrübte Logik!

Die Gelehrten der Socialdemokratie sprechen in hohen Worten von dem Glück der Zukunftsgesellschaft. Nur sollten die Voraussetzungen für dieses Glück zutreffen! Einer davon meint, jeder Staatsgenosse werde täglich nur drei Stunden arbeiten; eher weniger als mehr. Überall öffnen sich den mageren Bürgern des Staates, aus welchem die Mastbürger verbannt wären, prächtige Bildungs- und Unterhaltungsstätten. Alles wird von Bildung triefen; die Feldarbeiter werden drei Stunden lang Kartoffel ausgraben, dann sich niedersetzen und die Nibelungen oder Bebels „Weib" lesen.

Jeder wird möglichst kurz arbeiten und dafür den höchsten Lohn begehren. Sollte das Zusammenscharren von Kapitalien im socialistischen Staate aufhören, so würde die Armut um sich greifen und man würde schließlich umsonst arbeiten, wenn jedem nur etwas Bildung und Butterbrod dazu verbürgt würden. Ob in einem solchen Fantasiestaate Bildung möglich wäre?

An kurzer Tagesarbeit konnte nur ein geringer Ertrag hängen und dieser müßte die Quellen der Cultur verstopfen.

Wer soll im Arbeiterstaate regieren? Die Besten ohne Zweifel. Wenn sich aber alle Genossen für gleich gut halten, so wäre es schwer, den Besten herauszufinden. Wenn sich die Arbeiterklasse für berufen hält, den Klassenstaat zu zertrümmern, so spricht sich darin derselbe Dünkel und Widersinn aus, wie in der Behauptung, daß die Standartenträger der Socialisten einzig befähigt seien, die reactionäre Masse aller anderen Berufsschichten mit Gewalt zu erziehen und sie zu überzeugen, daß das eherne Lohngesetz zerbrochen und die Lohnarbeit überhaupt abgeschafft werden müsse. Da küssen sich Wünsche der Faulheit und Thorheit.

Die Redensart der Genossen von der Verbrüderung aller Menschen gibt sich allerdings gemütsweich; nur dürfte man in diese allgemeine Menschenumarmung nicht die Feuerländer einschließen, die sich nur unter der Bedingung verbrüdern möchten, daß sie jeden Tag einen halben weißen Arbeiter verzehren dürfen.

[illegible]

[illegible]

Manche Wortführer der Socialisten klagen darüber, daß die Maschine nicht mehr dem Arbeiter gehöre, er sei ihr Sklave, nicht ihr Herr. Wie haltlos diese Klage! Auch in Werkstätten von Handwerkern stehen Maschinen als arbeitsfertige Sklaven ihrer Herren, deren Erwerb sie durch die Raschheit und Genauigkeit der Arbeit mehren.

Andere Fahnenträger des Socialismus preisen ebenso wie Junker und Frömmler die Zustände von vormals, wo die Arbeit in geschlossenen Körperschaften ein fester Besitz war, während sie jetzt zur Ware herabgesunken sei; sie loben die früheren Naturalleistungen der Bauern, deren Zukunft gesichert war, weil das Productionsmittel den Producenten gehörte. Nur die Beschränktheit beklagt sich über die Entwicklung zum Besseren und langt rückwärts nach dem Einfacheren aber auch Schlechteren. Man übersieht, daß der Wohlstand der Bauern seit jeher zum großen Teile vom Wetter abhing, im Mittelalter geradeso wie heute.

Ist auch die Hetze gegen den Reichtum im Allgemeinen ein ruchloses Beginnen, so verdienen gleichwohl die Quellen geprüft zu werden, denen eine bestimmte Klasse von Großgrundbesitzern ihren Latifundienbesitz verdankt. Die Gnade eines Fürsten, der erobertes Land verschenkt hat, ist keine saubere Eigentumsquelle sondern persönliches, oft sehr ungerechtes Belieben. Erfährt man, daß einige englische Latifundienbesitzer viele Millionen Acker Landes besitzen, von denen wenig bebaut, sondern nur für Rennbahnen und Wildhegereien benützt werden, wobei arme Leute erbarmungslos behandelt wurden, so wünscht man allerdings ein Gesetz, welches diese Kieselleute zur Rücksicht für die Mitlebenden zwänge.

Und solche Gesetze werden kommen. Sie werden das Erbrecht einschränken und der Gesamtheit des Volkes jedes Zuviel an Besitz zurückstellen. Sind die Kinder eines reichen Erblassers hinreichend gegen Not geschützt, so kann er ruhig den Rest seines Vermögens für fruchtbare Staatszwecke opfern. Es würde dies auch im Interesse der öffentlichen Sittlichkeit sein; denn Leute, die ein großes Vermögen erben, werden durch Müßiggang und Schwelgerei entsittlicht, während große Vermögen in Unterrichtsanstalten und in Versorgungsstätten für Erwerbsunfähige angelegt eine edle Verwendung fänden. Überhaupt sollte die Wirtschafts- und Gesellschaftslehre mit der Ethik denselben Zielen nachgehen.

Das Aufwiegeln gegen den Reichtum ist auch deshalb frevelhaft, weil die Armen vor allem von Wohlhabenden unterstützt und nicht blos ausgesaugt werden, wie es Hetzer gemeinhin behaupten. Der „rote" Socialismus wird allerdings in seinen Aufreizungen gegen den Kapitalismus von der Bibel lebhaft unterstützt. In diesem alten Buche werden die Reichen, die angeblich ihren Trost schon dahin haben, hart mitgenommen und der Communismus wird darin offen empfohlen. Sagt doch selbst das kanonische Recht, daß der Gemeinbesitz die angenehmste Besitzform sei. Versichert es nicht auch Paulus in einem Briefe an die Korinther, daß Gott den Unterhalt der Armen aus dem Überflusse der Reichen angewiesen habe. Die Kirchenväter geben sich ebenfalls als Socialisten von hochroter Gesinnung. Bemerkt nicht der hlg. Basilius, daß der Reiche ein Räuber sei? — äußert

nicht der hlg. Chrysostomus, daß bei dem Umstande, als der Reiche ein Wegelagerer sei, es am besten wäre, wenn alle Güter gemein wären? Nimmt nicht der hlg. Hieronymus an, daß Überfluß immer durch Diebstahl entstehe, geradeso, wie Proudhon im Eigentum Entwendungen erblickte? Gab sich der hlg. Ambrosius nicht als hochroter Sozialdemokrat, als er im Privatbesitz eine widerrechtliche Anmaßung erkannte, da ja die Natur das Gemeinschaftliche eingeführt habe? Nicht minder war der hlg. Clemens von communistischen Ansichten beherrscht, da er das Privateigentum der Ungerechtigkeit entstammt sah.

Es gibt conservative Staatsmänner, welche den Staat auf christlicher Grundlage erbauen wollen, weil sie in ihrer Kenntnißlosigkeit es kaum ahnen, daß der christliche Staat keine andere als die communistische Fundirung herbeiwünscht. Diese Beschränkten ahnen es nicht, daß nicht nur alles Vernünftige sondern auch alles logisch Widerborstige bereits gedacht wurde und daß ein Staatsmann alles Vernünftige wiederdenken und alles Dumme erkennen soll.

Albern ist der Neid, mit welchem die Enterbten der Gesellschaft die Reichen scheel ansehen. Ist doch die Lebensgenossin der Reichen, die wenig gelernt haben, weil sie es nicht nötig haben und die nichts Ersprießliches arbeiten, die Langeweile mit ihrem unausgesetzten Alpdrücken. Alle Genüsse vom Gürtel abwärts, maßlos empfangen, entkräften den verweichlichten Körper und der Genuß schlägt in Ekel um. Der Reichere ist im Kampfe um's Dasein nicht immer der Stärkere, wie der eifervolle Socialismus behauptet; er ist oft der Beklagenswerte, der gegenüber den Freuden des Lebens enterbt erscheint, weil zu denselben in erster Linie das Lernen und Arbeiten gehören. Die Fetten sind nicht immer die Glücklichen.

Der Communismus, den heilige Männer so warm empfahlen, hat sich übrigens in verschiedenen Formen auszuwirken versucht. Schon in Lykurgs Verfassung stand er verzeichnet. Die Gleichheit hat er angestrebt und die Ungleichheit hat er erzielt. Die spartanischen Familien erhielten größere unteilbare Güter und die Anwohner kleinere Bodenteile, die Heloten nichts. Sie mußten die Felder des dorischen Grundadels für einen Teil des Ertrages bebauen. Die Freizügigkeit der dorischen Communisten

war gehemmt, denn sie durften nach anderen Ländern nicht reisen. Die gemeinsame Erziehung der Staatskinder bezweckte kriegerische Tüchtigkeit; ethische Ziele blieben jedoch einem Staatswesen fremd, das die Muskelkraft der Bürger zu oberst stellte und die Bodengüter von den Erstgebornen erben ließ. Kein Geld, keine Genüsse, weil sie verweichlichen, selbst Eßzwang bei Tischgesellschaften! Eine solche kleingedachte Gütergemeinschaft war sittlich unhaltbar, weil sie die persönliche Freiheit ausschloß!

Reste urtümlichen gemeinschaftlichen Bodenbesitzes gibt es noch heute in Deutschland, Rußland, Croatien und Serbien. Die Gemeindegründe werden von Dorfinsassen gemeinschaftlich bebaut und deren Ernte gleichmäßig verteilt. Auf Java ist der Boden Gemeinbesitz. In Altperu gehörte der Grundertrag auch allen Bewohnern; einzelne Landleute gab es nicht, das ganze Volk war der Eigentümer des Bodens. Alle arbeiteten und erwarben für alle. Kein Bürger war reich, keiner arm. Alle Peruaner waren Arbeitsmaschinen und Futterschläuche. Ihr Gemeinsinn war nicht die Frucht sittlicher Kraft und Selbstbeherrschung, sondern wurde vom gemeinsamen Hunger empfohlen. Die Rückkehr zu solchen Urtümlichkeiten, welche vom Socialismus vorgeschlagen werden, wäre kein vernunftstaatlicher Gewinn.

Ein Zerrbild communistischer Absichten bot die Staatsverfassung Omars. Dieser wollte den Moslems den Genuß gleicher Rechte zuwenden; alle eroberten Ländereien sollten gemeinsames Eigentum der mohamedanischen Staatsgemeinde sein und Jeder sollte ein bestimmtes Jahresgehalt beziehen. Dabei sollten die Araber keinen Ackerbau treiben, sondern nur ein Volk in Waffen sein, dem die besiegten Volksstämme das Land bebauen und die Nahrungsmittel liefern sollten. Auf einer Seite Vorrechte und Totschlägerei, auf der anderen Rechtlosigkeit und harte Feldarbeit. Zum Durchführen unmöglich! Auch das Christentum hat die Gleichheit aller Menschen theoretisch bescheinigt, die moralische Verknechtung aber thatsächlich durchgesetzt.

Eine arge Niederlage erfuhren Vorschläge der Socialisten in Paris. Dort hat man die Staatshilfe für Erwerbsgenossenschaften angerufen; doch das Capital allein langt ohne leitende Köpfe und ohne vorgeschrittene Ehrlichkeit bei wirt-

nicht der hlg. Chrysostomus, daß bei dem Umstande, als der Reiche ein Wegelagerer sei, es am besten wäre, wenn alle Güter gemein wären? Nimmt nicht der hlg. Hieronymus an, daß Überfluß immer durch Diebstahl entstehe, geradeso, wie Proudhon im Eigentum Entwendungen erblickte? Gab sich der hlg. Ambrosius nicht als hochroter Sozialdemokrat, als er im Privatbesitz eine widerrechtliche Anmaßung erkannte, da ja die Natur das Gemeinschaftliche eingeführt habe? Nicht minder war der hlg. Clemens von communistischen Ansichten beherrscht, da er das Privateigentum der Ungerechtigkeit entstammt sah.

Es gibt conservative Staatsmänner, welche den Staat auf christlicher Grundlage erbauen wollen, weil sie in ihrer Kenntnißlosigkeit es kaum ahnen, daß der christliche Staat keine andere als die communistische Fundirung herbeiwünscht. Diese Beschränkten ahnen es nicht, daß nicht nur alles Vernünftige sondern auch alles logisch Widerborstige bereits gedacht wurde und daß ein Staatsmann alles Vernünftige wiederdenken und alles Dumme erkennen soll.

Albern ist der Neid, mit welchem die Enterbten der Gesellschaft die Reichen scheel ansehen. Ist doch die Lebensgenossin der Reichen, die wenig gelernt haben, weil sie es nicht nötig haben und die nichts Ersprießliches arbeiten, die Langeweile mit ihrem unausgesetzten Alpdrücken. Alle Genüsse vom Gürtel abwärts, maßlos empfangen, entkräften den verweichlichten Körper und der Genuß schlägt in Ekel um. Der Reichere ist im Kampfe um's Dasein nicht immer der Stärkere, wie der eifervolle Socialismus behauptet; er ist oft der Beklagenswerte, der gegenüber den Freuden des Lebens enterbt erscheint, weil zu denselben in erster Linie das Lernen und Arbeiten gehören. Die Fetten sind nicht immer die Glücklichen.

Der Communismus, den heilige Männer so warm empfahlen, hat sich übrigens in verschiedenen Formen auszuwirken versucht. Schon in Lykurgs Verfassung stand er verzeichnet. Die Gleichheit hat er angestrebt und die Ungleichheit hat er erzielt. Die spartanischen Familien erhielten größere unteilbare Güter und die Anwohner kleinere Bodenteile, die Heloten nichts. Sie mußten die Felder des dorischen Grundadels für einen Teil des Ertrages bebauen. Die Freizügigkeit der dorischen Communisten

war gehemmt, denn sie durften nach anderen Ländern nicht reisen. Die gemeinsame Erziehung der Staatskinder bezweckte kriegerische Tüchtigkeit; ethische Ziele blieben jedoch einem Staatswesen fremd, das die Muskelkraft der Bürger zu oberst stellte und die Bodengüter von den Erstgebornen erben ließ. Kein Geld, keine Genüsse, weil sie verweichlichen, selbst Eßzwang bei Tischgesellschaften! Eine solche kleingedachte Gütergemeinschaft war sittlich unhaltbar, weil sie die persönliche Freiheit ausschloß!

Reste urtümlichen gemeinschaftlichen Bodenbesitzes gibt es noch heute in Deutschland, Rußland, Croatien und Serbien. Die Gemeindegründe werden von Dorfinsassen gemeinschaftlich bebaut und deren Ernte gleichmäßig verteilt. Auf Java ist der Boden Gemeinbesitz. In Altperu gehörte der Grundertrag auch allen Bewohnern; einzelne Landleute gab es nicht, das ganze Volk war der Eigentümer des Bodens. Alle arbeiteten und erwarben für alle. Kein Bürger war reich, keiner arm. Alle Peruaner waren Arbeitsmaschinen und Futterschläuche. Ihr Gemeinsinn war nicht die Frucht sittlicher Kraft und Selbstbeherrschung, sondern wurde vom gemeinsamen Hunger empfohlen. Die Rückkehr zu solchen Urtümlichkeiten, welche vom Socialismus vorgeschlagen werden, wäre kein vernunftstaatlicher Gewinn.

Ein Zerrbild communistischer Absichten bot die Staatsverfassung Omars. Dieser wollte den Moslems den Genuß gleicher Rechte zuwenden; alle eroberten Ländereien sollten gemeinsames Eigentum der mohamedanischen Staatsgemeinde sein und Jeder sollte ein bestimmtes Jahresgehalt beziehen. Dabei sollten die Araber keinen Ackerbau treiben, sondern nur ein Volk in Waffen sein, dem die besiegten Volksstämme das Land bebauen und die Nahrungsmittel liefern sollten. Auf einer Seite Vorrechte und Totschlägerei, auf der anderen Rechtlosigkeit und harte Feldarbeit. Zum Durchführen unmöglich! Auch das Christentum hat die Gleichheit aller Menschen theoretisch bescheinigt, die moralische Verknechtung aber thatsächlich durchgesetzt.

Eine arge Niederlage erfuhren Vorschläge der Socialisten in Paris. Dort hat man die Staatshilfe für Erwerbsgenossenschaften angerufen; doch das Capital allein langt ohne leitende Köpfe und ohne vorgeschrittene Ehrlichkeit bei wirt-

schaftlich gedeihlichen Zielen nicht an. Die dreißig Pariser Arbeitsverbindungen, denen Frankreich ein Capital von drei Millionen gewidmet hat, gediehen nicht; die Geschäftsführer wurden häufig gewechselt, viele Genossen wurden entlassen und ausgestoßen. Von diesen Pariser Genossenschaften hörten bis 1851 achtzehn auf zu bestehen; 1865 gab es deren nur vier und 1875 eine einzige. Die Staatshilfe trug keine Früchte.

Gewiß können Kapital und Arbeit in einer Hand liegen, allein diese Hand muß geschickt und schmutzfrei sein. Daß Selbsthilfe sicherer zum Ziele führt als Staatshilfe bei unehrlichem Vorgehen der Geschäftsleitung, wurde in Amerika bewiesen. Dort schossen gutgeschulte und sittlich anständige Arbeiter kleine Kapitale zusammen, die ihnen 12 bis 40 % Jahresdividenden trugen, nachdem sie redlich und vernünftig geleitete Productivgenossenschaften gegründet hatten.

Daß besonnene Selbsthilfe fruchtet, bewiesen auch die „billigen Pioniere von Rochdale", die mit eigenem Gelde eine Kaufs-, Verkaufs- und Erwerbsgenossenschaft gründeten, die bei günstigem Gedeihen hohe Dividenden abwarf. Da wirkte eine tüchtige Geschäftsführerschaft mit menschlichen Vorzügen der Arbeitsgenossen zusammen, die zugleich Actionäre waren.

Wenn sich Ehrlichkeit, Arbeitstüchtigkeit und Wohlwollen vereinigen, dann kann der Gemeinsinn auch in beschränkten Kreisen Vortreffliches zu stande bringen. Es festigt die Hoffnung auf die Entwicklung dieses Gemeinsinns, wenn man Spuren desselben selbst bei naturrohen Leuten findet. Diese sind u. A. auch bei der Gebirgsbevölkerung Sardiniens vorhanden, die von der Cultur gänzlich unberührt geblieben ist. Viele sardinischen Hirten sind Räuber. Familienfehden, Blutrache und Gewaltthaten scheinen bei ihnen unausrottbar zu sein. Gleichwohl zeigt sich bei dieser unbändigen Bewohnerschaft der sardinischen Berge ein Gemeinsinn des guten Herzens, welcher in der Religion nicht wurzelt. Büßt ein Gebirgsmann durch Viehseuchen, durch eine Rachethat oder durch lange Freiheitsstrafen seinen Viehbesitz ein und erbittet er sich von den Nachbarn die paradura, den Ersatz, so gibt ihm jeder eine Beisteuer, auch der frühere Feind. In Kürze gewinnt der durch diese Hilfsbereitschaft Aufrechtgehaltene eine Viehherde, von welcher er leben

kann. Die Versöhnung mit dem Feinde von vormals, der auch seine Beisteuer geleistet hat, ist eine dauernde. Da entspringen dem guten Herzen unmittelbar Werke menschlicher Teilnahme, welche für den Gemeinsinn im Vernunftstaate Gutes hoffen lassen.

* * *

Eine Verteilung der Güter thäte der Arbeiterschaft vor allem not: die Verteilung von Kenntnißgütern aus der Hand von Männern der Wissenschaft. Sie sollten vor allem jene Belehrungen dankbar hinnehmen, die sie ihrem Heilandsdünkel und ihren Wahnsatzungen entreißen.|

In England geschieht bereits, was sich in anderen Staaten noch nicht durchsetzen konnte. Dort wurden Arbeitern gemeinfaßliche und zugleich systematische Wandervorträge von Universitätslehrern gehalten. Es ist dies das beste Mittel, die Einsicht der Arbeiter zu schulen und sie zur richtigen Beurteilung der Faseleien socialistischer Schwärmer anzuleiten.

Sehr vernünftig ist es, daß in England der freien politischen Bewegung der Arbeiter kein Hinderniß in den Weg gelegt wird. Die Arbeiter dürfen auf britischem Boden ohne polizeiliche Einflüsse frei ihre Ansicht aussprechen. Wird dem freien Wort in öffentlichen Versammlungen eine freimütige Kritik entgegengestellt, ohne daß die Polizei oder der Staatsanwalt dahinter treten, so ist dies die würdigste Art, die Ungereimtheiten socialistischer Programmfrasen bloszustellen. Der Nachweis ihrer Lächerlichkeit, gesprochen oder gedruckt, wäre einflußreicher, als das plumpe polizeiliche Dazwischenfahren, das nicht belehrt sondern erbittert.

Den Päpsten der Socialdemokratie wird der Unfehlbarkeitsdünkel am sichersten aus dem Leibe getrieben, wenn man durch Vernunftgründe die Komik ihrer Gedankensprünge nachweist. Man schwinge nur aus Teilnahme für bessere politische Zustände die kritische Zuchtrute gegen socialdemokratische Hetzworte, wie sie etwa in der Drohung eingeschlossen sind: „Je schlimmer, desto besser; dann kommt umso bälder die Dictatur des Proletariats!"

In Amerika gibt man sich mit Hohlworten nicht ab und greift lieber nach fruchtbaren Bildungsbehelfen. Die Apostel der

Arbeiterschaft drohen dort nicht mit der Pöbelherrschaft, sondern führen wandernde Bibliotheken ein, die überallhin Belehrung und edle Unterhaltung tragen. Im Jahre 1897 gab es in Nordamerika bereits 939 fliegende Büchereien, welche der edle Melvil Devey in's Leben gestellt hat und die wohlthätiger wirken als die doctrinären Programme der europäischen Socialisten.

Doch man soll auch die Vorzüge der Socialisten in Ehren halten. Die meisten Arbeiter haben ein lebhaftes Bildungsbedürfniß; ein großer Teil derselben kehrt sich vom Jenseitigen ab, geht an hoffärtigen Gewalthabern grußlos vorüber, beurteilt unverholen die Schattenschläge des Rechtslebens und vertritt unter kleinlich denkenden nationalen Parteien allein die politische Vernunft.

Die Socialisten können, nachdem sie selbst das Nichtige und Unrichtige in ihren Programmen erkannt haben werden, wertvolle Bundesgenossen der liberalen Partei werden und dürften mit ihr die Hemmnisse auf dem Wege zum Vernunftstaate wegräumen.

XXIII. Das Recht des politischen Widerstandes.

Jedes Volk ist ein Gut, das sich selbst gehört. Es darf nicht wie eine fürstliche Domäne behandelt werden, die erbrechtlich aus einer Hand in die andere übergeht.

Einzelne einsame Denker haben es schon vor Jahrtausenden erkannt, „daß in der Masse alles enthalten sei". (Herodot.) Allein die Masse ist ihrer Rechte und ihrer Macht dann erst inne geworden, wenn an ihr kopf- und herzlose Selbstherrscher allzugrell gefrevelt hatten.

Die Denkfähigkeit der Volksmenge gleicht eben Legföhren, die auf dem Boden kriechen, ohne feste Stämme anzusetzen. Die Einsicht des Volkes wächst langsam und die politische Schulung und ethische Erziehung desselben wurden von Fürsten absichtlich versäumt. Spät, allzuspät kommt ein Volk zu der Erkenntniß, daß in ihm „alles enthalten sei"; vor allem besitzt es das Recht, sich selbst zu verwalten, politisch ungefesselt zu sein, für seine Gesittung und für sein wirtschaftliches Wohlbefinden selber zu sorgen.

Ist ein Volk zu dieser Einsicht vorgedrungen, kann es frohgemut einem pflichtvergessenen Fürsten zurufen: Wir Bürger sind der Staat und du bist ein gescheuchter Hase, wenn wir es wollen!

Wenn je dem Boden der Sittlichkeit ein gutes Recht entwachsen ist, so war es jenes zum politischen Widerstande gegen Herrscher, die ihre Pflichten unerfüllt lassen. Die Auflehnung ist eine leibliche Tochter des Absolutismus und Rebellen sind natürliche Söhne des Despoten. Leider wurden Rebellen seit jeher wie Verbrecher behandelt, was den grellsten menschlichen Perversitäten beizuzählen ist. Der Wunsch, politisch glücklich

zu sein, ist kein Verbrechen. Ein Frevel aber ist es, diesen Wunsch nicht zu erfüllen, wenn man dazu verpflichtet ist.

Ein Volk, das sich gegen einen unfähigen und starrsinnigen Autokraten auflehnt, macht nur von seinem guten Rechte Gebrauch. Die Sehnsucht nach der vollständigen Gesundheit eines gesellschaftlichen Organismus ist kein Hochverrat, weil sie ideenreinen Motiven entfließt. Ein frevelhafter Verrat an dem politischen Wohlbefinden eines Volkes ist es aber, wenn ein absoluter Herrscher in sich die Quelle aller Staatsmacht erblickt, das Heer als seine Leibwache und als Organ von Eroberungen mißbraucht, wenn er freisinnige Männer verfolgt, die Bildung des Volkes verhindert und unfähigen Leuten die Regierung übergibt. Jede ihrer Rechte bewußte Nation hat sogar die Pflicht, einem unfähigen Herrscher den Abstieg vom Throne zu empfehlen, wenn er seine Obliegenheiten nicht erfüllt.

Vernünftige Staatsmänner sehen es ein, daß die gefährlichsten Feinde der Monarchie jene dünkelhaften Monarchen sind, denen ein Staat ein Fideicommißgut ist, in dem sich alles um ihre persönlichen Wünsche dreht.

Staatsverbrecher sind nicht Männer von politischem Gemeinsinn, die sich gegen untaugliche Fürsten auflehnen, sondern Regierungsleute vom Schlage Metternichs. Ankläger dieses Verächtlichen sind alle die ethisch vornehmen Männer, die von ihm ihrer politischen Einsicht wegen dem Tode und dem Gefängniß übergeben wurden. Einer von ihnen ist Graf Confalonieri, den Fürst Metternich 1824 nur deshalb zum Tode verurteilen ließ, weil er für die Bildung eines föderativen Königreichs Italien eingenommen war. Alle die ihm vorgeworfenen Conspirationen waren Erdichtungen der Polizei.

Kaiser Franz I. hat das Todesurteil dieses Edlen erst nach Fürsprache seiner Frau zur lebenslänglichen Festungshaft auf dem Spielberg „gemildert“. Der gütige Kaiser Franz!

Fürst Metternich hat auch dafür gesorgt, daß die edlen Freunde des Vaterlandes und der Freiheit: Poerio, Borelli, Colletta, Silvio Pellico und Marancelli in grauenerregenden Kerkerzellen verschwanden. Metternich glaubte durch dieses Verbrechen eine große staatsrettende That ausgeführt zu haben. Canning

hatte Recht, als er diesen grausamen Mann für den „größten Frevler und Lügner auf dem Continente, vielleicht der civilisirten Welt" erklärt hatte.

Bezeichnend für die Unfähigkeit des Kaisers Franz I. von Oesterreich war die Thatsache, daß er die Industrie für staatsgefährlich hielt und die Industriellen als Revolutionäre verfolgte. Der Beschränktheit dieses absoluten Herrn hielt die Bornirtheit und Feigheit der Völker Oesterreichs das Gegengewicht.

* * *

Das Recht des politischen Widerstandes gegen Autokraten ist ein eminent sittliches. An die Spitze der Auflehnung gegen unfähige Thronherrn stellen sich immer erlesene Menschen, welche, von der Vortrefflichkeit ethischer Ideale ergriffen, selbst ihr Leben in die Schanze schlugen, das ihnen oft genug von Gewaltbütteln auf dem Throne abgefordert wurde.

Der Despotismus, der sich immer von Gott umgeben und gutberaten wähnt, hält wieder das Seitenstück zur Revolution: den Staatsstreich für erlaubt, obwohl von diesem Frevel hügelhoch aufgehäuft werden.

Dem Notrecht der Revolution gegenüber ist es eminent unsittlich, wenn ein schlecht erzogener Völkerhirt keiner seiner Pflichten gegen die Staatsbürgerschaft nachkommt, wenn er nicht einmal im Besitze der gewöhnlichsten Schäferweisheit steht und deshalb freisinnige Vertreter der Wissenschaft und Politik verfolgt, wenn er einem besonderen Stande die Pflege der Unwissenheit und Irreführung des Volkes übergibt, wodurch die Wendung gesellschaftlicher Zustände zum Besseren verhindert wird. Dafür läßt sich der Gewaltherr des Durchschnittsschlages von zwei Trieben willig unterjochen, von jenem zur gedankenlosen Polizeigewalt und von jenem zum anderen Geschlechte. Berüchtigte Autokraten versagten dem Absolutismus des Geschlechtstriebes niemals das Recht der Mitherrschaft.

Gewaltherrscher vergessen, daß sie sehr wichtige politische Pflichten zu erfüllen haben, und denken nicht daran, daß diese Vergeßlichkeit dem Rechte der Revolution die Thüre aufschließt. Angeboren ist kein Recht; ein jedes muß erworben oder über-

tragen werden. Die Rechte eines Herrschers werden nur durch redliche Erfüllung der Regierungspflichten erworben. Vor allem muß sich der Monarch bemühen, durch weitgespannte Bildung, vornehme Gesinnung und politischen Freisinn allen Bürgern ein strahlendes Vorbild zu sein. Er soll sich im Interesse seiner Nobilisirung um die Ehre bewerben, mit den geistvollsten Forschern, Lehrern, Künstlern und Schriftstellern seines Volkes zu verkehren. Der Eifer in der Selbstausbildung und im Stilisiren des Charakters wird ihm bei der Erfüllung seiner Culturpflichten zu statten kommen.

Es wird von Staatsrechtslehrern behauptet, daß dem Herrscher die Ausführung des Volkswillens übertragen sei. Es ist dies eine Fiction. Maßt sich der Throninhaber die Gewalt eines absoluten Herrn gegen den Willen des Volkes an, so hat er im Staate als Vertreter der gewaltthätigen Unsittlichkeit nichts mehr zu suchen.

* * *

Die Wege des Despotismus führen immer zu Verbrechen und zur Entsittlichung des Volkes. Der Absolutismus verpöbelt vor allem die obersten und untersten Volksschichten und die Verrohung der Sitten kehrt sich in letzter Linie gegen den Defectmenschen auf dem Throne.

Sehr gern sprechen autokratisch gesinnte Hermelinträger von ihren angestammten Rechten, ohne sich zu erinnern, daß vielmehr Völker von angestammten Rechten auf vernünftigen Unterricht, auf Bildung und persönliche Freiheit Anspruch erheben dürfen. Nur wenn die sorgfältig in Dummheit erhaltenen Volksherden störrisch aufblökten, schüttelten die Herrn vom Thronsport den Kopf und fragten: könnte man solchen Herden gegenüber nicht auch ganz ohne Verstand regieren?

Arische Thronsassen gemeinschädlichen Schlages haben sich allzugern für besondere Lieblinge Gottes gehalten,. zumal wenn ihre Heere siegten. Wurden sie besiegt, so erklärte man es nur für eine zärtliche Neckerei der Vorsehung, die durch Unglück den Herzensliebling prüfen wolle.

Die Hermelinherrn haben es nie eingesehen, daß ihr Vermögen eigentlich doch nur Volkshabe war und daß sie durch

persönliche Arbeit nie etwas selbst verdient haben. Sie dachten auch nie daran, daß ein Volk ohne Fürst kein herrenloses Gut sei und daß es sogar das Recht besitze, einen unfähigen Herrscher zu bitten, sich in die Gebüsche des Privatlebens zurückzuziehen. Von diesem wertvollen Rechte machen Negerstämme Gebrauch, wenn die schwarzen Majestäten ihre Pflichten nicht erfüllen. Zu dem unbeliebten Könige wird eine Abordnung geschickt, die ihm sagt, daß das Regieren für ihn sehr beschwerlich sein müsse; er solle doch etwas ausruhen. Wie vernünftig! Dieses Mißtrauensvotum wird verstanden und der schwarze König läßt sich von seinen Frauen erdrosseln. Wie brutal!

Bei den Banjars in Afrika ist das Königsein kein angenehmer Lebensberuf, weil dort Ihre Majestät durchgeprügelt wird, wenn sie dem Volke wider den Strich regiert. Diese Methode, einen Herrscher an seine Verantwortlichkeit zu erinnern, ist zwar roh, aber sie geht von der gesunden Ansicht aus, daß der Gemeinschaden auf dem Throne zur Rechenschaft gezogen werden soll. Constitutionellen Herrschern gegenüber, die auf eigene Faust bedenkliche Politik treiben, sollte die herkömmliche byzantinische Artigkeit aufhören, daß die Krone nicht fehlen könne und über den Parteien unverletzbar stehe. Man sollte frevelnde Herrscher vor ein Volksgericht stellen, das in notwendigen Fällen das Recht hätte, das Verdict auszusprechen: Entlassen wegen Gemeingefährlichkeit!

Allzuviel Mitleid mit geprügelten schwarzen Majestäten braucht man übrigens nicht zu haben, denn sie selbst sind hartherzig und erinnern daran, daß von Tieren das grausamste der Mensch ist, besonders wenn er eine Krone trägt. Ausnehmend herzlos sind zumal die Herrscher in Wadai, die sich angewöhnt haben, ihre jüngeren Brüder zu blenden, damit sie nicht als Thronbewerber auftreten können.

Arische Völker wußten sich in Europa nicht so flottweg zu helfen, wie die dunkelhäutigen Beurteiler königlicher Unbrauchbarkeit. Sie haben zu viele Thorheiten zu verlernen, bevor sie sich auf den Negerstandpunct der Kündigung eines Fürsten auf kurze Frist werden emporschwingen können. Und doch war zu solchen Kündigungen häufig genug Anlaß. So gegenüber dem Don Miguel von Portugal, der 15000 Freunde der Verfassung

[illegible]

* * *

[illegible]

Selbst die Engländer duldeten auf dem Throne den [illegible] Georg IV., der seine [illegible] Gattin [illegible] des Ehebruchs [illegible] um sich an anderen [illegible] zu leben. Das Parlament war so unbegreiflich [illegible] zu bezahlen, welche Se. Majestät für [illegible] gemacht hat. Wäre es nicht besser, auf einem Throne lieber [illegible] zu dulden, als einen solchen [illegible]

[illegible] ermannte sich ein tapferes Volk, wie es die Polen [illegible] zur Wehr gegen den Despotismus; allein immer war es der [illegible] heruntergekommene Adel und die clericale Partei, die den [illegible] Zusammenschluß des Volkes verhinderten. Polnische Bauern waren es, welche ihre adeligen Bedrücker 1846 mit Sensen züchtigten, allein das Volk blieb in Galizien adels- und religionskrank und vermochte sich bis 1900 zur Erkenntniß [illegible] ethischen Aufgaben nicht durchzuringen.

Leopold I. von Oesterreich, ein Jesuitenzögling, erblickte das höchste Ziel seiner Regierungskunst in der Verfolgung der protestantischen Ungarn, da er Seelen für den katholischen Himmel

retten wollte. Die in ihrem besseren Glauben bedrückten Protestanten waren im Rechte, als sie sich gegen die unsittlichen Vergewaltigungen Leopolds I. auflehnten; der Kaiser aber war im Unrecht, als er die „Verschwörer" hinrichten ließ. Der Katholizismus hat die Polen entmarkt, der Protestantismus die Ungarn zur Abwehr gekräftigt.

Wenn Sultan Mahmud 10000 Janitscharen und andere Rebellen niedermetzeln ließ und 20000 Unzufriedene in die Verbannung schickte, so wundert man sich darüber, daß sich nicht einige türkische Politiker dazu aufgerafft hatten, den Sultan zu verbannen und die 20000 Moslems zufriedenzustellen.

Die Widerstände des Absolutismus gegen eine vernünftige nationale Politik veranlassen zuweilen seltsame Polizeiwitze. So hat Feldmarschall Radetzky 1848, um die Bevölkerung von Mailand zu schrecken, im Theater della Scala Soldaten und Geschütze auf der Bühne aufstellen lassen, weil Polizeispione das Gerücht von einer beabsichtigten Demonstration aufgebracht hatten. Der Vorhang ging auf und das Publicum räumte angesichts dieser geistreichen Überraschung das Haus. Wir von der Staatsgewalt schießen auf liberal und nationalgesinnte Staatsbürger! — bedeutete diese artige Scene.

Wenn Regierungen absoluter Herrn volksfeindliche Absichten in ganz Europa unterstützten, besonders in Rußland, Oesterreich und in der Türkei, in den zurückgebliebensten Staaten Europas, so war es doch immer England, das sich der unterdrückten Nationen annahm. Dies that Minister Canning, als er den Griechen bei deren grausamer Vergewaltigung durch die Türken seine Teilnahme schenkte und Lord Palmerston, der die aufständige Bewegung im Königreiche beider Sizilien begünstigte. Ebenso trat England gegen den übermütigen Despoten Nikolaus I. von Rußland auf und ermöglichte dessen Niederlage bei Sebastopol. Napoleon III. wirkte da mit, — ein Despot gegen den anderen. Ein witziger Sarkasmus der Weltgeschichte! Man darf es Großbritanien nie vergessen, daß es sich der politisch gedrückten Völker annahm und ihr Recht des Widerstandes gegen Despoten anerkannte.

* * *

Daß das Heer in der Hand eines Despoten eine Geißel ist, welche Völker blutig schlägt, bewies u. a. die Grausamkeit, mit der die um ihre Freiheit kämpfenden Griechen von den Türken niedergemetzelt wurden. Des Fürsten Metternich Unverstand erblickte in der Rebellion der Griechen gegen die Türken eine schändliche Auflehnung gegen den rechtmäßigen Herrscher. Eine ebenso große Schmalköpfigkeit war es, die auf den Thron Griechenlands nicht einen griechischen Freiheitsmann, sondern einen deutschen Königssohn setzte, der dann glücklich wieder weggejagt wurde. Die Fähigkeit, vernünftig zu regieren, entwächst eben nicht prinzlichen Purpurwindeln.

Auch die Befähigung des Volkes zu vernünftigen politischen Auflehnungen will erworben sein. Eine wohlerzogene Nation wird sich zu revolutionären Gewaltthaten schwer entschließen, besonders wenn ihr Machtbewußtsein auf sicherem Boden steht und wenn das Heer national empfindet. Nur eine sittlich verwahrloste Menge wird grausame Methoden der Selbsthilfe wählen. Diese wurden mit Vorliebe von der Kirche aufgesucht, die ihre Widersacher kurzerhand totschlug. Der Pöbel von Paris hat von dieser lieben Mutter der Christenheit viel Schlechtes gelernt. Dessen sollte der Jesuitismus eingedenk bleiben, der noch heute auf dem Volkskörper Frankreichs liegt und ihn moralisch verseucht. Infolge der geistlichen Erziehung des gallischen Volkes könnten noch einmal Blutströme hinrauschen; man würde dann mit den Pädagogen in Kutten gründlicher aufräumen als 1790. Nur eine religionsfreie Erziehung wird die Menge abhalten, nach gewaltthätigen Formen des Widerstandes gegen absolute Herrn zu greifen.

Mit der frasenhaften Gleichheit und Brüderlichkeit der christlichen Kinder Gottes wird bei clerikalen Einflüssen nichts erzielt. Unsere Naturerbschaft ist die Ungleichheit der Fähigkeiten und der Sinnesart neben der Unbrüderlichkeit. Dieser Erbschaft kann man sich nur durch weitgespannte Ausstattungen mit Kenntnissen und durch jenes Wohlwollen erwehren, das durch die unbefangene Würdigung der Beziehungen von Mensch zu Mensch festgelegt wird.

Das sollten sich kluge Monarchen merken, die ihren Thron auf feste Stützen stellen wollen. Je aufrichtiger sie die Bildung

und jenseitsfreie Sittlichkeit ihres Volkes fördern, je entschiedener sie politische Rückständigkeiten bei Seite fegen, Standesvorrechte zertrümmern und die Wege verlassen, auf denen bisher die Herdenmengen einhergetrieben wurden, desto mehr leisten sie für die Lebensverlängerung der constitutionellen Monarchie, die es mit Volksrechten ehrlich meint, desto mildere Formen wird die Sehnsucht nach dem Freistaate annehmen.

Nur einen freisinnigen und gebildeten Monarchen könnte man der ersten Präsidentschaft in einer Republik wert finden.

Das politisch Ruchlose ging zwar nicht immer, aber oft genug an sich selbst zu Grunde. Es ist ein Trost zu wissen, daß bereits viele absolutistisch verwaltete Staaten trotz ihrer Machtmittel wegen ihrer sittlichen Gebrechen in Trümmer sanken. An ihren sittlichen Defecten ging auch die Pöbelrepublik Frankreichs zu Grunde. Das Stück Geschichtsfilosofie, das aus der großen französischen Revolution Gemeinregeln abzieht, enthält kostbare Lehren, mit denen sich die Herrn von Gottes Erbarmen vertraut machen sollten. Je mehr sie die Logik geschichtlicher Thatsachen beachten, desto einsichtsvoller können sie ihres Amtes walten.

Die Theoretiker der französischen Revolution wollten das Edelmenschliche auf den Schild heben. Beim Ausführen ihrer trefflichen Grundsätze zeigte sich jedoch die Zuchtlosigkeit des Gassenpöbels, der sich gegen den Hofpöbel erhob. Auf beiden Seiten Menschenunrat. Schon bei dem Aufstande der französischen Bauern, der sich Jacquerie nennt, suchten die Rächer ihrer Rechtlosigkeit — mit Spießen bei Edelleuten die Herzen, die für sie ohne Wohlwollen geblieben sind. Die Blutfrevel der Bauern waren eine Folge der Gewaltthaten der absoluten Herrn. Nicht anders war es bei der großen Revolution. Gegen den sittlich verlotterten Adel und Clerus, dem die Rücksicht für staatsbürgerliche Pflichten fremd geblieben war, ließ die Logik des Pöbels auch keine Rücksicht walten. Die Köpfe, die nichts Edles dachten, mußten herunter; die Herzen, die für das Volk keine Teilnahme empfanden, mußten zu schlagen aufhören. Weg mit den Räubern unserer Rechte, weg mit den ewig hungrigen Haien der Gesellschaft, die nach unserem Hunger nie gefragt haben! Weg mit dem Leben nichtswürdiger Leute, die

nur unsere Plage waren! — Eine schauderhafte Schlußfolge bei Personen, deren Urteilskraft durch Bemühungen des politischen und geistlichen Absolutismus unentwickelt geblieben ist. So wurden die Frevel des Mißbrauchs der Staatsgewalt gerächt.

Was liegt daran, wenn Schuldlose mit Schuldigen aus dem Leben gedrängt werden, dachten sich die Leiter der französischen Revolution. Nach ihrer entsetzlichen Logik, die auch von der Bibel empfohlen wird (Aug' um Aug' usw.), verwüsteten sie das Eigentum jener Gewaltmenschen, die es nicht duldeten, daß die Unterschichten der Bevölkerung sich selbst ein Eigentum erarbeiten. Es blühte die Mordfreiheit, auf welche der gallische Volksstamm seit jeher seinen Ruhm gestellt hat. Toutes les gloires de la France haben immer leichenbesäete Schlachtfelder und Brandruinen bedeutet. Einen militärischen, tyrannisch gesinnten Dictator haben die Franzosen nach der Revolution als Befreier begrüßt.

Ein schlechtes Regiment wegfegen, ist eine große Sache. Allein das Gute dafür einsetzen, vermag nur ein zur Sittlichkeit und Einsicht erzogenes Volk. König, Adel, Geistlichkeit haben für ihre eigene Erziehung nichts gethan und flochten die Zuchtruten selbst, die das rebellische Volk gegen sie schwang. Mit einigen kirchlichen Äußerlichkeiten und Glaubensnieten wird man nicht gut und verständig gemacht.

Die Freiheit, wie sie die Franzosen während der Revolution selbst verstanden, bezog sich vor allem auf die Fessellosigkeit im Genießen. Sie liebelten selbst in Kerkerhaft. Der Besitz eines Frauenschoßes, immer eines anderen, war ihr Ideal; ethische Interessen waren ihnen gleichgiltig. Fysische Genüsse, die vom Gürtel abwärts liefen, standen ihnen zu oberst. Die Göttin der Vernunft mußte nackt sein, weil die Genußzinne der Gallier immer das unbekleidete Weib war. Allen Respect davor, allein es gibt höhere Spitzen für ethisches Streben, als dieses entmarkende, mit der buhlerischen Gemeinheit oft genug fraternisirende Ziel.

Das Volksgericht, welches der Königin Marie Antoinette intimen Umgang mit ihrem Sohne vorhielt, war ebenso niederträchtig, wie jene Gerichte, die den Hexenhammer schwangen. Größen- und Verfolgungswahn beherrschte die Blutrichter der Guillotine, deren Unbildung sich in der Frase kundgab, daß

man Gott erfinden müßte, wenn er nicht wäre. Die Frevel des Königtums wurden durch Bluttkaten des Pöbels nicht wettgemacht, denn sie führten wieder zum Despotismus zurück.

Die Kundgabe der allgemeinen Menschenrechte kam über hohle Worte nicht hinaus; diese Menschenrechte wurden durch Hinrichtungen schuldloser Leute nicht zu Ehren gebracht. Wenn die Kirchengüter zu Gunsten des Staates eingezogen wurden, so war das vernünftig; leider verblieben die Unterrichtsanstalten des Staates unter dem Einflusse der geistlichen Verwalter der Unbildung.

Das Schlagwort von der persönlichen Freiheit und Gleichheit schimmerte ja wie farbiges Glas, allein, wenn jeden Tag 60 Köpfe unschuldiger „Verdächtiger“ fielen, so war das keine persönliche Freiheit, sondern nur die Gleichheit vor der Guillotine. Die Umbildung des Königtums zur Republik mußte ja begrüßt werden, allein die Pöbelherrschaft mit einigen häßlichen Bluthelden an der Spitze war ebenso mitleidlos wie der Despotismus. Die Bildung eines Nationalheeres war ebenfalls beifallswert, allein ein Dieb und Polizeispion an der Spitze desselben war kein Schmuck der neuen Volksverteidigung, dies umsoweniger, als Commandant Hanriot seine politische Hauptaufgabe in Massenhinrichtungen erblickte.

Wenn der Freund theatralen Prunkes Hébert eine hübsche Schauspielerin als Vernunftgöttin herumführen ließ, so hat dies den Rechtsbedürfnissen des Volkes ebenso wenig entsprochen, als die Ansicht dieses Frasenvirtuosen, daß die Kirchentürme abgetragen werden müßten, weil das Aufragen derselben über andere Gebäude die Gleichheit verletze und als die Äußerung Marats, daß zur Befestigung der Republik 200000 Menschenköpfe fallen müssen.

Die Franzosen liebten es seit jeher, ihren Ruhm aus Blutquellen springen zu lassen. In diesem Sinne ist auch die große Revolution ruhmvoll gewesen.

Ein Stück heller Volksvernunft zeigt sich dann, wenn ein Parlament einen unfähigen Herrscher des Thrones entsetzt, wie es das Parlament von Palermo im April 1848 mit dem Bourbonen Ferdinand gethan hat. Vernünftig war es auch, als die Venetianer im März 1848 die Republik des heil. Marcus aus-

nur unsere Plage waren! — Eine schauderhafte Schlußfolge bei Personen, deren Urteilskraft durch Bemühungen des politischen und geistlichen Absolutismus unentwickelt geblieben ist. So wurden die Frevel des Mißbrauchs der Staatsgewalt gerächt.

Was liegt daran, wenn Schuldlose mit Schuldigen aus dem Leben gedrängt werden, dachten sich die Leiter der französischen Revolution. Nach ihrer entsetzlichen Logik, die auch von der Bibel empfohlen wird (Aug' um Aug' usw.), verwüsteten sie das Eigentum jener Gewaltmenschen, die es nicht duldeten, daß die Unterschichten der Bevölkerung sich selbst ein Eigentum erarbeiten. Es blühte die Mordfreiheit, auf welche der gallische Volksstamm seit jeher seinen Ruhm gestellt hat. Toutes les gloires de la France haben immer leichenbesäete Schlachtfelder und Brandruinen bedeutet. Einen militärischen, tyrannisch gesinnten Dictator haben die Franzosen nach der Revolution als Befreier begrüßt.

Ein schlechtes Regiment wegfegen, ist eine große Sache. Allein das Gute dafür einsetzen, vermag nur ein zur Sittlichkeit und Einsicht erzogenes Volk. König, Adel, Geistlichkeit haben für ihre eigene Erziehung nichts gethan und flochten die Zuchtruten selbst, die das rebellische Volk gegen sie schwang. Mit einigen kirchlichen Äußerlichkeiten und Glaubensnieten wird man nicht gut und verständig gemacht.

Die Freiheit, wie sie die Franzosen während der Revolution selbst verstanden, bezog sich vor allem auf die Fessellosigkeit im Genießen. Sie liebelten selbst in Kerkerhaft. Der Besitz eines Frauenschoßes, immer eines anderen, war ihr Ideal; ethische Interessen waren ihnen gleichgiltig. Fysische Genüsse, die vom Gürtel abwärts liefen, standen ihnen zu oberst. Die Göttin der Vernunft mußte nackt sein, weil die Genußzinne der Gallier immer das unbekleidete Weib war. Allen Respect davor, allein es gibt höhere Spitzen für ethisches Streben, als dieses entmarkende, mit der buhlerischen Gemeinheit oft genug fraternisirende Ziel.

Das Volksgericht, welches der Königin Marie Antoinette intimen Umgang mit ihrem Sohne vorhielt, war ebenso niederträchtig, wie jene Gerichte, die den Hexenhammer schwangen. Größen- und Verfolgungswahn beherrschte die Blutrichter der Guillotine, deren Unbildung sich in der Frase kundgab, daß

man Gott erfinden müßte, wenn er nicht wäre. Die Frevel des Königtums wurden durch Blutthaten des Pöbels nicht wettgemacht, denn sie führten wieder zum Despotismus zurück.

Die Kundgabe der allgemeinen Menschenrechte kam über hohle Worte nicht hinaus; diese Menschenrechte wurden durch Hinrichtungen schuldloser Leute nicht zu Ehren gebracht. Wenn die Kirchengüter zu Gunsten des Staates eingezogen wurden, so war das vernünftig; leider verblieben die Unterrichtsanstalten des Staates unter dem Einflusse der geistlichen Verwalter der Unbildung.

Das Schlagwort von der persönlichen Freiheit und Gleichheit schimmerte ja wie farbiges Glas, allein, wenn jeden Tag 60 Köpfe unschuldiger „Verdächtiger“ fielen, so war das keine persönliche Freiheit, sondern nur die Gleichheit vor der Guillotine. Die Umbildung des Königtums zur Republik mußte ja begrüßt werden, allein die Pöbelherrschaft mit einigen häßlichen Bluthelden an der Spitze war ebenso mitleidlos wie der Despotismus. Die Bildung eines Nationalheeres war ebenfalls beifallswert, allein ein Dieb und Polizeispion an der Spitze desselben war kein Schmuck der neuen Volksverteidigung, dies umsoweniger, als Commandant Hanriot seine politische Hauptaufgabe in Massenhinrichtungen erblickte.

Wenn der Freund theatralen Prunkes Hébert eine hübsche Schauspielerin als Vernunftgöttin herumführen ließ, so hat dies den Rechtsbedürfnissen des Volkes ebenso wenig entsprochen, als die Ansicht dieses Frasenvirtuosen, daß die Kirchentürme abgetragen werden müßten, weil das Aufragen derselben über andere Gebäude die Gleichheit verletze und als die Äußerung Marats, daß zur Befestigung der Republik 200000 Menschenköpfe fallen müssen.

Die Franzosen liebten es seit jeher, ihren Ruhm aus Blutquellen springen zu lassen. In diesem Sinne ist auch die große Revolution ruhmvoll gewesen.

Ein Stück heller Volksvernunft zeigt sich dann, wenn ein Parlament einen unfähigen Herrscher des Thrones entsetzt, wie es das Parlament von Palermo im April 1848 mit dem Bourbonen Ferdinand gethan hat. Vernünftig war es auch, als die Venetianer im März 1848 die Republik des heil. Marcus aus-

gerufen und den Advocaten Daniel Manin zum Dictator erhoben hatten. Leider stand ihrem guten Rechte nicht die Macht zur Seite. Die Oesterreicher kamen mit ihren Bomben; der heil. Marcus vermochte es nicht, die Cholera von Venedig abzuwenden und die Republik war gewesen. Schade, daß die Soldaten damals nicht darauf eingeschworen waren, ihre Waffen nur zum Schutze der politischen Freiheit und des Eigentums der Staatsbürger zu gebrauchen.

* * *

Der von Gewaltherrschern gezüchtete Knechtsinn verhinderte Explosionen grollender Grausamkeit nicht. Im Mittelalter wurde Hörigen zeitweise das Tragen von Waffen verboten, weil die Herrn den Unmut der Knechte fürchteten. Diese wurden, allerdings erst nach Jahrhunderten, der Mißhandlungen überdrüssig und setzten sich zur Wehre. Da sprang die Bestie gegen die Bestie auf; sie versetzten sich wechselseitig Prankenhiebe, blieben jedoch, was sie waren: roh, boshaft, sittlich durchfault.

Im Jahre 1848 war man in der Technik erfolgreicher politischer Widerstände noch ungeübt. Es flammte damals bei den Gebildeten des deutschen Volkes die Begeisterung für die politische Ungebundenheit auf; rohe Naturen traten dieser Begeisterung wie einem erschießenswerten Verbrechen entgegen. Der Galgen wurde nach 1848 ebenso mißbraucht, wie Ende des 18. Jahrhunderts in Paris das Fallbeil. Besonders ruchlos waren die Hinrichtungen freisinniger Politiker durch Leute, denen man das Kriegsrecht in die Hand gedrückt hat. Da stand die mordende stumpfsinnige Gewalt gegenüber der wehrlosen edlen Gesinnung, die nicht Recht behalten durfte, weil der Absolutismus keine Einschränkungen duldete.

Die Steuerträger bezahlten ihre Henker, ohne daran zu denken, daß sich dabei eine grauenhafte Verirrung durchsetzt. Soldaten schossen auf Leute, von denen sie den Sold empfingen. Die theoretisch gebildeten Politiker hielten allzulange Reden über die Freiheit, ohne zu ahnen, daß nur rasches Handeln in den ersten Tagen der revolutionären Erhebung nützen konnte. Eingeschüchterte Selbstherrscher können auch ihren Soldaten das

Strecken der Waffen anbefehlen. Statt Leute von rückständiger Einsicht und von moralischer Gebrechlichkeit rasch und entschieden unschädlich zu machen, wurden sie ruhig in ihren Ämtern belassen und diese Jammermenschen waren es, von denen Männer verständiger Gesinnung als Hochverräter mißhandelt wurden. Die breiten Volksschichten der Ewiggestrigen und Wenigbelehrten standen der revolutionären Bewegung stumpfsinnig gegenüber.

Als in Berlin am 19. März 1848 sich auf Befehl des Königs das Militär aus dem Schlosse und aus der Stadt zurückgezogen hatte, wurde kein Ruf nach gründlicher Änderung der Staatsverwaltung vernommen. Als einzelne Personen politische Wünsche mit Nachdruck äußerten, wurden sie von der Menge bedroht. Selbst den Wunsch nach Volksbewaffnung hat man der Behörde gehorsamst vorgelegt, welche sich herbeiließ, 6000 alte Flinten aus dem Zeughause auszuliefern. Das war keine sittlich würdige Revolution, sondern ein kindisches Spiel.

In Paris war man resoluter. Als Ludwig Philipp auf seiner unbeschränkten persönlichen Herrschaft beharrte und selbst den Wunsch nach Umgestaltung eines schlechten Wahlgesetzes durch seinen Minister Guizot zurückwies, jagte man ihn samt seinem unweisen Ratgeber zum Lande hinaus. Anständig benahmen sich damals die Truppen, die sich weigerten, auf ihre Mitbürger zu schießen. Die Franzosen machten in diesem Falle von ihrem Rechte des Widerstandes einen verständigen Gebrauch.

In Berlin ließ man den königlichen Romantiker ruhig auf dem Throne. Besser war es im Jahre 1830. Da hat man in Braunschweig den Herzog verjagt und in Kurhessen dem despotischen Kurfürsten ebenfalls dringend empfohlen, das Land zu verlassen. Es ist immer anständiger, wenn *Einer allen gehorcht*, als wenn er alle zwingt, seinen Launen zu folgen. Die Menge sollte allerdings ihrer Macht und dessen eingedenk bleiben, daß sie ihr Schicksal in der Hand halte, wenn sie von ihrem Rechte des Widerstandes zielsicheren Gebrauch macht.

Es liegt für Majestäten vom Tage ein großer Trost in der Thatsache, daß die meisten arischen Völker die richtige Vorbildung für politische Auflehnungen nicht besitzen. Fürsten können noch manches Jahrhundert unbehelligt auf ihren Thronstühlen

sich ausstrecken. Die Verallgemeinerung der Bildung und die politische Versittlichung werden nur langsam vor sich gehen.

Ein Glück wäre es, wenn ein König an's Ruder käme, der — im Herzen humanes Wohlwollen und edlen Gemeinsinn, im Kopfe eine normale politische und allgemeine Bildung — in die Hand des Volkes sein Regierungsmandat zurücklegen und erklären würde, daß ein mündiges Volk sich durch eine Auslese tüchtiger Männer selbst verwalten soll. Dieses gute Beispiel würde auf andere Herrscher aneifernd wirken und die Zeit der zufriedenen Freistaaten würde beginnen. Dieser letzte König könnte mit dem Bewußtsein vom Throne steigen, daß er der berühmteste von allen Herrschern der Welt ist.

Kaiser Wilhelm I. hat als Prinz von Preußen im März 1848 in London zu Bunsen gesagt: „Man muß jetzt demütig sein, denn die Throne wackeln!" Da die Hemmungen der Volkseinsicht nnr langsam aufhören, so wird das Thronwackeln erst nach Jahrhunderten wieder anheben. Oder früher, wenn ein hochgesinnter Fürst freiwillig und unter den aufrichtigen Huldigungen des Volkes den Thron verlassen und dadurch seine Standesgenossen moralisch zwingen würde, dasselbe zu thun?

XXIV. Bahnen zum Idealstaate.

1. Anfänge von Staatenbildungen.

Wie der Staat nicht sein soll, beweist die Geschichte mit entsetzlicher Beredsamkeit. Immer war Knechtschaft das Los von Volksgemeinschaften, wenn sich Götter und Priesterschaften in Staatsdinge mengten, wenn das Recht als Gottes Gnadengabe hingenommen wurde, wie bei den Juden und Moslems. Sie erblickten in der Rechtspflege ein Amt Gottes und im Weltgericht die letzte Sitzung der himmlischen Justizräte.

Gott gab sich immer als gestrenger Herr, der die menschliche Selbstbestimmung nicht gestattete. Er eignete sich zum Lenker eines Staatswesens schon deshalb nicht, weil er eigentlich immer nur in der Einbildung frommer Individuen ein zurückgezogenes Dasein führte.

Wo sich die Hypothese: Geist in den Staatsbegriff eingenistet hat, da wuchs ebenfalls keine geordnete, wirtschaftlich und politisch klug beratene Rechtsgemeinschaft auf. Die katholische Kirche machte als Sonderstaat Anspruch auf die Weltherrschaft und log ihren Herden vor, daß sie, die Geistlose, vor allem der Geist im Leibe des Staates wäre. So kam es, daß im Mittelalter der Staat zum Leibeigenen der Kirche herabgesetzt wurde. Die Reste dieser abscheulichen Leibeigenschaft spüren die Länder Europas noch in allen Gliedern. Alle Gebrechen im Rechtsleben, im Schulwesen, in der Erziehung der Staatsbürger lassen sich auf kirchliche und religiöse Einflüsse zurückführen.

Was sich mit Gottes Namen deckt, bedeutet menschenunwürdige Entartung, welcher gegenüber der Urstand der Volksgemeinschaften deshalb glücklich zu nennen ist, weil diese keines himmlischen Rechtsschutzes bedurften und sich selber angehörten.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

wird demnach verständlich, wenn Kapila, der Stifter der indischen Secte der Pânkarâtra, den Rechtssatz aufstellte, daß die höchste Befreiung des Menschen in der Auslöschung aller Gesetze bestehe. Kapila hat dabei kaum daran gedacht, daß Gesetze nur Aufstellungen für die vernunft- und zügellose Menge sein sollten und daß der Weise in seiner Einsicht und in seinem Freiheitsbewußtsein der Gesetze nicht bedürfe, wie es auch Plato und die Stoiker angenommen hatten.

Auf den Übergangswegen zum Rechtsstaate der Zukunft wird man allerdings manches schlechte Gesetz „auslöschen" müssen, denn zumal in Strafgesetzen kommen Brutalitäten vor, über die man sich nicht zu Ende wundern kann.

Daß die gegenwärtige Strafgesetzgebung nicht auf der Höhe der Einsicht und des menschlichen Wohlwollens steht, beweisen die rohbemessenen Strafen, welche darin den richtigen Abschätzungen politischer und religiöser Irrtümer zugedacht werden.

Kundgebungen des Geschlechtstriebes werden in den Strafbüchern europäischer Viertelculturvölker auf das widersinnigste gebrandmarkt. Der Ehebruch wird mit Gefängnißstrafen geahndet, als ob nicht Thaten geschlechtlichen Einverständnisses nur persönliche Angelegenheiten wären, wobei der Staat nicht als Scharfrichter auftreten darf. Das sehen nur jene Katheder-päpste nicht ein, die bei jedem Sonnenaufgang von Engeln Choräle singen hören und die Ehe für eine Einrichtung halten, welche die Hand Gottes Christenleuten unmittelbar vom Himmel herabgereicht hat.

Die „Unzucht wider die Natur" verdient durchaus nicht mit strengen Freiheitsstrafen bedacht zu werden. Seltsame Einfälle eines entarteten Geschlechtshungers, sonderbare Tierfreundlichkeiten mögen Verirrungen des Geschmacks, ja cynische Tollheiten sein, die man verabscheuen oder bedauern kann, allein die Freiheitseinschränkung könnte ihnen als Strafe nur dann folgen, wenn dabei fremde Rechte geschädigt würden. Da wird der Vernunftstaat manche Strafbestimmung löschen müssen.

Es ist namenlos betrübend, daß das, was sich vor Jahrhunderten Staat nannte, nichts anderes war als eine Gewaltperson mit Vollmachten zu jeder Grausamkeit. Nur selten schützte die staatliche Gewaltthätigkeit einen halbwegs vernünftigen Grund

[illegible] zu Geschichts-[illegible]

[illegible] des [illegible]

[illegible] der Zuschauern des [illegible]

[illegible] vom [illegible] Erkenntnis [illegible] deutsche Geschichtsschreiber [illegible] der als Fra[illegible] wie die anderen [illegible] über die unsere für die [illegible]

[illegible] beschränkt das Ver[illegible] bei Schulkern und [illegible] zu lassen. Das ist eben ein Grund [illegible] Zustände, daß man die Un[illegible] und Unwissenheit bei breiten Volksschichten geradezu [illegible] hat, während doch die Erwerbungen des Wissens und der Kunst, die Werke des Schrifttums, der technischen und wirthschaftlichen Thätigkeit, die Satzungen des politischen Zusammenlebens, kurz die Grundlagen unserer Cultur allen Volksklassen zu Gute kommen sollen.

[illegible] die Cultur auch ab und weicht Entartungen. Die Civilisation des römischen Weltreiches ist durch die Einfälle und Eroberungen der Barbaren verschwunden; viele Schöpfungen des griechischen Denkervolkes wurden von römischen Legionen zertreten, die technischen Fertigkeiten der Chinesen erhoben sich

nicht über die Fläche, auf der sie vor Jahrhunderten standen; die indische Cultur träumt von ihrer Vergangenheit und existirt fast nur in Ruinen geradeso wie jene der Indianer von Centralamerika.

Es gibt selbst Naturvölker, welche darüber klagen, daß die Menschen immer böser werden und daß die Nahrungsquellen immer mehr versiegen. Die Majavölker aber wurden dessen nicht inne, daß sie nach ihrer Verchristlichung in ihre frühere Barbarei zurückgeworfen wurden.

Jener schwäbische Filosof, der alles in der Welt im Dreivierteltact tanzen läßt und den lieben Gott für die Vernunft belobt, die er in alle Weltwinkel hineinstrahlen ließ, war wegen der Rückschläge in der Culturentwicklung keineswegs beunruhigt und meinte, daß die Ewigkeit den Völkern noch genug Gelegenheit zum Erreichen ihrer Ideenziele anbieten werde.

Dieses Vertrösten taugt schon deshalb nichts, weil es für Erdenbürger keine Ewigkeit gibt. Die Völker sollten sich bald und rückhaltlos mit ihren Zwingherrn im Talar und im Hermelin abfinden und sich ohne Zuwarten in den Besitz aller staatsbürgerlichen Rechte setzen. Geduldiges Zögern wäre ein Unrecht.

Nur dann, wenn sich die Völker selber helfen, wird ihnen die sogenannte Weltvernunft, auf welche sich die Gefoppten ihrer Einbildung so gern berufen, gütig unter die Arme greifen.

Die Geschichte ist nicht eine Evolution des Weltgeistes, sondern ein fortgesetzter Ausstrom menschlicher Gedanken- und Charakterlosigkeit, eine fortgehende, meist ergebnißlose Erschöpfung der Kräfte.

Wer national gesund empfindet und seinen persönlichen Anspruch auf Recht kennt, wird im staatlichen Gemeinleben sein Können dafür einsetzen, daß eine jede Unsittlichkeit und Ungerechtigkeit aus unseren Gesetzen entfernt werde.

Das Recht ist religionslos, wie die Natur und wie die Sittlichkeit. Auch der Staat muß es werden. Deutschland nennt sich einen Rechtsstaat und duldet gerade aus religiösen Gründen Unrecht. Wie bäumt sich unser Rechtssinn auf, wenn ein bescheidener Angriff der Presse gegen die Verehrung des heiligen Rockes in Trier mit mehreren Monaten Gefängnis bestraft wird!

Was soll man von einer Religion halten, die eines so grausamen Schutzes bedarf, von einem Staate, der ein Strafgesetz mit solchen unsittlichen Querständen aufrechthält, und von einem Parlament, das ein solches Strafbuch gelassen weiter bestehen läßt, während heuchlerisch von der grundgesetzlich verbürgten Preßfreiheit gesprochen wird?

Es liegt auf europäischen Staaten noch sehr hoch der Schutt aus den Trümmern der mittelalterlichen Lehensverhältnisse und man muß sich bemühen, damit aufzuräumen.

* * *

2. Fysische oder ethische Staatsbürgerzucht?

Edel angelegten Männern war es ein großes Anliegen, über Mittel nachzusinnen, die geeignet wären, für den Staat bessere Bürger zu erziehen und die Gesellschaftsordnung auf eine höhere Stufe hinaufzurücken. Einige deutsche und englische Vertreter der Weltweisheit haben für diesen Zweck im Sinne Darwins die Zuchtwahl empfohlen, um edlere Menschen zu erzielen. Bei unserem zweibeinigen Geschlecht ist dieses Mittel nicht angebracht.

Ungestüme Naturforderungen und ästhetische Reizungen, welche durch eine berückende Summe weiblicher Holdseligkeiten geweckt werden, weisen nur zu häufig bei Vermählungsfragen den ruhigen Umblick nach ethischen Charakterwerten zurück. Das übersahen zumal englische Ethiker, welche das Züchtungsinteresse mit großem marstallmäßigem Ernst vertreten. Ihre Anhänger nähern sich mit Vorliebe hochgewachsenen Mädchen, mag nun in ihnen ethischer Adel stecken oder nicht und sehen vor allen auf eine vorteilhafte fysische Entwicklung, treu dem Erfahrungssatze der Zuchtwahl, nach welchem Riesenmännchen mit colossalen Weibchen verbunden werden sollen.

Man weiß es aber, daß der Zufall, welcher Begegnungen herbeiführt, und der plötzlich durch weibliche Anmut angeregte Geschlechtssinn gewöhnlich die Vermählungsagenten sind. Bei der menschlichen Auslese werden allerdings ethische Potenzen in Ehefragen mitentscheiden, allein der schöne Kopf und die runde

Büste des Mädchens werden es kaum gestatten, daß man gewissenhaft über die vielleicht ererbten elterlichen Schwächen desselben nachdenke.

Wo der Geschlechtsdrang durch weibliche Schönheit zuerst auflodert, da glaubt man einen Schicksalswink erhalten zu haben und träumt sich in eine verheuchelte platonische Schwärmerei hinein, aus der die Sehnsucht nach inniger Umarmung, also nach der Ehe, unversehens hervorflattert.

Das körperlich Riesige pflegt mit ethischen Vorzügen äußerst selten verbunden zu sein. Das wußten schon die griechischen Bildhauer, die ihren Herkulesgestalten kleine ausdruckslose Köpfe auf die Riesenschultern gesetzt hatten.

Um tüchtige Bürger für den Vernunftstaat zu gewinnen, wird man von der Zuchtwahl englischen Stils absehen, die sich für Tiere doch besser eignet als für Menschen, denen an der ethischen Aufzucht mehr liegen muß als an athletischen Körperlichkeiten.

Es waren keine Zuchtehen, denen die Stärksten und Kühnsten im Denken, die Entschiedensten und Klügsten im Handeln, die Edelsten in der Lebenshaltung, die Reinsten im Charakter entsprangen. Staatsmänner und Staatsbürger von diesem adeligen Schlage wuchsen bisher in unseren Polizeistaaten selten auf, weil sie von einem gedeihlichen Unterrichte immer grundsätzlich absahen.

* *
*

Mit schalen allgemeinen Mahnsätzen kommt man keinen Vogelschritt den Übergängen zum sittlichen Staate näher. Eine solche gutgemeinte aber unfruchtbare Mahnung stellte J. St. Mill auf, als er dazu aufforderte, Glückseligkeit für die anderen zu erzeugen und sich dabei von angeborenen moralischen Gefühlen lenken zu lassen. Mit Gefühlen allein, die nichts auf sich Gestelltes, weil nur Nachwirkungen von Vorstellungen und durchaus nicht angeboren sind, läßt sich überhaupt nichts Fruchtbares im politischen und wirtschaftlichen Leben durchsetzen.

Die Wege zum Idealstaate, der die gesellschaftliche Sittlichkeit wahr machen soll, sind steil, allein man wird sie doch zurücklegen. Allem voran muß der Unterricht auf vernünftige

Was soll man von einer Religion halten, die eines so grausamen Schutzes bedarf, von einem Staate, der ein Strafgesetz mit solchen unsittlichen Querständen aufrechthält, und von einem Parlament, das ein solches Strafbuch gelassen weiter bestehen läßt, während heuchlerisch von der grundgesetzlich verbürgten Preßfreiheit gesprochen wird?

Es liegt auf europäischen Staaten noch sehr hoch der Schutt aus den Trümmern der mittelalterlichen Lehensverhältnisse und man muß sich bemühen, damit aufzuräumen.

* * *

2. Fysische oder ethische Staatsbürgerzucht?

Edel angelegten Männern war es ein großes Anliegen, über Mittel nachzusinnen, die geeignet wären, für den Staat bessere Bürger zu erziehen und die Gesellschaftsordnung auf eine höhere Stufe hinaufzurücken. Einige deutsche und englische Vertreter der Weltweisheit haben für diesen Zweck im Sinne Darwins die Zuchtwahl empfohlen, um edlere Menschen zu erzielen. Bei unserem zweibeinigen Geschlecht ist dieses Mittel nicht angebracht.

Ungestüme Naturforderungen und ästhetische Reizungen, welche durch eine berückende Summe weiblicher Holdseligkeiten geweckt werden, weisen nur zu häufig bei Vermählungsfragen den ruhigen Umblick nach ethischen Charakterwerten zurück. Das übersahen zumal englische Ethiker, welche das Züchtungsinteresse mit großem marstallmäßigem Ernst vertreten. Ihre Anhänger nähern sich mit Vorliebe hochgewachsenen Mädchen, mag nun in ihnen ethischer Adel stecken oder nicht und sehen vor allen auf eine vorteilhafte fysische Entwicklung, treu dem Erfahrungssatze der Zuchtwahl, nach welchem Riesenmännchen mit colossalen Weibchen verbunden werden sollen.

Man weiß es aber, daß der Zufall, welcher Begegnungen herbeiführt, und der plötzlich durch weibliche Anmut angeregte Geschlechtssinn gewöhnlich die Vermählungsagenten sind. Bei der menschlichen Auslese werden allerdings ethische Potenzen in Ehefragen mitentscheiden, allein der schöne Kopf und die runde

Büste des Mädchens werden es kaum gestatten, daß man gewissenhaft über die vielleicht ererbten elterlichen Schwächen desselben nachdenke.

Wo der Geschlechtsdrang durch weibliche Schönheit zuerst auflodht, da glaubt man einen Schicksalswink erhalten zu haben und träumt sich in eine verheuchelte platonische Schwärmerei hinein, aus der die Sehnsucht nach inniger Umarmung, also nach der Ehe, unversehens hervorflattert.

Das körperlich Riesige pflegt mit ethischen Vorzügen äußerst selten verbunden zu sein. Das wußten schon die griechischen Bildhauer, die ihren Herkulesgestalten kleine ausdruckslose Köpfe auf die Riesenschultern gesetzt hatten.

Um tüchtige Bürger für den Vernunftstaat zu gewinnen, wird man von der Zuchtwahl englischen Stils absehen, die sich für Tiere doch besser eignet als für Menschen, denen an der ethischen Aufzucht mehr liegen muß als an athletischen Körperlichkeiten.

Es waren keine Zuchtehen, denen die Stärksten und Kühnsten im Denken, die Entschiedensten und Klügsten im Handeln, die Edelsten in der Lebenshaltung, die Reinsten im Charakter entsprangen. Staatsmänner und Staatsbürger von diesem adeligen Schlage wuchsen bisher in unseren Polizeistaaten selten auf, weil sie von einem gedeihlichen Unterrichte immer grundsätzlich absahen.

* *
*

Mit schalen allgemeinen Mahnsätzen kommt man keinen Vogelschritt den Übergängen zum sittlichen Staate näher. Eine solche gutgemeinte aber unfruchtbare Mahnung stellte J. St. Mill auf, als er dazu aufforderte, Glückseligkeit für die anderen zu erzeugen und sich dabei von angeborenen moralischen Gefühlen lenken zu lassen. Mit Gefühlen allein, die nichts auf sich Gestelltes, weil nur Nachwirkungen von Vorstellungen und durchaus nicht angeboren sind, läßt sich überhaupt nichts Fruchtbares im politischen und wirtschaftlichen Leben durchsetzen.

Die Wege zum Idealstaate, der die gesellschaftliche Sittlichkeit wahr machen soll, sind steil, allein man wird sie doch zurücklegen. Allem voran muß der Unterricht auf vernünftige

Es [illegible] dem Gedanken [illegible] daß [illegible] letzten Tag [illegible] durch die [illegible] daß man [illegible] uns [illegible] in [illegible] wenn man [illegible] und durch [illegible]

[illegible] und [illegible] zurück und [illegible] aus [illegible]

* * *

[illegible]

[illegible] der [illegible] daß [illegible] zum [illegible] der [illegible]

[illegible]

[illegible]

die französische Regierung zur Absendung eines Geschwaders und eines Hilfscorps. Leben und Vermögen für die Freiheit eines Volkes einsetzen, zeigt eine sittliche Größe, die man an den politischen Heiligen der Zukunft immerdar ehren wird.

Ein Märtyrer seiner aufgeklärten politischen Überzeugung war auch F. L. Jahn, der sich am Befreiungskampfe gegen die Franzosen lebhaft beteiligte und nach Ansicht des deutschen Bundestages das Verbrechen beging, die „höchst gefährliche Lehre von der Einheit Deutschlands aufgebracht zu haben." Die höchste Dummheit war auch da die höchste Unsittlichkeit und Ungerechtigkeit; denn der wackere Mann wurde als Demagog verhaftet, von Festung zu Festung geschleppt und dann von befangenen Richtern zu zweijähriger Haft verurteilt. Vernünftigere Justizmänner der zweiten Instanz haben ihn freigesprochen; er wurde aber internirt und unter polizeilicher Aufsicht gehalten. Der deutsche Bundestag hielt sich aber wegen seiner Haltung gegen Jahn für sehr weise. In Rußland und in Oesterreich wurden bis in unsere Zeit herab Männer von hellem Kopf und von politischem Gemeinsinn in ähnlicher Weise behandelt.

Statt Männer von hervorragender wissenschaftlicher Bedeutung besonders auszuzeichnen, hat man sie oft genug auch in Deutschland aus ihren Einflußkreisen herausgedrängt. So wurde der Ästhetiker Vischer, als er 1844 eine ordentliche Professur eben erreicht hatte, wegen einiger vernünftiger Äußerungen, die dem damaligen württembergischen Unterrichtsminister mißfielen, auf zwei Jahre vom Amte suspendirt.

So faßte die monarchische Regierung den Satz: „Die Wissenschaft und ihre Lehre sind frei", auf. Der Monarch ließ diese einsichtslose und herzensrohe Regierungsthat ruhig geschehen; statt den schlechterzogenen Unterrichtsminister des Amtes zu entheben, schenkte er zur Stärkung des Machtansehens dieser Gewaltmaßregel seinen Beifall.

Zu den in Deutschland weggejagten freisinnigen Professoren gehörten auch die Theologen D. Strauß und E. Zeller. Man hat ihnen an der Hochschule Zürich Lehrämter angetragen. Das durch religiöse Erziehung verrohte Volk hat sich jedoch gegen die Berufung des D. Strauß aufgelehnt und die Ernennung desselben wurde rückgängig gemacht. In das Studirzimmer

Zellers wurden in Zürich nachts Steine geschleudert, weil man die „neue" Theologie fürchtete. Zu solchen Auflehnungen führt die religiöse Erziehung des Volkes.

Daß monarchisch verwaltete Staaten des 19. Jahrhunderts sich zur Förderung von Culturzwecken ungeeignet erwiesen, zeigte auch das Wegjagen der Hochschullehrer Jak. Moleschott aus Heidelberg und Ludw. Büchner aus Tübingen.

Den aufgeklärten Bauer Konr. Deubler hat die Regierung Oesterreichs als Hochverräter drei Jahre lang in Kerkerhaft gehalten, weil er Schriften von Alex. Humboldt, von Dav. Fr. Strauß, Heinrich Zschokke („Stunden der Andacht") und von Ludw. Feuerbach gelesen hatte.

Auch Guizot war ein frommer und deshalb bornirter Unterrichtsminister, der, weil er wenig gelernt hat, in dem harmlosen Schwärmer Aug. Comte einen staatsgefährlichen Mann und „mathematisirenden Materialisten" erblickte und ihm, wie schon erwähnt wurde, wegen dieser sinnlosen Ansicht ein gering bezahltes Amt entzog. Wie vornehm benahmen sich diesem verwahrlosten französischen Unterrichtsminister gegenüber jene drei Engländer, welche dem armen, nervenkranken Comte eine Lebensrente anwiesen.

Monarchen von der Durchschnittsmarke sehen im „Racker Staat" nur ein vom lieben Gott verliehenes Fideikommiß, dessen Reinerträgniß der Bildung und Freiheit der Staatsbürger nicht zu gute kommen soll. Wenn sie in die Speichen des Ideenfortschritts persönlich eingreifen, so commandiren sie mitunter einen Reiteroffizier zur Übernahme des Unterrichtsportefeuilles, damit er in der Volksschule auch das Einmaleins auf eine religiöse Grundlage stelle. Daß es Männer von Einsicht und Bildung nicht sind, welche an die Spitze des Unterrichtswesens in arischen Staaten Europas berufen werden, wurde im preußischen Landtag Juni 1897 bewiesen, wo sich der Leiter des Unterrichtsamtes gegen den vernünftigen Vorschlag sträubte, daß Dissidentenkinder nicht gezwungen werden sollen, den Lehrstunden in der evangelischen Religion anzuwohnen, wenn die Eltern dagegen seien. Der Minister hielt es für ungemein schädlich, wenn die Eltern alles für unwahr und für Unsinn erklären, was in der Religionsstunde gelehrt werde. Es sei dies nackter

Atheismus. Es müsse daher das Kind gezwungen werden, meinte der fromme Minister, dem Religionsunterrichte anzuwohnen. Jemanden zu zwingen, Ungereimtes für wahr zu halten, ist die nackte Unsittlichkeit. Diese schadet, nicht der nackte Atheismus.

* * *

Es ist beachtenswert, daß gerade in Staaten, deren Bürger sich des Besitzes politischer Freiheit erfreuen, auch der Gemeinsinn sich rasch zur Opferwilligkeit entwickelt. Selbst in dem kleinen, freisinnig verwalteten Dänemark gibt es Adelsleute des Gemeinsinns. Zu diesen gehört u. A. der Brauer Jacobsen in Kopenhagen, der Denkmäler der antiken Plastik gesammelt und das teuer Erworbene der Hauptstadt Dänemarks geschenkt hat. Das Museum Ny-Carlsberg enthält einige Kleinode der griechischen Plastik. Sollte es dazu kommen, daß man in der Zukunft Gipfelmenschen eines Volkes an besonderen Culturfesttagen feiert, so wird Jacobsen solchen Volksheiligen sicher beigezählt werden.

Für Andere Rücksichten und Teilnahme zeigen, heißt sittlich sein. Der Glaube an eine bessere Zukunft der Staaten wird gestärkt, wenn opferwillige Menschlichkeit immer wieder beurkundet wird. Einen besonders erquicklichen Beweis von teilnahmsvoller Humanität haben engliche Quäker gegeben, welche am Schlusse des 19. Jahrhunderts für die russische Secte der Duchoborzen, die das Kriegshandwerk von sich wiesen, in zwei Tagen die Summe von 16500 Pfund zusammengebracht haben, worauf die brutal mißhandelte Secte aus Rußland nach Cypern auswandern konnte.

Man hat auch alle Ursache, sich über den Gesinnungsadel der nordamerikanischen Bürger zu freuen. Im monarchischen Europa gibt es eine so hochanständige Nobilität nicht wie dort. Bei uns liebt es der Geburtsadel mit wenigen Ausnahmen, sich an die Spitze politischer und wirtschaftlicher Verschrobenheiten, zumal im Parlamente, zu stellen, weil er wenig gelernt und und dieses Wenige halb vergessen hat. Andere Erb- und bessere Enteignungsgesetze, Abschaffung der Majorate, Unterrichtszwang,

Aberkennung des passiven Wahlrechtes für Knownothings würden da beim Übergange zum Idealstaate Wandel schaffen. Dabei werden ein anderer Apparat für die Gesetzgebung und vernünftige Leute am Ruder der Regierung vorausgesetzt.

Welche ethische Noblesse beweisen dem europäischen Geburtsadel gegenüber jene reichen Bürger der Vereinigten Staaten, welche Hochschulen, Museen und Humanitätsanstalten mit dem Erträgniß ihrer Lebensarbeit gründen. Schade, daß in Europa adelige Sportleute, die durch Besitz unabhängig sind, an der Spitze des politischen Fortschritts und der wirtschaftlichen Reformen nicht einhergehen. Sie könnten es, wenn sie deren Bedeutung einzusehen im Stande wären. Ein wahrer Adelsmann ist ihnen gegenüber der Bürger der Union John Hopkins, der ein großes Capital für die Gründung einer Hochschule in Nordamerika gewidmet und eine zweite Riesensumme für Bau und Unterhaltung von anderen Bildungs- und Wohlthätigkeitsanstalten gewidmet hat.

In einer ebenso edlen Form hat sich die Unvergänglichkeit seines Andenkens der vormalige Gouverneur Californiens Leland Stanford, gesichert. An der von ihm 1891 gegründeten Universität sind alle Unterrichtscurse frei. Da diese Hochschule das Lehren und Bilden der Jugend nicht feilhält (bei uns wird die Bildung verkauft), so war die Zahl der Studenten im J. 1897 hoch genug. Der Universität Stanford fehlt die theologische Facultät, die überhaupt mit der Wissenschaft nichts zu schaffen hat. Vorbildlich für europäische Hochschulen! Nach Stanfords Tode fügte seine Witwe ihren Palast in San Francisco mit dessen Sammlungen der ursprünglichen Schenkung hinzu.

Zu den Adelsleuten der Union gehört auch Bürger James Lick, der einer Akademie der Wissenschaften eine vornehme Heimstätte mit einem naturhistorischen Museum geschenkt hat. Es ist eine wahre Freude, zu erfahren, daß in den Vereinigten Staaten die Männer gar nicht selten sind, welche mit erhabener Naivetät fragen: Wie viel kostet eine Universität? und den mitgeteilten Preis gern verdoppeln.

Die Aristokraten einer Republik beurkunden einen weitergespannten Gemein- und Bürgersinn als der Geburtsadel europäischer Abkunft. Was die zahme Papierfilosofie in Europa kaum

zu wünschen wagt, in dem Freistaate über dem großen Wasser wird es zur Thatsache.

Thomas Huxley bemerkte in seiner Rede, die er in Baltimore bei Eröffnung der Hopkins-Universität gehalten, daß ein jeder Lernbegierige die Hochschule besuchen könne. Wie vernünftig dieser Standpunct gegenüber europäischen Universitäten mit ihrer Prüfungspedanterie und mit ihren Fachbeschränkungen, die den Besuch der Hörsäle von engherzigen Bedingungen abhängig machen. Dort freies Lernen, da Fachdrill und öde Auskünfte über die Bedürfnisse des Polizeistaates sowie über die Oekonomie des Jenseits.

Es ist ein Trost zu wissen, daß man Übermenschen, wie sie von Göthe und von Nietzsche herbeigewünscht wurden, nicht zu züchten braucht; sie sind in Freistaaten schon da. In europäischen Staaten gibt es übrigens ebenfalls Höhenmenschen, die bereit sind, für politisches Edelgut selbst Leben und persönliche Freiheit zu opfern, also mehr als die braven Bürger der Union, die nur ihr Geld großen Zwecken zuwenden. In beiden Hemisfären werden demnach von erlesenen Menschen Opfer des Gemeinsinns gebracht. Das wird dem Idealstaate zu gute kommen.

* * *

4. Umbildung des Unterrichtes.

Kann das Vorhaben, den Unterricht durch einen gründlichen Umbruch abzuändern, gerechtfertigt werden? Nichts ist einleuchtender. Da das bisherige Unterrichtssystem fast durchweg auf verwitterten Grundlagen ruhte, muß eine durchgreifende Umwälzung desselben erfolgen, will man die Völker auf eine höhere Bildungsstufe aufrücken lassen. Die Schule von heute züchtete nur Theologen, die sich durch alles Vernünftige persönlich beleidigt fühlten, dann öde Schablonenleute und Kanzleimenschen, die nur ausnahmsweise zur allgemeinen Bildung in eine intime Beziehung traten.

Ein zielbewußter gedeihlicher Unterricht wird die Jugend mit Kenntnissen über alles Lebenswichtige versehen, wird alle Jenseitigkeiten aus dem Spiel lassen, die Erfahrung als oberste

Lehrinstanz einsetzen, die Gleichförmigkeit im Erziehen fernhalten, damit sich jede Individualität frei entfalte, und wird den Grundsatz festhalten, daß beim Lernen nur die Dauerwerte der Bildung Aufnahme finden sollen.

Welcher Widersinn, wenn die Schulordnungen europäischer Staaten beim Anbruche des 20. Jahrhunderts die „religiös-sittliche" Erziehung der Jugend anstreben. Wer die Greuel kennt, die im Namen der Religion verübt wurden, muß über die Ironie lachen, die in diesem verlogenen Ausdruck steckt. Religiös-unsittlich darf man aber die Jugend nicht erziehen lassen.

Der Unterricht in der Religion ist nicht Privatsache, sondern ein Gemein- und Volksanliegen. Ethische Bildung und religiöse Erziehung schließen sich wechselseitig aus. Deshalb hinaus mit dem Religionsunterricht aus allen Schulen! Politisch und erziehlich Kurzsichtige brauchen sich davor nicht zu entsetzen; selbst im frommen Italien wird an Mittelschulen und an Lehrerbildungsanstalten kein Religionsunterricht mehr erteilt. Ebenso wird er im Lehrplan der englischen Volksschule übergangen; leider nicht auch im gesellschaftlichen Leben, das durch Bigotterie gänzlich verseucht ist.

In den Schulen der Union gibt es ebenfalls fast nirgends einen Religionsunterricht; man kennt dort die Quelle aller Irreführungen. Dafür sorgt man aber für die Schulung der Körperkraft und versteht es, daß Turnen viel mehr wert ist als das Bilden des griechischen Aorist.

Durch schlechte Erziehung verwahrloste Schulmänner klagen über den Unglauben, über die materialistische Weltanschauung und die Unzufriedenheit, die im neuen deutschen Reiche immer drohender ihr Haupt erheben. Sie beschuldigen die Vertreter der Naturwissenschaften, die sich in unberechtigter Weise vordrängen, daß sie arges Unheil anrichten. Die Doctrinen über die Natur müßten wieder eingedämmt und in die ihnen gebührende bescheidene Stellung zurückgedrängt werden.

Schulleute dieses Schlages sind ruchlos unsittlich und ein verständig geleiteter Staat müßte sie sofort ihrer gemeingefährlichen Amtsthätigkeit entziehen. Die gegenwärtige Unterrichtsverwaltung erblickt in ihnen jedoch „Stützen der Ordnung" und zeichnet sie aus.

Wie könnte man solchen Hemmnissen einer vernünftigen Volkserziehung mit Erfolg entgegentreten? — Durch Gewalt? — Allerdings, und zwar durch die Gewalt der vernünftigen Rede, durch rücksichtsvolle Hinrichtungen in der Presse, durch den Einfluß von Wandervorträgen für's Volk, durch das nachdrucksvolle Ersuchen der politisch Reifen, daß fortschrittsfeindliche Machtleute ihre Ämter verlassen, durch Zurückweisen aller schwächlichen Zugeständnisse beim Verbannen des Religionsunterrichtes aus der Schule und durch resolutes Schließen jener Universitäten, die von Jesuiten „frei" genannt werden, weil sie katholisch sind.

An Lehranstalten, wo die Wissenschaft eine Mönchskutte trägt, werden Politiker vom Schlage der Centrumsabgeordneten des deutschen Reichstages erzogen.

Solche an der Malaria des Glaubenshasses erkrankte Individuen sollte man beim Bewerben um das Amt eines Parlamentsmannes strenge Staatsprüfungen bestehen lassen. Ungewöhnlich sei das? Gewiß, aber man wird sich bei den Übergängen zum Idealstaate manches Vernünftige angewöhnen müssen. Abgeordnete vom heutigen Schlage mit mangelhafter Einsicht und Bildung gehören nicht in ein Parlament. Da sich in Gesetzen die Volksvernunft ausprägen soll, so ist das Geringste, was man von Volksvertretern verlangen darf, nicht nur eine vollständige Ausrüstung mit fruchtbaren Kenntnissen, wie sie ein jeder gebildete Mann besitzen muß, sondern auch eine besondere Schulung in allen Zweigen einer verständigen Staatswirtschaft.

Es würde an fähigen Examinatoren für Bewerber um einen Ehrenstuhl im Abgeordnetenhause fehlen, wendet man ein. Nicht doch! Ohne Zweifel fänden sich politische Führer, Gelehrte, Schriftsteller und Staatsmänner, die in einer öffentlichen Prüfung die positiven Kenntnisse der Candidaten für ein Parlament abschätzen würden.

Man schämt sich der hervorragenden Unfähigkeit von so vielen Deputirten im deutschen Reichstage oder gar im österreichischen Reichsrate. Es gehören besonders Abgeordnete, die nichts anderes als ihre Frömmigkeit, ihre Unwissenheit und ihr persönliches Interesse vertreten, entweder als „Arme am Geiste" in's Himmelreich oder auf die Schulbank, aber nicht in's Parlament.

Auflehnungen gegen bisherige unverständige Gewohnheiten und resolute Absprünge von hergebrachten Thorheiten würden das politische Leben wohlthätig beeinflussen. Die Minderheit der Einsichtsvollen, der Bildungsfreien, der unabhängigen Forscher, der glaubenslosen Vertreter der Wissenschaft und der Menschenwürde müßten sich entschließen, die Menge aus den bösen Kreisen ihrer Zurückgebliebenheit herauszuführen. Die Mittel für diesen großen Zweck werden sich finden. Eines derselben wäre die Gründung eines Vereines, dessen Mitglieder für geringe Beiträge Bücher erhielten, in denen bahnbrechende Forschungsarbeiten der Gelehrten aller Culturvölker in gemeinfaßlichen Grundzügen dargestellt würden. Jetzt werden wissenschaftliche Bücher meist in einer Form an's Licht gebracht, welche nur von Fachleuten verstanden wird und das Eindringen des darin Gelehrten in breite Volksmassen verhindert.

Besonders würde es frommen, alle Zweige der Geschichte menschlicher Schöpfungen, die religionsfreie Sittenlehre, die Naturwissenschaften mit ihren reichen Ausästungen und die Volksökonomie in diesen Büchern zu behandeln.

Beim Bestehen eines solchen Vereins für Herausgabe von Volksbüchern*) würden sich Schriftsteller genug finden, welche naturwissenschaftliche Werke aus dem Fachgelehrten in's Gemeinverständliche übertragen und so das Wissen für Viele fruchtbar gestalten. Ja es würden Forscher, deren Schriften jetzt wenig gelesen werden, sich durch das Bestehen eines solchen Weltvereins entschließen, die Ergebnisse ihrer Gedankenarbeit in klarer und einfacher Darstellung, die nur von dünkelhaften Halbgelehrten verurteilt wird, der Öffentlichkeit zu übergeben. Alle gesellschaftlichen Schäden entspringen irrtümlichen Ansichten; diesen entgegenzuwirken, bliebe Hauptziel eines solchen Bildungsvereins. Er würde auch viel dazu beitragen, die morschen Seiten des gegenwärtigen Unterrichtes bloszulegen.

Wenn die Jugend gezwungen wird, tote Sprachen zu lernen, ohne deren Literaturen in ihrem vollen Bildungswerte kennen zu lernen; wenn ihrem Gedächtnisse beim Geschichtsunterricht

*) Zur Zeit der französischen Restauration hat man billige Ausgaben Voltaire's und der Encyklopädisten unter dem Mittelstande von Paris verbreitet.

unfruchtbarer Ballast eingeprägt wird; wenn sie über Welt, Leben, Natur und Cultur der Völker, über das Schrifttum lebender Sprachen, über die Hauptformen und Hauptwerke der bildenden Kunst unbelehrt bleibt; wenn ihr der Glaube an eine unsichtbare Person beigebracht wird, welche sich im Menschenkörper die Mühe nimmt, zu denken, zu empfinden und beim Tode zur Unsterblichkeit abzufliegen, — so bleibt der Zweck ihrer Erziehung unerfüllt. Nur wer das Bedürfniß hat, noch als Mann nachzulernen, was er in der Jugend zu erkennen versäumt hat, wird der Mängel des bisherigen Schulunterrichtes so ganz inne werden.

* * *

Niemand hat die Befugniß, staatsbürgerliche Rechte in Beschlag zu nehmen. Niemand darf das Recht auf vernünftige Erziehung schmälern und dem Glück frei erworbenen Wissens entgegentreten. Jedes Volk hat aber das Recht, den Machteinfluß jener Leute zu hemmen, welche ihm den Weg zur ethischen Selbstaufrichtung mit Gewalt verstellt haben. Das kann nur allgemach geschehen, da die Fundamente der Lebenswohlfahrt nicht mit elektrischer Schnelligkeit gelegt werden. Das fatale Gesetz der Trägheit lehnt sich dagegen auf.

Soll die Volkseinsicht gehoben werden, so muß vor allem der Unterricht in Elementarschulen gründlich umgestaltet werden. In welchen Richtungen, wurde wiederholt angedeutet. Da die Aufgabe der Volksschullehrer ebenso wichtig, wenn nicht wichtiger als jene der Hochschullehrer wäre, so müßte sie der Staat auch finanziell günstig stellen.

Um bessere sociale Zustände anzubahnen, müßte auch ein kräftig gestimmter, aus ethischen Überzeugungen hervortretender Gemeinsinn in die gebildeten Schichten der Gesellschaft eindringen. Mit dem Wachsen der Bildung wird sich auch der Altruismus vertiefen und alle Berufsklassen der Bevölkerung zur Erreichung derselben gesellschaftlichen Ziele verbinden.

Ein Mittel, um Wissen und Einsicht im Volke zu mehren, wären auch wohlorganisirte Lehrvorträge, die von gebildeten Männern aus welchen Gesellschaftsstellungen immer — umsonst oder entgeltlich Land- und Stadtbewohnern gehalten würden.

Wissen in die Menge tragen, heißt sie freistaatlicher Einrichtungen wert machen.

Je mehr für die Aufklärung des Volkes geschieht, desto vernünftiger und aussichtsreicher läßt sich die Selbsthilfe desselben organisiren, desto leichter lassen sich politische und wirtschaftliche Ideen in lebendige Formen einschließen, desto weniger Mühe wird es kosten, die Wälle zu durchbrechen, welche die oberen zehntausend Sittenlosen zur Sicherung ihrer Vorherrschaft um das Volk gezogen hatten.

Gewiß werden die Schichten der Ruchlosen alles daran setzen um ihren Machteinfluß zu behaupten, allein die Macht edler Absichten, die Volksbildung zu verallgemeinern, wird auch wachsen und die Vorbilder für den Volksunterricht im Zukunftsstaate schießen in freien Ländern immer üppiger auf. So ist es erquickend, von jenen Bemühungen zu hören, die im letzten Jahrzehnt besonders in England und Amerika gemacht wurden, um naturwissenschaftliche und literaturgeschichtliche Kenntnisse in unterrichtsbedürftige Bevölkerungsschichten zu tragen.

Am vorbildlichsten hielten sich die Amerikaner, deren Hochschulen nicht für die Züchtung von Beamten und Priestern, sondern für alle da sind, die sich nach Kenntnissen und nach selbständigem Denken sehnen. Die Curse wurden dort unentgeltlich gegeben und der Staat als Vollmachtträger des Volkswillens unterstützte mit Geld diese Unterrichtsbemühungen. Wanderbibliotheken mit grundlegenden wissenschaftlichen Büchern wurden angeschafft und einer allgemeinen zweckmäßigen Benutzung übergeben (Dr. James Russel: „Die Volkshochschulen in England und Amerika").

Hochschullehrer haben auch in deutschen Landen zögernd aber doch an den Cursen für das Volk teilgenommen. Nur in Berlin haben sich einige Universitätslehrer vor Augen gehalten, daß es Zweckbestimmung ihrer Hochschule sei, Jünglinge für den höheren Staats- und Kirchendienst vorzubereiten und sie lehnten ab, die übel beratenen.

Die Lehrer der englischen Universitäten haben sich da anständiger benommen und nicht gezögert, ihr Wissen der Menge mitzuteilen. Den Einwand der Rückständigen, daß durch Lehrkurse die Halbbildung gefördert werde, braucht man bei Viertel-

gebildeten nicht zu entkräften. Man kann ja von der Halbbildung allgemach zur Vollbildung aufschreiten.

Die dänischen Volkshochschulen, die seit 1844 bestehen, verbreiten ebenfalls praktische Kenntnisse in Bauern- und Handwerkerkreisen. Ihre Schüler können auch 30 Jahre alt sein. Sie wohnen in der Schule, werden vom Vorsteher derselben verpflegt und der Staat unterstützt diese wohlthätigen Anstalten, deren Pfleglinge den wirtschaftlichen Wohlstand fördern.

In Chicago waren die Curse der Facultät für den Volksunterricht 1892 gleich im ersten Monate der Eröffnung von 15000 Personen besucht.

Wie wohlthätig wirkten die Volkscurse in England! Mehrere Besucher derselben aus dem Stande der Grubenarbeiter wurden tüchtige Geologen und gründliche Paläontologen, die mit wahrer Freude seither an ihrer lebensgefährlichen Beschäftigung hingen.*)

In diesen Bemühungen, Bildung in weitgespannte Volksschichten zu tragen, liegt auch eine vernünftige Lösung der socialen Frage. Die Bildung nivellirt, fördert die Einsicht, lehrt das Maßhalten und mildert Raubtierinstincte.

* * *

In freien Staaten wächst und gedeiht die politische Vernunft, welche für die Volksbildung die Pfade freilegt, in absolutistisch verwalteten Ländern aber walten Bosheit und Albernheit, die nur das Tier im Menschen existiren läßt. So gibt es in Rußland Minister, die schon im Lesen eine staatsbedenkliche Verrichtung erblicken.

Als Tolstoj 1895 auf seinem Gute Jasnaja Poljana Bauernschulen gründete, in denen er und seine Tochter lehrten, erblickte Minister und Oberpop Pobedonoszew in diesem edlen Beginnen „eine staatsgefährliche Action" und ließ die Schulen schließen.

---

*) Ein Mann aus Südengland lernte, durch Lehrkurse angeregt, im 30. Jahre lesen und schaffte sich aus seinen langsam ersparten Pfennigen ein Teleskop an, das seither seine Lebensfreude geworden. Ein Viehknecht aus Arizona lernte auf brieflichem Wege von einem Lehrer in Chicago arabisch und ist jetzt mit der Literatur der Araber gründlich bekannt.

Die reiche Gutsbesitzerin Frl. Stewen hat ein Netz von Bauernschulen und ein pädagogisches Seminar in's Leben gerufen, um die Volksbildung zu heben. Herr Pobedonoszew fand in einer von der wackeren Dame gegründeten Volksschule populäre Auszüge aus Brehms Tierleben, worauf der volksfreundliche Oberpop dem Frl. Stewen das weitere Gründen von Volksschulen verbot und die bereits vorhandenen der Leitung der Geistlichkeit unterstellte. Frl. Stewen veröffentlichte hierauf eine sachgerechte Darstellung des Unterrichtes in ihren Schulen und bewies, daß diese nur der notdürftigsten Unterweisung der Bauern aber keinen staatsgefährlichen Absichten dienten. Und Zar Nikolaus II., der die Vorteile des Friedens so einsichtsvoll anerkennt, läßt die elendeste Form des Krieges, das Bekämpfen der Volksaufklärung, ungehindert zu, während es seine Pflicht wäre, statt neue Kanonen zu kaufen, ganz Rußland mit guten Schulen zu versehen. Allerdings wäre ein Mann wie Pobedonoszew nicht fähig, Volksschullehrer zu werden, da er höchstens das Talent zum Ausfegen von Schulstuben besäße, und doch ist er Berater des Väterchens von Rußland. Hat eine solche bildungsfeindliche Regierung und Geistlichkeit eine Daseinsberechtigung?

Vernünftiger als die russischen Gegner der Volksbildung war Friedrich d. Gr. von Preußen, der schon vor 140 Jahren den Schulzwang einführte. Gegen diesen wohlthätigen Zwang revoltirten in Pommern und Magdeburg die Bauern, weil die liebe Jugend das Vieh hüten und andere treffliche Arbeiten verrichten müßte. Trotz dieser Rebellion der Dummheit gegen eine Wohlthat trat in Preußen der Schulzwang in's Leben.

Würde die reformirte Volksschule die Bauern mit jenen Kenntnissen ausstatten, die sie über alle Werte des Lebens aufklären und sie u. A. auch mit allen Mitteln einer rationellen Bodenökonomie bekannt machen, so würden sie in der Schule eine Stätte schätzen, die Genuß und Gewinn bringt. Sie würden die Kirche durch die Schule mehr als ersetzt finden und gegen eine vieljährige Schulpflicht sich nicht auflehnen, sondern um eine Ausdehnung des Unterrichtes bitten, der das Dasein mit Freuden ausfüllt.

Der Unterricht in der Volksschule der Zukunft müßte feste sittliche Grundsätze reifen lassen, welche durch die gegenwärtige

dürftige Unterweisung in Schulen bei der ländlichen Jugend, trotz der Lockungen mit unbegreiflichen himmlischen Labsalen, nicht zur Entwicklung gebracht wurden.

Allerdings müßten die Volksschullehrer der Zukunft ein festfundirtes vielseitiges Wissen besitzen, so daß selbst Zöglinge von Hochschulen sich um die gutbezahlten Ämter für die höheren Unterrichtsstufen an Volksschulen bewerben würden, die ja das Gepräge von Volksuniversitäten besäßen. Erheiternder Optimismus sei dies, — werfen Bewunderer des Bestehenden ein. Die ewig Vorgestrigen vergessen, daß der Vernunftstaat die Abgaben seiner Bürger vor allem Bildungszwecken zuwenden würde.

Es wäre übrigens auch ein begehrenswerter Beruf, in die ländlichen Volksschichten Bildung, Einsicht und Sittlichkeit zu tragen, was den bisherigen Schulen des Katechismusstils nicht gelungen ist.

Vorbildlich ist auch die Übung der Schweiz, Candidaten des Lehramtes mit Stipendien zu versehen. Es zeigt sich da wieder, daß Freistaaten für die Volksbildung gewissenhafter sorgen, als absolut verwaltete Staaten, in denen das falsche Wort Gottes großen Einfluß hat.

Staatsleiter unsauberen Schlages huldigen der Ansicht, daß das Volk ohne Religion noch mehr ausarten würde als bisher. Doch man besehe die Früchte der clericalen Erziehung näher, um das Nichtige dieser Vormeinung zu erkennen. Ist nicht jedes europäische Volk sittlich verwildert, dessen Gedankenbesitz nur die religiöse Marke trägt und das darüber die Bildungspflicht zu erfüllen versäumt?

Würden sich an die vernünftig organisirte Volksschule die bereits erwähnten Lehrvorträge für die ländliche Bevölkerung sowie Führungen in wissenschaftlichen und in Kunstsammlungen anschließen, so wäre damit ein Stück socialen Ausgleichs verbunden.

Es war ein großes Unrecht, daß der Volksunterricht vernachlässigt wurde; nur die ethisch verwahrlosten Volksschichten sind eine Gefahr für die besitzenden Gesellschaftsgruppen. Gutberatene Regierungen lassen auf Socialisten nicht schießen, sondern sie beeifern sich, sie besser erziehen und durch humane Lohn- und

das Vorvolk der Griechen auch für die Unterrichtsformen der Zukunft übergeben. Alexander der Große wurde von Aristoteles in einem besonders für ihn angelegten Hain, mit schattigen Gängen, mit Ruhesitzen und Statuen unterrichtet. Plutarch hat diesen Park gesehen und beschrieben. In den Zukunftsstaaten Europas sollten solche Unterrichtsgärten wieder in Schwung kommen. Schulmänner von engen Horizonten können sich bei diesem Vorschlage damit beruhigen, daß die nordamerikanischen Colleges abseits vom städtischen Treiben im Grünen liegen und bei Ausschluß von Alkohol- und Cigarrengenüssen für ein frisches Treiben sorgen. Es gibt in diesen Schulgärten auch prächtig eingerichtete Bäder, Schwimmbassins und Rudervorrichtungen. Besonders sind die Mädchencolleges von großen Parkanlagen umgeben und verfügen über reich ausgestattete Lesezimmer.

Leider werden in Gymnasien der Union weißen und farbigen Schülern griechische und lateinische Vocabeln in's Gedächtniß geschoben, um sie zu bilden. Schwarz- und Blaßhäute verschwenden mit demselben Eifer ihre Zeit mit diesem wenig fruchtbaren Lerngeschäft. Das Vertrautwerden mit der deutschen Literatur wäre für sie nützlicher, als der intime Verkehr mit der Sprache der Griechen und Römer, die am Schlusse des Mittelalters von hohem Werte gewesen war, weil damit neue wichtige Gedankenbezirke erobert wurden. Wir verfügen über weitere Gesichtsfelder, wollen neben der griechischen Literatur auch andere alte Schrifttümer sowie junge Literaturen kennen und müssen unsere Bildung, abgesehen von Sprachen, auf eine breitere Grundlage stellen.

* * *

In den Mittelschulen der Zukunft sollte das Lernen ein fortgesetzter Genuß sein. Man wird der Jugend alle die Herrlichkeiten im Weltall und auf unseren Planeten zeigen und erklären, — die Wunder der an der Materie haftenden Eigenschaften vor Augen stellen und alles zurückweisen, was jenseits der Grenzen der Wirklichkeit liegt. Nicht nur der Stoff, auch die Methode des Unterrichtes sollte erquicken. Nicht mehr die Abenteuer be-

schränkter Fürsten, sondern die Schicksale schöpferisch bedeutender Männer wird man der Jugend vorführen, nicht um sie aus dem Inhalte der Vorträge pedantisch zu prüfen, sondern um ihnen Vorbilder für die eigene ethische Lebenshaltung zu übergeben.

Der Unterricht in den Mittelschulen der Zukunft soll überhaupt die Jugend bildungs- und charakterreif machen, nicht etwa durch trockene Darlegungen ethischer Lehrbücher, sondern durch Mustergestalten, die in der Cultur- und Literaturgeschichte leuchten.

Alle Achtung den guten Absichten, denen man an humanistischen Lehranstalten nachgeht; leider haben sie bisher manche Barbareien von der jetzigen Culturgesellschaft nicht ferngehalten. Die alten Sprachen besaßen nur insofern einen relativen Wert, als die Bruchstücke aus ihren Literaturen die Jugend über das Sumpfland christlicher Verbohrtheiten hinweggehoben hatten. Liegen diese Sümpfe hinter uns, so muß man für die Bildung tiefer greifende und weiter gespannte Einflüsse suchen.

* * *

Deutschland kann auf seine Hochschullehrer, die zugleich Forscher sind, besonders dann stolz sein, wenn sie sich nur um das Weiterschreiten der Wissenschaft kümmern und dabei jenen Mannesmut bewähren, der vor keiner politischen Gewalt und vor keiner Autorität des Wahns den Rücken beugt.

Ein deutscher Naturforscher war es, der von seiner Lehrkanzel herab in's Volk hineinrief, daß es sich von der Bibel und von dem was daran hängt, befreien solle; — der Religionsunterricht gehöre nicht in die Volksschule, weil er die Gemüter der Jugend vergifte.

Das soll ein deutscher Hochschullehrer ungestraft empfohlen haben? Allerdings, aber in einem Freistaate wurde dieser Rat gegeben, leider ohne Erfolg, weil auch dieser Freistaat von der influenza mystica durchseucht ist.

Der schweizer Professor Arnold Dodel-Port war es, der in seiner Schrift: „Moses oder Darwin?" die Jugend gegen biblische Irreführungen schützen wollte.

Ernst Häckel an der Hochschule Jena forscht und schreibt mit noch größerer Unerschrockenheit für die ganze Welt. Außer ihm gibt es in Deutschland noch einige der Universität angehörende Schriftsteller von stahlfester Gesinnung, die ohne Anwartschaft auf schale Auszeichnungen in ihren Büchern die letzten und vorletzten Gedanken furchtlos heraussagen, allen Freunden der tapferen Wissenschaft zur Freude.

Leider findet man Männer dieses Schlages auf Hochschulen in Deutschland selten, in Oesterreich und Rußland gar nicht. Es gibt ein Gesetz langsamer Entwicklungen, das sich mit dem Trägheitsgesetze so ziemlich deckt. Da kühne Denker auf Lehrkanzeln auch heute noch wie Edelwild gejagt werden, so ist es verständlich, daß sich bei der heutigen Beschaffenheit des Schul- und Staatswesens Lehrer finden, denen der Ehrgeiz fehlt, sich als Hochwild erlegen zu lassen.

Die Barbarei des Polizeistaates, der das freie Wort auf der Lehrkanzel verfolgt, vergrößert nur die Schuld eines bekannten Naturforschers, der mit unrühmlicher Aufrichtigkeit beteuerte, daß wissenschaftliche Wahrheiten nur Gelehrten und Gebildeten vorbehalten bleiben sollten, während der Glaube gut genug für das Volk wäre. Wie unwürdig ist doch diese Auffassung der Wissenschaft, die allen Volksschichten zu Statten kommen soll!

Das von hochdenkenden Männern Geschaffene drang nie in die Menge ein. Auch heute nicht. Selbst Hochschullehrer der Filosofie ruminiren kritiklos alte und neue Irrtümer der „königlichen Wissenschaft“, niemandem zur Erbauung. Facultätsfilosofen tragen Psychologie vor, ohne zu ahnen, daß die Seele Männern von wissenschaftlicher Solidität längst ihre Abschiedsbesuche gemacht hat.

Andere Kanzelfilosofen stellen Gefühle in den Vordergrund ihrer Sittenlehren, als ob damit ein fruchtbarer Untersuchungsstoff gewonnen wäre. Und dabei als Schlagschatten ein Dünkel, dem an Stärke nur die Unbelehrtheit der betreffenden Kanzelsouveräne in Natursachen gleichkommt. Auf Hochschulen im Zukunftsstaate wird eine solche rückständige Lehrwirtschaft nicht mehr möglich sein. Jetzt wird solche Falschmünzerei der Unwissenschaftlichkeit noch mit Schonung, ja selbst mit Achtung behandelt; dagegen werden Docenten, die des Atheismus verdächtig sind, in Acht und Aberacht gethan.

Nicht zu beneiden sind Gelehrte, welche auf kahlen Höhen des Wissens stehen und deren Darstellungsweise mit knorrigen Legföhren auf diesen unwirtlichen Höhen vergleichbar ist. Sie sehen die Wissenschaft für entweiht an, wenn sie in genießbarer, volksverständlicher Form gebildeten Lesern und Zuhörern vorgesetzt wird. Adolf Ermanns Buch über das alte Egypten ist das Werk eines großen Gelehrten, eines gründlichen Forschers, eines genauen Kenners der Papyrusliteratur und der Denkmalinschriften. Er gehört zu jenen Männern der Wissenschaft, die auch Künstler in der Darstellung sind und bei ihrer vielseitigen Bildung das Wort an alle Welt richten dürfen. Ihm machten beim Verfassen seines trefflichen Buches über Egypten nicht blos die Musen, sondern auch die Grazien den Hof.

Die Hochschullehrer der Zukunft werden sich über die Hügel von Fremdworten wundern, die man in wissenschaftlichen Büchern ihrer Amtsgenossen von heute übersteigen mußte und werden als Männer von Geschmack in gemeinverständlicher Form schreiben und vortragen. Sie werden sich's zur Ehre anrechnen, Männer und Frauen aller Stände unterrichten zu dürfen und werden in den Annalen deutscher Universitäten mit Entsetzen jenem Berliner Lehrer begegnen, der eine Dame, die seinem Vortrage anwohnen wollte, feierlich aus dem Hörsale herausführte.

Zu den Kanzelbarbaren wird man auch jenen Hochschullehrer zählen, der bei Prüfungen Studenten fallen ließ, die sich nicht nach seinem sondern nach einem besseren Lehrbuche vorbereitet hatten.

Man wird in Zukunft unzweifelhaft eine zuverlässigere Art finden, um das Können eines Studenten zu ermitteln, als die bisherige Form von Prüfungen, die einen meist unfruchtbaren Notizenbesitz voraussetzen.

Die Universitäten der Zukunft werden Hochburgen des freien wissenschaftlichen Forschens sein, dessen Vertreter man umso höher schätzen wird, je unerschrockener sie ihre Überzeugungen in Wort und Schrift offenbaren. Der Staat wird es für eine geschmacklose Form der Corruption halten, bedeutenden Männern der Wissenschaft Titel und Orden nachzuwerfen, wie es noch im 19. Jahrhunderte in der Zeit verbogener Charaktere und eitler Hofräterei Unsitte gewesen.

Der Staat und die Professoren werden die Bildung nicht mehr an Studenten verkaufen, denn dieses kostbare Lebensgut ist nicht zu erzahlen, wie es bereits die griechischen Filosofen beteuerten, deren Vorträge jedermann unentgeltlich offenstanden. Da das Amt der Hochschullehrer einer der wichtigsten Berufe im Rechtsstaate der Zukunft sein wird, so muß sie dieser finanziell glänzend stellen, da es nicht blos ihre Aufgabe wie jetzt sein wird, Studirende für einen bestimmten Beruf zu drillen, sondern in erster Linie werden sie für die allgemeine Bildung aller Zöglinge der Hochschule ihre Mühe einsetzen, weshalb diese insgesamt verpflichtet sein werden, der naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Gruppe der Lehrgegenstände recht nahe zu kommen.

Die wichtigste Abteilung der Hochschule wird die naturwissenschaftliche sein, deren Aufgabe es wäre, uns über Welt und Leben genau zu unterrichten, damit wir unsere Naturstellung erkennen und nicht überschätzen.

Die nächstwichtige Facultät sollte jene der Geschichtsfächer sein. Diese müßte ihre Pfleglinge nicht mit der politischen und Culturgeschichte der Völker allein, sondern auch mit der Geschichte des Schrifttums in allen ihren Ausästungen, mit der Geschichte der Wissenschaften, der technischen Erfindungen und der bildenden Kunst bekannt machen. Dieser Facultät würden sich Lehrkanzeln für die Hilfsdoctrinen der alten und lebenden Sprachen anschließen. Nur auf diesen beiden Wissenschaftsfeldern werden sich Studirende jene universelle Bildung holen können, welche den platten Zweckmäßigkeitsmenschen fehlte, die jetzt an Universitäten für Kanzleien jeder Art zurecht geknetet wurden.

Die filosofische Facultät der Hochschule der Zukunft müßte ihre Physiognomie wesentlich verändern. Das Beste, was sie bieten könnte, wäre das Zusammenfassen der Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschungen. Dieses Zusammenschließen würde aber am ehesten einem naturwissenschaftlich wohlerzogenen Gelehrten, nicht einem Herrn von der dürren Speculation gelingen. Die kritische Geschichte der Filosofie zu behandeln würde der Facultät für Geschichte zufallen. Die Psychologie hätte als Sfinx, deren Wesen nach einigen Kämpfen gegen Irreführungen endlich erkannt wurde, ihre Rolle ausgespielt.

Die Aesthetik wird als „speculative" Wissenschaft ihre Bemühungen einstellen, weil die Kunstgeschichte zweckmäßigere Aufschlüsse über das Kunstschöne und Kunstgerechte zu geben vermag. Die Ethik der Zukunft wird ihren reichen geschichtlichen Stoff zu einem ausgeglichenen Ganzen zu ordnen und dieses durch Ergebnisse naturwissenschaftlicher, culturhistorischer und staatswirtschaftlicher Studien zu ergänzen haben. Die Logik wird ihre begriffs- und erkenntnißkritischen Prüfungen am ersprießlichsten bei der naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Facultät praktisch vornehmen.

* * *

Zu den Pflichten der Hochschule der Zukunft wird es gehören, schöpferisch begabte Frauen und Männer in staatliche Pflegestätten zu bringen, wo ihre Begabung ausreifen und sich bethätigen kann.

Die Vorträge der Hochschullehrer werden nicht blos für Studirende sondern für Jedermann zugänglich sein, der sich weiter bilden will.

Das Lernen soll Genuß, keine Qual oder gar Langeweile bedeuten. Und es wird ein Genuß sein, der Natur, der Welt in's Innere zu blicken; — eine Freude wird es bleiben, Werke der Poesie vom naiven Volkslied bis zur edlen Tragödie hinauf auszukosten und Seligkeiten wird man beim Vertrautwerden mit Schöpfungen der bildenden Kunst genießen.

Studenten werden nicht mehr in Zukunft für Trinkgelder, die sie dem Examinator in die Hand drücken, am Prüfungstische gequält werden. Sie werden ihr Gedächtniß nicht mehr mit Ballast beladen, sondern auf vernünftigen und zweckmäßigen Wegen sich für ihren Lebensberuf vorbereiten und ihren Fähigkeitsnachweis in einer sicheren und zugleich bequemen Form bringen.

Gleichwohl werden im Idealstaate mit der Freiheit im Gewinnen von Berufskenntnissen strengere Formen der Verantwortung bei beruflichen Verrichtungen eingeführt werden müssen. Es werden gewissenlose Aerzte nicht mehr ungestraft ihre Patienten mißhandeln dürfen, da ein jeder durch Medizinen vergiftete Patient

das Recht haben wird, den Arzt wegen frevelhafter Verschärfung seiner Krankheit gerichtlich zu belangen oder ihn bei der Öffentlichkeit anzuzeigen.

Kanzleimenschen werden zur größten Milde im Verkehr mit ihren Staatsgenossen, Richter zur humansten Beurteilung sittlicher Defecte und zu erziehlich wirksamen Strafformen, — Lehrer, die wichtigsten Männer im Zukunftsstaate, zur faßlichsten und geschmackvollsten Prägung ihrer Mitteilungen an die Schüler angeregt bleiben.

Die Rechtsfacultäten der Hochschule der Zukunft werden ein wesentlich anderes Lehrmaterial zu bewältigen haben als bisher. Die der Einsicht, Billigkeit und Humanität hohnsprechenden Strafgesetze von heute werden einem vernünftigen Criminalcodex weichen.

Die Juristen der Zukunft werden über all' die öden Gesetze lachen, welche die Rechtsleute der Gegenwart wie Heublumen ruminiren. Für diese Heublumen liefert das kanonische Recht den üppigsten Beitrag. Alle die überflüssigen Rechtsformen, welche die Plage der Gerichtsstuben bildeten, werden in Zukunft auf ein vernünftiges Maß zurückgeführt und richterliche Amtshandlungen nicht wie bisher vom Rechtsuchenden bezahlt werden müssen. Das Aufrechthalten der Gerechtigkeit und das Gewinnen der Bildung darf sich der Staat d. i. die organisirte Gesellschaft steuerzahlender Bürger nicht besonders bezahlen lassen.

Die Kenntniß der Gesetze trug zur Hebung des ethischen Wertes der Juristen wenig bei; dagegen würde die vertiefte Kenntniß volkswirtschaftlicher und politischer Dinge, zu denen auch das Recht des Widerstandes gegen unsittliche Gewalten gehört, die Bildung und den Charakter der Rechtsvertreter vorteilhaft beeinflussen. Staatsbürgerlichen Mannesmut könnten auch nur Lehrer aufzüchten, die ihn selber besitzen. Bisher hat man ihn aus Hörsälen nicht in's Leben mitgebracht.

* * *

Theologische Facultäten werden an Universitäten der Zukunft ebenso verschwinden, wie Lehrer der Filosofie vom heutigen Durchschnittsschlage. Anwälte „speculativer" Irrtümer könnten

ebenso wenig für die Bildung der Zeitgenossen thun wie die Thürhüter des Jenseits, die als Verschwörer gegen den Culturstaat in diesem nicht geduldet werden können.

Schon Milton hat die Überflüssigkeit der Priesterschaften und Priesterschulen eingesehen und hat fein spottend erklärt, die Gemeinde sollte nicht die Religion im Kopfe oder in den Büchern eines Geistlichen zur Miete wohnen lassen. Auch hat er empfohlen, alle Priester sollten ein Handwerk erlernen, damit sie nicht aus dem Predigen einen Erwerb zu machen gezwungen seien.

Der Student des Gesittungsstaates wird auch ein edleres Antlitz tragen als heute, wo die Ehre des Burschentums in der Faulheit, Trunksucht, Nichtbezahlung von Schulden, in abgeschmackten Gassenspäßen, im Verhöhnen des Filistertums, in Mensuren und Duellen ihre Stütze findet. Der Zögling der Hochschule der Zukunft wird auch nicht mehr jener professorlichen Beschränktheit ausgesetzt sein, deren Opfer der große Fysiker Robert Mayer geworden, den man wegen Teilnahme an einer „verbotenen" Verbindung und weil er auf einem Museumsballe ohne Frack erschienen war, auf die Dauer eines Jahres relegirt hatte.

Der Universitätsstudent des Vernunftstaates wird über die Verrohung lachen, in deren Bannkreisen er seine Unterhaltungen vormals gefunden hat. Er wird die Zeit für seine allseitige Ausbildung besser ausnützen und sich im Dienste dieser Absicht sogar manchen Zwang gefallen lassen. Seine geselligen Freuden werden sich in vornehmen Formen bewegen und er wird einen Vortrag über ein erlesenes Werk der Poesie im Kreise seiner Studiengenossen dem virtuosen Leeren ungezählter Bierkrüge vorziehen. Er wird seiner Jugend in erlesener Weise froh werden, nachdem er die Hohlheit studentischer Unterhaltungen und die Pflicht erkannt haben wird, die Freuden eines gebildeten Mannes aufzusuchen.

* * *

staatlicher Wohlfahrt erlassen würde, wären des Beifalls aller Volks-, Freiheits- und Wahrheitsfreunde sicher.

Die Bemühungen im Dienste culturstaatlicher Ideale müßten vor allem kirchliche Anarchisten berühren. Wie erhebend wäre es, wenn gutberatene Regierungen den Machenschaften katholischer Bischöfe scharf entgegentreten würden. Im Jahre 1895 hat die gesamte österreichische Bischöflichkeit an den Papst eine Adresse gerichtet, in welcher die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft desselben begehrt wurde. Eine witzige Regierung hätte damals den kriegsbereiten Bischöfen erlaubt, sofort an die Spitze einer aus Kaplänen, Pfarrern und Domherrn bestehenden Garde zu treten, um das „Verbrechen" der politischen Einigung Italiens zu sühnen. Dem bequemen Maulheldentum folge die mutige That. Laßt euch dann alle gefangen nehmen und nach Ländern abschicken, wohin das Wort Gottes noch nicht vorgedrungen ist. Braune, gelbe und schwarze Seelen zu retten, wäre ja vielleicht verdienstlich und eine Schaar neuer Märtyrer wäre dem Himmel nach christlichen Voraussetzungen gewiß willkommen.

Wenn derselbe österreichische Episcopat im Jahre 1897 in einem Wahlhirtenbriefe die Absicht aussprach, daß der ganze Unterricht, die gesamte Erziehung der Kinder auf dem festen Grunde des katholischen Glaubens aufgebaut werden müsse, so hat er abermals nachdrucksvoll darauf aufmerksam gemacht, daß man sich dem Einflusse dieser culturfeindlichen Wühler nicht rasch genug entziehen kann. Die Staatsklugheit und der Zwang im Dienste der Sittlichkeit geböten, den Meuchelmördern der Volksbildung endlich den Gehorsam zu kündigen. Eine kräftige und ihrer Pflichten bewußte Regierung Italiens könnte sich auch eines Tages des armen vaticanischen Gefangenen erbarmen, ihn befreien und ihn an eine Universität schicken, wo er die Lücken in seiner Erziehung ausfüllen könnte. Es wäre leichter, als man glaubt, sich der geistlichen Bildungsfeinde und anderer gemeinschädlichen Drohnen der Gesellschaft zu erwehren. Nur müßten dem Machthaber erleuchtete Ratgeber zur Seite stehen, die ohne Zögern Priesterschulen schließen, den Religionsunterricht durch ethische Unterweisungen ersetzen, alle Bischöfe und Superintendenten in ein Land verschicken, dessen angenehmes Klima ihnen

gestattet, Reis und Mais anzubauen und so endlich etwas Fruchtbares im Leben zu leisten.

Für einen Monarchen von dieser sittlichen Vorzüglichkeit, für einen solchen Filosofen auf dem Throne könnte man sogar „dynastische Gefühle" empfinden, sollte er es nicht vorziehen, sich zum ersten Präsidenten des Freistaates wählen zu lassen, den er bei seiner hohen Gesinnung selber proclamirt. Ein Monarch mit Reformabsichten der geschilderten Art war schon da und er kann wieder kommen.

6. Ein Reformkaiser.

Der Habsburger Josef II. war ein Reformkaiser edlen Schlages. Seine Bedeutung wird durch die Regierungsmethode seiner Mutter Maria Theresia in eine günstige Beleuchtung gesetzt. Diese Kaiserin hat in Protestanten nur elendes Menschenunkraut gesehen, das auszujäten wäre. Wie man weiß, war die Protestantenhetze seit Ferdinand II. ein Specialsport der Habsburger. Die Kaiserin hat geistliche und weltliche Büttel ausgeschickt, um die evangelische „Irrlehre" zu erdrosseln, — sie ließ den besseren Christen ihre Bücher, darunter die Bibel, entreißen und hinderte sie daran, ihre Kinder im protestantischen Glauben zu erziehen. Die armen Lutheraner wurden zum Auswandern gezwungen, verkauften zu Schleuderpreisen ihren Besitz und viele verkamen. Mischehen wollte die verblendete Frau nicht gestatten; es gebe genug Gelegenheit, katholische Eheweiber zu finden. Durch Mischehen würden gut katholische Orte der „Verführung" preisgegeben, fürchtete diese gute Römerin und kurzsichtige Autokratin.

In Steiermark ahmte sie die Dragonaden Ludwigs XIV. nach und ließ Ketzer in entfernte, gut katholische Regimenter einreihen. Bei Rekrutenstellungen solle man besonders Protestanten assentiren, doch so, daß sie den Grund davon nicht merken, wie ein Geheimbefehl der grausamen katholischen Kaiserin 1778 verordnete. Sie schickte auch Soldaten in Häuser und ließ sie protestantische Bücher rauben und für jedes gestohlene Buch bekamen die uniformirten Räuber 20 Kreuzer. Die Kaiserlichkeit verpflichtet!

Maria Theresia schloß Protestanten von Ämtern und vom Erwerben des Doctorgrades an österreichischen Hochschulen aus, weil sie, wie geistvoll bemerkt wurde, den Eid auf die unbefleckte Empfängniß Mariens nicht ablegen könnten. Die Tortur hat dieser Stern unter den regierenden Frauen auch noch aufrechtgehalten; ebenso hat sie die unerträgliche Bauernfrohne und die Mißhandlungen der Landleute durch Feudalherrn und Kanzleidespoten geduldet. Sie fand es ganz in der Ordnung, daß der Bauer für den Grundherrn ungelohnte Knechtarbeit verrichtete, daß er aus dem Herrschaftsbezirke nicht wegziehen und ohne des Edelmanns Erlaubniß nicht heiraten durfte. Ebenso ungerecht ließ sie den armen Bauer viermal höhere Steuern bezahlen als den Grundherrn.

Josef II. fing mit der Selbstbeschränkung an. Er schenkte die von seinem Vater ererbten 22 Millionen Gulden, den Ertrag zahlreicher Güter und des Fürstentums Teschen dem Staate, um ihn finanzkräftiger zu machen; begnügte sich mit einer schlichten Küche, trank Wasser, entließ den größten Teil der Hofdiener, verkaufte Prunkpferde, schränkte überflüssige Pensionen ein, hob das Strafrecht der adeligen Grundherrn und die Leibeigenschaft auf, ließ Verbrecher vom Geburtsadel Gassen kehren und Schiffe ziehen, führte mehr Volksschulen und die Preßfreiheit ein, schloß den Clerus von der Schulaufsicht aus und hemmte den gemeinschädlichen Einfluß der klösterlichen Gerichtsbarkeit, deren Grausamkeit entsetzlich war. Er begünstigte im Interesse der Bildung die Vorherrschaft der deutschen Sprache, brachte die Landwirtschaft, die Industrie und den Handel zur Blüte, demütigte die Herrschsucht des Vaticans und erinnerte Bischöfe nachdrucksvoll an ihre staatsbürgerlichen Pflichten, drängte die Anmaßungen der Kirche gegenüber dem Staate zurück, hob alle Orden auf, deren Beschäftigung sich auf unfruchtbare Andachtsübungen beschränkt hatte, gründete Humanitätsanstalten, vertilgte alberne Privilegien von Hofschranzen, verbot das Einlegen herrschaftlicher Jagdhunde bei Bauern und schützte diese gegen Wildschäden.

Soldaten wurden durch ihn vor Mißhandlungen geschützt, Wilddieben wurden nicht mehr Hirschgeweihe an den Kopf genagelt, Gotteslästerern wurde nicht mehr wie unter Maria Theresia die Zunge ausgerissen, zweimal Getaufte wurden nicht

mehr hingerichtet und politische Freidenker nicht so oft an die schmutzigen Felswände der Gefängnisse auf dem Brünner Spielberg angeschmiedet, wohin weder Luft und Licht dringen konnten.

Kaiser Josef ließ sich für eine Stunde in eines dieser Felsgelasse einsperren und als er vom Kerkermeister herausbefördert wurde, erklärte er: „Ich war der letzte Mensch in diesen entsetzlichen Räumen.“ Nicht so blieb es; seine Nachfolger gaben dem Spielberg neue Bewohner, die hundertmal mehr menschlichen Wert besaßen, als ihre gestrengen Richter.

Josef II. gehörte zu jenen seltenen Herrschern, die sich erinnern, wichtige ethische Verpflichtungen zu haben. Sein Ideal war auf wohlwollende Menschlichkeit gestellt. Man findet in der Geschichte kaum einen Fürsten, der seine Regentenpflichten so ernst genommen hätte, wie dieser humane Mann. Er wäre ja ethisch vornehmen Zielen nicht nachgegangen und hätte nicht den Mut gehabt, seine edlen Absichten zu verwirklichen, wenn er nicht für seine Bildung durch Bücher und Reisen gesorgt hätte. Es fehlte ihm deshalb auch jener unglückselige Göttlichkeitsdünkel, der fast jedem lückenhaft erzogenen, von ungebildeten Höflingen umschmeichelten Monarchen anhaftet, der nicht ungern in sich einen Schützling des Herrn der Heerschaaren verehrt.

Thöricht ist der Einwand, der Reformkaiser sei zu früh gekommen. Richtiger wäre das Urteil, er sei für die Bedürfnisse der gequälten Völker zu spät erschienen. Die ungarischen Bauern wurden vom Adel unmenschlich gefoltert. Sie mußten Straßen bauen und sie allein mußten für die Benutzung derselben Maut und Zoll zahlen. Der Adel erlaubte sich alle Gewaltthaten gegen sie und blieb straflos; sie aber wurden mit harten und ungerechten Strafen von ihm bedacht. Die schollenhörigen Landleute mußten die Processe zahlen, die von Edelleuten geführt wurden und durften die Kosten für Magistrate bestreiten, an denen sie nicht teilnehmen konnten.

Warum sie die Gequälten und Gedrückten waren? Nun, weil der Wille zur Härte im Herrschen sich an die Verstandlosen hält, die es für Gottes Wille ansahen, daß sie gehorsame Arbeitsknechte und Lastträger sein sollen. Die Menschen vom gewaltthätigen Schlage waren im Waffenhandwerk geübt und schmet-

terten die armen Schollensklaven nieder, wenn sie ausnahmsweise sich gegen die Mißhandlungen des adeligen Pöbels auflehnten.

Unwissend mußten die unteren Volksschichten sein, ohne Unterricht sollten sie bleiben, damit an ihnen Adel und Geistlichkeit erbarmungslos herumkneten konnten. Die Religion half da mit, die immer auf den Volksverstand Compressen legte.

Josef II. sah es ein, daß jedes Vorrecht ein Unrecht sei und wollte deshalb Bürgern und Bauern die freie Bewegung im Staate ermöglichen. Dagegen lehnten sich Adel und Clerus auf, die sich nur um ihre persönlichen Vorteile, nicht um die Interessen der Gesamtheit kümmerten. Sie sahen die Verfassung wanken, deren Grundlagen ihre Steuerfreiheit war. Von Schulen wollten sie nichts wissen, weil durch sie die Dummheit der Menge in's Schwanken käme.

Adel und Geistlichkeit lehnten sich auch in Belgien gegen die vernünftigen Neuerungen Josefs II. auf, die darauf ausgingen, den gemeinschädlichen Einfluß des Clerus zu hemmen. Er hob in Belgien die Klöster als Herde sittlicher Gebrechen auf. Da verbanden sich die frondirenden Edelleute und Priester mit den Demokraten; Mönche hetzten den Pöbel und die österreichischen Soldaten mußten aus Belgien weichen. Unrecht und Unsittlichkeit siegten wieder einmal. Aus Dank für die Unterstützung der Demokraten haben die geistlichen Rebellen mit Hilfe des verhetzten Pöbels deren Wohnhäuser zerstört. Alles im Namen der Religion, des Hortes jeder Unsittlichkeit. Man lerne doch auch einmal Gutes von den clerikalen Revolutionären; sie lehren eben den Aufstand, der sich gewiß gegen sie einmal wenden wird. Oder wäre es nicht milder, eine Nachzucht dieses schädlichsten aller Stände mit einem Schlage zu verhindern?

* * *

Überschwänglich nannte sich Josef II. „Schätzer der Menschheit“. Mit der ganzen Menschheit ist in einem begrenzten Staate wie man weiß, nichts anzufangen. Man stelle sie bei Seite, weil eine fruchtbare Politik dabei unmöglich ist. Trotz dieses Hohlwortes, das ja auf das wohlwollende Herz des Habsburgers hinweist, hielt sich Josef II. doch nur an besondere

Probleme. Er duldete die Eingriffe des Papstes in staatliche Dinge nicht und ließ Mönchsklöster in Krankenhäuser umgestalten; leider hat er rebellische Bischöfe nicht mit der nötigen Energie daran erinnert, daß sie unter Staatsbürgern keine Ausnahmestellung einnehmen dürfen.

Ein verunglückter Witz meinte, daß der edle Kaiser den zweiten Schritt vor dem ersten gemacht habe und daß das Volk für seine Reformen nicht mündig gewesen war. Lange genug hat es gedauert, bevor ein österreichischer Herrscher den ersten Schritt zur Erfüllung seiner Regierungspflichten gemacht hat. Leider folgten diesem ersten Schritt nach vorwärts bis zum Schlusse des 19. Jahrhunderts immer wieder Schritte nach rückwärts.

Der unvergeßliche Kaiser wollte das Beste des Volkes, ohne dieses nach dessen Wünschen und Rechtsbedürfnissen zu fragen. Mit Patenten allein regiert man jedoch nicht. Seine Reformen wären unwiderstehlich gewesen, wenn ihm ein Parlament mit klugen unabhängigen Männern zur Seite gestanden wäre. Eine Volksvertretung hätte ihn auch gehindert, den kostspieligen Krieg mit den Türken zu beginnen. Eroberungskriege dürfen überhaupt nicht unter den Absichten eines vernünftigen Herrschers stehen.

Ein Parlament hätte den vortrefflichen Monarchen auch daran erinnert, daß er die Protestanten als vollgiltige Staatsbürger anzusehen habe, sie nicht blos gnädig dulden und ihren Bekehrungseifer nicht bestrafen dürfe. Die Ungarn haben das kleingedachte Toleranzedict Josefs II. mit Unmut aufgenommen und dessen Zurücknahme auch durchgesetzt. Der edle Kaiser hätte diesen Fehler nicht gemacht, wenn er bis zur Glaubenslosigkeit vorgedrungen wäre.

Trotzdem bleibt er ein Vorbild für jeden Monarchen, der seine Pflichten mit sittlichem Ernst auffaßt. Herrscher von den edlen Absichten Josefs II. mit dessen erleuchteten Anschauungen über Unterricht und Geistlichkeit wären allerdings im Stande, die Wege zum Idealstaate bedeutend abzukürzen.

* * *

7. Volksvertretung der Zukunft.

Es wurde wiederholt darauf hingewiesen, daß die Volksvertretungen der Gegenwart fast durchaus Verzerrungen von Abgeordnetenkammern sind, wie sie ein gebildetes Volk braucht. Fassen wir dieses Problem noch einmal an.

Wenn sich Vertreter der Viertelbildung, religionskranke Defectmenschen, Träger feudaler Sinnlosigkeiten, kurzsichtige Anwälte von Standes- und Personalinteressen, gesinnungslose Streber, die auf der Leiter der Amtsbeförderung rasch hinansteigen wollen, kleinliche Sprachenpolitiker in einem Parlamentssaale zusammenfinden, so wird die Mehrheit dieser Erlesenen geringe Gesetzwerte zu Stande bringen. Bei dem gegenwärtigen Tiefstande der Bildung, der zu den fatalen Folgen eines vergriffenen Unterrichtes in allen Schulkategorien gezählt werden muß, sind Parlamente idealen Schlages gar nicht möglich.

Das allgemeine und unmittelbare Herdenwahlrecht ruft die Blüte des Unverstandes und der Unwissenheit an die Wahlurne. Das allgemeine Wahlrecht und die allgemeine Bornirtheit reichen sich da die Hände. Die Herde wählt dann Männer zu Gesetzgebern, die wenig Ideen im Kopfe tragen, dafür aber über viel Größenwahn und über platte Schlagworte verfügen, die es nicht verhindern können, daß das politische Elend weiter dauere. Da kann wieder nur ein gründlich umgestalteter religionsfreier Volksunterricht Wandel schaffen. Nur eine Auslese von Wählern könnte im Zukunftsstaate eine würdige Volksvertretung zu stande bringen.

Der Ruf nach Einführung des allgemeinen Stimmrechtes bei allgemeiner Unbildung der unteren und oberen Volksschichten kann immerhin als staatsbedenklich angesehen werden. Die Einführung desselben durch Bismarck war ein großer Mißgriff und hatte eine so desolate gesetzgebende Körperschaft zur Folge, wie es der deutsche Reichstag in seiner Majorität ist. Ruft lieber nach dem Unterrichtszwange in der religionsfreien Schule; dann erst können die Ergebnisse einer vernünftigen Volkserziehung aufblühen.

Die geistige Zurückgebliebenheit hat an den Wahlurnen nichts zu suchen. Zu Sendboten für einen gesetzgebenden Körper

eignen sich nur die Besten eines Volkes, nicht Anwälte der Klassenselbstsucht, des anmaßenden Glaubensdünkels, nicht Vertreter der Junkerschaft, die wenig gelernt und das Wenige vergessen hat, nicht Anhänger des Gesinnungspöbels im Obers und in der Hefe der Bevölkerung, nicht herabgekommene Landwirte, die vom Clerus gestützt unter die Abgeordneten geschickt werden, damit sie von den Taggeldern ihre Schulden bezahlen können, nicht professionelle Judenhasser, nicht Widersacher freien Denkens, nicht Gegner der politischen und volkswirtschaftlichen Bildung.

Da sich Parlamente kaum dazu entschlössen, ihr Daseinsrecht zu entwurzeln und sich selbst in die Luft zu sprengen, so müßten auch da vernünftige Octroyirungen auf die Schanze treten, weil ein vernünftiger Kopf doch besseres ersinnt als hundert Querköpfe. Eine sanfte Revolution, von den Oberschichten der Intelligenz ausgehend, könnte da nachhelfen.

Statt der bisherigen Parlamente, in denen leider gewöhnlich der Haß und die Thorheit der Parteien das erste Wort nehmen, in denen selbstsüchtige Streberschaften und nicht Behüter der Volksinteressen sitzen, könnten mit der Zeit gesetzgebende Körperschaften gebildet werden, welche die weisesten Männer einer Nation umschließen. Wie ein solcher Staats- oder Volksrat zu wählen wäre? — Von den einsichtsvollsten Denkern einer Nation! Laßt nur ein Volk auf die Hochebene der Cultur hinaufkommen, dort werden sie leichterdings würdige Vertretungen aufzustellen wissen.

Eine neue Gesellschaftsordnung ist leicht constituirt, wenn es die Gebildeten aller Stände mit keiner anderen Zwangsgewalt zu thun haben, als mit der moralischen ihrer wohlerzogenen Gesinnung. Die Verfassungen der gegenwärtigen Republiken sind durchaus nicht vorbildlich für die politische Einrahmung des idealen Vernunftstaates. Die Präsidentschaft einer Republik ist doch nur die Nachbildung einer monarchischen Staatsspitze. Die Vorrechte derselben sind eine Machtübertragung, welche dem Mißtrauen in die Einsicht eines gesetzgebenden Körpers entsprießt.

In der Republik Frankreich ist die Präsidentenwürde keine Staatsnotwendigkeit. Sie ist bei der schlechten politischen Erziehung der Mehrheit der Franzosen eher eine persönliche Märtyrerschaft, als eine Volkswohlthat und will nur einen Gegensatz

zur absoluten Thronwirtschaft vorstellen. Ein ständiger, aus den bewährtesten und ehrlichsten Politikern eines Volkes zusammengesetzter Verwaltungskörper würde sich zum Regieren besser eignen, als ein auf kurze Frist gewählter Präsident.

* * *

8. Ausblicke in den Vernunftstaat.

Die Achsen des politischen Lebens arbeiten in der Gegenwart nicht immer zuverlässig. Es hängen mitunter Sonnenschein und Wolkenbruch von der Reizbarkeit der regierenden Fürsten ab. Diese ist umso bedenklicher, je weniger der Machtbesitz der Herrn von Gottes Gnaden durch eine parlamentarische Regierung eingeschränkt wird. Fürst Bismarck bemerkt in seinen „Gedanken und Erinnerungen“, daß die persönlichen Stimmungen der Kaiser von Deutschland und Rußland für die Aufrechthaltung des Friedens oft genug maßgebend waren. Verzog der Zar das Gesicht, so drohte Krieg.

Wie unwürdig eine solche Staatswirtschaft! Wie ganz anders wird es in den Rechtsstaaten der Zukunft aussehen! Da werden die leicht zu verstimmenden Friedensstörer bereits gewesen sein. Für alle Rechtsbedürfnisse der Völker wird durch kluge Gesetze gesorgt, alle Vorrechte, auch das der Erbthröne, verwelkt, die Klagen über des Lebens socialen Jammer verstummt sein.

Diese Klagen sind zuerst im Orient bei dem Übereifer der Sonne, zu wärmen, und bei dem Erwerbseifer der Priester lautgeworden, welche die Qualen der verachteten Volksschichten erfanden. Der Wunsch, lieber gar nicht zu leben, als so jämmerlich, entfloß außerdem ungestillten Nahrungssorgen.

Auf diesen Jammer ein Stück Filosofie zu legen, war nicht weltweise sondern beschränkt einseitig. Es gibt ja genug Ursachen zur Wehklage; die Natur selbst liefert sie; allein sie übergibt uns auch viele wunderbare Anlässe zur Lebensfreude.

Die Beschränktheit des Pessimismus fand im Christentume ihre volle Ausprägung; diese Religion lockte mit himmlischen Ersätzen und Genugthuungen für irdische Drangsale; allein diese Ersätze waren haltlos und an sich unausdenkbar. Anwälte des

Christentums behaupten noch heute, daß die mangelhaft unterrichtete Volksmenge allen Halt verlöre, daß sie aus Rand und Band geriete, wenn es für sie nicht „beglückende Irrtümer" gäbe.

Die schlechten Politiker, welche den Polizeistock über den Thronstühlen einsichtsloser Fürsten schützend halten, erkennen es nicht, daß es gerade die mangelhafte Volkserziehung ist, welchem Verbrechen, sociale Unzufriedenheit und Anreize zu Gewaltthaten entspringen. Selbst eine hochconservative Politik, welche aus Rücksicht für die besitzenden Volksschichten die Zufriedenheit der Menge festlegen möchte, müßte dafür einstehen, daß der Unterricht unter die Menge ein ansehnliches Vermögen von Kenntnissen verteile, damit sie ihren zu Ausbrüchen neigenden Haß gegen die Harten und Glücklichen mäßigen.

Doch conservative Politiker lieben nicht das Nachforschen und Nachdenken und übersehen es deshalb, daß gerade die Einrichtungen des Vernunftstaates darauf ausgehen, alle billigen Wünsche der Bürger zu erfüllen.

Werden den Staatsgenossen alle Mittel zur bequemen Lebensführung und edle Genüsse aller Art dargeboten, so verzichten sie gern auf den Verkehr mit Jenseitspersonen, nach deren Hand sie vormals bei moralischen Beklemmungen und fysischen Bedrängnissen gegriffen hatten. Man wird sich nach einem besseren Nachdasein nicht mehr sehnen, wenn der Idealstaat das Leben erträglich, ja genußreich macht. Man denke doch an dessen Lehranstalten, an denen das Lernen und Arbeiten zugleich Genießen bedeutet, an denen die ethische Erziehung die edelsten Fundamente erhält, an denen Menschen des Höhenschlages gezüchtet werden, welche auch der socialen und der Rechtsordnung ein erlesenes Gepräge verleihen können.

Die reichausgestattete Gedankenhabe jedes einzelnen Staatsbürgers, die Ausrüstungen mit wertvollen Erfahrungen werden die Freude am Leben erhöhen und die Erfüllung des Staatszweckes ermöglichen. Es kann kaum bestritten werden, daß die einseitig selbstische Pflege von Privat- und Standesinteressen an sich doch nur ein Stück öffentlicher Unsittlichkeit ist, da die Lebensarbeit für gemeinsame Interessen Allen zu Statten kommt und die sichersten persönlichen Vorteile bringt.

* * *

Ideale des Genusses.

[illegible] Wahrheit [illegible] Kunst und [illegible] des Lebens überschütten [illegible] Freuden. [illegible] des [illegible] der Weltum- [illegible] Forschen und schöpfe- [illegible] es in der [illegible] Das [illegible] der [illegible] der Geschichte der [illegible] alle Ver- [illegible] Genüsse. [illegible] man weiß dieser [illegible] lieber freigedachte [illegible] Auch jetzt ver- [illegible] werden.

Welche vornehme Lust gewährt die Bethätigung des Gemeinsinns der Politik mit dem Adel der Bildung und mit der Anschauung der Schönheit — die Liebe in allen ihren Ausstrahlungen! — Sittliche Freuden erschließt auch der unermüdliche Widerstand gegen jene Schergen, welche die Entfaltung des Edelmenschlichen gewaltsam hindern und die Wahrheit immer wieder kreuzigen.

Wann wir alle Werte des Lebens werden voll genießen können? — Nur nach der Verdämmerung aller Religionen, nach Milderung der perversen Instincte der Durchschnittsmenge, nach dem Reifen der Früchte eines vernünftigen Unterrichtes, nach dem Eindringen wissenschaftlicher Ermittelungen in weite Volkskreise. Bisher waren es einsame kühne Wanderer, die auf den Bergpfaden ernster Weltbetrachtung einherschritten. Sie werden es im Vernunftstaate nicht nötig haben, sich von der Menge abzusondern, die sie nicht verstand und deshalb verfolgte. Man wird langsam aber entschieden in immer weiteren Gesellschaftskreisen den jetzt herrschenden Vorurteilen ebenso wie überkommenen Irrsalen den Lebensnerv zertreten.

Der Wellenschlag von Arbeit und Genuß wird sich dann besser regeln, die Lust am Leben dann wachsen, wenn man durch beharrliche Gedankenarbeit seine Selbstveredelung fördert, wenn man noch intensiver als bisher jenen Gemeinsinn bethätigt, der die Nöten und Drangsale der Mitlebenden herabsetzt, — wenn man positiven Lebensidealen frohgemut nachgeht, zu denen auch der Vollbesitz der politischen Freiheit gehört.

Es gibt ja heute schon Freistaaten, in denen staatsbürgerliche Rechte nicht beschränkt werden; der Vollgenuß der Freiheit ist jedoch ohne ethische Gediegenheit der Charaktere und ohne festgefügte Bildung der Staatsbürger nicht möglich. Der Anfang dazu ist, wie immer wiederholt werden muß, die Entwurzelung der Weltesche: Religion. Diese wurde von kindlich unwissenden Leuten gedichtet und das von ihnen sinnlos Erfundene kann doch wohl durch Werte der Wissenschaft aus dem Wege geräumt werden?

Wenn irgend ein Menschenwerk die Zertrümmerung verdient, so sind es Jenseitslegenden. Die Sittenregeln, die an ihnen hingen, waren, so weit sie Himmelsherrn betrafen, durchaus unbrauchbar. Daß ethische Lebensziele nur ohne Religion sicher erreicht werden können, wurde ausführlich dargethan.

Nur vernünftige Menschen, welche der Wohlthaten der Bildung teilhaftig geworden sind, können ihres Daseins vollständig froh werden, weil sie keinen Genußwert desselben verkennen und vermissen. Diesen Genüssen wird sich auch der Verkehr mit schöpferisch veranlagten Menschen, mit dem Volksadel anreihen, zu dem neben Vertretern der Filantropie große Dichter, bedeutende Künstler, Componisten, Männer der Wissenschaft und jene Techniker gehören werden, welche Erfindungen der Wissenschaft praktisch verwerten.

Zu den Genüssen des Lebens gehört auch der Besitz von treuen warmherzigen Gesinnungsgenossen, die mit uns denselben Ideenzielen werkthätig zustreben, sowie der Verkehr mit edlen Frauen, die alles ethisch Hochstehende mit Eifer fördern. Im Vereine mit beiden kann die Schönlebekunst zur vollen Geltung gelangen.

* * *

Die Sinnlichkeit soll ein Unglück, ein Born der Sünde sein? Sie ist ja die Quelle unschätzbarer Seligkeiten, die durch Nervenreize empfangen werden. Ohne diese keine musikalischen, keine Natur- und Kunstgenüsse. Auch die Liebe eines edlen schönen Weibes erschließt poetische Freuden von unsagbarem Werte, mit denen das polygamische Herumschmecken auf den Auen reizender

Weiblichkeit keinen Vergleich aushält, weil es zur Übersättigung und zum Ekel an sich selbst führt. Auch für Nervenfreuden gibt es Grenzen und Richtmaße. Bleiben sie ohne ethische und ästhetische Rückenlehnen, behandelt man Frauen wie Weinbecher in einer Kosthalle, so schlägt das Lustbehagen in sein Gegenteil um.

Küßt man die Mund- oder die Brustknospe der Geliebten, so wird dies ein sinnlicher Genuß genannt und dennoch verinnerlicht er sich zu einer ästhetischen Freude wie der Anblick eines Frauenbildes von dem Range der schönen Judith von Christoforo Allori.

Man erhebt sich bei der Verehrung einer anmutigen Frau zugleich zu jener Naturandacht, welche man jener wunderbaren Fähigkeit der organischen Materie schuldig ist, die edle Formen gestaltet und dieselbe Grundform mit immer neuen Einzelheiten ausstattet. Fürwahr, man kann der organischen Materie alle Eigenschaften einer großen Poetin zuerkennen. Ihre Dichtungen zu sehen, zu verstehen und zu genießen, gehört zu den sichersten Freudenwerten des Lebens.

An der Spitze dieser Dichtungen steht die Frau. Ihr entquellen wertvolle Lebensgenüsse. Ihre Schönheit und Liebe bieten unsagbare Seligkeiten; sie ist Mittelpunct der Familie und Stütze der Gesittung.

Gewiß ist die Gewalt des Glaubens bei ungebildeten Leuten groß und tiefgreifend, allein die absolute Macht der Frauenschönheit ist noch größer. Vom Christentum war es überaus unklug, diese Macht nicht erkannt und im Weibe nur eine Pandorabüchse erblickt zu haben, welcher alle Übel der Welt entflattern.

Die naiv schaffende Volksfantasie hat den Wert der Frau richtiger bemessen und hat an sie eine Fülle poetischer Ansprachen gerichtet, die sie mit entzückender Frische und mit erquickender Unmittelbarkeit als Urquelle des Männerglücks preisen. Es wäre eine fesselnde literaturgeschichtliche Sonderschrift, welche die der geliebten Frau dargebrachten Huldigungen der Volkspoesie zusammenfassen würde. Mit den Andachien, welche von Malern und Bildhauern dem schönen Weibe gewidmet wurden, wollen wir uns in den folgenden Abschnitten beschäftigen.

Daß unter den ethischen Gütern des Daseins die Wissenschaft zu oberst steht, darüber kein Wort. Unter den Genußwerten des Lebens stehen jedoch Werke der Kunst obenan: Dichtungen, Schöpfungen der bildenden Kunst, Compositionen.

Das Einschätzen poetischer Werte von dem finnischen Volksepos Kalewala und von den Liedern des Rigveda bis zu den Novellen der Ebner-Eschenbach und den Dorfgeschichten P. Roseggers wäre für uns lockend, allein wir müssen uns, da wir auch über die Tonkunst in unserer „Illustrirten Musikgeschichte" (Stuttgart, Carl Grüninger) Ausführliches mitgeteilt haben, auf die Würdigung einiger Gruppen des Natur- und Kunstschönen einschränken. Wenn wir beim Betrachten der ästhetischen Genußwerte den Frauen eine besondere Aufmerksamkeit zuwenden, so möge man dies damit gerechtfertigt finden, daß anmutige Frauen den Gipfel des Naturholden bedeuten.

XXI. Das Naturschöne.

Man lacht schon lange jener [illegible] aus, der in [illegible] [illegible] ein [illegible] [illegible] hereintritt und uns auf die unaufhörliche [illegible] im ‚Lande des Schönen' verweisen. Ein [illegible] Gebiet des Schönen ist die Kunst und die Natur, die sich in der Kunst ihr eigenes Bild vorhält und die so reich an Schönheiten ist, daß man sich an ihnen nicht zu Ende freuen kann.

Götter haben uns der Natur und uns selbst entfremdet. Erst nachdem der Mensch zu sich selbst zurückgekehrt war, schlug für ihn das Natur- und Kunstschöne die Augen auf und beide sagen ihm, daß alle die edleren Genüsse, die sie ihm bieten können, den Vorzug besitzen, natürlich zu sein.

Es ist eine große Lehre, welche uns die Ruinen altindischer, egyptischer und griechischer Tempel gewähren. Die Hausherrn, für die man diese Paläste errichtet hat, sind für immer ausgezogen und die gegenwärtigen Mieter sind Vögel und Kriechtiere. Der Hausherr wird auch christliche Kirchen verlassen, in denen sich in Zukunft Menschen zu fruchtbaren Zwecken einmieten werden. Die Kunst wird dann mit gottlosen Menschen in gemeinverständlicher Cultursprache erbaulich verkehren und ihnen Genüsse anbieten, welche die gläubige Menge lange genug entbehren mußte.

Auch die Ansprachen des Naturschönen werden immer weitere Kreise ergreifen, weil man die Lebensmutter Natur verständnißvoller verehren wird, als vormals die hinter Wolken versteckte Gottheit. Beim Prüfen des Naturschönen tritt uns sofort die Frage entgegen, ob Poesie in der Natur liege. Nicht

doch, die Poesie webt in uns. Wir finden eben in der Natur Ähnlichkeiten mit Zuständen und Stimmungen unseres Lebens und beim Innewerden dieser Ebenbildlichkeit treten poetische Gedankenspannungen auf.

Der Verkehr mit der Natur setzt ein lebhaftes Gedankenspiel in Bewegung und verkettet Wahrnehmungen mit Erinnerungen. So erinnert der Klageruf eines Vogels an die klägliche Monotonie in den Lebensschicksalen der meisten Alltagsmenschen. Sieht man das Licht der sinkenden Sonne an Felsenhängen verzittern, so gedenkt man der entschwundenen Jugend, in der man an manchem unverkosteten Genusse scheu vorübergegangen war und erinnert sich begrabener Wünsche und Hoffnungen.

Abgesehen von solchen persönlichen Erinnerungen regt das Naturgegenständliche selbst die Fantasie zu Deutungen und lyrischen Einfällen an. Das Prüfen der Ursachen ästhetischer Eindrücke in einer reizvollen Gegend ist selbst genußreich. Fragt man, warum hohe Berge mit gezackten Kämmen, mit zerrissenen Wänden und reichgegliederten Böschungen gefallen, so zeigt sichs, daß es das bewegte, die Einförmigkeit der Flächen bannende Linienspiel ist, das uns ästhetisch befriedigt. Die Zerrissenheit der Formen wird auf zerwühlten Felsenschroffen besonders bei aufgehender und sinkender Sonne wirksam aufgezeigt.

Man erinnert sich beim Anblick verwitterter Felsentürme an jene fernabliegende Zeit, wo die erkaltende Erdrinde Bergketten emporgepreßt hat. Man denkt an die formbildenden Einflüsse von Luft und Wasser, durch welche Bergflächen verrunzeln. Man verfolgt bei vergletscherten Bergen den Lauf der Gießbäche, die wie die Zeit in ewiger Bewegung sind, Leben und Fruchtbarkeit zuthal tragend.

Es ist wahr, die Bergriesen kennen für Menschen keine Rücksicht. Geröllströme stürzen jährlich von ihnen ab und achten der Felder, Wiesen und menschlicher Wohnstätten nicht. Zuweilen setzen sich breite Berglehnen selbst in Bewegung und begraben weithin Culturflächen. Außerdem bringen vulkanische Rücksichtslosigkeiten die sogenannte göttliche Vorsehung selbst bei glaubensstarken Leuten in Mißcredit. Was ist auch Bergen der Mensch? Nichts mehr, als eine Alpenbremse!

Die Bergriesen starren in öder Erhabenheit, ihrer Größe unbewußt, empor. Wir sind es, die ihre Majestät empfinden, die durch schöpferisches Wirken und durch kühnen Widerstand gegen Naturgewalten über ihnen stehen, wenn uns auch nach einer kurzen Zeitspanne das Nirwâna des Todes erwartet. Jede Geburt sagt zwar ein Ableben an, allein der kleine Mensch ist doch mehr wert als ein ewiger Berg.

Ist man über Welt und Leben unterrichtet, so werden, wie man sieht, ernste und poetische Gedanken beim Anblick eines malerischen Stückes Erde flügge. Wenn bei sinkender Sonne Berge wie Lichtmonstranzen vor uns stehen und das Verblassen derselben an das Ausflackern unseres Lebens erinnert, so taucht gleichwohl der Gedanke in uns auf: Trotz des durch die Geburt bedingten Hingehens war es doch der Mühe wert zu leben, weil wir die Formen- und Farbenpracht des Naturschönen und das Echo desselben in der Kunst genossen, weil wir geliebt, weil wir für das volkliche Gemeinwesen gewirkt haben und deshalb nicht so spurlos verschwinden werden, wie der Nebel, der die Glieder des Gebirges umfließt, wie das Licht, das beim Herabsinken der Nacht vom Gipfel des Berges rasch flieht.

Ein hochgelegener Bergsee, in dem sich die Sonne badet, fesselt besonders dann unser ästhetisches Interesse, wenn er bewaldete Landzungen vorstreckt und dadurch den ruhigen Zug der Uferlinie unterbricht. Nimmt der See das Bild des Ufergeländes in sich auf, so erscheint er mit seinen Lichtreflexen wie ein lebendes Wesen, das in stilles Sinnen, in ruhige Weltbetrachtung versunken ist. Ein junger Poet meinte, der See gemahne an einen Waldeinsiedler, der ohne Wunsch und ohne Begierde, sich selbst genug, von der Welt abgeschieden hindämmert.

Dem Naturschönen dankt man Anregungen zu solchen Gedankenspielen, die das innere Geschehen zu Naturerscheinungen in zarte Beziehungen setzen. Die Natur giebt sich so als Muse, deren Dichter und Künstler nicht entraten können. Sie läßt uns kostbare Daseinswerte genießen und festigt die Erkenntniß, daß es doch eine Freude ist, im irdischen Jammerthale sein Leben zu verbringen.

* * *

Die lebhafte Wechselsprache zwischen der Natur und dem Künstlersinn hört nicht auf. Was in der Natur stimmungsvoll antönt, findet beim schaffenden Künstler Widerhall. Man sieht dies besonders bei Landschaften und bei Bildnissen. Wie der Maler der Natur, sieht der Beschauer eines Gemäldes dem Künstler in's Herz. Doch ist die Natur der Kunst vielfach überlegen, besonders wenn sie uns das Raum- und Krafterhabene vorführt.

Der Erhabenheit, die in Gebirgen zu den Wolken starrt, steht das Erhabene der grenzenlosen Wasserfläche zur Seite. Das Meer, welches sturmbewegt hoch gegen felsiges Gestade auffspringt, ergreift uns wie ein Held, der für eine große Herzenssache ringt. Und wie viel Leben umschließt die See! Der Mensch, der sich für ein Vielliebchen Gottes hält und die Erde nur seinetwegen geschaffen glaubt, vergißt, daß die Oberfläche unseres Planeten zu zwei Dritteln vom Wasser umflossen wird. Wäre die Annahme nicht logischer, daß die Erde den Fischen zulieb vorhanden ist?

Ergreifend wirken auch die innigen Umarmungen von Meer, Granitfelsen und Fichtenwäldern in den schwedischen und norwegischen 'Fjorden durch ihre landschaftliche Schönheit! Sie langen nach unserem Herzen, heischen Teilnahme für ihre stille Liebesfeier und flüstern uns zu: Das Leben ist seiner Mühsale doch wert!

Ein Bergfluß, der über Felsenmassen wie ein ungestümes lebendes Wesen hinwegspringt, zeigt die Majestät wilder Kraft. Für ihn sind nicht die geraden, sondern die krummen Wege die schönsten. Er vertritt besonders dann das Krafterhabene, wenn er Abgründe in Felsen aufreißt.

Das Erhabene der Kraft, das sich in der Natur oft in einem furchtbaren Stil offenbart, vermag die Kunst nur in schwachen Tönen anzudeuten. Das Raumerhabene jedoch kann der Kunstschein in gewellten Ebenen, in Gebirgsmassiven und in weitgestreckten Horizonten vor Augen stellen.

Die Eindrücke, welche das Raumerhabene des Meeres in uns zurückläßt, werden von jenen des Massengebirges weit übertroffen. Je mehr das Antlitz der Erde verrunzelt ist, desto reizvoller ist es. Man betrachte nur die Dolomiten. Ein jedes dieser Bergindividuen fesselt durch die reiche Gliederung seiner

Formen. Schroff und zernagt ragen die Dolomiten aus den Matten von Hochthälern auf und gemahnen in ihrer reichen Profilirung an menschliche Bauwerke: an Pyramiden, Pylonen, Obelisken, Festungswälle, Türme, Terrassentempel, Rundbaue mit flachen Kuppeln, an Dagops und an gotische Fialen. Einen großen Reiz hat die Unnahbarkeit der Dolomiten mit ihren jähen Abfällen und überhängenden Felswänden. Nur Wolken lassen sich auf ihnen nieder und das Sonnenlicht, das früh und abends ihre Formen in scharfer Abgrenzung zeigt.

Genußreich ist der Verkehr mit der Natur in Engthälern, die von hohen, schroffen Felsenwänden eingeschlossen sind. Zuweilen ragen aus diesen Wällen Felsentürme auf, die von Nadelbäumen bestanden sind. Selten hört man in diesen Ödnissen den Klagelaut eines Vogels oder das Rieseln einer Quelle. In einer solchen erhabenen Felsenwildniß thront die Natur, wie eine stolze Autokratin, die sich darüber freut, Großes zu gestalten und es wieder zu zerstören. Sie verzehrt wie Kronos ihre eigenen Kinder. Bäume wachsen üppig in dem felsenumstarrten Hochthal, allein Stürme und Wasserstürze entwurzeln sie oder Moos wirft über sie sein Todesnetz. Der schönen Frau mit ihren starren Zügen ist es gleichgiltig, wenn eine edle Pflanze einer unansehnlichen Flechte zum Opfer fällt.

Mütterchen Natur scheint zuweilen an bösen Launen zu leiden. Man ergehe sich nur in einer reizvollen Fjordlandschaft; bald wird man von Mücken, Stechfliegen, Bremsen umschwirrt und umstochen. Für diese Insekten ist der Mensch nichts mehr als eine Frühstückssache. Edler als die Schnacke kommt der Mensch der Natur nicht vor. Sollte sie es wissen, daß kein Lebeding so gemein und grausam sein kann, als der Mensch? Fast scheint es, sonst ließe sie diese Herrlichkeit nicht von Stechfliegen verfolgen. Doch giebt es menschliche Edelinge, die in Mücken, welche umstrahlt vom Sonnenlichte lustige Tänze aufführen, Lebenscollegen begrüßen und die mit diesen Bürgern des Lebensstaates vom seligen Naturgefühl erfaßt, im Sonnenlichte mittanzen möchten.

Es gibt Felsengruppen, die wie unzugängliche Burgen aussehen. Von wem sie bewohnt werden? Von der Ewigkeit! Von Sonnenstrahlen am Tage, von Sternen- und Mondlicht

bei Nacht. Das Zeiterhabene blickt von diesen Felsenburgen herab. Im Unaufhörlichen steckt auch ein Element des Erhabenen; man wird dessen angesichts der ewigen Gletscherdecken inne, denen Bäche unablässig entströmen. Ebenso greift uns beim Ansturme des Meeres gegen felsige Hochküsten, die immer neu zerklüftet werden, das Kraft- und Zeiterhabene ans Herz.

Man kann sich nichts Poetischeres denken, als im Frühjahr einen Gang durch jenen Macchiawald von Oliven-, Eriken-, Rosmarin-, Lorber- und Myrthenbäumen, der sich, von einer Römerstraße durchschnitten, von Castell Fusano bei Ostia zum Meere hinzieht, das ewig bewegt in stets wechselnden Farbentönen leuchtet. Wenn dann Sprosser in hellen Rufen den Waldfrieden preisen, so gewährt dies mehr Genuß und Beruhigung als eine Friedensconferenz.

Doch genug der Worte über das Naturschöne, das wir am liebsten unmittelbar auf uns wirken lassen. Mit dem Abglanz des Naturholden in der Kunst werden sich die folgenden Abschnitte in jener Gedrängtheit beschäftigen, die wir uns auferlegen müssen.

XXVII. Wie die Kunst belehrt und erzieht.

Ob die Kunst eine Erzieherin genannt werden kann? Gewiß schult sie unseren Geschmack vor allem durch das Schöne, das in ihren Werken blüht. Sie erzieht selbst dann unser ethisches Empfinden, wenn sie ihre Vorwürfe auf einem Boden findet, welcher der Wirklichkeit und wahrhaften Lebensinteressen nicht entspricht. Jedenfalls ist aber die Kunst eine Lehrerin, die uns über die Vorgeschrittenheit oder Zurückgebliebenheit der Gesittung genaue Aufschlüsse gibt.

Die Kunst erzieht unseren Formensinn und unseren ästhetischen Geschmack nicht blos durch das Schöne sondern auch durch den Gegenschlag desselben in häßlichen Bildungen. Man kann ihr jedoch den Vorwurf nicht ersparen, daß sie eine Stütze des Glaubens war, indem sie alle jenseitigen Verlogenheiten mit Eifer verbildlichte. Sie schloß sich willig allen Kindlichkeiten des Glaubens an und sah mit den Naiven des Volkes in den Sternen nur blanke Köpfe von Nägeln, mit denen der Palast Gottes von unten befestigt ist. Indem sie Verzerrungen des Wirklichen schilderte, indem sie das Unwahrscheinliche, ja Unmögliche als das oberste Gut und die höchste Kostbarkeit heuchlerisch anpries, stellte sie zugleich Objecte des Glaubens als Nieten blos.

Die Kunst wurde so eine Erzieherin wider Willen, denn ihre Absicht war es nicht, vernünftige Urteile in Bewegung zu setzen. Unmittelbar wirkte jedoch ihr pädagogischer Einfluß, wenn sie höfischen Interessen diente und Despoten zu willen war, da die Geschmacklosigkeit, mit der dies geschah, offen in die Augen sprang.

Die Fantasie der Urteilslosen hat dem Glauben und der Kunst immer Nahrung zugeführt. Sie gab sich in allen Religionen als eine charakterlose Buhlfrau, die bei ihren Umarmungen den Verstand erdrückte. Metze Fantasie raubte auch Künstlern die Besonnenheit. Beim Anblicke von Bildern, welche Wundermärchen schildern, fragt man sich verblüfft, ob irgend ein anderes Wirbeltier solche Sinnlosigkeiten erfinden und verehren könnte. Die Kunst als des Glaubens Lustfräulein, hat unsichtbare Geister als ehrsame Erdenbürger im Himmel herumwandeln lassen. Sie hat den Gottvater als alten Bürgermeister oder als Papst mit dreifacher Krone dargestellt und ließ bei einer Krönung Mariens diese sich vor ihrem Sohne mit der demütigen Geberde eines Stubenmädchens tief verneigen, als ob sie sagen wollte: „Zu viel unverdiente Ehre!" Der Dreifaltigkeit als Festgastin zulieb blasen dabei Engel einen Jubeltusch in himmlische Trompeten. Wenn sich Potentaten des Jenseits allzuartig gegen irdische Dummköpfe geben, so wird dadurch ihre Heiligkeit blosgestellt. Wenn sich ein wahnwitziger Mönch eine Brustwunde versetzt und Christus auf Rosaflügeln zu ihm herabflattert, um sich für diesen Beweis von Teilnahme zu bedanken, so wird damit das Jenseits ebenso wie das religiöse Diesseits compromittirt.

An der Höflichkeit des Himmels hängt eine Narrenschelle in jenem Bilde des Vaticans, auf welchem sich Maria bei dem Dogmendichter Papst Mastai für die unverständliche Ehre ihrer unbefleckten Empfängniß mit einem verbindlichen Lächeln und mit einem Sonnenstrahl bedankt. Wer lacht da nicht über diese Verachtung der Vernunft? Gerade jene Kunstwerke, die bestimmt waren, religiöse Ungereimtheiten zu stützen, haben die Vernunftverlassenheit des Glaubens am beredtesten bewiesen.

Wenn im katholischen Himmel zu viel heilige Specialärzte für allerlei Krankheiten, wenn dort Apotheker, Kräutersammler, Armenväter, Lottoprofeten und Köche von Glücksragouts sitzen, so wankt sogar bei Glaubensthoren das Vertrauen in so viel Wunderkraft. Selbst der Glaubende vermißt bei all den kühnerfundenen Legenden über Himmelsleute Poesie, deren Daseinsluft das dreist Absurde nicht sein kann.

Entsetzt ist man auch jenen Gemälden gegenüber, in welchen die Hausfrau des Himmels Maria auf Märtyrer Rosen herabstreut, statt mit etwas Blitz die Mörder dieser passiven Helden niederzustrecken. Wenn Engelsbuben mit Palmen jenen Kindern erfreut zuwinken, die in Bethlehem von rohen Söldnern des Königs Herodes ermordet werden, so erkennt man in dieser Engelsfreude weder Verstand noch Herz.

An einen Doctor mundi, wie Gott in einem Mosaikbilde der Kirche St. Paul außerhalb Roms genannt wird, kann man auch nicht glauben, wenn dessen Unsichtbarkeit einen langen weißen Talar trägt. Da glaubt man eher an die beflügelten Amoretten, die in einem Mosaik von Jacopo di Toriti (Laterankirche Rom) Fische und Vögel fangen, oder an den Tellerschein, der gleichzeitig mit dem Kopfe enthaupteter Märtyrer als Creditiv ihrer Heiligkeit zu Boden fällt.

Man kann auch beim besten Willen nicht an jene Himmelsfreuden glauben, welche in Tänzen von Engeln mit schäbigen Mönchen gipfelt oder im Fliegen austönt. Wenn Optimaten der Heiligkeit das Vergnügen des „ewigen Schauens" in Gemälden genießen, so kann man auch diese Art Lustbarkeit nicht begehrenswert finden.

Das Christentum wird durch die Hölle noch mehr als durch den Himmel compromittirt. Für einige Minuten Wollust in der Hölle von Schlangen ewig lang gebissen und für etwas Unglauben von Teufeln kurzweg verspeist zu werden, wie es der sanfte Fra Fiesole darstellt, ist denn doch unbarmherzig viel Strafe. Wenn der Präsident des letzten Gerichtes, der fürs Verzeihen und sogar für Feindesliebe so eingenommen war, eine Reihe himmelschreiender Frevel bei voller Gemütsruhe in der Hölle vollziehen läßt, — wenn die Verwaltungsräte der christlichen Unterwelt sich als Verbindungen von Mensch, Tier, Kessel und Kochtopf vorstellen und die Teufel als Polizeiorgane der himmlischen Gerechtigkeit die grellsten Grausamkeiten verrichten dürfen, so zerreißt die Kunst, welche die Gestalten des Jenseits glaubhaft machen will, gleichwohl den Glauben an sie.

Man kann überhaupt nicht mit jener Festigkeit, wie europäische Bischöfe, an Teufel glauben, deren Gestalt eine Combination von Küchengeschirren und Tiergliedern ist und bei deren

Äußerlichkeit Wahnwitz und Abgeschmacktheit ihr Possenspiel treiben.

Bezeichnend ist es auch, daß noch niemand einer Denktugend wegen im christlichen Himmel einen Ehrensitz angewiesen bekam und daß es dort keine Musen und keinen Heiligen gibt, der wie Apollo Schirmvogt der bildenden Kunst und der noch mehr bildenden Wissenschaft wäre.

* * *

Die christliche Kunst war von allem Anfang her ungemein naiv. Sie hat die Erde in den Himmel hineingelogen, zog dem Übersinnlichen Hemden und Unterröcke an, — bemühte sich, das Unmögliche wahrscheinlich zu machen und Hohlgestalten der Einbildung verlieh sie den Schein der Wirklichkeit. Allein gerade durch diese Heucheleien hat sie aus den Gestalten des Glaubens Polichinelle gemacht.

Aus den Dämmerungen des Glaubens drang allgemach die Einsicht vor, daß das Himmlische nicht das Widerspiel des Irdischen, das Nievorhandene nicht ewig, das Niedagewesene nicht wirklich sein kann.

Die christliche Mythologie gab sich in der Kunst mit unsäglicher Kindlichkeit und hielt mit einer großen Zähigkeit an überkommenen Darstellungsformen fest. Sieht man in Säulenknäufen romanischer Kirchen neben starren Heiligen Nereiden und Centauren, so fesseln uns diese Fabelgestalten mehr, als die für menschliche Interessen gänzlich verdorbenen Andachtsgefäße.

Wie wird Gott in einem Gemälde des Brüssler Museums blosgestellt! Er ist gerade daran, die erste Frau aus der Brust des schlafenden Adam herauszuziehen und hält Eva dabei am Unterleib. Gottes Allmacht scheint da beschränkt, weil er mit organischen Stoffen gar so haushälterisch umgeht.

Engel, die von Hundetieren einen Wadenbiß befürchten, religionslose Jagdhunde, welche ein Cruzifix zwischen dem Geweihe eines Hirsches skeptisch ansehen, während Hubertus, ihr Herr es inbrünstig anbetet, — schöne Katharinen, die sich mit dem Jesuskinde mystisch vermählen, weil sie eine fromme sexuelle Regung nicht unterdrücken können, — der liebe Gott selbst, der

[illegible] — [illegible]

[illegible]

[illegible] Ein Ausdruck der [illegible]

In den Engeln und Heiligen [illegible] für die [illegible] Ihre Gewänder wurden wie von einem [illegible] In diesen ungestümen Gesichtern zeigt sich eine heftig brennende Gottesminne, ein erregtes Lechzen der Andacht, ein leidenschaftliches Verlangen nach der Jungfrau Maria aus. Auch Bernini hat es eben wegen der [illegible] Äußerlichkeiten seiner Statuen nicht verstanden, aus dem katholischen Himmel edle Kunstinspirationen zu holen.

Daß aus Religionen das Kunstschöne nicht unmittelbar herausspringt, beweisen auch buddhistische Kunstwerke, von denen eine kostbare Sammlung das neue Pariser Museum Guimet birgt. Der Atheismus der Buddhisten hat die Pforte zum Schönen nicht erschlossen; er ist übrigens sehr bedingt, denn der Hauptgott Asiens ist doch Buddha Gautama Sakyamuni, der „Vollendete" und „Unvergleichliche". Dieser ist, plastisch dargestellt, wegen seiner abstehenden großen Ohren, die auf alle menschlichen Bitten hinhören müssen, seines Stirnauges und der Vielarmigkeit wegen ein häßlicher Gott, dem eine zahlreiche Gesellschaft von Sondergöttern und Specialheiligen in Tempeln beigesellt ist. Um auf Gautamas Außergewöhnlichkeit hinzuweisen, wurde ihm u. A. als Reittier ein dreiköpfiger Elefant zugestanden. Die Absprünge vom vernünftigen Denken wurden immer in der Kunst durch das Ablenken von naturgerechten Formen markirt.

Der buddhistische Schutzgott des Westens hat ein grünes Gesicht mit dem Ausdruck bösen Ingrimms; — ein Provinzialgott lacht dumm über das ganze Gesicht, der Gott des Krieges reitet auf einem Schwein und eine vierte Sondergottheit beweist durch ihren dicken Bauch, daß sie durch Schönheit nicht für sich einnehmen will.

Der Ausdruck innerer Vorgänge und der Sinnesart ist bei buddhistischen Bronzegöttern noch ungelenker als in der christlichen Kunst. Die böse Nachrede wird plastisch durch eine Menschenfigur auf der Zungenspitze, die Andacht durch eine Buddhagestalt versinnlicht, die in der Brust eines Mannes hockt. Das ist drollig aber nicht schön.

Die ältesten Götterstatuen der Griechen waren ebenfalls häßlich und ungeschlacht genug; erst als ihr Schrifttum aufgeblüht war, strahlte bei ihnen das Kunstschöne auf. Die Wege zur Gesittung werden sich auch in Asien erst nach Abschaffung der Religionen finden lassen.

In diesem Weltteile drückten Religionen ebenfalls alles Vernunftgerechte zu Boden (man denke doch an den Lamaismus) und sie bedeuten den Stillstand, wenn nicht den Rückschritt der Völker, da sie die Achsen der richtigen Weltanschauung verschieben.

[illegible]

* * *

Wenn die Kunst über die religiöse Zwingherrschaft für die [illegible] des [illegible] so gibt sie auch Aufschlüsse über das [illegible] des politischen Despotismus. Sie könnte [illegible] Gemälde [illegible] machen, wenn die Menge [illegible] Ohr und Herz [illegible]. Gemälde [illegible] uns pflichtvergessene Völkerhirten in ihrer [illegible] Unnatur zeigen. Sie müssen aber auch das Volk

in seiner knechtseligen Widerstandslosigkeit, die sich alle Unbill der Thronherrn als eine schwere, aber gleichwohl gnadenreiche Prüfung Gottes ruhig gefallen ließ.

Die Malerei führt uns den gesinnungslosen Pöbel der Oberschichte der Gesellschaft zumal in Ceremonienbildern vor, in denen irgend eine läppische Äußerlichkeit für einen wichtigen Markstein der Weltgeschichte erklärt wird. So wird es in einem Gemälde des Versailler Schlosses als eine überaus wichtige geschichtliche Thatsache vorgeführt, daß Ludwig XIV. seinem knieenden Bruder, dem Herzog von Anjou den Orden des heiligen Geistes übergab. Bei dieser lächerlich kleinen Verrichtung schwebt die heilige Geisttaube über dem Könige als Sinnbild seiner Thorheit.

Ein anderes Bild (Versailles) feiert den Frieden von 1763. Natürlich kann sich ein französischer Maler den Frieden nur als hochbusige Jungfrau vorstellen. Eine Menge von Magistratspersonen starrt auf diesem Bilde den Busen des Friedens dumm und vergnügt an.

Hohler Bombast spricht auch aus dem Gemälde, das Napoleon I. darstellt, welcher der Armee für die Fahnenstangen Adler schenkt. Diese Gabe weckt bei den Soldaten eine unbegreifliche Absynthbegeisterung, die drollig wirkt.

Daß Napoleon I. genau wußte, wie die blöde Volksmenge bei Prunk und Pracht alle politische Niedertracht vergißt, beweisen seine Krönungskutschen, wo goldene Genien ihre Lakaienrolle spielen. In Groß-Trianon fehlt bei den Bildnissen von Gattinen und Buhlinen der Könige nie ein geflügelter Amor; einfach menschlich zu erscheinen, war ihnen zu wenig. Dem Sonnenkönig steht in einem Gemälde ebenfalls Eros zur Seite, welcher den von der Königssonne beleuchteten Erdball stützt. Die Kunst hat sich da als niedrige Courtisane gegeben.

Man begreift das Schwanken der Franzosen zwischen königlicher und republikanischer Gesinnung, wenn ihnen die Bilder im Louvre und in Versailles von den großen Siegen der französischen Waffen, von den prunkhaften Hoffesten ihrer Herrscher und von all' den Bemühungen der olympischen Götter erzählen, die Bedeutung dieser großen Räuber und Mordbrenner in's historische Licht zu setzen.

Gewiß fesseln die üppigen Frauenleiber in den zwanzig großen Louvregemälden von Rubens, in denen er die Beziehungen der Maria von Medicis zu Heinrich IV. und zu ihrem Sohne Ludwig XIII. darstellt. Es leuchtet die Farbe auf den nackten wohlgenährten Olympiern und auf den Gewändern der Hofleute. Allein die Gesinnung, welche die Stoffe dieser Bilder eingab, war doch nur die eines Kammerdieners, der für seine Verbeugungen bezahlt wird.

Man läßt sich die rötlichen Schatten auf den nackten Gliedern der allegorischen Frauen gefallen, obwohl sie in Wirklichkeit nicht vorkommen. Rubens schuf selber neue Götter, um den königlichen Bildbestellern Schmeichelhaftes zu sagen und hat ihnen zulieb auch den Begriffen: Neid, Haß und Dummheit üppige Frauenschenkel verliehen. Heinrich den IV. hat er in den Leib des Zeus schlüpfen lassen, vergaß aber darauf, daß sich da griechische Götter in schlechter Gesellschaft befinden.

Wenn ein Herrscher seinen Hermelinmantel anzieht, um zu heiraten, so ist dies ebenfalls kein weltgeschichtlicher Augenblick, wie der Maler David meinte. Eine Krönung ist auch nur eine Ceremonie, die in den meisten Fällen ein Volksunglück bedeutet.

Ein würdeloser Reptilienverstand offenbart sich auch in jenem Bilde, das Ludwig XVIII. an einem Schreibtisch die Geschicke Frankreichs lenken läßt. Seine Verwaltung war so überzeugend schlecht, daß ein anderes Gemälde seinen nächtlichen Abzug aus den Tuilerien am 20. März 1815 darstellen muß. Die Dummheit in den Gesichtern der Höflinge und Generäle, die vom Könige Abschied nehmen, ist geradehin betäubend. Dieses Bild ist von eminent erziehlicher Bedeutung, da es auf eine vortreffliche Eigenschaft der Franzosen hinweist, die ihre unfähigen Könige wegschicken.

Zu den „toutes les gloires de la France“, auf welche an der Eingangspforte von Versailles mit Nachdruck hingewiesen wird, gehört auch der Übergang über den Rhein am 12. Juni 1672. Das Gemälde, welches dieses Ereigniß schildert, läßt über Ludwig XIV. verschiedene Begriffsgestalten in den Wolken sich herumtummeln. Königlichkeiten gegenüber ist wie beim Glauben alles Ungereimte möglich. Hinter dem Schimmel Ludwigs XIV. reiten die Mordbrenner, welche zur Mehrung

des französischen Kriegsruhms Deutschland grausam und thöricht verwüstet hatten.

Ein anderes Bild verherrlicht den großen historischen Augenblick, in welchem der Magistrat von Douai vor der Kutsche kniet, in welcher die Frau Ludwigs XIV. sitzt. Sie blickt stolz auf die Kriechtiere herab, die sie beim Einzug in ihre Stadt begrüßen. Festigte dieses Gemälde die republikanische oder royalistische Gesinnung der Franzosen?

Sonderbar war die Wiedergeburt der griechischen Götter in der Kunst des französischen Rococostils. Da wurden die Courtisanen der Könige entkleidet und lagerten sich als olympische Göttinen auf Wolkensofas. Bei jeder sexuellen Erregung eines gelangweilten Despoten wurde vom Hofmaler eine nackte Gottheit auf die Leinwand geworfen, um des Königs Lebensluft wieder aufzurichten.

Der belgische Maler Wiertz hat als gesinnungsedler Widersacher soldatischer Ruchlosigkeiten diese in einer Reihe wirksam componirter Genrebilder dargestellt. Daß er zielbewußt seine Zeitgenossen erziehen wollte, beweist seine beredte Verurteilung des Krieges in dem genial gedachten Riesenbilde: „Die letzte Kanone", welches die Greuel der Menschenschlächterei darstellt. (Brüssel, Museum Wiertz). Schade, daß sich Könige von der Kunst ebensowenig erziehen und bekehren lassen, wie Völker, deren Ehre von Waffensiegen abhängt.

* * *

Hat man seinen Geschmack an den Werken großer Künstler aller Zeiten und Völker geschult, so kann man der Kunst für dieses Stück Erziehung dankbar sein. Man besitzt dann ein festes unbeirrbares Urteil gegenüber gewissen Modethorheiten, die sich Anarchisten der Form- und Farbengebung zu Schulden kommen lassen, weil sie ohne Bildung und Schönheitssinn geblieben sind. Wenn eine Malersecte in ihren Bildern das Häßliche patronisirt, so ist dies ein Rückfall in urzeitliche Impotenz.

Es gab ja immer Modenarrheiten, Verrohungen des Formsinns, Hinrichtungen des guten Geschmacks. Diese Verrücktheiten

[illegible] Ein Stoff zu Gemälden mit langen über Schulter und Brust herabwallenden Locken und in [illegible] Faltenwurf auf der Chlamys als Schmuckwerk, wie sie bei alten Bildern des 17. und 18. Jahrhunderts beliebt waren.

Im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts gab es auch einige Maler [illegible], welche die Aufgaben ihrer Kunst aus verschiedenen [illegible] heraus betrachteten und durch ihr [illegible] Malverfahren den guten Geschmack verletzten. Die Freude am Schönen begleitet uns auch beim Sammeln von Erinnerungen an der Kunst. Indem die Kunst komische Wirkungen auslöst, bewegt sie sich auf dem Felde des aus der Art Schlagenden [illegible] Art Vergnügen, das die Folge einer ernsten Kunsterziehung ist.

Die Flüchtigkeit und Unsicherheit in den Linien, die Unbestimmtheit und das rohe Auftragen der Farbe ohne Übergangstöne, das Vorübergehen am Naturwahren, das Mystische und Symbolische bei der Wahl der Stoffe, die Roheit der Mache können ein Gemälde nicht empfehlen.

Das Bemühen der Viertelkünstler, Neues zu schaffen, führt die Unvorbereiteten und Ungebildeten auf Abwege des geschmacklos Ursprünglichen oder Bizarren, ja des blanken Wahnwitzes. Sie lieben es, das an sich nicht Darstellbare zu verbildlichen. So sucht Einer der Verwahrlosten vom wahnwitzigen Curie durch das Drittel eines häßlich verzerrten Gesichtes, mit bösen grünen Augen, mit krausgezogenen Brauen, durch das Zehntel einiger Waldbaumstämme, durch rote Wirrlinien, die an Blut gemahnen sollen, das Verbrechen zu versinnlichen.

Von Formanarchisten und Pinselstenographen werden Maler übermütig verspottet, die ihre Bilder naturecht ausführen, während die Impotenten selbst kaum eine elementaren Anforderungen genügende Skizze fertigbringen. Das verblüffend Formlose, das Altertümelnde, das die technische Unbeholfenheit früherer Jahrhunderte nachahmt, die Lebensgröße der Figuren bei winzigen Darstellungsstoffen beweisen das unsichere Tappen auf den gesuchten neuen Bahnen.

Doch Eines haben die begabteren Vorkämpfer der Neuschule richtig ermittelt: Die Darstellung des kräftig in geschlossene

Räume einfallenden Sonnenlichtes, das Vermeiden allzuengherzigen und pedantisch tüftelnden Ausführens, das Zurückweisen sentimentaler Vorwürfe und die Erweiterung der Stoffe, die aus allen Bezirken des Lebens geholt wurden.

Nur dem Stall sollten die Motive nicht entlehnt werden, wenn dort nichts Schönes gefüttert wird; — das hat jener Maler von unkeuschem Geschmack nicht bedacht, der in seinem Bilde eine Gesellschaft von Säuen mit roten Bäuchen vorführte.

Bezeichnend ist die Kleptomanie einiger Maler vom unsicheren, falschen Curse. Sie stehlen Motive, wo sie dieselben finden. Einem Maler ist es vor dreißig Jahren eingefallen, verliebte Centauren darzustellen; das gefiel einem gedankenarmen Streber, der in einem Gemälde die Liebesbrunst der Pferdemenschen in's Obscöne rückte.

Allegorische Darstellungen Dürers (darunter der reitende Tod) werden geplündert, auf große Leinwandflächen brutal hingeworfen und dieses Plagiat wird als Glanzbild der Neuschule für eine Staatsgallerie erworben. Ein in der Technik hervorragender Maler, der sich für Geister, Affen, Visionen und mystisches Wirrzeug interessirte, malte in seiner Jugend ein Crucifix, zu dem einige Hände emporgestreckt sind. Sofort eignete sich diesen Einfall ein Maler der neuen Windrichtung an und malte in die Wolken einen häßlichen Kopf, der das Schicksal vorstellen sollte und dazu hunderte von Händen, die sich dem dumm herabsehenden Wolkenkopf entgegenrecken. Eigentum ist Diebstahl und Diebstahl erlaubt, — denken sich die Herrn von der verlegenen Palette. Ob das Entwendete verrückt ist oder nicht, bleibt ihnen gleichgiltig.

Man kommt sich wie in einer Gesellschaft gehirnkranker Leute vor, wenn man in einer Ausstellung Bilder sieht, in denen Abgeschmacktheiten wieder aufleben, die man in Gesangbüchern des 17. und 18. Jahrhunderts oder in allegorischen Darstellungen des 16. Jahrhunderts wahrnimmt.

Eine Größe der Neuschule hat ihr Bildniß ausgestellt. Dünkel, Hochmut und die Selbsteingenommenheit eines Achtelgebildeten sprechen sich in diesem Bildnisse aus; dem breiten Profetenmantel des als genial gepriesenen Malers wurde auch eine sinnbildliche Rolle zugewiesen.

[illegible] neben [illegible] Schön- [illegible] des [illegible] denn [illegible] nicht [illegible]

[illegible] der [illegible] Farbe ge- [illegible] „Pedanten" der [illegible] braucht ja [illegible] des Zeichners natur- [illegible]

Gemälde, welche [illegible] Männer mit ver- [illegible] Soldaten [illegible] glaubens- [illegible] sich küssenden Liebespaares darstellen, zeugen die Ursprünglichkeit des Aber- [illegible] die Ablagerungen einer [illegible] Phantasie. (Kunst- ausstellung in Stockholm [illegible].)

Belächeln muß man jene Vertreter der frechen Mittelmäßigkeit, die das böse Gewissen durch drei häßliche Furien verbildlichen, welche die Luft in unmöglichen Körperlinien durchschwirren. Lächeln kann man auch über jene Maler, welche die Unkenntniß der Trachten und Bauten des Orients heucheln, Apostel als schmutzige Proletarier darstellen, die Unbeholfenheit alter Maler nachbilden, den Aberglauben fördern und als Menschen auf dem Standpunkte ungebildeter Kapuziner stehen.

Ebenso wenig kann der naturwahre Schmutz von Hochofenarbeitern erbauen. Die Kunst steht ja im Dienste des Formedlen und nicht des Fabrikschmutzes. Sie soll aber auch die

Frauenschönheit nicht zum Unmöglichen hinaufrücken. Das Schöne ohne den Schein des Naturwahren ist ja eine Lüge. Die Haut eines Mädchens soll nicht wie Elfenbein glänzen, der Mund nicht wie eine enggeschlossene Rosenknospe aussehen, die Augen nicht so grau sein, wie bei jungen Krähen.

Bezeichnend ist es, daß die französischen Defectmaler der Gegenwart im Palaste Luxemburg wie Leprakranke in einem Seitengemache untergebracht sind. Sie hätscheln das Häßliche, drücken sich in ihrer Liniensprache stotternd aus und lachen über jeden Rat des guten Geschmacks. Selbst die weibliche Nacktheit ist bei diesen Leprakranken unappetitlich; man möchte vor allem mit einem nassen Schwamm über diese Schmutzleiber fahren. Sie freveln selbst gegen das Formheiligtum der französischen Malerei: gegen die lebenswahre Darstellung des unbekleideten Frauenkörpers!

Doch die bildende Kunst wird auch ihre Tölpeljahre hinter sich bringen. Die Neuschule hat sich zum Teile mit Recht gegen manches Kranke und Verschrobene in der Malerei gewendet. Leider fehlte ihr meist die Fähigkeit, es besser zu machen. So viel ist sicher, daß nur dann von Künstlern Vornehmes geschaffen werden kann, wenn sie im Besitze hinreichender Bildung stehen. Sie werden dann nicht mehr Thron und Altar bedienen, die ja beide mit der Zeit zerfallen werden, sondern jener edlen Schönheit dienstbar sein, die uns reine Genüsse in's Herz senkt.

— — — - — —

Böcklin stellt neben das Wirkliche das Phantastische, neben Menschen geflügelte Begriffsfiguren. Er läßt jedoch das Schöne voll wirken, nicht das verblüffend Häßliche, wie jene Impotenten, die ihr Existenzrecht aus der Unfähigkeit holen. Sie treffen das Schöne nicht auf die Leinwand zu bringen, deshalb begünstigen sie das Häßliche, das sich so leicht malt; ihre Heiligen sehen nicht wie Edelleute sondern wie Wegelagerer aus; Formen deuten sie nur an und lassen sie zerfließen. Das Geisterreich ist ihnen eben darum nach Sinn, weil die Formen der Geister zerrinnen. Die Anekdote zu malen verschmähen sie, weil sie ihnen nicht einfällt.

Wenn Böcklin, der geniale, einen Satyr malt, der eine Drossel singen lehrt, so ist dies ein munterer origineller Einfall; — bald wird man in Gemälden der Kleptomanen stößige Faunen sehen, denen bei ihrem Hörnerkampfe nackte lachende Nymfen zusehen. Alles wird nur so beiläufig in Linie und Farbe gehalten sein, weil die Formbestimmtheit nur „Pedanten" der alten Schule am Herzen liegt. Die Aftergenialität braucht ja nur anzudeuten und überläßt es der Fantasie des Zusehers, naturgenau auszuführen.

Gemälde, welche zwei Reihen sitzender Männer mit verschieden gestellten Stiefeln, einen vom Pferde fallenden Soldaten, ein altes häßliches Weib im grellen Sonnenlicht, glaubensmystische Schnurren, Wolken in Gestalt eines sich küssenden Liebespaares darstellen, zeigen die Ursprünglichkeit des Aberwitzes, die Ablagerungen einer erkrankten Fantasie. (Kunstausstellung in Stockholm 1897.)

Belächeln muß man jene Vertreter der frechen Mittelmäßigkeit, die das böse Gewissen durch drei häßliche Furien verbildlichen, welche die Luft in unmöglichen Körperlinien durchschwirren. Lächeln kann man auch über jene Maler, welche die Unkenntniß der Trachten und Bauten des Orients heucheln, Apostel als schmutzige Proletarier darstellen, die Unbeholfenheit alter Maler nachbilden, den Aberglauben fördern und als Menschen auf dem Standpuncte ungebildeter Kapuziner stehen.

Ebenso wenig kann der naturwahre Schmutz von Hochofenarbeitern erbauen. Die Kunst steht ja im Dienste des Formedlen und nicht des Fabrikschmutzes. Sie soll aber auch die

Frauenschönheit nicht zum Unmöglichen hinaufrücken. Das Schöne ohne den Schein des Naturwahren ist ja eine Lüge. Die Haut eines Mädchens soll nicht wie Elfenbein glänzen, der Mund nicht wie eine enggeschlossene Rosenknospe aussehen, die Augen nicht so grau sein, wie bei jungen Krähen.

Bezeichnend ist es, daß die französischen Defectmaler der Gegenwart im Palaste Luxemburg wie Leprakranke in einem Seitengemache untergebracht sind. Sie hätscheln das Häßliche, drücken sich in ihrer Liniensprache stotternd aus und lachen über jeden Rat des guten Geschmacks. Selbst die weibliche Nacktheit ist bei diesen Leprakranken unappetitlich; man möchte vor allem mit einem nassen Schwamm über diese Schmutzleiber fahren. Sie freveln selbst gegen das Formheiligtum der französischen Malerei: gegen die lebenswahre Darstellung des unbekleideten Frauenkörpers!

Doch die bildende Kunst wird auch ihre Tölpeljahre hinter sich bringen. Die Neuschule hat sich zum Teile mit Recht gegen manches Kranke und Verschrobene in der Malerei gewendet. Leider fehlte ihr meist die Fähigkeit, es besser zu machen. So viel ist sicher, daß nur dann von Künstlern Vornehmes geschaffen werden kann, wenn sie im Besitze hinreichender Bildung stehen. Sie werden dann nicht mehr Thron und Altar bedienen, die ja beide mit der Zeit zerfallen werden, sondern jener edlen Schönheit dienstbar sein, die uns reine Genüsse in's Herz senkt.

XXVIII. Poetische Landschaften.

Will ein Landschaftsmaler in seinen Bildern mehr bieten als bloße Abschriften von Gegenden, die ihm gefallen, so muß er selbst etwas Dichter sein und durch Wahl seiner Vorwürfe, durch Beleuchtung und Staffirung seiner Gemälde jene Stimmung zum Ausdruck bringen, die auch einen Poeten zum Schaffen anregen könnte. In kunstgerechten Landschaften muß sich zum mindesten ein lebhaftes Nachempfinden des Naturschönen äußern. Schon durch Licht- und Schattencontraste gewinnen Bilder und Radirungen Leben und Stimmung, wie es u. A. die Landschaften Rembrandts beweisen.

Der treue Wiederhall des Naturschönen, das sich in Form- und Farbenwerten ausdrückt, grüßt uns in Landschaften guter Meister. Diese bieten uns nicht nur einen ästhetischen Genuß, sondern auch dann sogar Trost an, wenn wir uns den düstern Eindrücken entreißen wollen, welche sociale Siechtümer, der Kanzlei-, Junker- und Kathederdünkel in uns hervorrufen.

Es ist keineswegs sentimental, wenn wir in feinen Gestaltungen des Pinsels und der Radirnadel, die uns vom landschaftlich Schönen erzählen, Raststätten für gequälte Herzen erblicken. Besonders ergreifend sind jene Landschaften, welche die Natur mit sich allein, die Poesie der Waldeinsamkeit oder die Erhabenheit einer Gebirgsgegend vor Augen bringen. Haben wir selbst entlegene Wälder aufgesucht, um dem wüsten Treiben menschlicher Selbstsucht entrückt zu sein, hat der heitere oder klagende Gesang der Vögel, das tiefe Aufatmen des Waldes oder ein Hirtenlied, das aus der Ferne zu uns herübertönte, in uns je Erinnerungen an Vergangenes, Genossenes und Ein-

gebüßtes geweckt, — Zukunftshoffnungen, den Schmerz des Entsagens oder den Gedanken angeregt: Nie besessen und doch für immer verloren! — so werden uns künstlerisch ausgeführte Landschaften Erinnerungen an Gegenden wecken, in denen wir die geschilderten Eindrücke empfangen haben.

Es ist beachtenswert, daß es gerade Maler germanischer Abkunft gewesen, welche in ihrem lebhaften Empfinden und scharfen Spürsinn die künstlerische Bedeutung der Landschaft zuerst erfaßt haben. Biblische und jenseitige Gestalten kamen ihnen der Größe der Natur gegenüber nicht bedeutend genug vor, weshalb sie heilige Vorgänge in den Hintergrund einer schönen Landschaft rückten.

Schon die Kölnischen Altmeister Wilhelm von Herle und Stefan Lochner haben in den Vordergrund ihrer schönen Frauenbilder Wegerich und Erdbeeren mit derselben naturandächtigen Genauigkeit der Form gemalt, wie die Köpfe der Himmelssassen. Die Erdbeeren waren ihnen keine Nebensache, sondern erschienen ihnen der Form nach gerade so viel wert als die heiligen Frauen.

Unsere deutschen Renaissancemaler ehrten das Naturschöne in jeder Gestalt, mochte es nun auf einer Wiese oder auf dem Gesichte einer Himmelsfrau blühen. Sie erkannten es, daß das Jenseits ohne das Irdischschöne nichts wert wäre. Ihre Heiligen suchten es durch gefällige Formen zu entschuldigen, daß sie nur Gespenster, daß sie eigentlich nichts sind.

Holländische Maler sahen bei ihren Landsleuten meist nur breite und kurze Gesichter, kolbige und platte Nasen, einen langgerissenen Mund und kurzgeratene Gestalten. Sie stellten nun die ganze Jenseitsgesellschaft auf dasselbe Niveau holländischer Häßlichkeit und konnten damit die Sehnsucht nach dem Himmel nicht wecken.

Auch wenn holländische Maler ihre unedel aussehenden Heiligen in eine wirksame Beleuchtung stellten, so fiel ihr gemeines Aussehen nur noch mehr auf, welcher Eindruck durch die verholländerte Tracht der Himmelssassen nicht gemildert wurde.

Wie stark naiv sind nun jene Maler der Gegenwart zu nennen, welche die trivialen Köpfe von Pöbelmenschen — biblischen Gestalten als Merkmal ihrer Glaubenshörigkeit aufsetzen und sich dabei auf das Vorbild der Holländer berufen. Die

vom J. 1515, die er am Schlusse dieses Gebetbuches ausgeführt hat, werden Affenmeister, Hirschkämpfe, Störche, Elche und Füchse neben der Krönung Mariens dargestellt. Offenbar hat Cranach Störche und Affen lieber verbildlicht als ungenießbare Himmelssachen.

Hans Baldung Grün schloß gleichfalls die Natur wie eine Geliebte an's Herz. Eine Frucht dieser Naturliebe ist ein Metallstich, dessen Hauptgestalt ein Ritter ist, der sich an sein Roß lehnt: Mensch, Tiere, Bäume fesseln durch ihre bloße Existenz; sie freuen sich ihres Hierseins; an der Tafelrunde der Natur, der ewig jungen Hausfrau, wird für alle gedeckt. Die Erde ist ein großes Phalanstère, sagt uns dieser Stich, ein communistisches Gemeinwesen, in dem für alle Bewohner gesorgt wird.

Baldung Grün hielt zwar die Helden der christlichen Legenden in Ehren, allein die Natur war ihm auch eine nicht zu übersehende Heilige, wie es sein H. Hieronymus beweist, der seine Sommerfrische in einer herrlichen Gegend genießt. Der gotteskluge Mann verliert sich im Gebete; sein Hauslöwe ist jedoch klüger; er betet nicht und wird nicht von Jenseitsschmerzen sondern von Durst geplagt und eilt deshalb einem Gießbache zu. Durch die Luft schwirren Vögel, freie, religionslose Naturbürger, die sich nicht wie Menschen um die Luftschlösser des Glaubens kümmern. Auch in dieser Darstellung B. Grüns jubelt die Naturliebe dieses deutschen Renaissancekünstlers hell auf.

Lucas von Leydens nicht zu übertreffende Meisterschaft kann nur aus dessen Stichen erkannt werden. Aus seinen landschaftlichen Hintergründen glänzt eine Poesie und ein Schönheitstact im Durchbilden und Individualisiren, daß man dies nicht zu Ende genießen kann. Den Contrast zwischen dem Naturfrieden und der menschlichen Ruchlosigkeit betonte auch Lucas von Leyden in seinem Kupferstich: Die Kreuzigung, die an Compositionswert das stofflich analoge Bild Tintorettos in Venedig weitaus überbietet.

Auch die gestochenen und gezeichneten Landschaften von Albert Altdorfer, Augustin Hirschvogel, Hans Lautensack und Peter Stephany (Handzeichnungen in der Albertina) versinnlichen meisterhaft die selbstherrliche Schönheit der Natur, die

in ihrer stillen Hoheit zu den Wirrnissen, Drangsalen und Kümmernissen unseres Lebens einen so wirksamen Gegensatz bildet.

Anders hielten es die italienischen Maler der Renaissancezeit, die ihre Madonnen in den Vordergrund freundlicher weiträumiger Landschaften stellten. Die helle Stimmung, welche der Anblick einer weitgestreckten Gegend mit bewegten Linien wachruft, sollte da mit dem Eindruck zusammenklingen, den ein schönes Weib hervorruft, welches im Glück der Mütterlichkeit ihr Kind an sich schmiegt. So hat G. A. Bazzi il Sodoma seine mildlächelnde Madonna (Mailänder Brera) in eine anmutreiche Landschaft gestellt.

Paris Bordone läßt seine heilige Familie in einer heiteren Landschaft ebenfalls lagern (Gallerie Brignole-Sale in Genua). Engel tragen da als gute Kinder für den Jesusknaben Erdbeeren herbei, dem sie trotz seiner Göttlichkeit schmecken werden.

Poetischen Stimmungen begegnet man häufig in den Landschaften Ruysdaels, dessen Empfindungen beim Nachbilden des Naturschönen im Betrachter seiner Bilder nachvibriren.

Wie groß ist diese Genugthuung für einen Künstler! Ruysdael belebt seine Landschaften durch Wasseradern oder stellt in sie Contraste, die zu denken geben und zu Deutungen anregen. So durcheilt seinen Judenkirchhof (Dresdner Gallerie) ein Bach, der an das muntere Fortwirken des Naturlebens inmitten einer Heimstätte der Toten erinnert. Derselbe Gegensatz spricht uns in einem Grabmal an, dem sich ein blühender Strauch anschmiegt. Neues Leben keimt neben Wohnungen der Hingegangenen. In Ruysdaels Landschaft „Waldsee" wurde ein Stück Naturfrieden gedichtet, der durch Menschen nicht getrübt wird, da sie nur mit Tieren staffirt ist, welche den Menschen fliehen.

Weniger ansprechend sind Waterlos Landschaften mit mythologischer oder biblischer Staffirung, die in's Naturgegenständliche Unwahres hineinstellt. Was geht uns die geschlechtliche Erregung Pans an, vor dem sich eine Nymfe in's Wasser stürzt? Wir glauben auch nicht an Jünglinge mit Flügeln, die einer Gegend ein biblisch-historisches Aussehen geben wollen. Anmutender sind jene Landschaften Waterlos, die den Gegensatz des Naturfriedens und der Rastlosigkeit des Lebenskampfes vor Augen bringen. Ein Poet der Radirnadel ist Waterlo in seinen

Eichenwäldern und in jenem erlenumstandenen See, der wie in stilles Betrachten der Umgebung verloren ist.

Viel Augenlust gewähren auch die radirten Landschaften von Everdingen, Hermann Saftleven, Jan van Aken und Chr. Wilh. Dietrich. Bei den wunderbar fein ausgeführten Hintergründen in Saftlevens Landschaften sieht man wie in ein weit zurückliegendes Stück Vergangenheit oder wie in eine entfernte Zukunft hinein. Man merkt es da, wie die Ferne idealisirt. Auch Akens entzückend fein ausgeführte Fernsichten sind reizvoll und muten wie verklärte Erinnerungen an poetische Erlebnisse an.

Dieser Reiz fehlt einigen Landschaften des geschickten sächsischen Hofmalers Dietrich, der sechs Schafe von vier nackten Hirtinen bewachen läßt, die mit ihrer verlogenen Verschämtheit coquettiren. Wenn Grund zur Scham, warum sich ausziehen und Luftbäder nehmen? Dietrich wollte, indem er lüsterne Wünsche weckte, zugleich katholisch wohlgesittet erscheinen. Es fehlte ihm die Erkenntniß, daß es dem Künstler ohne Hoferlaubniß gestattet ist, einen edlen Frauenkörper zu verbildlichen.

Ursprünglich erfunden ist schließlich die Staffirung der Landschaft: Klosterbrand von C. F. Lessing (Dresdner Gallerie). Es schreiten durch einen Wald mit ihren Kirchenschätzen Mönche, die ihr brennendes Kloster verließen. In diesem herrlichen Bilde spannen die brennende Burg des gottseligen Unverstandes und der naturselige Waldfrieden den poetischen Gegensatz.

XXIX. Die Kunst in Hellas.

Wer Kunstwerke genießen will, darf an Hellas nicht vorübergehen. Daß die Griechen ein Vorvolk ersten Ranges waren, beweisen sie besonders einleuchtend durch die Plastik, in der sie die Zinne technischer Vollendung und der Beredsamkeit im Ausdruck erklommen. Die Heiligkeit der hellenischen Götter bestand in deren Schönheit; obwohl längst entthront herrschen sie noch immer und gottlose Leute beten ihre Gliederpracht immer noch an.

Es gibt Murrköpfe unter Kunsthistorikern, welche die Antike als Erziehungsmittel nicht gelten lassen wollen. Allerdings muß man die Natur als erste Lehrmeisterin der Formbildung anerkennen; allein wer das Kunstschöne verstehen und genießen will, erziehe getrost sein ästhetisches Empfinden durch die Antike. Diese kann unter seinen Genußidealen eine Hauptstelle einnehmen.

In den Kunstgebilden der Hellenen und Römer lernt man auch bildungsgeschichtliche Urkunden schätzen, besonders wenn man das Schrifttum dieser beiden Völker zu Rate zieht. Wer weiß es nicht, daß auch die griechische Kunst viele Stationen der Entwicklung zurücklegen mußte; aus unbeholfenen, unschönen Formen haben sich allgemach vollendet edle Gestalten herausgebildet. Förderung boten dabei Einflüsse der culturell vorgeschrittenen Nachbarvölker, die günstige bodenplastische Eigenart in dem gebirgigen und buchtenreichen Griechenland, — die epische Poesie, in welcher die Menschwerdung der Götter bereits vollzogen war und schließlich die vorteilhaften politischen Verhältnisse.

Naturobjecte und Naturgewalten waren die ersten Götter der Griechen; sie wurden nur genannt, nicht dargestellt. Ein Stein, ein Holzblock waren die Erinnerungszeichen an ihre Fantasie-

geburt. Später wurden Götter im Bilde gestaltet und mit besonderen Abzeichen versehen, die sich auf ihre Naturbedeutung bezogen hatten. Beim Fortschreiten der Bildung, bei der Entwicklung ethischer Urteile hielt man auch die Götter für gebildete sittliche Wesen.

Die früheren Naturgötter avancirten zu Schutzvögten menschlicher Culturgüter. Nicht blos die Fantasie, auch die menschliche Selbstsucht, die Schutzbedürftigkeit Einzelner und staatsbürgerlicher Gemeinschaften schuf Götter. Abzeichen der alten Naturgötter erhielten sich bei den Olympiern wie Muttermale.

In der hellenistisch-römischen Kunst sank die plastische Würde der Götter. Die Idealgestalten derselben wurden zwar noch immer nachgebildet, allein das Wohlgefallen an zierlichen Formen, an lieblichem Linienspiel, an wirksamen Einzelheiten, an der bloßen reizenden Äußerlichkeit herrschten vor.

Götterstatuen wurden auch Häuser- und Gartenschmuck; ihre charakterlose Pauschalschönheit folgte handwerklich nachgebildeten Formenmustern.

In der besten Zeit der griechischen Kunst war der Olymp eine Gemeinde schöner Menschen, denen nie welkende Jugend und ungetrübte Kummerlosigkeit beschieden war. Nach Art günstig gestellter Erdenbürger entzogen sie sich jeder anstrengenden Arbeit, trieben allerlei Sport und ließen ihren Leidenschaften die Zügel schießen. Ihre Macht war jedoch keine unbegrenzte; auch Zeus mußte sich dem ehernen Gebote des Schicksals d. h. dem starren Naturgesetze unterordnen.

Sie leben noch immer, die griechischen Götter, nicht blos ihres plastischen Formenadels wegen, sondern auch deshalb, weil sie nicht besser erscheinen wollten, als die Menschen, denen sie ihr Dasein verdankten. Der Olymp bleibt immer ein günstiges Beweisfeld für die menschliche Abkunft der Götter. Dichter haben sie ersonnen und Bildhauer ihnen die Gestalt gegeben, deren Schönheit ihnen den Glanz ewiger Jugend verlieh, so weit wir armseligen Planetenbürger überhaupt von Ewigkeit reden dürfen.

Es ist eine ganz besondere Freude, bei griechischen Götterstatuen den Gründen ihrer Schönheit nachzuspüren, ihren Linienwohllaut nachzuempfinden, dem Grundgedanken nachzugehen, der

aus ihnen schimmert und den Ausdruck zu erkennen, der den starren Marmor belebt.

Man setzt sich dadurch in eine Art Gedankenversippung mit dem Künstler, dessen Werk uns dann wie ein freundlicher Gruß desselben erfrischt und erhebt. Sieht man das Gebilde eines griechischen Bildhauers aus guter Zeit auf dem Gipfel künstlerischer Leistungsfähigkeit, so durchzuckt uns Freude auch deshalb, weil es von einem Artgenossen geschaffen wurde und wir rufen stolz: Das hat ein Mensch zu Stande gebracht! Bezeichnend ist es, daß in Hellas die bildende Kunst erst dann den Gipfel der Vollkommenheit erreicht hatte, als die Griechen in den Besitz politischer Macht und Freiheit gekommen waren, als ihr Schrifttum auf seine bedeutendsten Werke und das Volksbewußtsein auf seinen überlegenen Cultureinfluß hinweisen durften. Der Vollblüte idealer Kunst trat das volle Blühen der Bildung und das Walten freier Gedankenarbeit zur Seite. Die Hellenen haben uns überhaupt viel Gutes und Edles vorgedacht und vorempfunden.

Besser als wir dünkelhaften Bildungskrüppel waren die Griechen bei der Wahl jener Männer beraten, die für denkmalswürdig gehalten wurden. Nach der wertvollen Reisebeschreibung des Pausanias standen vor der Poikile in Athen eherne Bildsäulen bedeutender Männer, auch jene Solons. Auf der Burg zu Athen waren die Statuen der Dichterin Sappho und Anakreons aufgestellt. Die Griechen gaben sich da einsichtsvoller als Arier des 19. Jahrhunderts, welche Fürsten in Generalshüten auf Denkmalpferde setzen, weil sie sich zwingen ließen, weisen staatsmännischen Ratschlägen zu folgen. Säbelmenschen und Heroen der Kanone werden heutzutage überhaupt für denkmalwertere Menschen gehalten, als große Denker, Dichter und Männer der Wissenschaft.

Unübertroffen bleibt jedoch das Denkmal, daß sich Fidias im Cellafries des Parthenon zu Athen gesetzt hat. Die dem Feste der Panathenäen zusehenden Götter sind schöne Menschen. Die Festteilnehmer sind ebenso wie die Götter formenedle Gestalten; sie geben sich einfach, sorglos, mit dem Anstande gut erzogener freigeborner Bürger. Keiner will etwas Besonderes bedeuten, denn sie alle sind gleichmäßig bei der Sache. Jeder Festgenosse ist sich dessen bewußt, daß es gilt, bei den Panathenäen die guten

Beziehungen des athenischen Volkes zu den Göttern zu beurkunden, die Erinnerung an die Vereinigung der Bewohner Atticas zu feiern. Das selbstherrliche Volk das durch dieselben politischen Interessen verbunden wird begeht da einen Festtag; der selbstbewußte Gesamtwille der Nation feiert sich selbst und da geht es nicht an, daß eine einzelne Persönlichkeit aus der Festschaar herausspringe, um in eitler Überhebung eine besondere Rolle zu übernehmen.

Geben sich doch die Götter des Olymps, die als unbeobachtete Zuseher der Feier in dem Cellafries dargestellt erscheinen, gleichfalls mit republikanischer Einfachheit. Man sieht es diesen vornehmen Idealmenschen an, daß sie sich ihrer Ebenbürtigkeit bewußt sind. Keiner beugt das Knie vor einem Collegen wie es im christlichen Himmel Brauch und wo das Anbeten Anderer ein großes Vergnügen ist: — selbst Zeus, als der Erste unter Gleichen, ragt nur durch die Majestät seiner Haltung sowie durch den Ausdruck seiner Gedankenmacht hervor.

Der Athene Polias dem Nationalschutze in Person, wird das Festgeschenk dargebracht: ein Prachtgewand, wie man ja auch der himmlischen Schutzfrau frommer Katholiken in Wallfahrtsorten Prachtkleider und kostbare Geschenke darzubringen pflegt. Es ist dies eine Folge der naiven Vermenschlichung der Götter. Die Heldin des Festes Athene sitzt bescheiden unter den Göttern und sieht sich ihre Ehrenfeier ohne Aufregung an.

Einen wirksamen Gegensatz hat Fidias in Poseidon und Apollo geprägt; der Erste ist ein dem Greisenalter nahestehender Mann mit vorgebeugtem Haupte, während in Apoll die kraftstrotzende vollblühende Jugend verkörpert ist.

Hera schlägt mit Würde und Anmut ihren Schleier zurück und diese einfache Handbewegung genügt, um die hoheitvolle Hausfrau des Olymps vor den anderen Göttinen auszuzeichnen. Daß die Götter unter sich auf feierliche Geberden verzichten können, wird uns in dem Cellafries des Parthenon mit edler Beredsamkeit erzählt. Triptolemos, der Schutzgott des Ackerbaus in Attica, hebt in prächtiger Nachlässigkeit der Haltung mit verschlungenen Händen das Knie empor und streckt in wahrhaft olympischer Unbefangenheit den anderen Fuß vor sich hin.

Hermes und Dionysos, oberwärts nackt, lehnen sich in holder Ungespreiztheit an einander, während Afrodite wie eine ehrsame aber neugierige athenische Bürgersfrau ihrem Sohne Eros mit ausgestreckter Hand den Festzug zeigt. Besonders günstig wirkt es, daß keine äußeren Abzeichen der Göttlichkeit den harmonischen Eindruck dieser schönen Adelsleute stören. Ihr Heiligenschein ist die Schönheit; als Götter legitimiren sie sich durch die vollendete Vornehmheit ihrer Körperformen und durch den Ausdruck edler Sinnesart. Das Edelmenschliche ist hier das Göttliche.

Eine ähnliche Würde und Anmut der Gestalten, dieselbe Unbefangenheit und Natürlichkeit in der Bewegung findet man bei den menschlichen Festteilnehmern. Die Mädchen und Frauen, welche in dem Zuge einherschreiten, sind breitschulterig und breithüftig; — eine übermäßige Zartheit im Körperbau und Schlankheit galt dem Fidias und seiner Schule mit Recht nicht für schön. Die Frauen, denen die Haarwellen auf die Schulter herabfließen, sind so vornehm in der Haltung, daß sie im Olymp neben den Göttern sofort platznehmen könnten. Diese Formennoblesse legt auf die wunderbar sculpirten Reliefgestalten den Glanz der Idealität.

Fein beobachtet und lebensvoll gemeißelt sind auch die Reitergruppen des Festzuges. Die Pferde, die übermütig sich bäumend mit ihrer kurzgeschorenen Mähne einhersprengen, sind ebenso naturtreu gebildet, wie die herrlichen Jünglinge, die — mit einem bloßen Chiton bekleidet, auf den prächtigen Tieren reiten.

Die Gruppen sind mit viel Geschmack und Kunstverstand in den engbegrenzten Raum hineingestellt und zeigen eine große Mannigfaltigkeit in der Bewegung der Einzelgestalten. Eine jede gespreizte Feierlichkeit in der Haltung der Festgenossen ist zwar vermieden, aber gleichwohl ist dem 522 Fuß langen Friesrelief der Ausdruck festlicher Gehobenheit aufgeprägt.

Versteht man es bei plastischen Schöpfungen der Griechen die Liniensprache richtig zu lesen, so gewährt dies ein großes ästhetisches Vergnügen selbst bei Darstellungen, welche dem Stoffe nach sittlich Widerwärtiges oder blanke Roheiten in's Blickfeld rücken.

* * *

Die Genialität der hellenischen Bildhauer gab sich darin kund, daß sie in den Kopf desselben Gottes die mannigfachsten Ausdrucksaccente legten. Die Beredsamkeit im Herauswenden der Charakterzüge ragt besonders in den Darstellungen des Zeus hervor; in Freistatuen, Vasen- und Wandgemälden, Giebelgruppen, Reliefs, geschnittenen Steinen, Metallspiegeln oder in Münzen überraschen uns immer neue originelle Ausprägungen der Sinnesart dieses Olympiers.

Der jugendliche Zeus im britischen Museum, dem jüngeren Polyklet zugeschrieben, trägt auf den Schultern den Kopf eines jungen genußsüchtigen Lebemannes, der seiner Schönheit bewußt und seiner Siege in Liebessachen sicher ist. Der Ausdruck desselben sticht entschieden in's Dionysische. Im Kopfe des Zeustorso im Louvre mit dem zurückfliegenden Haar drückt sich nicht ruhige Denkmajestät, nicht olympische Gelassenheit und Würde, sondern zornige Erregung aus. Es ist eben der Kopf des Bekämpfers der Giganten, des Zeus Areios. Dagegen weist der Cameo eines Zeus Areios in der Bibliothek von San Marco (Venedig, gefunden in Efesus) den Ausdruck der Milde und Ruhe. Seine Augen blicken wie in schwärmerischer Sehnsucht auf.

Im Haupte des vaticanischen Zeus schließen sich die edlen Züge eines Mannes, der über den Gewöhnlichkeitsschlag hinausgehoben ist, vornehmes Machtbewußtsein, Scharfsinn und sittlicher Adel zu einem würdigen Gesamteindrucke zusammen. Ein Wandgemälde in Pompeji stellt den Zeus als einen Gott dar, dem das Lenken der Welt viel Kummer und Aerger bereitet.

Die Zeusbüsten aus Pompeji (in den Uffizien zu Florenz und in Villa Albani), der Zeuskopf in der Eremitage zu Petersburg, die Büste desselben Gottes im Museum zu Parma, jene aus Melos im britischen Museum, die Zeusmaske von Otricoli im Vatican, die Halbfiguren des Zeus in der Sammlung des Marquis of Lansdowne in London und im Louvre, das Bruchstück einer riesigen Zeusstatue aus Cumä in Neapel, der Kopf des Zeus Philios im britischen Museum, alle diese Bildungen tragen denselben Ausdruck von männlicher Würde und Schönheit, von Hoheit, Vornehmheit, Schärfe und Energie des Denkens, von Klarheit und Entschlossenheit des Wollens. Mit einsichtsvoller Berechnung von Mittel und Wirkung wird dieser Aus-

druck durch das emporwallende, üppige, meist gekrauste Haupthaar, durch die reichen Bartlocken, durch die Vorladung der mächtigen Stirn, durch die Brauen, durch die tiefliegenden, weit geöffneten Augen sowie durch den kräftig gebauten Körper erzielt.

Der Ausspruch eines griechischen Dramendichters, Gott sei alles Denkens Friede, kann sich auf den Zeus des olympischen Tempels beziehen, denn der Friede eines gelassenen, von kleinen Sorgen unberührten, vom Gemeinen und Geringen abgekehrten, leidenschafts- und kummerlosen Denkers sitzt in seinem edlen Gesichte. Der Thron, auf dem der panhellenische Zeus in Olympia saß, war mit beziehungsreichen Reliefs und Gemälden bedeckt. Fidias übersah es, daß ein Sessel nicht filosofiren soll, auch wenn darauf ein Gott sitzt. So will das Niederpfeilen der Kinder der Niobe durch Apollo und Artemis an den überflüssigen Satz erinnern, daß sich der Mensch der Gottheit gegenüber nicht überheben solle. Eine Sfinx, die einen Knaben umkrallt, weist plastisch auf die Erfahrung hin, daß wir „mitten im Leben vom Tode umfangen seien". Am Untersatze des Zeusthrones beteuern außerdem ein Sonnengott und eine Mondgöttin das Unnütze, „daß mit der Geburt einer neuen Gottheit ein neuer himmlischer Tag beginne".

Das sind frostige Betrachtungen in sinnbildlicher Geheimsprache. Auf diese weist auch die Versicherung des Pausanias hin, Zeus habe selbst durch einen Blitz beteuert, daß sein Abbild auf Erden gelungen sei. Armer Zeus, der seine Ansicht nur blitzweise aussprechen konnte!

* * *

Eine andere Idealgestalt der hellenischen Plastik ist Apollo, das Musterbild männlicher Schönheit auf der Grenze zwischen dem Jünglings- und Mannesalter. In den Gestaltungen Apolls gibt es einen hochgearteten Stil und eine Darstellungsmethode der Entartung. Die edle Art wird durch den Apollino in den Uffizien vertreten. Diese Gestalt hat sich unter dem Einflusse musischer, nicht turnerischer Beschäftigung entwickelt. Die weichen Formen dieses jungen Körpers beweisen es. Er lehnt in anmutiger Haltung auf einem Baumstamm, die Hand über dem

[illegible]

[illegible]

[illegible] wirkt.

Der Apollo [illegible] vom Belvedere, der nicht wie früher angenommen wurde, aus dem Jahre 279 v. Ch. sondern aus der Kaiserzeit stammt, erbaut nicht. Er hält Nachschau nach dem Erfolge des Schüttelns mit der Aegis. Das ist zu wenig für den Vorstand der Musen, der auch nicht wie ein eitler Schauspieler die Frage an den Beschauer richten darf: Seh ich nicht entzückend aus?

Im kleinen Museum des Theaters zu Taormina wird der Kopf eines jugendlichen Apollo, etwa aus der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts vor unserer Zeit verwahrt. Dieser Kopf versinnlicht das Ideal eines schönen, seines Geschlechtes und seiner Jugend frohen, sorglos in die Welt blickenden Mannes. Sein kleiner Mund ist halb geöffnet, was in plastischen Bildungen immer das Lechzen nach Genuß oder die Erinnerung an die Wonne erwiederter Liebe ausdrückt.

Im Dionysos hat die Genialität der griechischen Bildhauer reifende männliche Kraft mit weiblicher Holdseligkeit harmonisch verbunden. Vor allem fesselt in Bacchusgestalten der Ausdruck des Nachgenießens und Schwelgens in Erinnerungen an verkostetes Glück sowie der Sehnsucht nach neuen Freuden. In anderen Dionysosbildungen drücken sich die Seligkeit der genußfreudigen Jugend, die ohne Gewissensunruhe von einer Sinneslust zur anderen eilt, und volle Zufriedenheit mit dem Dasein aus. Ergreifend ist in einigen Dionysosköpfen der Ausdruck der Wehmut, welche bei edel angelegten Menschen dem Genusse folgt, wenn sie des Aushalls aller Lebensfreuden gedenken.

Der Dionysoskopf der capitolinischen Glyptothek nimmt durch seine jugendliche Holdseligkeit gefangen. Er hat ein mädchenhaftes Gepräge, wie überhaupt das Weiblichweiche ein Charaktermal des Genußgottes ist.

Ist Dionysos der Vertreter der feinen Sinnlichkeit, so prägt sich in Satyrn und Silenen die niedrige Sinneslust aus. Sie lachen gefüllte Becher an und kennen keine höhere Freude als jene des Überschüttens von Wein aus Schläuchen in ihre Innerlichkeit. Alle Ideenschätze der Welt geben sie sofort für ein Gefäß mit Falerner hin. Diese Vertreter toller Weinseligkeit werden mit Vorliebe als komisch verhäßlichte Gestalten dargestellt.

Wir würden über die Grenzen unserer Aufgabe hinwegsetzen, wollten wir in ähnlicher Weise alle plastischen Gestalten des griechischen Olymps kritisch überblicken. Von ihnen allen gilt es aber, daß ihre Idealbildungen nie zur charakterlosen Verwischtheit ausarteten; sie gaben sich nicht wie Gemeinplätze von regelmäßigen Linien ohne den Ausdruck einer besonderen Sinnesart und besaßen immer einen Stich in's Naturbestimmte, was die Wirkung des Formenadels nur erhöhte. Die griechischen Bildhauer schulten ihren Geschmack an Bildnißplastiken, die in einem besonderen Abschnitte besprochen werden sollen. Ein zweites Capitel soll die Methode der hellenischen Plastik im Darstellen der Frauenschönheit behandeln.*)

*) Erzeugnisse des griechischen Kunsthandwerks haben wir im ersten Bande der „Kritischen Geschichte der Ideale“: „Der Seelenwahn“ (Leipzig, Th. Grieben [Fernau]) ausführlich besprochen.

III. [illegible] in Bildnissen.

[illegible] zum Prüfen des [illegible] Es gewährt einen be- [illegible] gemalten Köpfen die [illegible] vor Jahrhunderten [illegible] Persönlichkeit gewonnen.

[illegible] kaum übertroffener [illegible] zu Bildnißbüsten [illegible] ausgezeichneten: der Filo- [illegible] zeigen uns edle [illegible] ihre Furchen [illegible] Portraitgestalten. [illegible] selten ein [illegible]

[illegible] denken [illegible] und des Brutus [illegible] Locken [illegible] empor [illegible] des Brutus [illegible] lang und [illegible] des Alexanderkopfes [illegible]

[illegible] sieht man [illegible] und des Capitols [illegible] Bildnissen [illegible] uns Adel [illegible] Römerköpfen

meist Pedanterie, Sittenrauheit und Engherzigkeit offenbaren. Doch sprechen sich auch feste Willenskraft und energisches Begehren in dem stark gewölbten Kinn, in der entschiedenen Linie der Augenbrauen und in den zusammengehaltenen Lippen der Römerbüsten aus.

In die Bildnißköpfe Jul. Cäsars, des Augustus und Tiberius haben Alter, Sorgen und Leidenschaften, Herrschsucht und Grausamkeit unschöne Runzeln eingeprägt. Dagegen leuchtet aus Portraitbüsten griechischer Dichter und Filosofen ein bedeutendes Eigenwesen. Man sieht es ihren Köpfen an, daß ihnen große Gedanken entwuchsen.

Geschmacklos sind die römischen Kaiserbüsten aus farbigem Marmor und aus durchsichtigem Gestein; sie bilden die Farbe des Lebens und des Gewandes nach, was dem Wesen der Plastik widerspricht, welche nur die Form ohne Farbe wiederzugeben hat.

Die Bildnißbüsten römischer Frauen stellen deren hochentwickelte Eitelkeit außer Frage, denn sie wandten nur für das Zurechtlegen und Verkrausen der Haare einen großen Teil ihrer Zeit an.

Die Kunst wurde Phryne, als sie sich dazu verstand, römische Kaiser und ihre Frauen als olympische Gestalten zu verbildlichen. Da schlossen Wohldienerei, Größenwahn und verrückte Eitelkeit ein geschmackloses Bündniß.

Der an Selbstvergötterung erkrankte Kaiser Antonius ließ sich als Bacchus mit dem Thyrsusstab darstellen. Die Plastik sank da zur feilen Hofschmeichlerin herab. Die in Rom gefundene Riesenhand von einer Statue des Commodus sowie Bruchstücke des colossalen Standbildes Neros weisen auf die wahnwitzige Selbstanbetung dieser Barbaren hin. Körperlich so groß und ethisch so klein!

Hadrian als Mars sieht im besten Falle wie ein Thorwart des Olymps, wie die Parodie einer göttlichen Gestalt aus.

Ein Kaiserpaar stellte sich in Bildnißstatuen als Mars und Venus der Nachwelt vor, ohne zu ahnen, daß die Nachwelt über solche Götter lachen muß. Er sieht wie ein beschränkter Nationalgardist, sie wie eine Wäscherin aus. Gleichwohl muß man es der betagten Venus danken, daß sie sich bekleidet meißeln ließ.

Eine Büste der berüchtigten Kaiserin Messalina in den Uffizien zu Florenz fesselt die Aufmerksamkeit. In ihrem breit ausladenden Kinn spielt sich die Kraft der geschlechtlichen Wünsche dieser unersättlichen Frau aus. Ihre Brust, die „oft ausgepackte“, um mit Juvenal zu reden, verbirgt sich unter dem Obergewande.

Beim Betrachten der Büsten der Defectmenschen auf dem römischen Kaiserthrone, darunter jener Neros im Louvre, bedauert man, daß Sokrates' und Platos Rat nie befolgt wurde, nur Männern von leuchtender Vernunft das Herrscheramt zu übergeben.

Unter den kostbaren Bildnißbüsten des Capitols befindet sich auch Eine der Manilia Scantilla, der Gattin des Kaisers Didius Julianus, — nach Quirinus Visconti jedoch die Büste der Kaiserin Julia Mammea, der Mutter des gutmütigen Alexander Severus. Gleichviel, ob Scantilla, ob Mammea, schön ist diese aus parischem Marmor sculpirte Frau. Der oben breite Kopf mit dem schlicht geordneten, feingewellten Haar, mit den großen Augen, der energisch gebogenen Nase, mit dem in breiter Rundung ausladenden Kinn weist auf einen ideal angelegten Frauencharakter hin. Hinter dieser edlen Form mußte ein hoher feiner Stil des Denkens und Empfindens stehen.

Auch Cleopatras Büste spricht an; ihr edler, harmonisch gestalteter Kopf könnte einer Göttin gehören. Sie ist die sonnige Ausgabe einer anmutigen Frau und hatte es nicht nötig, ihren Oberkörper, dessen Reize von so vielen Männern gewürdigt wurden, zum Schöneren hinaufstilisiren zu lassen.

* * *

Bei Bildnissen von Renaissancemenschen ist es ein besonders erlesenes Vergnügen, dem Gesinnungswerte der Abgebildeten nachzuspüren. Das Aufleben kritischer Selbständigkeit begünstigte die Entwicklung fester eigenartiger Charaktere, welche Glaubensdämmerungen hinter sich lassend ihres persönlichen Wertes bewußt wurden und etwas Besonderes bedeuten wollten. Das Auftreten solcher scharf geprägter Individualitäten wirkte auf die Kunst zurück und deshalb trat zur Zeit der deutschen Renaissance die Bildnißmalerei als selbständiger Kunstzweig auf. Besonders

hat es Hans Holbein d. J. verstanden, Menschen in den Charakter hineinzusehen und diesen mit bedeutender Lebenswahrheit und mit klugem Schönheitssinn in seinen Bildnissen wiederzugeben. In seinen Portraits spiegelt sich treu der innere Mensch in dessen Äußerlichkeit.

In dem von Holbein gemalten Bildnisse Bryan Tukes sieht man im Hintergrunde ein Skelett mit der Sanduhr. Ein unerquicklicher Zug der christlich-jüdischen Lebensanschauung — dieses Nebeneinander von Leben und Tod!

Groß waren auch die italienischen Maler der Renaissancezeit in der treuen Wiedergabe des sich im Gesichte abspiegelnden Charakters. So hat Al. Bonvicino gen. Moretto in der Charakterplastik seiner Bildnisse Hervorragendes geleistet. Dies beweist u. A. das Bildniß eines Gelehrten mit dem Buche in der Hand vom Jahre 1523 (Pinakothek München). Dem leuchtet die Denkarbeit förmlich aus den Augen. In Tintorettos, Rafaels, Giorgiones und Piombos Bildnissen kann man auch das von der Natur wunderbar begünstigte Variiren in Köpfen und Charakteren der Menschen mit Genuß betrachten.

Die Bildnisse der Geronima Sale-Brignole und deren Tochter von van Dyk zeigen die Reize der Mutter in deren Kind wieder aufgeblüht. Das junge Mädchen versinnlicht so recht die Poesie der lebensfrohen Jugend, die ihrer Schönheit nicht bewußt ist und der Liebe Wünsche noch nicht kennt.

Das Gegenteil davon findet man in dem Bildniß der Diana von Poitiers (Versailles), die ihres tadellosen Busens wegen zur Herzogin von Valentinois befördert wurde. Diese Büste wird von der in Liebesdingen wohlgeschulten Diana der Nachwelt vorgestellt. Des Gegensatzes wegen ist im Hintergrunde des Bildnisses eine häßliche ihr Kind säugende Mutter dargestellt. Eine ästhetische Roheit!

Wenn im Schlosse zu Windsor neben Bildnissen von englischen Königen die Portraits von Staatsmännern, Gelehrten und von Adelsleuten schöpferischer Kraft zu sehen sind, so weist dies auf die Erkenntniß hin, daß der einzige Adel, der Achtung verdient, aus erlesener Gedankenarbeit auftaucht.

A. Dürer und Joh. Burgkmaier malten und zeichneten Bildnisse zum Atmen und Sprechen wahr. Staunenswert voll-

Eine Büste der berüchtigten Kaiserin Messalina in den Uffizien zu Florenz fesselt die Aufmerksamkeit. In ihrem breit ausladenden Kinn spielt sich die Kraft der geschlechtlichen Wünsche dieser unersättlichen Frau aus. Ihre Brust, die „oft ausgepackte", um mit Juvenal zu reden, verbirgt sich unter dem Obergewande.

Beim Betrachten der Büsten der Defectmenschen auf dem römischen Kaiserthrone, darunter jener Neros im Louvre, bedauert man, daß Sokrates' und Platos Rat nie befolgt wurde, nur Männern von leuchtender Vernunft das Herrscheramt zu übergeben.

Unter den kostbaren Bildnißbüsten des Capitols befindet sich auch Eine der Manilia Scantilla, der Gattin des Kaisers Didius Julianus, — nach Quirinus Visconti jedoch die Büste der Kaiserin Julia Mammea, der Mutter des gutmütigen Alexander Severus. Gleichviel, ob Scantilla, ob Mammea, schön ist diese aus parischem Marmor sculpirte Frau. Der oben breite Kopf mit dem schlicht geordneten, feingewellten Haar, mit den großen Augen, der energisch gebogenen Nase, mit dem in breiter Rundung ausladenden Kinn weist auf einen ideal angelegten Frauencharakter hin. Hinter dieser edlen Form mußte ein hoher feiner Stil des Denkens und Empfindens stehen.

Auch Cleopatras Büste spricht an; ihr edler, harmonisch gestalteter Kopf könnte einer Göttin gehören. Sie ist die sonnige Ausgabe einer anmutigen Frau und hatte es nicht nötig, ihren Oberkörper, dessen Reize von so vielen Männern gewürdigt wurden, zum Schöneren hinaufstilisiren zu lassen.

* * *

Bei Bildnissen von Renaissancemenschen ist es ein besonders erlesenes Vergnügen, dem Gesinnungswerte der Abgebildeten nachzuspüren. Das Aufleben kritischer Selbständigkeit begünstigte die Entwicklung fester eigenartiger Charaktere, welche Glaubensdämmerungen hinter sich lassend ihres persönlichen Wertes bewußt wurden und etwas Besonderes bedeuten wollten. Das Auftreten solcher scharf geprägter Individualitäten wirkte auf die Kunst zurück und deshalb trat zur Zeit der deutschen Renaissance die Bildnißmalerei als selbständiger Kunstzweig auf. Besonders

hat es Hans Holbein d. J. verstanden, Menschen in den Charakter hineinzusehen und diesen mit bedeutender Lebenswahrheit und mit klugem Schönheitssinn in seinen Bildnissen wiederzugeben. In seinen Portraits spiegelt sich treu der innere Mensch in dessen Äußerlichkeit.

In dem von Holbein gemalten Bildnisse Bryan Tukes sieht man im Hintergrunde ein Skelett mit der Sanduhr. Ein unerquicklicher Zug der christlich-jüdischen Lebensanschauung — dieses Nebeneinander von Leben und Tod!

Groß waren auch die italienischen Maler der Renaissancezeit in der treuen Wiedergabe des sich im Gesichte abspiegelnden Charakters. So hat Al. Bonvicino gen. Moretto in der Charakterplastik seiner Bildnisse Hervorragendes geleistet. Dies beweist u. A. das Bildniß eines Gelehrten mit dem Buche in der Hand vom Jahre 1523 (Pinakothek München). Dem leuchtet die Denkarbeit förmlich aus den Augen. In Tintorettos, Rafaels, Giorgiones und Piombos Bildnissen kann man auch das von der Natur wunderbar begünstigte Variiren in Köpfen und Charakteren der Menschen mit Genuß betrachten.

Die Bildnisse der Geronima Sale-Brignole und deren Tochter von van Dyk zeigen die Reize der Mutter in deren Kind wieder aufgeblüht. Das junge Mädchen versinnlicht so recht die Poesie der lebensfrohen Jugend, die ihrer Schönheit nicht bewußt ist und der Liebe Wünsche noch nicht kennt.

Das Gegenteil davon findet man in dem Bildniß der Diana von Poitiers (Versailles), die ihres tadellosen Busens wegen zur Herzogin von Valentinois befördert wurde. Diese Büste wird von der in Liebesdingen wohlgeschulten Diana der Nachwelt vorgestellt. Des Gegensatzes wegen ist im Hintergrunde des Bildnisses eine häßliche ihr Kind säugende Mutter dargestellt. Eine ästhetische Roheit!

Wenn im Schlosse zu Windsor neben Bildnissen von englischen Königen die Portraits von Staatsmännern, Gelehrten und von Adelsleuten schöpferischer Kraft zu sehen sind, so weist dies auf die Erkenntniß hin, daß der einzige Adel, der Achtung verdient, aus erlesener Gedankenarbeit auftaucht.

A. Dürer und Joh. Burgkmaier malten und zeichneten Bildnisse zum Atmen und Sprechen wahr. Staunenswert voll-

[illegible]

[illegible]

[illegible] Als gewünschter Bildnißmaler lud [illegible] seiner Paläste zu Festmahlen ein, [illegible] Tafelgenüssen ihre Sinnesweise kennen lerne. [illegible] Porträtbesteller mit Musik, damit ihr Gesicht [illegible]. So wurde es ihm möglich, in Bildnissen gleich[illegible] Ausdruck der Gesinnung hinzustellen.

Im Gemeindemuseum zu Haag sieht man Bilder von „Regenten“, von Gemeindevertretern, die den Ratstisch umsitzen und aus dem Bilde auf die Nachwelt heraussehen. Die Stadträte aus dem 17. Jahrhundert tragen kräftige Charakterköpfe auf den Schultern. Das sind ehrenfeste, ihrer Freiheitsrechte bewußte Herrn, klug, besonnen und entschieden. Die Regenten des

18. Jahrhunderts mit ihren weißen Perrücken, welche die Glatzen verbergen sollen, gefallen sich selber auf das entschiedenste; ihre Gesichter sind nichtssagend und verraten kleinlich denkende beschränkte Pedanten, die über sich selbst süßlich lächeln. Die Alten unter ihnen wollen bei ihrer Rasirtheit und Perrückengleichheit jung aussehen und die Jungen soll man von den Alten nicht unterscheiden.

Die „Anatomie" Rembrandts (Haag) ist deshalb ein vortreffliches Bild, weil man in den Köpfen der jungen Ärzte und des vortragenden Professors deutliche Gesinnungsmarken erblickt; man liest in ihren Gesichtern den Gedankenzug des Augenblicks, die Wißbegierde, die zielbewußte Teilnahme und im Kopfe des Professors Nik. Tulp den überlegenen Intellect. Man lernt da die Künstlerfähigkeit schätzen, Charakterwerte überzeugend zu schildern.

Rembrandts radirte Bildnisse sind in Bezug auf Charakterplastik, auf Kraft und Lebendigkeit des Ausdrucks wahre Meisterwerke. Es spricht für den künstlerischen Weitblick dieses Meisters, daß er auch Büsten griechischer Filosofen mit großer Ausdruckseloquenz darzustellen unternahm; so spricht sich in dem Kopfe des Herakleitos der Unmut über die Bitternisse des Lebens, in jenem des Demokritos die Freude über die Güter des Daseins und in der Büste des Aristoteles der Ernst tiefer Weltbetrachtung aus.

Es gehört überhaupt zu den idealen Kunstfreuden, sich mit den Werken eines so genialen Künstlers näher bekannt zu machen, wie es Rembrandt ist und sich über die Gründe ihres Wertes Rechenschaft zu geben. Ein origineller Meister, wie Rembrandt, darf nicht nach vorgefaßten ästhetischen Schlagworten beurteilt werden. Man muß ihn nehmen, wie er in seiner Sonderart ist, die ja viel bedeutet. Es geht ihm gegenüber nicht an, bei jedem seiner Bilder eine Grundidee zu suchen. Das alte Judenbuch übergab ihm Darstellungsstoffe ebenso wie das Leben in seiner Alltäglichkeit ihm Vorwürfe reichte, die durch ihren Ideenglanz keineswegs hervorragen. Das Schlagwort, daß der Maler zum Darstellen des Schönen verpflichtet sei, liefert bei Rembrandt auch kein Richtmaß für eine unbefangene Beurteilung. Er selbst war mit seiner kolbigen Nase nicht schön und hat sich gleichwohl im Ganzen 60 mal gemalt und radirt.

Der ungewöhnliche Meister nahm seine Darstellungsobjekte wahllos von der Gasse und malte häßliche Rabbiner dann gern, wenn sie einen prächtigen Turban oder einen Pelz trugen, an dem er den Glanz seiner Pinselfertigkeit zeigen konnte.

Ein kostbares Halsband darzustellen, war ihm lieber als den Kopf eines schönen Mädchens mit dem Ausdruck jungfräulicher Unberührtheit zu malen. In der prachtvollen Amsterdamer Ausstellung vom September 1898, welche 124 Bilder des holländischen Meisters vereinigt hatte, sah man u. a. die „Judenbraut" aus der Gallerie des Fürsten Lichtenstein; sie ist mit Goldsachen beladen und sitzt da feierlich als Trägerin derselben, welcher an ethischen Werten nichts liegt.

Es ist eine Frage des Aufwerfens wert, ob man das Volllicht neben den dunkelsten Schatten stellen darf, welches Nebeneinander in Wirklichkeit nie vorkommt. Ebenso wenig darf man es zugeben, daß der günstigen Farbenwirkung die fysische Wahrheit geopfert werde, wie es Rembrandt gethan hat. In Wirklichkeit kommen auch nicht Leute mit goldbrauner Haut vor, wie man sie in Bildnissen Rembrandts findet. Ein berühmter Portraitmaler der Gegenwart ahmt diese goldbraune Unwahrheit nach, ohne einzusehen, daß dies der Lebenstreue widerspricht.

Die Frau galt dem Meister Rembrandt für ein Wesen, das sich gern putzt und schmückt. Deshalb schuf er ein Bild, das eine junge Frau beim Haaraufstecken darstellt. Das Haar wird da von einer Edelsteinspange zusammengehalten, während auf dem Halse der jungen Person eine Perlenschnur glänzt. Der scharf aufgesetzte helle Lebenspunkt im Auge der zwar nicht schönen aber urgesund aussehenden Jungfrau zeigt, wie Rembrandt die Wiedergabe des in der Natur Geschauten meisterlich traf. Die Transparenz des Auges durch einen fein berechneten Farbenaccord treu zu schildern, gelingt nur einem genialen Maler. Und die „Idee" des Bildes? — Sie kämmt sich! — nichts darüber. Große, neue, blendende Gedanken auszusprechen ist ja mehr die Aufgabe eines Dichters und Tonkünstlers als die eines Malers. Wenn er glänzen will, so malt er eben das Glänzende: Brokate, Funkelsteine, Goldgeschmeide, wie Rembrandt.

Auf seinem Selbstbildniß vom Jahre 1656 sieht Rembrandt grobschlächtig, ja trivial aus. Aus dessen Bildniß vom Jahre

1659 blickt uns ein vergrämter unschöner Mann an, der seinen Lebensschmerz mit starken Getränken begießt. Wenn in Gemälden dieses großen Coloristen die drei morgenländischen Könige in holländischen Wämsen, die bethlehemitischen Kindermörder in der Uniform spanischer Soldaten vorgeführt werden, so steht dies auf derselben Linie geschichtlicher Genauigkeit wie der Brocatrock Actäons und wie die golddurchwirkten Bademäntel der Nymfen in der Gefolgschaft Dianens. Diese göttliche Halbwelt sieht übrigens wie eine Schaar holländischer Milchmädchen aus. Rembrandt ging eben der Schönheit nicht nach, obwohl er sie auch darzustellen traf, wie es sein wunderbares Bild: Esther, Haman und Ahasverus (im Besitze des Königs von Rumänien, Sinaia) beweist. Diese Esther ist eine schöne Frau mit dem edlen Ausdruck der Melancholie in ihrem einnehmenden Gesichte. Das Goldbrocatkleid ist jedoch mit mehr Mühe gemalt als ihr Antlitz.

XXXI. Wie in Hellas die Frauenschönheit dargestellt wurde.

Die Kunstweisheit der Griechen glänzt auch in der mannigfach abgestuften Auffassung und Darstellung der Frauenschönheit. Hebestatuen schilderten die Poesie der knospenden Anmut sechzehnjähriger Mädchen. Artemis stellte die Holdseligkeit der Jungfrau dar, in welcher die Liebe erwacht, deren Keimen nur scheu zugestanden wird. In Pallas Athene spricht sich die herbe Strenge unnahbarer Jungfräulichkeit, welche der Liebeshingabe ausweicht, — in Hera die Majestät der vollreifen weiblichen Schönheit, — in Demeter die mütterliche Würde und in der Mainas die Genußseligkeit der Jugend aus, die sich der Minne ungescheut hingibt.

Da Schönheit und Liebe alle Welt bezwingen, war Afrodite die beliebteste und am meisten angerufene Göttin der Griechen und Römer. So mannigfaltig ihre plastische Ausgestaltung war, so fasenreich war die Auffassung ihrer göttlichen Verpflichtungen. Zuerst trat Afrodite als ungeschlachte Herme auf, die in einer Münze der Stadt Afrodisias in Karien gewiesen wird und erklomm den Gipfel plastischer Vollkommenheit in der Venus von Melos und Knidos. Dann führten viele Stationen auf dem Wege nach abwärts bis zu den cynischen Bildungen römischer Geschmacklosigkeit.

Die griechische Bildnerei hat den Mann am liebsten im Vorschreiten zu einer Handlung dargestellt; nur wenige Götter schilderte sie in ruhig würdiger Haltung. Die Schönheit der Frau suchte sie durch den rhythmischen Reiz in Haltung oder Bewegung zu erhöhen. Selbst der Ahnfrau der christlichen

Madonnen, der Bona Dea, der ihrem Kinde die Brust reichenden Demeter, fehlte dieser rhythmische Reiz nicht.

Die Bildhauer von Hellas wußten es genau, daß ein Mädchenkopf an Lieblichkeit durch seitliche Haltung gewinnt. Die Perle des Museums Ny-Carlsberg in Kopenhagen ist ein Mädchenkopf, der, seitlich geneigt, ungemein günstig wirkt. Die Kunst hat auch in diesem Gebilde eine längst verwelkte Mädchenschönheit erhalten.

Der Kunstverstand, der durch die Bewegung des Frauenkörpers die ästhetische Wirkung desselben steigert, offenbart sich auch in der Venus von Milo (Louvre). Bei ihr liegt der Reiz in der Bewegung des Oberkörpers, im Rhythmus des in breitem Faltenschlag herabfallenden Gewandes und in dem Vorschreiten des (stark verlängerten) linken Fußes. Von besonderer Anmut ist die Rinne, die sich von der Büste unserer lieben Frau von Melos zum Unterleib herabzieht und die Monotonie der Hautfläche unterbricht.

Dieselbe Anmutsrinne, die vom Busen nach unten strebt, spricht uns bei der Venus von Capua als ein Zug weiblicher Holdseligkeit an. Bei der knidischen Venus sieht sich die reizvolle Vertiefung, die sich vom Rücken bis zum Gesäße herabsenkt, wie ein Weg der Chariten an, — meinte ein Enthusiast.

Man schätzt an der Venus von Milo das volle Aufgeblühtsein der Frauenschönheit, die nur durch die ungeschickt restaurirte Nase etwas getrübt wird. Den Reiz und die Eloquenz der Bewegung sieht man an der Afrodite von Melos besonders deutlich; sie bricht die Starrheit der Körperhaltung und schlägt belebende Funken in den Marmor. Auch in dem Torso der Afrodite in Woburn-Abbey zucken graziöse Bewegungswellen. Daß die Anmut die Schönheit der Bewegung ist, beweist die kopflose Gestalt einer jungen Tänzerin im Berliner Museum, in welcher die feinste Formensprache der griechischen Plastik an uns das Wort richtet.

Die keusche Nacktheit verträgt keine ostensible Scham, wie man sie bei der mediceischen Venus wahrnimmt. Die Hände dieser Afrodite wurden unklug restaurirt und heucheln Verschämtheit, indem sie auf die Brennpuncte weiblicher Reize zuthunlich hinweisen. Diese demonstrative Scham, welche sich der Be-

[illegible] zum Begehren bewußt ist, wirkt ver[illegible] nicht so handgreiflich [illegible] nicht bezweifeln.

[illegible] Scham nicht ohne [illegible] und oberhalb des [illegible] in denen [illegible] über den Rücken fließt [illegible] Mädchenreize ist in [illegible]

[illegible] daß asiatische [illegible] auf die Organe [illegible] und natur[illegible] daß [illegible] aus[illegible] Venus [illegible] daß sie [illegible] und daß [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Noch unausstehlicher als die verschämten sind die schamlosen Afroditen römischer Abkunft, die sich auf Priaposfiguren stützen. Diese Statuen sind eine plastische Frechheit. Die römischen Bildhauer haben zu viel über die Beziehung der Frauenschönheit zum Geschlechtsgenusse filosofirt und haben darauf vergessen, daß es auch eine Bildungsscham gibt, mit welcher die Kunst rechnen muß. Eine kleine Statue im Louvre, welche Afrodite als Feindin der Nachkommenschaft darstellt, ist ebenfalls eine plastische Unverschämtheit. Nichts über deren cynische Kennmale; erwähnbar sind nur die Flügel, welche die frynenhaft aussehende Göttin dem Eros ausgerissen hat.

An Afrodite wurden verschiedene Begriffe gehängt, die mit dem Werden, Wachsen und Vergehen der Naturdinge zusammenhängen. Die Venus gab sich zumal bei den Römern wie eine Lehrerin der Liebesfilosofie, behängte sich mit verschiedenen Sinnbildern und entrückte sich durch diese oft unverständliche Zeichensprache ihrer Kunstbestimmung. Venus sollte nur schön sein und durfte nicht über ihre Beziehungen zum Geschlechtsgenusse reflectiren. Die Römer haben in der Venus genetrix die Göttin der Schönheit sogar zu einer Hebamme declassirt. Sinnig war jedoch jenes griechische Relief, welches den Eros der Venus nachfliegen, der weiblichen Schönheit die Liebe folgen läßt.

Skopas hat die Afrodite Pandemos auf einem Bocke, dem Sinnbild der Zeugungslust, sitzend dargestellt. Eine Afrodite, die über Zeugungsfilosofie einen Vortrag hält, hat den Charakter der Göttin selbstherrlicher Frauenschönheit bereits eingebüßt.

Afrodite mußte auch Nutzzwecken dienen und wurde von menschlicher Befangenheit u. A. als Behüterin der Schiffahrt angestellt. In Theben gab es eine Cultstätte der Afrodite Apostrofia, der Abwenderin des Unheils, mit welcher die römische Venus Verticordia nahe verwandt war. Die Kunst sprach in diesen Gestalten ebenso einen schwerverständlichen Dialect, wie in den Afroditen, welche den Natursegen im Allgemeinen und die Triebkraft des Frühlings im Besonderen, die Entstehung und Ordnung der Welt lenkten.

Den triebkräftigen Frühling vertritt nicht jene Venus, die in einem Geschosse des Museums zu Neapel untergebracht ist. Diese Venus schämt sich im Stile der Mediceischen und hätte

[illegible]

[illegible]

[illegible] ist also nicht schamlos und keine Apotheose des [illegible] vom Nacken. [illegible] hat der Kallipygos jedoch [illegible] und so das alte Original verzerrt.

Denkt man sich all die ungeeigneten neuen Zutaten weg, so wird das Mädchen vom schönen Steiß günstig wirken und man kann den Sinn jenes Heiligtums in Syrakus begreifen, das der Aphrodite Kallipygos von zwei armen Mädchen deshalb als Dankesopfer errichtet wurde, weil jener Körperteil, den man lieber sieht als nennt, bei ihnen so reizvoll aufgeblüht war, daß sie [illegible] Gatten aus guter Familie gewannen.

Die plastische Darstellung der Afrodite hat, wie nachgewiesen wurde, einen langen Entwicklungsweg zurückgelegt. Ähnliches kam bei anderen weiblichen Gestalten des Olymps zur Geltung. Wir werden bei ihnen diese Entfaltungen von geringwertigen Anfängen bis zu technisch vollendeten Gestalten nicht verfolgen, weil wir uns nur auf einige Haupttypen weiblicher

Schönheit beschränken müssen, wie sie der Schaffenskraft hellenischer Künstler entblüht sind.

Eine geradehin poetische Wirkung erzielt die Statue der Artemis, die den schlafenden Endymion erblickt (Vatican). Das scheue Vorneigen des Oberkörpers, der gespannte Blick, die eloquente Geberdensprache des Gesichtes und die Handhaltung erzählen uns von den aufzuckenden Minnewünschen der jungfräulichen Göttin. Sympathisch ist auch die Diana von Gabii, die als Schutzfrau des Wildes ein Reh bei den Vorderpfoten hält. In den Artemisplastiken der Meister der jüngeren attischen Schule: Skopas, Praxiteles und Thimotheos prägte sich die Kummerlosigkeit der Jugend, jungfräuliche Rückhältigkeit und die Freude am ungebundenen Verkehr mit Wald und Wild aus.

Schon Lukian spottete darüber, daß Artemis nie den neugierigen Actäon verhirscht hätte, wenn sie schön gewesen wäre. Stofflich anwidernd ist die Metope von Selinunt, auf der Artemis gelassen dem Zerfleischen Actäons im Hirschfell zusieht. Mythen waren eben Niederschläge des rohen Denkens und Empfindens der Griechen in der Vorhalle der Cultur und stoßen in plastischen Darstellungen meist ab.

Auf Münzen und geschnittenen Steinen wurde Artemis auch als geschickte Reiterin und Lenkerin von Zugtieren vorgeführt. Es störte die frommen Griechen nicht, wenn sie in Diana eine Concurrentin von Kutschern und Reitknechten zu verehren hatten. Eine anmutende Bildung der Artemis sieht man in einer Münze von Orchomenos, wo sie als Bogenschützin nackt dargestellt wird. Ihre Schönheit wurde da durch ein Gewand nicht getrübt.

Eine andere herbe Jungfrau des Olymps ist Pallas Athene. Ihr Tempelbild in der Cella des Parthenon drückte das Selbstbewußtsein der sieggewohnten Beschützerin von Athen und Attica aus. Sie war die bewaffnete Vorsehung der Athener und entriet der lockenden Reize der Frau, da sie als Mannweib, als Jungfrau ohne Liebesbedürfniß, als Schrecken des Feindes, das Merkmal der Unnahbarkeit trug. Der Ausdruck ihres Kopfes war streng und kalt.

Der Pallaskopf des Berliner Museums vereinigt den Ausdruck unbeugsamer Willenskraft mit jenem der weiblichen An-

mut. Die Riesengestalt der Pallas von Velletri (Louvre) steht mit feierlich erhobener Hand würdevoll und zurückweisend da. Ihr Eindruck ist günstiger als jener der Pallas Giustiniani im Vatican, die als herz- und reizloses Weib mit Spieß und Helm sich wie eine starre Schildwache gibt. Einen Gegensatz zu dieser Darstellung sieht man in einem geschnittenen Stein der Uffizien. Da sieht die behelmte, kurzgelockte Göttin mit ihrer entblößten Schulter, mit ihrer vollen Büste, in ihrer Jugendfrische und Anmut geradehin verführerisch aus.

* * *

Hera versinnlicht den Zauber jener vollreifen Frauenschönheit, welche zu siegen und zu herrschen gewohnt ist. Man versteht diesem plastischen Idealweib gegenüber die Mythen von der zermalmenden Eifersucht der Hera, welche tötlich haßte, wenn Zeus vielseitig liebte. Sie wollte im Herzen des Olympiers allein herrschen und vernichtete jene Nebenbuhlerinen, welche diese Alleinherrschaft kreuzten. Das Erhabene der weiblichen Schönheit ist in Junostatuen mit der hochgewölbten Büste angemessen dargestellt.

Der Kopf der Hera Ludovisi mit dem Diadem zeigt das Hehre einer schönen, vornehmen, über alles Gemeine sich erhebenden Frau, der nichts Kleines und Triviales nahen darf. Besonders sind Mund und Kinn dieses Herakopfes von hoher Anmut. Die Rinne der Oberlippe, die Mundwinkel, das Halbrund im Vortreten der Lippen, das kräftig ausladende Kinn und die Eloquenz des Ausdrucks in diesem von Lockenwellen umflossenen Kopfe sind fürwahr hinreißend.

Während die Griechen in ihrer Hera das Ideal der hoheitsvollen, herzbezwingenden Frauenschönheit genossen, setzten die Römer die Juno Lucinia zu einer Geburtshelferin herab. Sie wollten von ihr Nutzen beziehen und gaben ihr auf Münzen ein Wickelkind in den Arm.

Ein anderes Ideal weiblicher Hoheit, mütterlicher Würde und edler Schönheit ist Demeter. Der Kopf der knidischen Demeter im britischen Museum ist von wahrhaft erlesener Schönheit. Auch die Bona Dea im Vaticanischen Museum ist

eine imposante Frauenfigur, die trotz ihrer matronalen Würde und bei allem Ernste nichts Herbes in ihrem ruhig schönen Gesichte zeigt.

Jene Darstellungen der Demeter, die ihr als Beschützerin der Viehzucht galten und die sie mit Kälbern, Ferkeln und Maultieren beschäftigt wiesen, übergehen wir. Durch religiöse Selbstsucht wurden auch die Gottheiten der Griechen und Römer ihres Schönheitswertes entkleidet. —

Wurden ruhende Frauenkörper in griechisch-römischen Plastiken bekleidet dargestellt, so wurden gleichwohl die Formen deutlich verraten. Der junge Frauenleib sollte für alle Welt schön sein und nicht Geheimsache bleiben. Das Verhüllen des Frauenkörpers mit enganliegenden durchsichtigen Kleidern war zugleich das Aufzeigen seines Gliederwohllauts.

Die helle Kunstvernunft der griechischen Bildhauer zeigte sich selbst bei den Karyatiden des Erechtheions in Athen. Ihre Anziehungskraft wird durch den Umstand erhöht, daß sie vorschreitend dargestellt wurden; doch verletzt es uns, daß so herrliche Frauengestalten Gebälke auf ihrem schönen Kopfe tragen sollen. Es entzücken uns die edlen Glieder dieser Prachtgestalten, die uns wie Königinen, nicht wie Sklavinen anmuten, die Steine tragen sollen.

Mit großem technischen Geschick und mit unvergleichlicher Ausdruckseloquenz verstanden es griechische Bildhauer und deren römische Schüler das vom Genußschauer der Liebe hingenommene junge Weib plastisch darzustellen. Wie reizvoll ist u. A. die Marmorgestalt der jungen Bachantin in den Uffizien. Es blüht und sprüht die Poesie der Jugendfrische und Jugendlust aus diesem schlanken Mädchenkörper, dessen Fuß zum Tanze gehoben ist. Lieben, tanzen, jubeln, kosen wir, so lange die Jugend ihr Freudenbanner schwingt! Dieses Evoë tönt aus dem anmutig bewegten Körper der Mänade heraus.

Ungesund gedacht ist jedoch ein Kind als sachverständiger Lenker der Liebe. Der Eros der griechischen Mythe und Plastik ist ein widerwärtiges Wesen. Ein Kind, das die Mysterien der Liebe Erwachsenen als Kuppler erklärt, das schadenfroh lacht, wenn in zwei Herzen der Sturm der Liebe hineinbraust, ist ein abscheuliches Geschöpf. Deshalb sind Eroten, die beim Ab-

mut. Die Riesengestalt der Pallas von Velletri (Louvre) steht mit feierlich erhobener Hand würdevoll und zurückweisend da. Ihr Eindruck ist günstiger als jener der Pallas Giustiniani im Vatican, die als herz- und reizloses Weib mit Spieß und Helm sich wie eine starre Schildwache gibt. Einen Gegensatz zu dieser Darstellung sieht man in einem geschnittenen Stein der Uffizien. Da sieht die behelmte, kurzgelockte Göttin mit ihrer entblößten Schulter, mit ihrer vollen Büste, in ihrer Jugendfrische und Anmut geradehin verführerisch aus.

* * *

Hera versinnlicht den Zauber jener vollreifen Frauenschönheit, welche zu siegen und zu herrschen gewohnt ist. Man versteht diesem plastischen Idealweib gegenüber die Mythen von der zermalmenden Eifersucht der Hera, welche tötlich haßte, wenn Zeus vielseitig liebte. Sie wollte im Herzen des Olympiers allein herrschen und vernichtete jene Nebenbuhlerinen, welche diese Alleinherrschaft kreuzten. Das Erhabene der weiblichen Schönheit ist in Junostatuen mit der hochgewölbten Büste angemessen dargestellt.

Der Kopf der Hera Ludovisi mit dem Diadem zeigt das Hehre einer schönen, vornehmen, über alles Gemeine sich erhebenden Frau, der nichts Kleines und Triviales nahen darf. Besonders sind Mund und Kinn dieses Herakopfes von hoher Anmut. Die Rinne der Oberlippe, die Mundwinkel, das Halbrund im Vortreten der Lippen, das kräftig ausladende Kinn und die Eloquenz des Ausdrucks in diesem von Lockenwellen umflossenen Kopfe sind fürwahr hinreißend.

Während die Griechen in ihrer Hera das Ideal der hoheitsvollen, herzbezwingenden Frauenschönheit genossen, setzten die Römer die Juno Lucinia zu einer Geburtshelferin herab. Sie wollten von ihr Nutzen beziehen und gaben ihr auf Münzen ein Wickelkind in den Arm.

Ein anderes Ideal weiblicher Hoheit, mütterlicher Würde und edler Schönheit ist Demeter. Der Kopf der knidischen Demeter im britischen Museum ist von wahrhaft erlesener Schönheit. Auch die Bona Dea im Vaticanischen Museum ist

eine imposante Frauenfigur, die trotz ihrer matronalen Würde und bei allem Ernste nichts Herbes in ihrem ruhig schönen Gesichte zeigt.

Jene Darstellungen der Demeter, die ihr als Beschützerin der Viehzucht galten und die sie mit Kälbern, Ferkeln und Maultieren beschäftigt wiesen, übergehen wir. Durch religiöse Selbstsucht wurden auch die Gottheiten der Griechen und Römer ihres Schönheitswertes entkleidet. —

Wurden ruhende Frauenkörper in griechisch-römischen Plastiken bekleidet dargestellt, so wurden gleichwohl die Formen deutlich verraten. Der junge Frauenleib sollte für alle Welt schön sein und nicht Geheimsache bleiben. Das Verhüllen des Frauenkörpers mit enganliegenden durchsichtigen Kleidern war zugleich das Aufzeigen seines Gliederwohllauts.

Die helle Kunstvernunft der griechischen Bildhauer zeigte sich selbst bei den Karyatiden des Erechtheions in Athen. Ihre Anziehungskraft wird durch den Umstand erhöht, daß sie vorschreitend dargestellt wurden; doch verletzt es uns, daß so herrliche Frauengestalten Gebälke auf ihrem schönen Kopfe tragen sollen. Es entzücken uns die edlen Glieder dieser Prachtgestalten, die uns wie Königinen, nicht wie Sklavinen anmuten, die Steine tragen sollen.

Mit großem technischen Geschick und mit unvergleichlicher Ausdruckseloquenz verstanden es griechische Bildhauer und deren römische Schüler das vom Genußschauer der Liebe hingenommene junge Weib plastisch darzustellen. Wie reizvoll ist u. A. die Marmorgestalt der jungen Bachantin in den Uffizien. Es blüht und sprüht die Poesie der Jugendfrische und Jugendlust aus diesem schlanken Mädchenkörper, dessen Fuß zum Tanze gehoben ist. Lieben, tanzen, jubeln, kosen wir, so lange die Jugend ihr Freudenbanner schwingt! Dieses Evoë tönt aus dem anmutig bewegten Körper der Mänade heraus.

Ungesund gedacht ist jedoch ein Kind als sachverständiger Lenker der Liebe. Der Eros der griechischen Mythe und Plastik ist ein widerwärtiges Wesen. Ein Kind, das die Mysterien der Liebe Erwachsenen als Kuppler erklärt, das schadenfroh lacht, wenn in zwei Herzen der Sturm der Liebe hineinbraust, ist ein abscheuliches Geschöpf. Deshalb sind Eroten, die beim Ab-

schießen von Pfeilen die Wirkung des Geschosses prüfen, stofflich unbehaglich.

In den Ruinen der Incantada, eines Tempels zu Salonichi, fand man Statuen einer Leda und einer Bacchantin. Leda mit dem Schwane auf dem Schoße entzückt durch die beredte Ausdrucksplastik; sie schließt im selbstvergessenen Genusse die Augen. Diese Ausprägung der Selbstverlorenheit in der Liebe ist durchaus lebensecht.

Der Taumel sinnlicher Lust ist auch in der Bacchantin treu versinnlicht; sie schreitet flöteblasend rasch vorwärts, vom Gewande umflattert, das die Linien ihres jungen Körpers verrät und legt den Kopf mit seinen reichen Flechten nach rückwärts. Man sieht es beiden Gestalten an, daß sie trefflichen Vorbildern nachgeschaffen wurden. Das Formideale blühte bei den Nachbildungen wieder auf, weil Besseres zu schaffen unmöglich und das Beste nachzugestalten so dankbar war.

Auch bei Darstellungen bacchischer Orgien fesseln im Thiasos des Dionysos Mänaden durch den Ausdruck der Hingerissenheit der Wollust. Sie blicken verzückt empor, der geöffnete Mund schlürft gleichsam den Genuß und der Kopf ist wie in unbedingter Hingabe nach rückwärts geworfen. Die Hingenommenheit leidenschaftlicher Lust durchzuckt ihren Körper. Die beschwingte Frohlebigkeit der Jugend, die dem Genuße entgegenjubelt und über alle Hemmnisse hinwegschwebt, wird mit entzückender Beredtsamkeit in einem campanischen Wandgemälde dargestellt. Dieses stellt eine Mainas vor, die mit einem bacchischen Jüngling durch die Luft wollustbewegt tanzt.

Die Anmut der Bewegung von Mädchen- und Jünglingskörpern kann man sich nicht bestrickender denken, als in den tanzenden Mänaden, Satyrn, Centauren und Centaurisken, die auf pompejanischen Wandgemälden leicht emporschweben und beim Schein der Tanzbewegung, beim Flattern der Gewänder einen rhythmischen Wohllaut, einen Reiz des Linienzuges und eine Holdseligkeit in den Formen der jungen Körper weisen, die einnehmender nicht sein kann. Dieses Durchschweben der Luft spottet siegreich der Gesetze der Schwere. Die tanzenden Paare erheben sich über die Kümmernisse des Alltagslebens; in ihren reizvollen und mannigfachen Bewegungen, Stellungen und Grup-

pirungen drückt sich ein Frohmut, ein Festjubel, ein Lustbehagen am Jung- und Sinnlichsein aus, daß man diese Darstellung graziös bewegter Körper voll genießen kann.

In dem Hause Meleagers zu Pompeji fand man ebenfalls eine Gruppe von Tänzerinen, die sich auf Schwingen des Jugendfrohsinns erheben und von ihrer Daseinslust emporgetragen werden. Es durchbebt ihre reizenden Körper die Freude an der rhythmischen Tanzbewegung, die sie über die Plagen und Sorgen des Lebens hinweghebt.

Daß Griechen und Römer auf ihren Marmorsärgen bacchische Orgien, tafelnde Liebespaare, launige Erotenspiele und andere Scenen darstellten, die es empfahlen, die Freuden des Lebens in jeder Form zu genießen, verriet eine vernünftige Anschauung über die Bedeutung des Lebens und Sterbens, die man bei anderen Culturvölkern nicht findet. Ein Sarkofag aus der Sammlung Albani im Louvre stellt die neun Musen und im Oberteile ein tafelndes Paar dar. Die letzte Ruhestätte rät damit an, neben den sinnlichen jene Genüsse aufzusuchen, welche im Musendienste zu finden sind. Wie vornehm und vernünftig ist diese Lebensfilosofie!

Mit einer reizvollen Blüte der griechischen Kleinkunst aus dem 3. Jahrhunderte v. u. Z. machten uns die Gräber von Tanagra, Korinth, Kleinasien und Sicilien bekannt. Man gab den Toten holde Frauengestalten in die Grabkammer als Nippsachen für das unterweltliche Nachleben mit. Nach mehr als zwei Jahrtausenden entführte man die anmutigen Terracotten ihrem Gefängnisse und sie schmücken nun unsere Wohnungen und Museen. Frauenschönheit bewährt sich auch da als eine Genußquelle. In diesen Brandthonfiguren fesseln uns wohllautende Accorde weiblicher Lieblichkeit. Bald sind diese Frauengestalten aus gebranntem Lehm in ihr Gewand gehüllt, sitzen sinnend da, zeigen ihre feinen Köpfe, bewegen sich anmutig, verraten alles, was bei ihnen besonders reizend ist, lächeln uns gefallsüchtig an und weisen uns ihr geschmackvoll aufgebundenes Haar, ihre Schlankheit, ihre Fächer, Spangen und ihre Liebessehnsucht.

Wie allerliebst ist (in der Sammlung Trau, Wien) das dem Bade entstiegene Mädchen, das ihren Fuß in eine Sandale hüllt.

Wie reizend ist auch jene gewandlose Frau, die sich im Spiegel mit voller Genugthuung besieht. Die Frauenfiguren aus Tanagra begnügen sich damit, schön zu sein und ihre Kleider, wenn sie diese ausnahmsweise anlegen, prächtige Falten werfen zu lassen. In Hellas wohnten eben nicht blos die Lebenden, sondern auch die Toten schön.

Formenedle Frauen und Männer findet man auch in einer wenig bekannten Specialität der griechischen Plastik, in Votiv- und Urkundenreliefs, die in athenischen Sammlungen verwahrt werden. Man sieht da in der Nähe von Göttlichkeiten betende, weihende, Verträge beschwörende Menschen, die kleiner von Gestalt sind als die Olympier. Wenn auch klein, so nahen sich die Adoranten Göttern nicht wie auf christlichen Votivbildern mit Geberden namenloser Unterwürfigkeit und sich selbst erniedrigender Demut. Die Schützlinge griechischer Gottheiten stehen erhobenen Hauptes vor den olympischen Wesen und heben die Rechte; keine Miene der Selbsterniedrigung oder Zerknirschung vor der vernichtenden Majestät Gottes entstellt den Ausdruck ruhiger Würde und gefaßter Ergebenheit beim Adoranten, Beschwörenden oder Opfernden. Je mehr Würde der Mensch in der Nähe seines Gottes behält, desto anständiger ist die Gottheit selber.

Die in Schönheit glänzenden olympischen Göttinen werden noch heute von Bildungsheiden angebetet, weil Frauenanmut unter dem Naturherrlichen das Bezwingendste ist. Darüber mehr in den folgenden Kapiteln.

— ——

XXXII. Zur Renaissancekunst in Italien.

Wird man durch menschliche Rücksichtslosigkeit verletzt, so flüchte man sich zur Poesie und zur bildenden Kunst. Da versöhnt uns menschliches Können, der Adlerflug des Denkens, edles Empfinden und sicheres Erfassen von Vernunftwerten mit der Bosheit und Niedrigkeit des Gesinnungspöbels, der in allen Schichten der Bevölkerung stark vertreten ist.

Die Kunstwerke der Deutschen, Italiener, Franzosen und Holländer aus dem 15., 16. und 17. Jahrhundert übergeben uns einen überreichen Stoff zum Lernen und Genießen. Wo die Religion als Muse der bildenden Kunst auftrat, da gab es ja zumal bei Werken der Architectur vieles anzustaunen, aber auch vieles zu beklagen. Erst als die Beschäftigung mit dem antiken Schrifttum und mit der Natur in die Schranken der ausschließlich religiösen Lebensbetrachtung Bresche gelegt hatte, atmete die Kunst frei auf und erschloß sich eine Fülle neuer Darstellungsstoffe.

Man wandte sich vom Erträumten zum Wirklichen, vom kritiklosen Glauben zum vernünftigen Beurteilen der sittlichen und der Genußwerte. Das Leben gewann an Interesse, nachdem sich der Mensch seines Rechtes der freien Bewegung entsonnen hatte. Die Kunst schlug in der Renaissancezeit ihre großen blauen Augen auf, verherrlichte die Schönheit der Frau, in welcher das Christentum im Sinne alter asiatischer Thorheiten nur einen Anreiz zur Sünde erblickt hatte, erkannte die Bedeutung ethischer Lebensziele, zu denen die politische Freiheit und die Ungebundenheit des Denkens gehörte und schilderte jene edlen Freuden, die man sich im Zustande der Glaubenslosigkeit gönnen darf.

Man [illegible] Kunst [illegible] Jahrhunderte [illegible] Cultur. [illegible] und [illegible] Bilder und illustrirte [illegible].

[illegible] der Humanismus und das [illegible] nur in den Ober[illegible] der Gesellschaft [illegible]. Die [illegible] aus einer Schichtenent[illegible] im Denken [illegible]

[illegible] der Humanismus [illegible] Menschen einer [illegible] und Staatsgewissen [illegible] Fürsten [illegible] Individualismus [illegible] Willkür [illegible] Fürsten [illegible] humanistische [illegible] ausstatten.

Man muß [illegible] daß in der Renaissancezeit der Humanismus nicht in [illegible] eingedrungen ist. [illegible] der Ernährung und [illegible] herausgekommen. Der Individualismus [illegible] Formen des Absolutismus [illegible] Götterthrone [illegible] Erstarren [illegible] Formgebungen. Die [illegible] Jugendkraft auf [illegible] Fürst [illegible] der [illegible] Auftraggeber [illegible]

sich durch entschlossenes Handeln ihren socialen Qualen nicht entwinden will.

Immer wieder muß es betont werden, wie es nur vernünftig organisirte Schulen ermöglichen, daß die große Menge durch Aufnahme von Wissenswerten ethisch veredelt werde. Die Freuden und Genüsse sind dabei nicht auszuschöpfen.

In den Schulen der Zukunft sollte die Jugend mit den wertvollen Werken aller wichtigen Literaturen bekannt werden, vor allem der deutschen, welcher das griechische und römische Schrifttum nachstehen. Die Jugend sollte bei ihren literaturgeschichtlichen Studien mit filologischen Nebensächlichkeiten nicht wie jetzt gemartert, sondern nach Hinwegfall aller überflüssigen Prüfungen mit gedanklich großen Grundsätzen für's Leben zweckmäßig ausgestattet und durch poetische Eindrücke erquickt und nobilisirt werden.

Man kann die Genüsse aus der Geschichte der poetischen Schöpfungen ebensowenig bald auskosten, wie die Seligkeiten, die uns aus der Geschichte der bildenden Kunst entgegenwinken. Diese macht uns mit der Ideenbewegung innerhalb der gebildeten Gesellschaft bekannt und läßt uns Formenwerte verstehen. An den Genuß dieser Formenwerte kann man ohne alle Vorbereitung herantreten. Die Linien- und Farbensprache der bildenden Kunst ist gemeinverständlich und durch einen innigeren Verkehr mit ihr lernt man sie bald sicher kennen, jenen Überklugen zum Trotz, welche uns abraten, alles verstehen zu wollen.

* * *

Die vom Christentume weggejagten Gestalten des Olymps kamen in der Renaissancezeit deshalb wieder zu Ehren, weil sie von der bildenden Kunst als schöne Menschen dargestellt wurden. Die Statuenfunde in Rom rückten die edlen Marmorkörper der griechisch-römischen Götter in den Gesichtskreis der Künstler. Das Wiederaufleben der Literaturen von Hellas und Rom hob ebenfalls die Teilnahme an den menschlich gearteten Göttern. Afrodite wurde wieder populär, weil weibliche Schönheit jene unbedingte Macht ist, deren Joch man am willigsten trägt. Mit dem mythologischen Aesthetiker Paris wurde die Formen-

anmut der drei eitlen olympischen Frauen immer gern mitbeurteilt.

Der Formensinn des begabten italienischen Volkes wurde durch die Reste der griechischen Bildnerei neu geschult und ihre Künstler haben es unübertroffen verstanden, die Frauenschönheit in ihren Gemälden zu preisen. Sie haben kunstklug und vornehm dürftig angezogene und unbekleidete Frauen dargestellt. Um den Lebensschein durch die Farbe zu erzielen, wurde die goldtonige Epidermis reizvoll lasirt; es schimmerte durch die edlen Rundungen der Büste das Blut bläulich durch; Jugend und Schönheit blühten auf dem formenfeinen Körper in keuscher Sachlichkeit, für welche ein christlich-germanisches Polizeigemüt allerdings nicht das richtige Verständniß mitbringt.

Die anmutreichen Frauen Italiens fanden in der Renaissancezeit in naiver Unbefangenheit an ihrer eigenen Schönheit volles Behagen und wendeten nichts dagegen ein, wenn wenigstens das holde Geheimniß ihrer Büste der Mit- und Nachwelt in Gemälden offenbar wurde.

Wie poetisch muten in Gemälden des Bonifazio Veneziano die Liebespaare an, die sich in offener Landschaft unumwunden ihre Liebe kundgeben. Die Heldin eines Bildes von diesem Meister umarmt mit herzlicher Aufrichtigkeit ihren Freund, der die Mandoline spielt und gibt sich so ehrlicher als die Zurückhaltung des mühsam gemeisterten Geschlechtsinnes bei Frauen des 19. Jahrhunderts, die christlichen Schicklichkeitslehren gemäß tapfer heucheln. Eine solche Naturinnigkeit wird von jedem anständigen Manne hochgehalten; nur ein trivialgesinntes Individuum könnte in dieser offenen Äußerung der Liebe eine Ausschreitung der Unweiblichkeit erblicken.

Die Renaissancemenschen haben in ihrer Sinnlichkeit nichts Ungebührliches gesehen; sie erkannten es zwar nicht, daß wir nur sinnlich sind; allein das Übersinnliche war ihnen nicht an's Herz gewachsen. Die Bewohner des Himmels wurden in Gemälden wie wohlsituirte Bürger Italiens dargestellt. Die Mythologie des Christentums schloß sich unbefangen jener von Hellas an. Die Liebesabenteuer des olympischen Wollüstlings Zeus wurden von Malern des Cinquecento nicht ungern dargestellt; heute malten sie eine schöne Madonna zu Ende, um

morgen auf die Leinwand eine reizende Leda zu setzen, welcher sich der verschwante Jupiter teilnahmsvoll nähert.

Die griechische Mythe erlaubte ihnen, die formenholde Weiblichkeit ohne verunstaltende Hülle darzustellen. Correggio traf dies vorzüglich in seiner schlanken lieblichen Leda (Berliner Museum), die ohne großen Ernst den Zeusschwan abwehrt, indem sie durch ihr Lächeln zusagt, was die Hand abzulehnen scheint. Ein poetischer Ausdruck für das unbewußte Keimen der unschuldigen Begehrlichkeit!

Ob nackt, ob bekleidet, immer wurden schöne Frauen von den italienischen Renaissancemalern naturgetreu nachgebildet. Sie schilderten das Persönliche, besonders Geprägte, Naturbestimmte und wichen selten von dieser Regel ab. Guido Reni that es jedoch. Dieser hat sich ebenfalls gern aus dem christlichen Mythenhag in den griechischen geflüchtet, um einen Freibrief zur Darstellung des Nackten zu erhalten. Seine Ariadne (Akademie di San Luca, Rom) ist zwar eine Person mit jungfräulich zarter Büste, allein ihren Gesichtszügen begegnet man in Renis Fortuna, Lucretia und in dessen Madonnen immer wieder.

So geschmacklos wie behäbige Maler ist die Natur nicht, die das Grundthema der Gesichtslinien auf das reichste zu variiren versteht. Seid ursprünglich und fantasiereich wie ich es bin! — ruft sie Künstlern zu, die flache Atelierköpfe zeichnen und an sich selbst Entwendungen verüben.

Sieht ein Figurenmaler von Naturvorbildern ab, so schließen sich schablonenhafte Gesichtslinien zu allgemeinen Formeln von hübschen Frauenköpfen, die bei ihrer Verwischtheit nicht ansprechen können. Abstracte Mädchenschönheit sieht man selbst in Rafaels Sposalizio (Mailand, Brera). Gewiß ist der Mund Mariens einer Rosenknospe gleich; das Kinn tritt in holder Rundung vor; ein rosiger Schimmer liegt auf den Wangen des blonden Mädchens mit der akademisch erfundenen, aus der Fantasie geholten Anmut. Hätte Rafael im Leben etwas eifriger nach schönen Mädchenköpfen gesucht, er hätte seine trockene certa idea, die mit Unrecht bewunderte, nicht nötig gehabt. Man will in Frauenköpfen das Naturunmittelbare und Lebenswahre, nicht das nüchtern Construirte, Formelhafte sehen. Das Gemachte, mühsam Ersonnene läßt uns kalt, weil es vom Naturwahren abfällt.

Auch Perugino wiederholt bei seinen heiligen Frauen mit den matten Rehaugen die liebgewonnenen Linien und zeigt so seine Dürftigkeit, indem er immer wieder dasselbe langweilige Stubengesicht seinen heiligen Fräulein aufsetzt.

Besäße ein jedes Volk ein Pantheon seiner Frauenschönheiten, nach Jahrhunderten geordnet, so wäre dies eine angenehme Form weiblicher Unsterblichkeit. Man würde da sehen, wie unerschöpflich die Natur im Neubilden weiblicher Anmut und wie nichtig und überflüssig es ist, ein Schablonenvorbild aufzustellen, das einem falschen und blutlosen Idealismus nachgeht.

Wie packt uns gegenüber der sächlichen metafysischen Niedlichkeit der peruginesken Himmelsmädchen eine Magdalena von Correggio (Palazzo Farnese, Parma) durch ihre edle Schönheit; ihr blondes Haar ist aufgelöst; die Augen sind groß und dunkel, das Kinn stark ausgewölbt, wie bei Frauen, die energisch begehren, wenn sie lieben. Einer so holden Frau muß man alles verzeihen, auch wenn sie Vielen untreu gewesen ist. Correggio verstand es auch, die Wonneschauer leidenschaftlicher Neigung, das energische Aufjubeln der Sinneslust mit beredtem Pinsel darzustellen. So in der wolkenumarmten Jo mit dem zurückgelehnten Kopfe und mit dem halbgeöffneten Munde.

Ein genial entworfenes Gegenstück zu dieser Jo sieht man in einer Handzeichnung Michel Angelos in der Albertina (Wien). Sie zeigt ein nacktes Weib, das auf dem Schoße eines Mannes sitzt. Beide scheinen begierdelos zu sein, treu ihrem heroisch geprägten Charakter, der sich auch vom Geschlechtssinn nicht unterjochen läßt.

Ob uns aus Tizians Madonna des Hauses Pesaro (Venedig) ein junges Mädchen gefallsüchtig ansieht, ob Palma Vecchio seine schönen Frauen streng und sinnend vor sich blicken läßt, — ob Paris Bordone üppige Frauenrücken wie von der Begierde erhitzt darstellt, immer leuchtet in ihren Bildern der Uradel des Schönen, immer fesseln uns jene edlen Formen, die alles Gemeine weit von sich weisen. Eine so stilvoll hingesetzte Frauenanmut läßt auch den trivialen Gedanken der Sünde nicht aufkommen, die nach christlicher Ansicht die weibliche Schönheit schlangengleich umwindet.

Rafael, der so viele Andachtsbilder geschaffen, hat als genialer Künstler, der das Wesen der antiken Kunst und Weltanschauung verständnißvoll erfaßte, eben deshalb den Beziehungen der Holdseligkeit weiblicher Körperformen zum Liebesgenusse in seinem Triumpf der Galathea (Rom) beredten Ausdruck gegeben. Trinken wir den berauschenden Süßwein aus dem Becher der Liebe! — ruft es aus diesem Prachtbilde heraus. Es versichert zugleich, daß Frauenschönheit entsündigt.

Ein genialer Interpret der Frauenschönheit war auch Paris Bordone. Seine griechischen Göttinen (Artemis und Afrodite) zeigen die weibliche Anmut im vollsten Glanze. Ihr Incarnat leuchtet, blonde oder rötliche Locken ringeln sich wie wollüstige Reptile um die reizenden Köpfe, in denen sich die Zufriedenheit mit der eigenen Schönheit, das Bewußtsein, durch ihre Holdseligkeit aller Welt Freude zu machen und die Lust am Dasein deutlich ausprägen. Die Formen dieser Frauenkörper sind so reizvoll, daß man es für eine Barbarei erklären müßte, sie zu verhüllen.

Bordones Venus in Villa Rosenstein (bei Canstatt) vertritt die voll aufgeblühte, genußreife stilvolle Frauenschönheit. Ein so edel aussehendes Weib könnte, würde es durch einen Prometheusfunken belebt werden, nichts Gemeines denken und thun.

Man ist angesichts der weiblichen Gestalten von Tizian, Bordone, Seb. del Piombo, Tintoretto und Palma Vecchio immer in Gesellschaft von Edelfrauen. Diese sind ihrer Formenherrlichkeit frohbewußt, stehen abseits von jeder Kleinlichkeit und Sentimentalität und sehen freudenhell und genußfroh zum Bilde heraus. Was uns in Wirklichkeit bei einem Weibe entzückt, bilden Äußerlichkeit und Ausdruck dieser Aristokratinen der Schönheit nach: — Herzensmilde, Jugendfrische, Gedankenklarheit, Formenadel. Man müßte Personen liebgewinnen, die mit solchen sonnigen Vorzügen ausgestattet, uns im Leben begegnen würden.

Dem Ausdruck vornehmer Gesinnung und gewinnendem Formenreiz begegnet man auch in venetianischen Conversationsbildern. Die heiligen Herrn in diesen sind nicht beschränkte, durch thörichte Entbehrungen abgemagerte Betbrüder, sondern wohlerzogene Edelleute. Sie fühlen sich wohl in der Nachbarschaft von himmlischen Frauen von strahlender Schönheit, die, belebt, ebensowenig wie sie selbst Ignobles denken und aussprechen könnten.

[illegible] S. Giovanni Crisostomo zu [illegible] Christentums.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

um seine Bilder; sie konnten sich glücklich schätzen, mit diesem erlesenen Vertreter der bildenden Kunst verkehren zu dürfen.

Herzog Alfonso von Ferrara wird in der Geschichte nur genannt, weil Tizian für ihn malte. Auf die Gemahlin des Herzogs Lucrezia Borgia und auf dessen Geliebte Laura fällt ein Seitenstrahl von Tizians Ruhme, weil er die Bildnisse dieser schönen Frauen gemalt hat. Dem Andenken des Federigo Gonzaga von Mantua kommt es ebenfalls zu Statten, daß er zu Tizian in Beziehungen eines Freundes und Bildbestellers gestanden hat. Kaiser Karl V. hat sich auch um den Genuß des Verkehrs mit Tizian beworben. Dieser beschränkte Herr hatte den naiven Einfall, Tizian, der die Majestät der Kunst so würdig vertrat, zum Ritter „vom goldenen Sporne" und zum „Grafen des lateranensischen Palastes" zu ernennen. Nebst diesem grotesken Titel hat ihm der Kaiser auch das sonderbare Vorrecht verliehen, allerorten im römischen Reiche Notare, Kanzler und ordentliche Richter zu ernennen sowie uneheliche Kinder für legitim zu erklären. Für die Intelligenz des Protestantenmörders Karl V. bezeichnend; Tizian aber lächelte über diese kaiserliche Großherzigkeit, die sich so wenig Opfer auferlegte.

Das Ideal eines schönen Weibes kann man in Tizians Venus in der Tribuna der Uffizien sehen. Diese Venus ist das Bildniß der Herzogin von Urbino. Ihr blondes Haar fällt über die Schulter und ist in einen Zopf über den Kopf gelegt; die Formen ihres Körpers sind von vollendetem Ebenmaße. In einer Hand hält sie Rosen; die andere ist nachlässig auf den Schoß gesenkt; unbefangen und mild aber nicht lächelnd blickt sie aus dem Bilde heraus. Da die Herzogin tadellos schön war, so hat sie recht daran gethan, das Andenken an ihren holden Körper durch Tizians Pinsel zu erhalten.

Die prickelnde Poesie eines jungen anmutig gebauten Mädchenkörpers erfreut auch in Tizians Danaë (Museum in Neapel). Er schildert als Kunstheide auch das Genußverlangen in seinen beiden Bildern: Venus und Adonis, Bacchus und Ariadne in der Londoner Nationalgallerie. Berauscht vom sexuellen Begehren eilt Dionysos der Ariadne nach, während auf dem anderen Bilde Venus den schönen Adonis mit energischer Genußgier packt. Da die beiden Olympier nicht christliche

Heilige sind, so finden sie in ihrem Beginnen nur Naturgerechtes. Der Jubelruf einer gesunden Sinnlichkeit und Genußfreude tönt aus diesen Bildern kräftig heraus.

* * *

Zu den schönsten Frauenbildern, die je gemalt worden sind, gehört die Judith von Christoforo Allori (Palazzo Pitti, Florenz). Die Linienherrlichkeit ihres Kopfes entzückt; die dunklen Augen werden von langen Wimpern beschattet; das ovale Gesicht wird von schwarzen Locken eingerahmt; der kleine Mund ist wie eine unaufgebrochene Blumenknospe; die Nase ist schmal und feingezogen. Aus den schwarzen Augen der schönen Jüdin spricht Unschuld und Innigkeit. Das Bild ist mit großer Liebe gemalt, was man der Thatsache gegenüber begreift, daß Allori in dieser Judith das Bild seiner Geliebten der Nachwelt übergeben hat. Der Ausdruck kindlicher Unschuld in den wunderbaren Augen ist jedoch eine Lüge, denn Mazzafirra, die Geliebte Alloris, entzog sich seinen Liebkosungen, als er ihre Luxusbedürfnisse nicht mehr bestreiten konnte.

Auch Giorgione Barbarelli verherrlichte durch die poetische Glut seines Colorits die edlen Formen seiner Geliebten, die ihm mit einem Schüler entflohen ist. Darüber brach ihm das Herz. Sie war eben unersetzlich schön!

Eine anmutreiche Heilige mit glutvollen, lustfeuchten, herrlichen Augen hat Murillo in seiner Katherina von Alessandria (Vatican) geschaffen. Sie ist so lebenswahr gemalt, daß man sie lieber küssen als anbeten möchte! Ihre leidenschaftlichen Augen bekennen es aufrichtig, daß der Lebensberuf des Weibes das Lieben ist. Ein geistlicher Aesthetiker in Rom legte es dem Verfasser vor etwa einem halben Jahrhundert an's Herz, das Sinnliche einer solchen Augensprache zu verdammen. Natürlich können wir diesen Ausdruck nur preisen, weil er menschlich Wahres und nicht Verschrobenes einschließt.

Die fromme Aesthetik müßte auch die Madonna von Giov. Bellini in der Kirche Maria dei Frari (Venedig) verurteilen; — sie ist eine schöne blasse Dame, die wie in Liebessehnsucht vor sich hinblickt, während sie zwei Himmelsburschen durch

Musik aufzuheitern suchen. Ein Engel bläst in eine himmlische Oboe, der andere greift, der Töne froh, in ein Saiteninstrument. Der Frohmut der Engel bildet zu der Melancholie der blassen Maria einen feinen poetischen Contrast.

Ergriffen wird man auch durch den elegischen Ausdruck in den Köpfen der Himmelsfrauen, welche Pordenone in der Kirche St. Maria della Campagna in Piacenza geschaffen hat. Man fragt sich bei dem düsteren Ausdruck derselben: Ist es Liebessehnsucht, die aus den dunklen Frauenaugen hervorschimmert, ist es die Erinnerung an entschwundenes Minneglück oder jene Melancholie, die niemals Besessenes für ewig verloren gibt? Ist es gefaßtes Entsagen, das man in der Wehmut dieser edlen Frauenköpfe lesen darf? Daß man solche Fragen, durch die vornehmen Fresken Pordenones angeregt, stellen kann, steigert ihren Wert und den Genuß, den sie uns verschaffen. Allerliebst sind auch die Kinder in den Einrahmungen und Scheidebändern der Kuppelfresken Pordenones in der genannten Kirche. Sie sind herzerfrischende Vertreter der Poesie des Jugendfrohsinns.

Ein origineller Maler ist Bart. Bonvicino gen. Moretto da Brescia. Er stellt schöne Frauen dar, zu denen Männer mit einer Innigkeit aufblicken, als ob sie ihnen Hand und Herz antragen wollten. Von Verstandestrübungen durch Frömmigkeit keine Spur! Der Ritter im Bilde der hlg. Justina (Wien) blickt knieend mit einer Inbrunst zu der Wunderholden auf, als ob er ihr seine Liebe in heißen Worten gestehen wollte. Mit denselben liebesinnigen Augen wird Morettos vaticanische Madonna vom hlg. Bartolomäus angeblickt. Das ist keine scheue, blöde Andacht, keine Umflorung des Verstandes, sondern der Ausdruck menschlich wahren Empfindens, welches der schönen begehrenswerten Frau mit dem milden Sammtblick, nicht einem Schemen gilt. Die minnefeuchten Augen des hlg. Bartolomäus sagen: Dich schöne Frau wollte ich als Lebensgefährtin trotz des Kindes in deinen Armen besitzen. Moretto hat beredt jene Liebe dargestellt, welche durch Frauenanmut im Herzen eines Mannes auflodert. Er schilderte das Naturechte und hielt dieses für das Heilige. Wie sticht diese Lebenswahrheit von der Schlaffheit ab, die bei den rosigen Heiligen Peruginos nichts denkt, nichts will, nichts fühlt und nur in Zwangsvorstellungen erstarrt.

Heilige sind, so finden sie in ihrem Beginnen nur Naturgerechtes. Der Jubelruf einer gesunden Sinnlichkeit und Genußfreude tönt aus diesen Bildern kräftig heraus.

* * *

Zu den schönsten Frauenbildern, die je gemalt worden sind, gehört die Judith von Christoforo Allori (Palazzo Pitti, Florenz). Die Linienherrlichkeit ihres Kopfes entzückt; die dunklen Augen werden von langen Wimpern beschattet; das ovale Gesicht wird von schwarzen Locken eingerahmt; der kleine Mund ist wie eine unaufgebrochene Blumenknospe; die Nase ist schmal und feingezogen. Aus den schwarzen Augen der schönen Jüdin spricht Unschuld und Innigkeit. Das Bild ist mit großer Liebe gemalt, was man der Thatsache gegenüber begreift, daß Allori in dieser Judith das Bild seiner Geliebten der Nachwelt übergeben hat. Der Ausdruck kindlicher Unschuld in den wunderbaren Augen ist jedoch eine Lüge, denn Mazzafirra, die Geliebte Alloris, entzog sich seinen Liebkosungen, als er ihre Luxusbedürfnisse nicht mehr bestreiten konnte.

Auch Giorgione Barbarelli verherrlichte durch die poetische Glut seines Colorits die edlen Formen seiner Geliebten, die ihm mit einem Schüler entflohen ist. Darüber brach ihm das Herz. Sie war eben unersetzlich schön!

Eine anmutreiche Heilige mit glutvollen, lustfeuchten, herrlichen Augen hat Murillo in seiner Katherina von Alessandria (Vatican) geschaffen. Sie ist so lebenswahr gemalt, daß man sie lieber küssen als anbeten möchte! Ihre leidenschaftlichen Augen bekennen es aufrichtig, daß der Lebensberuf des Weibes das Lieben ist. Ein geistlicher Aesthetiker in Rom legte es dem Verfasser vor etwa einem halben Jahrhundert an's Herz, das Sinnliche einer solchen Augensprache zu verdammen. Natürlich können wir diesen Ausdruck nur preisen, weil er menschlich Wahres und nicht Verschrobenes einschließt.

Die fromme Aesthetik müßte auch die Madonna von Giov. Bellini in der Kirche Maria dei Frari (Venedig) verurteilen; — sie ist eine schöne blasse Dame, die wie in Liebessehnsucht vor sich hinblickt, während sie zwei Himmelsburschen durch

Musik aufzuheitern suchen. Ein Engel bläst in eine himmlische Oboe, der andere greift, der Töne froh, in ein Saiteninstrument. Der Frohmut der Engel bildet zu der Melancholie der blassen Maria einen feinen poetischen Contrast.

Ergriffen wird man auch durch den elegischen Ausdruck in den Köpfen der Himmelsfrauen, welche Pordenone in der Kirche St. Maria della Campagna in Piacenza geschaffen hat. Man fragt sich bei dem düsteren Ausdruck derselben: Ist es Liebessehnsucht, die aus den dunklen Frauenaugen hervorschimmert, ist es die Erinnerung an entschwundenes Minneglück oder jene Melancholie, die niemals Besessenes für ewig verloren gibt? Ist es gefaßtes Entsagen, das man in der Wehmut dieser edlen Frauenköpfe lesen darf? Daß man solche Fragen, durch die vornehmen Fresken Pordenones angeregt, stellen kann, steigert ihren Wert und den Genuß, den sie uns verschaffen. Allerliebst sind auch die Kinder in den Einrahmungen und Scheidebändern der Kuppelfresken Pordenones in der genannten Kirche. Sie sind herzerfrischende Vertreter der Poesie des Jugendfrohsinns.

Ein origineller Maler ist Bart. Bonvicino gen. Moretto da Brescia. Er stellt schöne Frauen dar, zu denen Männer mit einer Innigkeit aufblicken, als ob sie ihnen Hand und Herz antragen wollten. Von Verstandestrübungen durch Frömmigkeit keine Spur! Der Ritter im Bilde der hlg. Justina (Wien) blickt knieend mit einer Inbrunst zu der Wunderholden auf, als ob er ihr seine Liebe in heißen Worten gestehen wollte. Mit denselben liebesinnigen Augen wird Morettos vaticanische Madonna vom hlg. Bartolomäus angeblickt. Das ist keine scheue, blöde Andacht, keine Umflorung des Verstandes, sondern der Ausdruck menschlich wahren Empfindens, welches der schönen begehrenswerten Frau mit dem milden Sammtblick, nicht einem Schemen gilt. Die minnefeuchten Augen des hlg. Bartolomäus sagen: Dich schöne Frau wollte ich als Lebensgefährtin trotz des Kindes in deinen Armen besitzen. Moretto hat beredt jene Liebe dargestellt, welche durch Frauenanmut im Herzen eines Mannes auflodert. Er schilderte das Naturechte und hielt dieses für das Heilige. Wie sticht diese Lebenswahrheit von der Schlaffheit ab, die bei den rosigen Heiligen Peruginos nichts denkt, nichts will, nichts fühlt und nur in Zwangsvorstellungen erstarrt.

Anders gibt sich die Schönheit sächlichen Geschlechts bei Fra Fiesole. In seinen Bildern führt der Teufel: Religionswahn graziöse Tänze auf. Seine rosigen Engel können ebenso Mädchen wie Jünglinge sein; im christlichen Himmel bleibt das Geschlecht ohne Wert. Die Pagen Gottes haben besseres zu thun, als sich zu fragen, welchem Geschlechte sie angehören. Sie müssen singen, Posaunen blasen und Rauchfässer schwingen, weil es ihr Herrscher so haben will.

Ansprechender ist die unbekümmerte Lebensheiterkeit, die in Esteban Murillos Madonna del Rosario (Gallerie Dullwich-College) ausgeprägt ist. Mutter und Sohn sehen mit frischen, munteren Kinderaugen aus dem Bilde heraus, beide des Lebens froh. Jesus spielt mit einem Rosenkranze, der überhaupt nur ein Spielzeug für Kinder ist.

Ansprechend ist ebenfalls die h. Maria Luinis (Alte Pinakothek, München) die ohne Spur von Andächtelei holdselig ihre nackte Brust dem Knaben hinreicht, der, einen Distelfink in der Hand, zur Mutter aufblickt, als ob er die dargebotene Nahrung ablehnen und sagen wollte: Etwas später, wenn ich bitten darf. Man freut sich da nicht nur der schönen Frau, sondern auch der guten Mutter.

Diesen Eindruck empfängt man nicht durch Rafaels Madonna del Cardelino (Uffizien). Im Kopfe Mariens erfreut allerdings der reine Linienadel, aber es fehlt ihm Lebensfrische. Man sieht nur den Ausdruck geduldig ertragener Langweile, die sie sich aus einem Gebetbuche geholt hat. Statt zu beten, sollte sie lieber mit ihrem Kinde spielen. Wäre Maria als Mutter zärtlicher, so würde ihre Schönheit mächtiger wirken.

Wie lieblich ist dagegen Andrea Solaris junge Maria, die ihrem Kinde zärtlich die Brust reicht (Louvre). Das ist die Liebesandacht der guten Mutter, die erbaulich betet, indem sie ihr Kind säugt. Anständige Madonnen schämen sich nicht, ihre Pflicht zu erfüllen und nähren ihr Kind, statt es anzubeten.

An unrechter Stelle angebracht ist der Ausdruck liebesinniger Hingabe in Murillos Himmelfahrt Mariens (Louvre). Man bedauert es, daß dieses schöne Mädchen nicht einen Geliebten oder ihr erstes Kind mit dieser entzückenden Innigkeit anblickt, sowie daß sie auf Wolken und nicht in der Wirklichkeit steht. Die Augensprache ihrer Liebesseligkeit wendet sich an eine unrichtige Adresse.

Italienische Maler der Renaissance verstanden es überhaupt gut, aus den Augen das Herz sprechen zu lassen. Es ergreift uns besonders jener gefühlswarme Blick, der wie aus der Ferne kommend unsere Teilnahme weckt. So entstrahlen den dunklen Augen einer Maria von Andrea del Sarto (Uffizien, Florenz) Blicke, die wie aus dem tiefsten Grunde eines feinempfindenden Herzens heraus kommen und dies erfüllt uns mit jenem Wohlbehagen, das sich angesichts eines jeden bedeutenden ausdrucksvollen Kunstwerkes einstellt.

Dagegen mißfällt uns in Bildern italienischer Maler das erzwungene süßliche Lächeln heiliger Frauen, die sich wie Buhlinen geben. Zu viel Gefallsucht widert an. So hat Correggio eine candirte h. Familie geschaffen (Palazzo Farnese, Parma). Alles lächelt da süßlich, selbst der Ehrengreis Josef, dem ein Engel einen läppischen Lohn für dessen eheliche Enthaltsamkeit überreicht. Auch jener Aberwitz widert an, der die Jungfrau Maria ihr in Fosforglanz getauchtes Kind anbeten läßt. Das dogmatisch Kindliche kreuzt auch da die Wege der Schönheit.

Auf dem Gegenpole kindlicher Gefallsucht steht die h. Barbara von Palma vecchio in der Kirche Maria formosa in Venedig. Sie hält den Beschauer durch die Majestät ihrer Formen im Banne. Ihre ernste hoheitsvolle Anmut kümmert sich nicht um den Betrachtenden. Der Blick der schönen Walküre ist in's Weite gerichtet. Spränge Leben in diese Frau, so müßte ihre Neigung von heroischem Stil und von verzehrender Gewalt sein. Könnte man eine Erhabenheit weiblicher Anmut annehmen, so fände man sie in Palma vecchios h. Barbara aufgeblüht. Es kann keine größere Geschmacklosigkeit geben, als dieses herrliche Weib mit dem Ausdruck der Milde und Vornehmheit als katholische Schutzfrau der Artillerie anzurufen.

Es ist ein trauriges Zugeständniß an das Gesetz der Trägheit, wenn Maler des 19. Jahrhunderts immer wieder Andachtsbilder mit biblischen Vorwürfen malen. Einen zwingenderen Beweis von Gedankenarmut kann es nicht geben, als wenn Maler immer wieder Helden der Bibel ohne äußere Nötigung auf die Leinwand werfen. Sie sollten sich endlich in die Vorhut der Kämpfer für die Befreiung des Volkes aus der Umklammerung der Wahngestalten des Glaubens stellen.

Anders gibt sich die Schönheit sächlichen Geschlechts bei Fra Fiesole. In seinen Bildern führt der Teufel: Religionswahn graziöse Tänze auf. Seine rosigen Engel können ebenso Mädchen wie Jünglinge sein; im christlichen Himmel bleibt das Geschlecht ohne Wert. Die Pagen Gottes haben besseres zu thun, als sich zu fragen, welchem Geschlechte sie angehören. Sie müssen singen, Posaunen blasen und Rauchfässer schwingen, weil es ihr Herrscher so haben will.

Ansprechender ist die unbekümmerte Lebensheiterkeit, die in Esteban Murillos Madonna del Rosario (Gallerie Dullwich-College) ausgeprägt ist. Mutter und Sohn sehen mit frischen, munteren Kinderaugen aus dem Bilde heraus, beide des Lebens froh. Jesus spielt mit einem Rosenkranze, der überhaupt nur ein Spielzeug für Kinder ist.

Ansprechend ist ebenfalls die h. Maria Luinis (Alte Pinakothek, München) die ohne Spur von Andächtelei holdselig ihre nackte Brust dem Knaben hinreicht, der, einen Distelfink in der Hand, zur Mutter aufblickt, als ob er die dargebotene Nahrung ablehnen und sagen wollte: Etwas später, wenn ich bitten darf. Man freut sich da nicht nur der schönen Frau, sondern auch der guten Mutter.

Diesen Eindruck empfängt man nicht durch Rafaels Madonna del Cardelino (Uffizien). Im Kopfe Mariens erfreut allerdings der reine Linienadel, aber es fehlt ihm Lebensfrische. Man sieht nur den Ausdruck geduldig ertragener Langweile. die sie sich aus einem Gebetbuche geholt hat. Statt zu beten, sollte sie lieber mit ihrem Kinde spielen. Wäre Maria als Mutter zärtlicher, so würde ihre Schönheit mächtiger wirken.

Wie lieblich ist dagegen Andrea Solaris junge Maria, die ihrem Kinde zärtlich die Brust reicht (Louvre). Das ist die Liebesandacht der guten Mutter, die erbaulich betet, indem sie ihr Kind säugt. Anständige Madonnen schämen sich nicht, ihre Pflicht zu erfüllen und nähren ihr Kind, statt es anzubeten.

An unrechter Stelle angebracht ist der Ausdruck liebesinniger Hingabe in Murillos Himmelfahrt Mariens (Louvre). Man bedauert es, daß dieses schöne Mädchen nicht einen Geliebten oder ihr erstes Kind mit dieser entzückenden Innigkeit anblickt, sowie daß sie auf Wolken und nicht in der Wirklichkeit steht. Die Augensprache ihrer Liebesseligkeit wendet sich an eine unrichtige Adresse.

Italienische Maler der Renaissance verstanden es überhaupt gut, aus den Augen das Herz sprechen zu lassen. Es ergreift uns besonders jener gefühlswarme Blick, der wie aus der Ferne kommend unsere Teilnahme weckt. So entstrahlen den dunklen Augen einer Maria von Andrea del Sarto (Uffizien, Florenz) Blicke, die wie aus dem tiefsten Grunde eines feinempfindenden Herzens heraus kommen und dies erfüllt uns mit jenem Wohlbehagen, das sich angesichts eines jeden bedeutenden ausdrucksvollen Kunstwerkes einstellt.

Dagegen mißfällt uns in Bildern italienischer Maler das erzwungene süßliche Lächeln heiliger Frauen, die sich wie Buhlinen geben. Zu viel Gefallsucht widert an. So hat Correggio eine candirte h. Familie geschaffen (Palazzo Farnese, Parma). Alles lächelt da süßlich, selbst der Ehrengreis Josef, dem ein Engel einen läppischen Lohn für dessen eheliche Enthaltsamkeit überreicht. Auch jener Aberwitz widert an, der die Jungfrau Maria ihr in Fosforglanz getauchtes Kind anbeten läßt. Das dogmatisch Kindliche kreuzt auch da die Wege der Schönheit.

Auf dem Gegenpole kindlicher Gefallsucht steht die h. Barbara von Palma vecchio in der Kirche Maria formosa in Venedig. Sie hält den Beschauer durch die Majestät ihrer Formen im Banne. Ihre ernste hoheitsvolle Anmut kümmert sich nicht um den Betrachtenden. Der Blick der schönen Walküre ist in's Weite gerichtet. Spränge Leben in diese Frau, so müßte ihre Neigung von heroischem Stil und von verzehrender Gewalt sein. Könnte man eine Erhabenheit weiblicher Anmut annehmen, so fände man sie in Palma vecchios h. Barbara aufgeblüht. Es kann keine größere Geschmacklosigkeit geben, als dieses herrliche Weib mit dem Ausdruck der Milde und Vornehmheit als katholische Schutzfrau der Artillerie anzurufen.

Es ist ein trauriges Zugeständniß an das Gesetz der Trägheit, wenn Maler des 19. Jahrhunderts immer wieder Andachtsbilder mit biblischen Vorwürfen malen. Einen zwingenderen Beweis von Gedankenarmut kann es nicht geben, als wenn Maler immer wieder Helden der Bibel ohne äußere Nötigung auf die Leinwand werfen. Sie sollten sich endlich in die Vorhut der Kämpfer für die Befreiung des Volkes aus der Umklammerung der Wahngestalten des Glaubens stellen.

[illegible]. Die Frau in der deutschen Renaissancekunst

[illegible]

[illegible]

[illegible]

h. Elisabeth von Thüringen, Kranken und Armen Speise und Trank reichend" (Alte Pinakothek, München). Die h. Elisabeth ist von einer Holdseligkeit der Gesichtszüge, (besonders reizvoll ist das Grübchen in dem vorgewölbten Kinn), von einer Lieblichkeit im Ausdruck und von einem Wohlklang des Colorits, daß das Betrachten dieses Gemäldes einen reinen ästhetischen Genuß bietet.

Unter den älteren Meistern besaß Zeitblom ein volles Verständniß dafür, daß die Frau die Krone des Naturschönen ist, wie es seine Bilder in der kleinen aber wertvollen Gallerie zu Donaueschingen und im Stuttgarter Antiquarium beweisen. Sie stellen uns diesen Künstler als Coloristen und Zeichner ersten Ranges vor.

In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts (1510—30) stand das Ideal weiblicher Schönheit bei deutschen Malern und Stechern allerdings nicht sehr hoch. Die Haltung der Frauen war anmutlos; sie streckten den Körper nach vorn vor; warum, ist ein Modegeheimniß. Die Schenkel waren üppig, dagegen verjüngte sich stark das Bein, um in einem feinen Füßchen zu endigen. Die Büste konnte bei Gefühlserregungen nur in kurzen Wellen wogen. Selbst dem Meister Dürer ist es nicht gelungen, edle weibliche Körper in seinen Stichen zu verbildlichen. Sie sind mehr fett als schön.

Für den Anbruch der Reformationszeit war es bezeichnend, daß schon im 15. Jahrhunderte von der vervielfältigenden Kunst in Deutschland Liebesscenen dargestellt wurden. Es bedeutete dies eine Befreiung von der ausschließlichen Verbildlichung biblischer Stoffe. Ein Holzschnitt vom J. 1460 führt ein Liebespaar bei einem Brunnen vor; ihm steht ein Hund, ihr ein Hirsch zur Seite: Sinnbilder der Treue und Liebessehnsucht. Das Spruchband des Jünglings versichert: „Lieb haben und selten sechen, — pringt leid, das will ich gechen" (gestehen). Die Geliebte äußert mit inniger Aufrichtigkeit: „Lieb mich als ich dich, — nit mere begere ich". In dieser naiven Composition zuckt es wie eine Lichtspur bei der Morgendämmerung der Renaissance.

Es war ein Act der Befreiung von der Religionssclaverei, wenn deutsche Renaissancekünstler das Schöne und Naturechte im Werte höher stellten, als Glaubensdinge. Sie erkannten die

[illegible] der [illegible] und brachten deshalb das kostbare [illegible] der [illegible] zur Geltung. Da Maler beim [illegible] die Augen immer offen hielten, [illegible] nicht, auch wenn sie religiös [illegible] Gott ganz gut wußte, wozu er zwei Geschlechter [illegible] Sie [illegible] sich denn an die von Gott be[illegible] und an die von ihm „geschaffenen“ [illegible] in ihren Bildern zu Ehren zu [illegible] das [illegible] correct Gehaltene [illegible] machten sie nicht in ihren [illegible] Frau [illegible] Vollkommenheit der [illegible] Frau eine lautere Offenbarung [illegible] an lüsternes Be[illegible] Ansicht zurück [illegible] Diese Anschauung wurde [illegible] ausgesprochen, die durch [illegible] und dann [illegible] gesetzt hatte. Und [illegible] Dichter [illegible] Geschlecht [illegible] das [illegible]

[illegible] daß die [illegible] Beziehungen zur Sünde [illegible]

[illegible]

wertete Eva sogar akrobatische Fertigkeiten, um sich auszuschämen, indem sie ein Stück Gebüsch sich von hinten zwischen die Beine schob, was zu viel Rücksicht für den keuschen Bildbeschauer war. Ein deutscher Bildhauer fand jedoch Schamzweige abgeschmackt und setzte die legendarische Evaschönheit ohne einen Schamdeckel auf ein Waldtier und ließ die erste Liebende den Apfel der Erbsünde reitend verzehren.

* * *

Die Stiche, Holzschnitte und Handzeichnungen der deutschen Kleinmeister, die in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts ihre allerliebsten Werke schufen, bieten uns kaum auszuschöpfende Genüsse an. Sie umschlossen alle Gestalten und Thätigkeitsformen des Lebens und versenkten sich mit Vorliebe in die Darstellung mythologischer Motive. Das Flirten des Zeusschwans mit Leda zu schildern, erschien ihnen erbaulicher als das grausame Hinauswürgen von Märtyrern aus dem Leben darzustellen.

Die lüsterne halbe Entblößung liebten sie nicht; die vollständige Nacktheit erschien ihnen kunstgerechter. Die Schönheitsprüfung des Prinzen Paris stellten sie lieber dar, als eine heilige „Conversation" von Heiligen. Tugenden, Jahreszeiten, Monate, Wissenschaften und allerhand Begriffe stellten sie sich sämtlich als unbekleidete Frauen vor. Badestuben für beide Geschlechter mit entsprechenden Erregungen und Ausgelassenheiten waren einer ihrer Lieblingsstoffe für dramatisch belebte Bilder. Auch launige Scenen aus der „verkehrten Welt" gaben sie gern zum Besten; so Hasen, welche Jagdhunde gefangen nehmen und sich einen Jäger braten. Außerdem waren sie Meister des Bildnisses und übergaben dem Kunstgewerbe herrliche Zeichnungen für Becher, Geschmeide, Dolchscheiden. Auch Tierfabeln illustrirten sie mit Geschick und Laune (Victor Solis).

Wie heben sich von den feinen Nadelzeichnungen unserer deutschen Kleinmeister die Radirungen einiger holländischer Künstler unvorteilhaft ab. Alles hat da einen Stich in's Gemeine. Der Rausch häßlicher Bauern, die rohe Züchtigung eines Kindes, das Liebkosen eines verrunzelten alten Weibes, das Umarmen eines Bierkruges, das Mißhandeln eines Ferkels,

gewähren schon ihres Stoffes wegen keine Augenfreude. Menschenkehricht gehört nicht in die Hallen der Kunst.

* * *

Zu den Kleinmeistern, die durch vorgeschrittene Einsicht, durch Kühnheit in der Wahl der Stoffe, ja durch den offenkundigen Abfall vom Glauben hervorragten, gehörte Hans Sebald Beham. Das „Wort Gottes", die Bibel, lieferte ihm Stoffe zum Darstellen des sinnlich Frohgemuten, ja des Lüsternen. Er wurde auch wegen seines äußerst schwachen Glaubens vielfach bestraft; er flüchtete sich eben aus dem Fantasiehag der Jenseitigkeiten mit Vergnügen zum Lebenswirklichen und Naturgebotenen. Der Rat von Nürnberg wies in seiner christlichen Wohlerzogenheit den trefflichen Künstler deshalb aus der Stadt, weil er ein dürftig bekleidetes Liebespaar auf einem zierlichen Stiche vom Tode holen ließ. Welcher Frevel auch, eine gewandlose Frau schöner zu finden, als eine angezogene!

Unser geniale Sebald wußte es eben, daß Wollust und Frömmigkeit seit jeher gern zusammengingen und hat nun, wo in der Bibel ein Anstoß zur Darstellung einer sinnlichen Erregung und der dazu gehörigen Nacktheit zu finden war, in seinen „künstlich fürgemaleten biblischen Historien" das Geeignete unverzagt benützt. Er schilderte die unlauteren Beziehungen Loths zu dessen Töchtern; er beschrieb, wie „den alten David eine junge Magd erwärmte", wie der königliche Psalmist die badende Bethsaba betrachtend die Ehe brach und wie „Sara unfruchtbar Abraham zuteilt die Magd Agar".

Ob er durch Entkleidungen absichtlich dem christlichen Keuschheitsgebot den Gruß versagen wollte? Sein Metallstich: „Die Freuden des Bades" bejaht diese Frage. Da läßt der Künstler in einer Renaissancehalle unbekleidete Menschen ohne jede Culturscham hin und her wogen.

Für abgezogene Begriffe war unser treffliche Sebald mit der Frauennacktheit gleich bei der Hand. Er fand eben in dieser den „Formenschatz der Natur" (A. Dürer) köstlich vertreten. Die Laster wurden als nackte Frauen dargestellt und die Tugenden schon gar, weil ihnen nichts Sündhaftes nahekommen durfte.

Einige deutsche Kleinmeister warfen mitunter den Mantel von Moralfilosofen um, wenn sie weibliche Reize schildern wollten; andere wieder schleuderten jede Maske christlicher Schamhaftigkeit von sich, wenn sie in Nacktgestalten ihre Freude am Naturschönen austönen lassen wollten. Auch wenn sie Regungen der Geschlechtslust darstellten, verschwiegen und verhüllten sie nichts und waren aufrichtig bis zur äußersten Grenze.

Sebald Beham liebte es, bei Schilderung sexueller Aufregungen komische Pointen herauszuwenden. Den Heiligenschein hat er bei Madonnen, die ihre üppige Brust dem kleinen Judenknaben reichen, unbedenklich confiscirt. Die Judith konnte er sich nicht anders als unbekleidet vorstellen. Er ließ sie mit ihrer Gewandlosigkeit in einer Fensternische sitzen und ruhig den Kopf des Holofernes betrachten. Auch liebten es beide Behams ebenso wie andere Kleinmeister, in der Liniensprache zu filosofiren. So hat es Bartel Beham in einem Metallstiche ausgegesprochen, daß der Tod lieber nach jungen Mädchen als nach zusammengeschrumpften alten Damen greife.

Den Johannistrieb alter Damen zu verbildlichen, nahmen unsere deutschen Renaissancekünstler keinen Anstand. Ein Metallstich schildert die Verliebtheit der Frau Putifar. Diese alte Frau mit dem jungen Herzen jagt dem enthaltsamen Josef mit einer solchen Hast nach, daß sie die Nachtvase umwirft.

Albert Aldegrever schilderte den unverkürzten Liebreiz der üppig quellenden weiblichen Körperlichkeit auch in der allegorischen Gestalt der Hoffart, welcher er als näheres Merkmal eine päpstliche Krone aufsetzte. Auch die Nacht stellt er als üppiges Mädchen dar, welches gewandlos im Bette liegt. Der Künstler entschuldigt sich wegen der Unangezogenheit des Fräuleins Nacht, die er ja unter einer Decke züchtig verhüllt schlafen lassen könnte, mit dem Spruche, daß Nacht, Liebe und Wein niemals Mäßigkeit empfehlen.

Die Kleinmeister liebten überhaupt die filosofisch überhauchten Nacktheiten. In seinem moral-filosofischen Eifer führt Aldegrever in einem Sittenbilde einen reichen Prasser vor, der mit seiner jungen Freundin in einer Badewanne sitzt. Der Schwelger begnügt sich mit optischen Genüssen.

Aldegrever schätzte den ästhetischen Wert des Frauenkörpers auch bei Behandlung historischer Vorwürfe. So schilderte er den patriotischen Kluftsprung des M. Curtius, dem unnötigerweise fünf tunicalose Frauen zusehen. Alle Frauen der römischen Geschichte und Sage erschienen ihm wert, ohne Hülle dargestellt zu werden. Natürlich auch Lucretia; nur hat der brave deutsche Meister die Gewaltthat des Tarquinius falsch aufgefaßt, da er ihn gegen die im Bette liegende Jungfrau mit einem Säbel losstürmen läßt. Aldegrevers Tarquinius will töten, nicht lieben.

Hans Schäufelin ist auch ein Widersacher der Askese und zählt die Liebe zu den positiven und durchaus sittlichen Lebensgütern, wie es sein Holzschnitt beweist, den man Liebesgarten nennen könnte. Er führt darin Paare vor, deren Herzen in Minnelust zusammenklingen. Sie pflegen in einem Garten innigen Verkehr, promeniren, sitzen, kosen und lachen über die platonische Liebe. Der Künstler dachte sich wohl, daß, wenn Dichter das Glück der Liebe besingen durften, dasselbe Künstlern nicht verwehrt werden könne, da sie sich ja in der Form- und Farbensprache noch deutlicher auszusprechen vermögen. Auch in einer Reihe ritterlicher Liebespaare, die sich umarmen, bemühte sich Schäufelin darzuthun, daß unter allen Lebensdingen die Minne doch das angenehmste sei.

Die deutschen Kleinkünstler, allen voran die beiden Behams, nehmen als reformkühne Männer in der Geschichte der Kunst einen Ehrenplatz ein. Sie waren der gewandlosen Weiblichkeit gegenüber frei von religiösen Beklemmungen und schufen W[illegible] in denen das Heidentum gelassen neben dem [illegible] nimmt. Man sieht diese kluge Duldsam[illegible] Frucht der Reformation ist, auch in einen [illegible] wo die Madonna von zwei geflügel[illegible] wird, welche die Reize ihres Ober[illegible]

In bezug auf die Bedeutun[illegible] bildenden Kunst waren uns[illegible] als manche deutschen Gesetzg[illegible] schen Denkervolkes im Reich[illegible]

Bei der Trostlosigkeit des Ewigkirchlichen holten sich auch die deutschen Künstler aus der zweiten Hälfte des 15. und aus dem ersten Drittel des 16. Jahrhunderts Trost bei dem Jungbrunnen der Natur. So hat ein deutscher Kupferstecher des 15. Jahrhunderts zu seiner persönlichen Erholung die mystische Darstellung des göttlichen Lammes mit Wäldern, Wässern und Bergen umgeben und alles mit Tieren belebt. Er vollzog damit seine Flucht aus der Ödniß des Glaubens in die Freistätte der Natur.

Man verfolgt denn beim Betrachten der Kunstwerke der Renaissance mit Interesse den Kampf heller Künstlerköpfe gegen religiöse Trübungen des Verstandes. Dabei lernt man viel aus den Schöpfungen unserer Künstler, die uns förmlich culturgeschichtliche Vorträge halten und genießt sie zugleich.

Zu den Künstlern der Renaissance, welche über die Köpfe der himmlisch Langweiligen hinwegsprangen, gehört auch Hans Baldung Grün. In einem Holzschnitte desselben wird Madonna mit einigen Engelsjungen dargestellt, von denen sich einer höchst unartig benimmt, indem er uns durch die Beine mit abwärts gekehrtem Kopfe anblickt. Für die himmlische Erziehung dieses Burschen sehr compromittirend! In einer Handzeichnung der Albertina hat H. B. Grün die Beziehungen des Erregers Wein zum Weibe ergötzlich geschildert. In anderen Handzeichnungen hat er Familienwappen dadurch ein erhöhtes Interesse verliehen, daß er sie mit Liebespaaren einsäumte, die knapp vor dem äußersten Beweise der Neigung stehen. M. Schongauer hat Wappenbilder ebenfalls mit genreartigen Einrahmungen bedacht, in die er liebliche Frauen stellte.

Albrecht Altdorfer ist im Darstellen weiblicher Nacktheit zurückhaltend und läßt in einem Tafelbilde die keusche Susanna nur ein Fußbad nehmen, wobei zwei lüsterne alte Herrn das zweifelhafte Vergnügen haben, Susannas bekleideten Rücken zu sehen. Diese Naivetät löst auch ein ästhetisches Vergnügen aus.

Daß unser genialer Albrecht Dürer den Wert der weiblichen Schönheit und das Sinnlose asketischer Schrullen genau erkannte, beweisen zwei Kupferstiche dieses Meisters. Der erste behandelt eine Sage von Johannes Chrysostomus, der ein schönes Mädchen verführte. Dieses säugt im Vordergrunde des Bildes

ihr Kind, während der schlechte Vater desselben mit seinem Heiligenschein im Mittelgrunde herumkriecht und aus Buße Gras verzehrt. Statt für Mutter und Kind anständig zu sorgen, treibt er vegetarischen Unsinn.

Wie vorteilhaft sticht von diesem heiligen Grasverzehrer der gemütvolle Satyr ab, den Dürer in einem Stiche vom Jahre 1505 dargestellt hat. Der Satyr freut sich seiner Vaterschaft. Wie Vögel im Frühling ihrem im Neste brütenden Weibchen [illegible] pflegen, spielt der Satyr auf einer Flöte der Mutter seines Kindes ein Ständchen vor. Die Satyrsfrau, eine üppige [illegible] Frau, hält das Kind auf dem Schoße, auf einem [illegible]

[illegible]

emporschießen. Eine andere Hexe sieht mit abwärts gekehrtem Kopfe durch die Fußöffnung hindurch. Es steckt Humor in dieser Zeichnung, wie in dem getönten Hexenluftritt desselben Meisters (Albertina).

Die Volkssage vom Jungbrunnen übergab unseren geistvollen Renaissancekünstlern auch einen Stoff, den sie mit Frohlaune zu versinnlichen verstanden. Welke verkrüppelte Großmütter steigen in den Wunderbrunnen und als blühende nach Minneglück lechzende Jungfrauen kommen sie heraus. Jünglinge strecken dann den knospenfrischen Fräulein mit brennender Teilnahme die Arme entgegen.

Der Meister mit den Spruchbändern (1464) hat in seiner Darstellung des Jungbrunnens die Rechte der Sinnlichkeit der kirchlichen Beschränktheit gegenüber ebenfalls frohgemut vertreten. Unsere Künstler des Cinquecento verlachten überhaupt jene Moral, welche dem sinnlichen Menschen die Sinnlichkeit verbietet.

* * *

Allegorische Gestalten, die einen Begriff verdeutlichen sollen, sind einer angemessenen Versinnlichung desselben schon deshalb nicht gewachsen, weil ja allgemeine Vorstellungen bestimmten Gegenständen nicht entsprechen. Man läßt sich's jedoch immerhin gefallen, wenn von unseren deutschen Renaissancekünstlern dürre Begriffe durch üppige Frauengestalten dargestellt wurden. Mag die Theorie noch so grimmig gegen die Zerfahrenheit und Zerflossenheit der Begriffspersonen protestiren, durch das praktische Bedürfniß der zeichnenden Künste wurde die Allegorie gleichwohl immer begünstigt. Sie können ohne allegorische Damen nicht bestehen und deshalb waren sie immer da.

Der Drang, das sittlich Edle durch das Formschöne auszudrücken, war deutschen Künstlern entschieden eigen und man kann sich zu guterletzt darüber nur freuen. So sieht man sich im Lübecker Rathause gern die Gestalt der Liebe an, die uns in einem Sinnspruch naiv zuruft: „De Leve ist lanckmodich unde frundtlick; se is nicht afgunstich“. Allerdings ist die Liebe langmütig, freundlich und nicht abgünstig — und es kann uns nur erquicken, wenn sie uns als schöne Frau begrüßt.

Wenn auf monumentalen Brunnen den Brustkörpern verschiedener Tugenden Wasser entquillt, so kann auch heute die Versinnbildlichung von Begriffen mit übertriebener Individualität schwerlich angenommen werden.

Die vielen herrlichen Gebäude im deutschen Renaissancestil wurden ebenfalls mit allegorischen Gestalten versehen. So ist das prächtige Bremer Rathaus mit den allegorischen Frauengestalten der Kunst, Weisheit, Gerechtigkeit und Lebensfreude geschmückt. Sie atmen ganz den Frohsinn der Renaissancekunst, die sich von den Schattenwesen des jenseitigen Geisterlebens abwendet und wirkliche Werte des Lebens aufsucht. Mit solcher Kunstbegeisterung werden blutlose Schemen in die Schanze geworfen und daher in diesen allegorischen Gestalten ein üppiges Ebenmaß gewiesen, die beiden Formen des Frauenkörpers.

* * *

Die deutsche Kunst hat im 16. Jahrhundert Höhen erreicht, auf denen die Frauenschönheit in technischer Vollendung blüht. Die Kunstschöpfungen des 16. Jahrhunderts spiegeln eine Lebensanschauung, die aus unseren Horizonten bereits verdrängt ist. Wir schätzen auch heute die edlen Formen unbekleideter Frauenkörper, allein uns widert jede Absicht der Lüsternheit an. Die Kunst soll nicht zum Begehren reizen, wie es in Gemälden geschieht, die für wollüstige Fürsten gemalt wurden, und darf aus den Grenzen keuscher Sachlichkeit nicht heraustreten.

Welche Anmutsschätze unser deutsches Gebirgsvolk birgt, hat uns Meister Defregger in seinen Brustbildern tiroler Landmädchen bewiesen, in denen der Ausdruck der Unschuld und des Frohmuts der Jugend sich mit dem lieblichsten Linien- und Farbenwohllaut verbindet. Diese Dorfschönheiten gefallen uns mehr als die in Licht getauchten, auf äußere Wirkungen ausgehenden Mädchengestalten, die uns gefallsüchtig oder genußlüstern aus modernen Gemälden anlächeln. Von ihnen hebt sich u. a. die charaktervolle, vom Seitenlicht bestrahlte Medea von A. Riedel ab (Museum in Stuttgart). Wie flach und platt ist dieser Medea gegenüber die Kleopatra Makarts in derselben Bildersammlung. Bei dieser befriedigen uns zwar die

holden Körperformen, allein der Ausdruck einer vornehmen Innerlichkeit fehlt. Auch in Makarts Diana, dem bestcomponirten Bilde dieses berühmten Coloristen, können nur äußerliche Reize der Linieneloquenz fesseln. Keine der Nymfen trägt die Spur von innerer Bewegung und Bedeutung. Würde man ihnen irgendwo im Salon begegnen, man würde sich bei dem Ausdruck ihrer Hohlheit nach einer Conversation mit ihnen nicht sehnen. Man findet ja solche hübsche, nichtssagende Damen in jener Aristokratensecte, die sich nur auf ein Culturziel wirft, auf die Hautcultur, und sich nur den Genuß einer Messe oder eines Romans gönnt. Ein Maler muß eben selbst gebildet sein, um ethisch bedeutende Personen im Bilde ausgestalten zu können. Das Geschlecht der Frau allein in den Vordergrund zu stellen, ist für ein Kunstwerk zu wenig.

XXXV. [illegible]

[illegible]

Im Louvre gibt es viele Gemälde, die uns über die höchsten Genußwünsche der Franzosen des 18. Jahrhunderts belehren. Sie führen uns in Gärten, wo im Grase getafelt und getrunken wird. Paare, die sich unbedingt angehören wollen, stehlen sich in Gebüsche hinein. J. P. Pater (1698—1736) schilderte unumwunden, wonach sich der begehrliche Mann bei einer schönen Schauspielerin sehnt.

Die französischen Rococomaler riefen den ganzen Olymp zu Hilfe, um das weiblich Reizende zu preisen. J. H. Fragonard verherrlichte in einem Gemälde das „beseitigte Hemd"; Eros selbst ist es, der diese Entäußerung besorgt. In einem anderen Bilde desselben Malers tanzen Eroten in der Luft aus Freude darüber, daß sich zwei Liebende umschlingen. Ein drittes Gemälde führt den Franzosen üppige Nymfen vor, um den Sexualsinn zu reizen. Wie niedrig dieser Kunstzweck!

In einem Bilde von Watteau, welches das Urteil des Paris zum Vorwurfe hat, zieht Venus ihr letztes Kleid aus. In einem anderen Gemälde besieht Jupiter die Reize der schlafenden Antiope. Diese olympischen Behelfe für das Feiern der weiblichen Reize verstimmen. Lasset die griechischen Götter ruhen! Auch die Leda lasset nicht mehr den Kopf nach rückwärts legen, wenn ihr Jupiter als Schwan naht. Es sind dies nur Vorwände, den Wert der Geschlechtlichkeit zu preisen.

Man erholt sich diesen mythologischen Heucheleien gegenüber beim Anblick jenes Bildes von J. R. Brascassat, das einen Stier vorführt, der die geliebte Kuh beleckt. Soviel bedeutet die Liebe in einem Gemälde Lancrets auch, das einen wohlbeleibten Tafelfilosofen und eine ihn streichelnde Courtisane darstellt. (Museum in Chantilly.)

* * *

Die Autokraten aller Völker nicken sich verständnißvoll zu, selbst wenn es sich nur um Stillung ihres Geschlechtshungers handelt. Der König von Aschanti hat 3333 Weiber, deren Vollzähligkeit mit großer Sorgfalt erhalten wird. Sein Dünkel fordert es, mehr Frauen zu besitzen als der gewöhnliche Unterthanenkehricht. Bei seiner schwarzhäutigen Majestät muß

[illegible] französische und [illegible] Damen [illegible] ebenfalls [illegible] zu [illegible] Schön- [illegible] gemeine [illegible] aus. [illegible] der [illegible]

[illegible]

Auf dem [illegible] des [illegible] war die [illegible] einer [illegible] Frau [illegible] der höchsten [illegible] angebracht, die der Franzose kennt. Auch das [illegible] Diana von Poitiers wurde [illegible] Darstellungen gewürdigt.

Die üppige Frau war sogar für die Grundrisse mehrerer Schlösser in Frankreich bestimmend. Diese Schlösser waren die [illegible] und zerfielen in eine größere Reihe von kleinen Wohnungen, zu denen jeder eine besondere Wendeltreppe führte. Diese Sonderwohnungen waren dem Spezialdienste [illegible] Minne gewidmet. Dort wurden die schönen Gattinnen vom Könige besucht, ohne daß die Damen dabei compromittirt worden wären. Auch der König wollte beim [illegible] seiner Liebesandacht nicht bloßgestellt sein.

Türme mit doppelten Wendeltreppen, auf denen sich die Auf- und Niedersteigenden nicht begegnen sollten, wurden geheimen Zusammenkünften zulieb auf königliches Geheiß ebenfalls erbaut. Diese Buhlschlösser wurden vom Volke zerstört, von dessen Steuergaben sie erbaut worden waren. Von diesem Los wurde u. A. in der Revolution das Schloß Chambord [illegible].

Nackte Frauen und waffenstarrende Krieger sind auch die Hauptgestalten in dem Sculpturenschmuck des Louvre. [illegible] und wilder Krieg — das waren die Ideale, denen die Franzosen immer nachgingen.

Die griechische Mythologie trug bei den Galliern sonderbare Culturfrüchte. Dies beweist u. A. der Empfang Ludwigs XI. [illegible] durch drei schöne gewandlose Mädchen, die als

Sirenen dem Monarchen ein mythologisches Vergnügen verschaffen wollten. Ein Chronist rühmt die „prallen Büsten" dieser Sirenen, bei deren Anblick an einen Protest gegen die christliche Askese ebensowenig gedacht wurde, wie bei dem Festessen, welches Karl VIII. im Schlosse Poggio Reale mit ausgewählten Damen und Hofcavalieren in einem Wasserbassin einnahm. Da war nur niedrige Wollust im Spiele, die noch heute in Frankreich neben katholischen Denkverwirrungen das Scepter schwingt.

Plastische Sirenen sieht man auch in der Kirche von Caen in der Normandie angebracht, in welcher der Renaissancestil üppig ausblüht. Daß diese nackten Nixen für die katholische Mystik nicht paßten, verschlug nichts. Was lag daran, wenn die Kirche von Caen wie das Privatschloß irgend eines heidnischen Gottes aussah, der im Christentum incognito leben wollte?

Sittlicher Ernst ging den Königen von Frankreich überhaupt nicht, am wenigsten aber bei ihrem Cultus reizender Weiblichkeit nach. Das Schloß Chenonceau, welches Heinrich II. dem Horizontalweib Diana von Poitiers geschenkt hatte, besitzt eine so geputzte Fassade, daß man an ein alterndes Lustmädchen erinnert wird, das sich mit Schmucksachen zweifelhaften Wertes behängt. Das Dachgeschoß zumal mit den reichgeschmückten Giebeln macht den Eindruck einer architectonischen Allongeperrücke.

* * *

Die Renaissancekünstler Italiens stellten die keusche Schönheit des Frauenkörpers dar und lösten damit ein reines ästhetisches Lustbehagen aus. Die französischen Rococomaler jedoch unterstrichen das Geschlecht der gewandlosen Frau, in der sie hauptsächlich ein Reizmittel für sexuelle Regungen erblickten. Dort konnte man vorwiegend frische reine Luft atmen, da roch man Miasmen.

Der Geschlechtssinn war bei den französischen Malern der Rococozeit mehr entwickelt als der stilvolle Kunstsinn. Zwischen 1770—1820 liebten sie es, dem Lüsternen das Sentimentale in ihren Bildern anzuschließen. Sie versahen ihre Schäferinen mit einer rosigen Epidermis, ließen nackte Schäfer bäuchlings fischen und olympische Damen ohne Hemd sich auf ein Wolkensofa niederstrecken.

Boucher corrigirte die Natur und setzte ein grelles Rosenrot auf Busenknospen, auf Lippen und Ohren auf. Die Könige von Frankreich liebten es, ihre Schlafstuben mit Bildnissen ihrer Freundinen zu behängen, die mit Insignien olympischer Göttinen angethan waren. Sie wollten angenehm träumen und mißbrauchten deshalb die Mythologie.

Nicht ohne poetischen Reiz sind die Brustbilder der sechzehnjährigen Mädchen von J. B. Greuze. Gewinnend wirkt der helle sorglose Kinderblick einiger von diesen naiv uns zulächelnden Backfischen, die neidlos die aufspringende Rosenknospe ihres Busens weisen. Es blüht Frühling in den sanftgeneigten Köpfen dieser sechzehnjährigen Weiblichkeiten. Allein einige dieser busenschönen Mädchen Greuzes kann man von lockender Gefallsucht und geheuchelter Unschuld nicht freisprechen. Greuze gefiel sich mitunter darin, temperirten Geschlechtstrieb zu verklären. Es wird dies durch Greuzes Bild: „Le tendre désir“ bestätigt. Das sehnsüchtige Mädchen liegt zu Bett mit der typisch entblößten Brust und mit halbgeöffnetem lechzendem Munde. Das ist keine platonische Sehnsucht mehr, denn dieser Busen will geküßt werden.

In anderen Bildern dieses Malers wird das verliebte Schmachten stark betont, das alles verspricht und gewährt. Er malte u. a. eine Dame, die sich mit Goldgeschenken beregnen läßt und ihre Unschuld nicht mehr bewacht.

Das Pflücken von Blumen, welche die Knospen eben durchbrachen, war das Ideal Greuzes, der den Wollustmarotten seiner Stammesgenossen willig Rechnung trug. Er ließ auch Frömmelei in die Lüsternheit hineinspielen und malte u. a. eine Sechzehnjährige, die bereits eine sündhafte Vergangenheit zu bereuen hat. Krankhafte Lüsternheit gibt sich in einigen Gemälden Greuzes als Liebe und die ungefesselte Sinnlichkeit sucht aus Rücksicht für katholische Vorurteile nach allerlei Entschuldigungen.

* * *

Die französischen Bildhauer haben seit Jahrhunderten den volksbeliebten Stoff: unbekleidete Frauen dargestellt. Der Olymp und die Allegorie mußten die Nacktheit rechtfertigen. Pierre

Legros fils hat die Barmherzigkeit nicht anders darzustellen gewußt, als durch ein gewandloses Weib, welches mit der Hand die Brust anbietet. Das ist zwar von der charité sehr zuvorkommend, allein ein scharfes, andere Deutungen ausschließendes Kennmal ist es nicht, denn Liebe oder Mütterlichkeit thäten dasselbe.

J. B. Theodon hat Dafne dargestellt, die in einen Baum verwandelt wird (Louvre). Abscheulich sind die Rinde, die sich um einen Fuß und aus Anstandsgründen auch über den Schoß schlägt, sowie die Aeste und Wurzeln, die Händen und Füßen entsprießen. Die baumwerdende Person blickt wehmütig auf, als ob sie den schlechten Geschmack beklagen würde, der sie geschaffen hat.

Eine antike Statue der Leda in den Uffizien (Florenz) schildert die Zärtlichkeit des Zeusschwans ohne spröde Umschweife. Wie ungünstig hebt sich von dieser antiken Darstellung jene von J. Thierry ab, die von der Pariser Akademie der Künste 1717 preisgekrönt wurde. Der französische Bildhauer läßt den Schwan mit lüstern geöffnetem Schnabel zum Schoße der harrenden Leda herankriechen.

Auch die Statuengruppe: Amor und Psyche von Fr. Delaistre (Louvre) beschreibt mit Genugthuung eine Scene der Lüsternheit und Erregung vor dem Genusse. Das entspricht zwar dem Geschmack der Franzosen, aber nicht den Forderungen der Kunst, welche das Begehren aus ihren Darstellungen verbannt halten soll.

Wenn Millet große Marmorthränen den geschlossenen Augen der verlassenen Ariadne entfließen läßt, so bleibt dies ebenso wenig ohne einen Stich in's Komische wie das Gebet von J. N. Jaley, das natürlich ein Mädchen ist. Man muß übrigens nicht bis unter den Schoß nackt sein, wenn man betet; einen Klostersaal könnte diese plastische Andacht kaum schmücken.

Dagegen ist Fr. Jouffroys Marmorgruppe: „Ein Mädchen vertraut ihr erstes Geheimniß der Venus" — nicht ohne den Liebreiz der Naivetät. Das Fräulein, welches ein Erstlingsanliegen der Liebe mitzuteilen hat, ist nur mit ihrer Unschuld und Schönheit angethan und flüstert ihr Geheimniß einer Venusherme in's Ohr. In diesem Sinne hören alle Götter, auch die christlichen, die persönlichen Bitten an, die man ihnen vorträgt. Man freut sich über dieses Werk eines echten Künstlers, der einen neuen wertvollen Vorwurf zu finden verstand und dem Abgenützten aus dem Wege ging.

XXXV. Das Weib in Darstellungen holländischer und spanischer Maler.

Die Genußideale der Holländer stehen nach ihren Bildern aus dem 17. und 18. Jahrhundert auf demselben Boden wie jene der Franzosen. Allein sie rufen griechische Götter nicht an, wenn sie die unverhüllte Weiblichkeit preisen, und stecken den Geschlechtstrieb nicht in Schäferröcke mit hellen Seidenbändern. Sie sind derber, aber dafür lebensechter als die Gallier.

Nach blutigen Kämpfen ersiegten sich die Holländer ihre politische Freiheit. Sie verbanden mit dieser auch die Freiheit im Genießen. Willig folgten sie, wenn Wein, Musik, Tanz, Festmahle und geselliger Frohsinn lockten. Die Tänzerin mußte nicht schön sein, wenn sie sich nur küßen ließ, — der Wein mußte nicht alt sein, wenn man ihn nur trinken konnte, — die Fiedel mußte nicht rein gestimmt sein, wenn sie nur den Tanz mit einem drallen willigen Weibe ermöglichte.

Es ist eine ungefesselte Daseinslust, die sich in den holländischen Sitten- und Zustandsbildern so unumwunden offenbart. Die niederländischen Kirmesbilder sagen es rund heraus, daß es eine Wonne ist, eine junge Tänzerin in die Luft zu heben und sie dann zu küssen und zu umarmen. Die Sinnlichkeit haben sie vom lieben Gott bekommen und sie verwenden sie, um den Mühen der Arbeit Genüsse entgegenzustellen, da ja im Jenseits ohnehin nicht getanzt, getrunken und geküßt wird. Diese derbe Aufrichtigkeit ist es ebenso, wie der kräftige Wille, sich durch religiöse Vorspiegelungen die Daseinsfreuden nicht verkümmern zu lassen, die uns in den holländischen Genrebildern nsprechen. Im Zukunftsstaate wird man bei Volksfesten

religiösen Einflüssen ebenfalls längst den Rücken gekehrt haben, aber auch der Bibel, an welcher die Holländer unnötigerweise noch zähe festhalten.

Spricht man von Lebensgenüssen, so darf man an den Frühstücksbildern der Holländer nicht achtlos vorübergehen. Sie haben einen größeren ästhetischen Wert als Gemälde, die uns verrückte Asketen oder Märtyrer vorstellen. Die Leckerbissen, welche de Heem, Snyders, D. Teniers und andere Maler späten Jahrhunderten im Bilde vorsetzten, sind mit einer Naturgenauigkeit gemalt, daß man sie treuer dargestellt nicht wünschen kann. Sie geben sich zugleich als ästhetische Leckereien. Stofflich sind sie nicht gering zu halten, denn auch Tafelfreuden, an welche sie gemahnen, gehören zu jenen Lebensgenüssen, denen man nicht grundsätzlich aus dem Wege zu gehen braucht. Ist ein wohlschmeckender Hummer nicht höher zu schätzen, als ein ungenießbarer, böser Mensch, als eine aufgeblähte Kanzleimajestät, als ein hochmütiger, herzloser Gelehrter, der alles besser versteht?

Da der Großmeister der holländischen Malerschule, Rembrandt, auch in seinen Beziehungen zur menschlichen Formenschönheit bereits besprochen wurde, — da ferner Murillos Gemälde kritisch gewürdigt wurden und das Oberhaupt der vlämischen Schule P. P. Rubens ebenfalls beurteilt wurde, so haben wir weniges nur nachzutragen. Auch müssen wir zum Schlusse eilen, obwohl wir über die Genüsse, die uns aus der bildenden Kunst entgegenwinken, noch vieles zu sagen hätten. Es gäbe außerdem für erschöpfende Schilderungen der Genußideale, die sich auf Poesie und Musik bezögen, weder Leser noch Verleger.

Rubens besaß eine prächtige Gelegenheit, die Frauenschönheit genau zu studiren, nämlich zwei reizvolle Frauen, die er oft und gern unbekleidet malte. Katholischer Unverstand hat später für eine Bekleidung der üppigen Gattin des genialen Vlämen gesorgt. Die Frauen, welche Rubens auf die Leinwand hinwarf, entbehrten selbst im Himmel nicht der Wohlgenährtheit und ihre Fettpolster schimmerten in rötlichen und bläulichen Schatten. Die Freude am Leben und Lieben spricht sich in diesen Frauen deutlich aus. Das Aufjubeln der Neigung wird auch im „Liebesgarten" von Rubens beredt geschildert und die Unbefangenheit,

[illegible] Gottes Welt.

[illegible]

[illegible]

* * *

Im [illegible] Stefan [illegible]

[illegible] Katharinas Erinnerung [illegible]

Einen noch absurderen Vorwurf schildert ein Gemälde von J. Ribera (Dresdner Gallerie). Es nennt sich: „Heilige Maria von Egypten" und stellt ein junges schönes Mädchen dar, das vor seinem offenen Grabe betet, während es von einem Engel mit einem Leichentuche bedeckt wird. Man muß von diesem Legendenstoffe ganz absehen, wenn man dieses Bild genießen will. Diese egyptische Maria ist das Bildniß einer reizenden fünfzehnjährigen Spanierin, die in einen dichten Haarmantel gehüllt ist und durch die Milde und herzeinnehmende Lieblichkeit ihres Kopfes den Betrachtenden gefangennimmt. Das Sterben einer so erlesenen Menschenblume unter Gebeten ist ein trostloses Beginnen. Je tiefer sich diese Maria von Egypten in unsere Herzensfreude einschmeichelt, desto abstoßender wirkt der asketische Stoff dieses Bildes. Sie sollte nicht in's Grab freiwillig sinken, sondern für's Leben und Lieben schön bleiben.

Ein anderer spanischer Maler Juan Ant. Escalante stellt gleichfalls einen bedenklichen Glaubensstoff dar: die unbefleckte Maria. Der mönchische Einfall von der Unbeflecktheit einer Mutter, die zugleich Jungfrau geblieben ist, widert durch seine abgeschmackte Sinnlosigkeit an. Unbemakelt bleibt ein Mädchen, auch wenn es leidenschaftlich und hingebungsvoll liebt und dem Ausdruck seiner Neigung keine Schranken setzt. Die unbefleckte Maria Escalantes (Ungarische Akademie, Budapest) ist von erlesener Schönheit. Blumentragende Engel überschlagen sich in Wolken vor Freude über die hervorragende Jungfräulichkeit Mariens. Dieses Kinderballet im Himmel gibt sich als komischer Contrast zu der Würde Gottvaters, der auf diese lustige Bubengesellschaft und auf die Unbefleckte von seinem Wolkenthrone herabsieht.

Man muß die Frage wiederholen, wie lange noch Maler ihre Gedankenarmut dadurch beweisen werden, daß sie biblische Sagen, dogmatische Schrullen und jenseitige Nichtigkeiten zum Vorwurfe ihrer Bilder wählen? — Künstler, die auf der Höhe der Bildung stehen und der idealen Ziele der bildenden Kunst bewußt sind, sollten sich von einem Stoffkreise lossagen, mit dem endlich einmal im Interesse des guten Geschmacks und des Widerstandes gegen Culturhemmungen gebrochen werden muß.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Häufchen Leben ist ja seiner vielen Krankheiten nicht wert, wenn wir nicht an ideale Ziele gelangen dürfen. Dichte doch das langweilige Drama der Weltgeschichte mit dessen ruchlosen Helden und trivialen Scenen um; es lohnt ja nicht die Anstrengungen, darin aufzutreten, wenn jeder Ideensieg in deinem Namen von rauhen Händen verhindert wird.

Leider findet man im Weltpark der Planeten kein göttliches Ebenbild der Menschen, keinen künstlerischen Formbildner, mit dem man freundschaftlich verkehren könnte. Ein intimes Gespräch mit einer begrifflichen Unsichtbarkeit ist ebenso wenig möglich, wie mit Gottesvorstellungen, die in jedem Kopfe anders gefärbt oder ganz farblos sind oder wie mit bloßen Erinnerungen an den entschwundenen Glauben der Kinderzeit. So muß man sich denn an das einzig Positive, an den Stoff mit seiner wunderbaren Fähigkeit der Formgestaltung halten. Es bleibt nichts anderes übrig.

* * *

Wenn der Frost auf Glasscheiben ganze Ketten von Farrenblättern mit dem zartesten Geäder dichtet, wenn er Palmwälder hinzaubert, so herrscht bei aller Ebenmäßigkeit der Grundformen doch ein Zug des freien Schaffens in all' den improvisirten Landschaften aus gefrornem Wasserdunst.

Bei allen chemischen Verbindungen treten Krystallflächen in den wechselreichsten Verbindungen auf. Es scheint dies wie eine Analogie der menschlichen Fantasie zu sein und doch ist es nur ein Naturzwang zu einer bestimmten Formgestaltung. Und derselbe Drang nach Formbildung herrscht in unserem Körper vom Blutkügelchen angefangen bis zu den fatalen Krystallen der Harnsäure und bis zu den Traumbildern, welche das durch die Augennerven Eingeprägte beleben und in neue Verbindungen bringen.

Die Fähigkeit der Materie, aus denselben chemischen Bestandteilen die verschiedensten Formen zu gestalten, gehört gewiß zu deren staunenswerten Eigenschaften. Wie verschieden ist doch die Äußerlichkeit der Gesteine des Urgebirges bei derselben chemischen Zusammensetzung! So enthält das Urgebirge den Kohlen-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Obelisken in Sachsen recht malerisch aus, allein sie sind doch nur Runzeln und Auswüchse auf dem verwitterten Antlitz der alten Erde! Auch sie werden zerbröckeln wie alle Werke der Cultur und des Wahns.

Tritt bei Mineralen zu dem Linienreize der Zauber der Farben, wie beim Muschelkalke, in dem mit hellem Feuer die Farben des Regenbogens aufleuchten, so wird der ästhetische Genuß gesteigert, den sie uns anbieten.

Man betrachte Dünnschliffe von Urgestein! Die welligen Linien und verschiedenen Farben darin weisen darauf hin, daß die Bestandteile des Gesteins (Porfyr, Schalstein, Mikrit) zu Anfang der Erdbildung dünnflüssig durch einander fluteten. Es sind festgewordene Wellen des mineralischen Urmeers.

Im Kalkstein wieder sieht man Scheibchen der mannigfachsten Form (Räder, Pyramiden, Schneckengewinde, Bögen, Kähnchen, getupfte Felle), welche Mumien der ersten Pflanzen und Tiere sind. Auch sie gehören zu den Stoffen, aus denen die Erde gebildet wurde. Der Drang nach Formenbildung ist schon bei diesen ersten Lebewesen deutlich und mannigfach ausgesprochen. Nimmt man aus Kreidelagern in England, Norddeutschland und Dänemark eine Messerspitze von kohlensaurem Kalk unter das Mikroskop, so sieht man zierliche Scheibchen und gekammerte Schälchen von Foraminiferen, Reste von Moostierchen und kleine elliptische Zellen mit einem dunklen Mittelpuncte. Da grüßen uns Lebenscollegen, die vor Millionen von Jahren sich des Daseins gefreut hatten, mit ihren schönen Formen. Wie lang muß die Ablagerung dieser Schälchen und Scheibchen gedauert haben, bevor ein Kreidelager von 500 Fuß Mächtigkeit zu Stande kam, wie auf dem Gestade der Insel Rügen. Auch da zeigt es sich, daß die Materie eine Formbildnerin unvergleichlichen Ranges ist, welcher man einen vorgeschrittenen Geschmack zusprechen müßte, wenn man ihr wie dem lieben Gott menschliche Eigenschaften zuerkennen wollte.

* * *

In Europa gibt es heute nur sechzig Farnarten, in der Steinkohlenschichte aber findet man deren 250. Mutter Materie

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Familien [illegible]

devonischen Fauna wurden aus der silurischen Tierwelt herübergenommen, allein die Arten weichen fast durchweg von einander ab. Viele Familien und Gattungen der Silurzeit enthielten Hunderte von Arten, die in Devonschichten nur durch wenige Formen vertreten sind. Die Materie ist eben zur Consequenz nicht verpflichtet. Die Verluste gleicht sie durch neue Gestalten nicht aus; es soll im Devon die Abnahme den Zuwachs überwiegen. Neues schuf im Devon Allherrin Materie in Fischen und Landpflanzen, die es beweisen, daß es zur Devonzeit schon Inseln und kleine Continente gab.

Neue Tiere und Pflanzen treten in der Steinkohlenzeit auf; aus alten Formstämmen tauchen neue Triebe empor, um dann für immer zu verkommen. Panzerfische, zahlreiche Weich- und Strahltiere fanden im Kohlenkalk ihren Untergang. Nur Erinnerungen an ihre Formen wurden durch Versteinerungen erhalten. Die Materie war am besten in der Silurzeit gelaunt; ihre Aufgelegtheit zum Formen und Gestalten war damals besonders lebhaft.

Beachtenswert ist die Lehre aus der Geschichte der Tier- und Pflanzenformen, daß die Grundstoffe, denen alles Weltvorhandene entsproß, nur über wenige Formmodelle verfügten, denen durch Abweichungen und Abänderungen viele Gestalten der Lebewelt ihr Dasein dankten. Spricht die Unwissenschaftlichkeit von einem „Plan", nach dem alle „Geschöpfe" entstanden, so muß entgegnet werden, daß die Entwicklung aus dürftig Einfachem zum Besseren und relativ Vollkommeneren lange Wege durchschritten hat. Die Materie schuf wunderbare Variationen über ein schlichtes Thema und brauchte dazu viel Zeit: Millionen von Jahren. Schnelle Ausführungen großer Pläne waren nicht ihre Sache. Von einer Analogie zielsicheren, planbewußten Denkens könnte da nicht gesprochen werden, da es der Stoff selber war, der die Entwicklung hemmte und viele Pflanzen- und Tierarten aussterben ließ.

* * *

Werfen wir noch einen Blick auf die Formen der pflanzlichen und tierischen Mumien, die in der Erdgruft ruhen. Viele von den verkieselten winzigen Tieren übertreffen die Gestalt des

Menschen an Wohllaut und Ebenmäßigkeit. Edelgeformt sind die Knochenreste des Menschen nicht; — wie schön hingegen sind die kieseligen Gehäuse der Rädertierchen! Schon in dem ältesten Silurkieselschiefer findet man die zierlich durchbrochenen Gitter dieser stacheligen Kugeln und Glocken. Nach Jahrmillionen erquicken diese niedlichen Formen unser Auge. Nicht minder rein ist der ästhetische Genuß beim Anblick der kieseligen Hartgebilde der Schwämme, welche vor Jahrmillionen im Urmeere lebten. Ihr Gehäuse gemahnte an Becher, an Mohnköpfe, feingewirkte Schlafmützen, Würfel, Sterne, Röhren, niedlich geformte Schirme u. a. Wie formhold sind diese Skelette menschlichen Resten gegenüber!

Staunenswert mannigfaltig sind auch die Formen der Korallen, deren kalkige Skelette in tiefen Erdschichten erhalten wurden; ferner die Stachelhäuter, die schon in den ältesten Schichten durch hochentwickelte Formen vertreten sind, welche sich das Kunstgewerbe von heute als Vorbilder wählen könnte. Das Aelteste könnte da das Neueste in edler Formbildung werden.

Für die Asteroideen ist Fünf eine heilige Zahl; sie senden von ihrem Körper fünf Strahlen aus, haben fünf Öffnungen im Mittelpunkte ihres Leibes und besitzen fünf Mäuler, die zugleich After sind; die Abänderungen dieser Grundform sind anmutig und zeigen abermals, daß der Stoff in organischen Wesen des reizvollen Formenwechsels Herr ist.

Andere kleine Bewohner des Urmeeres grüßen uns auch als Schicksalsgenossen. Gelebt und gestorben! Ihr Wohnhaus von vormals ist heute ein zierliches Grabmal. Es sind die Moostierchen, die in Stöcken vereinigt hausten und durch Knospung sich vermehrt hatten. Reizende Mannigfaltigkeit der Formen findet sich auch da.

Die feinen Gestalten der niedrigen Lebewesen hören bei den ältesten Wirbeltieren auf. Es muß nicht alles schön sein; auch das Häßliche hat sein Daseinsrecht.

Im Lias haben Knorpeltang, Seegras und Steinalgen marine Wälder gebildet. Bei diesen zeigt sich die Unverlierbarkeit des Stoffes und der Form und zugleich die Untrennbarkeit beider.

Verfolgt man neben der Formbildung auch die Zweckthätigkeit der Urfauna, so kommt man zu Schlußfolgerungen, welche

für fromme Hosiannarufer unerbaulich sind. Viele Tierarten aus den Urstufen der Erdbildung bestanden aus Augen, Mund, Kauwerkzeugen und After. Das Futter sehen, verzehren, zur Lebens- und Arterhaltung verwenden, das war der Inhalt ihres Daseins. Schließlich wurde die Art doch nicht erhalten. Also wieder Zwecklosigkeit! Geworden und gewesen.

Alles ging bei der Urfauna auf die Arterhaltung aus, welcher das Einzelleben geopfert wurde und gleichwohl ist die Art verschwunden!

Die marinen Pflanzenfresser waren friedfertige Wesen; die Kruster der Devon- und jüngeren Silurzeit waren jedoch rücksichtslose Mörder. Bei ihnen war der Magen das lebenswichtigste Organ, nicht der Kopf. Sie dachten nicht über's Essen hinaus, wie es so viele Millionen Menschen ebenfalls thun. Mutter Natur zeigt sich da nicht gutherzig.

Alles in Allem liegt ein reiches Vermächtniß an die Nachwelt in den Formen der Urflora und Urfauna. Die ausgestorbenen Tierarten haben also doch nicht umsonst gelebt; denn der Formenreichtum derselben übergibt uns eine Fülle optischer Genüsse.

In den Kunstakademien und Kunstgewerbeschulen der Zukunft werden kluge Lehrer an der Hand illustrirter Encyklopädien über die Formen in der Natur den Lernenden viel Erbauliches mitzuteilen haben.

[illegible] zu wohnen.

[illegible] den [illegible] zu wohnen. [illegible] verstanden es [illegible] zu — haben. [illegible] in Rom [illegible] damals nicht blos [illegible] auch von öffentlichen [illegible] haben [illegible]

[illegible] engen Horizonte [illegible] der Griechen und [illegible] Bildung [illegible] zu wohnen. [illegible] diesen Stoff [illegible] Pompeji darthun. [illegible] Handelsleuten be[illegible] verstanden haben [illegible] sieht man [illegible] der griechischen [illegible]

[illegible] uns da Kellere [illegible] Sonnschönen zum [illegible] Ländlichen zum [illegible] Gleichwohl [illegible] Hauptstädte und [illegible] den Ab-

glanz der Kunst so zu lenken, wie die campanischen Landstädte, die zum Glücke für uns von Lava und Asche verschüttet wurden.

Sehen wir uns denn die Methode der Pompejaner, schön zu wohnen, näher an. Es prägt sich ein scharfer Kunstverstand in der Ausstattung ihrer Wohnhäuser aus. In der Haupthalle derselben grüßen Marmorstatuen von Menschen, Tieren und Göttern, die sich in einem Badebrunnen spiegelten, welcher die Luft kühlte und die Pflanzen netzte.

Die Pompejaner senkten auf alles den Formadel der Kunst, selbst auf Schwitzbäder. Der Fußboden der Tepidarien war mit Mosaikbildern, die Decke mit schwebenden Tänzerinnen, mit Amorinen und Delfinen, mit gelangweilten Göttern und mit gejagten Tieren in weißen Stuckreliefs versehen. Man schwitzte und schlürfte Kunst dazu.

Selbst in die Fußwege zu beiden Straßenseiten waren Symbole in farbigen Steinchen eingelegt, eine Augenlust für Pflastertreter. Für Jungfrauen war es nicht verletzend, als Sinnbild des Glücks ein Mosaikobjekt zu sehen, das die fromme Mehrheit des deutschen Reichstages mit Entsetzen erfüllen würde. Man war damals eben mehr naturkeusch.

Augenlust gab es überall, wohin man in Pompeji blickte. Auf Boden und Decke schimmerten Kunstsachen; zutiefst und zuoberst waren die Wände der Gemächer mit Gemälden und Stuccoreliefs, mit Landschaften, Frucht- und Blumenstücken, mit Gruppen von Leckereien, mit Bandzierrat und Tierbildern, mit Scenen aus der Ilias und aus anderen Werken der Poesie geschmückt.

Pompeji war eine Seestadt, bewohnt meist von Handwerkern und Krämern, die als kluge Männer die Poesie der Kunst in die Prosa ihrer täglichen Beschäftigung hineinleuchten ließen. Das treffen die Krämer und Handwerker von heute nicht; das Christentum erlaubt nicht den Höhenflug idealer Bedürfnisse.

Im Empfangs- und Speisezimmer der pompejanischen Häuser gab es abermals optische Genüsse. Aus schmucken Wandbildern blickten schöne edelgeformte Gottmenschen auf die Hausleute und erbauten sie durch den Adel ihres Ausdrucks. Der Glanz der Menschenwürde wurde durch die Gewandlosigkeit der göttlichen Körper keineswegs getrübt. Die griechischen und oskischen Kauf-

leute waren einsichtsvoller, als jener Wiener Professor der Theologie, der 1900 sein Lehramt der nackten Wahrheit wegen niederlegen wollte, die ein Festsaalbild schmücken sollte.

Wie mannigfaltig sind in Pompeji all' die Stoffe des Kunstgenusses, selbst im Haus- und Gassengeräte wechselten Kunst und Handwerk Küsse der Freundschaft. Man sieht dies bei den öffentlichen Brunnen, deren Leitungsröhren in einen Tier- oder [illegible]kopf ausmündeten. Selbst jene Anstalt, welche sich durch den Wahlspruch „Hier wohnt das Glück!" — berauschten Jünglingen empfahl, wurde von der Kunst flüchtig berührt. Die [illegible] Gemächer des Lupanare waren nämlich mit originell [illegible] Wandbildern geschmückt.

[illegible] Decorationsbildern gern das erste [illegible] auch in Pompeji. Die dortigen Fresken [illegible] nach. Sie erhielten aber auch [illegible] Farbenzauber von Frauen, deren [illegible] hat. Daß die Kunst [illegible] und bald wieder zerstörten Formen- [illegible] entblätterte Frauen- [illegible] ihrer dankenswertesten [illegible]

[illegible] grüßt uns in ihrem [illegible] Jahrhunderte hinweg. [illegible] Jahrhunderts so würde sie wahr- [illegible] geschwungenen Linien [illegible] Heidin jedoch [illegible] zu schämen. Man [illegible] die blühende Büste [illegible] der edlen Linien und [illegible]

* * *

Daß man durch Werke des Gemeinsinns für die Unsterblichkeit seines Andenkens am sichersten sorgt, zeigt sich auch in Pompeji. Dort hat der Name der Priesterin Eumachia in Ehren erhalten, weil sie auf ihre Kosten die Börse errichten ließ. Verewigt wurde auch der Name eines Bürgers, der für

sein Geld (5000 Sesterzen) eine Badewanne aus Marmor für den öffentlichen Gebrauch meißeln ließ. Diese billige Ewigkeit dürfte bis zum Sturz des Mondes auf die Erde und der Erde auf die Sonne dauern.

Jupiter hat in einem pompejanischen Tempel in seiner erhöhten säulenumgebenen Cella gleichfalls schön gewohnt und seine Statue konnte auf die andächtigen Bittsteller feierlich herabsehen. Kaiser Augustus bewohnte auch einen Tempel der alten Seestadt; — in der Hauptnische desselben stand seine Statue und um ihn herum im Kreise sollten ihm zwölf Götterstatuen Gefolgschaft leisten. Des Kaisers thatsächliche Macht wurde nicht bezweifelt; deshalb stand seine Statue in der Cella groß da. Die Gewalt der Götter war jedoch zweifelhaften Schlages; deshalb wurden ihre Marmorgestalten nur im Schatten des stolzen Kaisers aufgestellt. Auch ein Beweis für die Hoffart eines Autokraten und für die Bedientenhaftigkeit der Tempelerbauer!

Besonders reizvoll sind die mythischen Genrebilder in Pompeji, in denen die halben Heiligen des Olymps handelnd auftreten. Die mythische Halbwelt brauchte wenig, um vergnügt zu sein. Harmloses Spiel, frohgemuter Tanz, etwas Wein und Kytharklang reichten zur Ausfüllung ihrer glücklichen Stunden hin. Kleine Scherze, gedankenloses Fröhlichsein, kindliche Wunsch- und Sorglosigkeit, bedeutungsloses Thun lieferten Stoff und Grundton für antike Genrebilder. Wie reizend ist u. A. jene Mainas, die einen jungen Panther säugt, den ein mutwilliger Satyr beim Schweife faßt. Wie ursprünglich nimmt sich auf einem Gemälde das Mänaden- und Satyrgespann vor einem Zweiradwagen des Dionysos aus! — Wie kindlich munter gibt sich auf einem Relief jener Satyr, welcher von der Jagd heimgekehrt den Hauspanther neckt, indem er ihm einen Hasen hinhält. Sucht nichts Großes im Leben, sagen diese Genrebilder, — wir alle schlugen uns mit Kleinigkeiten durch's Dasein! —

Es liegt eine unaussprechliche Poesie auf diesen Trümmern von Pompeji, weil diese Stätte von Menschen bewohnt wurde, die ihr Leben und ihr Heimwesen zum Kunstschönen in nahe und innige Beziehungen zu bringen verstanden. Die Kunst war den Pompejanern nicht eine Luxus- sondern eine Bedürfnißsache. Selbst nach dem Tode wohnten sie schön, wie es die Gräber-

straße beweist, deren wohlerhaltene Grabmäler den reinsten Geschmack beurkunden.

Drei Theater boten den Pompejanern dramatische Genüsse; um sich diese bei Sommerhitze nicht zu schmälern, ließen die Zuschauer einen feinen Staubregen auf sich herabrieseln. Wozu wäre denn nach dem Ausspruche eines griechischen Weisen Wasser von allem das Beste?

Es ist ein sonniges Bild, das sich von der Kunst, schön zu wohnen, in Pompeji vor uns aufrollt. Bis sich die Völker vom Christentume befreit haben werden, dürfte die Kunst wieder ein allgemeines Bedürfnis sein und das Formschöne wird unser Leben unangefochten verklären.

XXXVIII. Komik und Humor in der bildenden Kunst.

Wer weiß es nicht, daß das Komische und der Humor in der Literatur eine Fülle von Genüssen bieten. Es wäre ungemein dankbar, die Spuren beider in einem erschöpfenden Buche zu verfolgen. Selbst aus Liedern und aus Sprichwörtern des Volkes lacht uns das Komische, ja selbst der Humor an. Wir müssen uns jedoch darauf beschränken, aus der bildenden Kunst und zwar aus entlegenen Quellen derselben einige Hinweise auf das Wesen dieser Befreier vom Lebenskummer zu holen.

Das Komische findet viel mehr Verehrer und mehr Verständniß als das Erhabene. Fällt das Erhabene um, so springt das Komische auf. Dieses wuchert üppig auf dem Boden menschlicher Thorheiten und richtet sich immer auf, wenn man über eine unerwartete Vernunftlosigkeit stolpert.

Immer sind es gegensätzliche Gedankenspannungen, welche den Funken des Komischen aufschimmern lassen. Es sind Reibungen von Contrasten, die das zum Lachen Zwingende entfesseln. Mönche und Nonnen, welche Wächter ihrer Keuschheit sein sollten und doch der gierigen Stillung des Geschlechtshungers verfielen, waren im Mittelalter beliebte Gegenstände komischer Darstellungen. Tiere, die für vernunftlos gelten, in menschlichen Beschäftigungen, mythologische Sinnlosigkeiten, Wunder, bei denen das Naturgerechte auf den Kopf gestellt wird, Teufel als verkehrte Götter, Zeitwidriges, Überraschungen durch das Unvermutete, Ungereimtheiten aller Art lösen die Sprungkraft des Komischen aus.

[illegible]

[illegible] formen. [illegible] gewohnte Dar- [illegible] solche Magerkeit [illegible]

[illegible] genau gewußt, daß [illegible] und haben deshalb den [illegible] ägyptische Wider- [illegible] zusammengedrückte [illegible] aufgerissenem [illegible] Auch er wollte durch [illegible] komisch wirken.

[illegible] so entladet sich [illegible] Man merkt dies an

einer anderen plastischen Nippsache des Jesuitenmuseums in Rom. Sie stellt eine Sau dar, an welcher sechs auf den Hinterfüßen balancirende Ferkel leidenschaftlich saugen. Diese unnatürliche Ferkelhaltung gibt sich wie eine Ungereimtheit und wirkt deshalb komisch.

Carricaturen kann man nicht immer herzlich belachen; die komische Wirkung derselben wird oft durch das Mißbehagen am Häßlichen gedämpft; Zerrgestalten haben eine eingeschränkte Existenzberechtigung; denn das Schöne lernt man durch dessen Umwendung nicht höher schätzen. Verunstaltungen bieten dann eine Genugthuung, wenn durch sie das Sittlichhäßliche blosgestellt wird. Böse Menschen sollen sich durch Häßlichkeit, das Brandmal sittlicher Niedrigkeit, von ethisch anständigen Personen abheben, deren Lichtmal die Schönheit ist.

* * *

In den campanischen Wandgemälden begegnet man mehreren komischen Vorwürfen. So in dem feinerfundenen Erotenmarkt. Ein Greis öffnet einen vergitterten Käfig, in dem drei Eroten wie Hühner gefangen sitzen, und zieht einen beim Flügel heraus. Eine Frau, die einem entfliegenden Eros nachblickt, scheint kauflustig zu sein. Den komischen Contrast spannt da das Olympische, das als Marktwaare behandelt wird und ein Gemütswert, der aus einem Käfig als käuflich herausgezogen wird.

Feine Komik spricht auch aus jenen campanischen Fresken, in denen von geflügelten Knaben das Thun erwachsener Menschen nachgeahmt wird. Die unwissende Jugend gibt sich darin feierlich wie das wissende Alter. Die Kunst erzählt liebliche Kindermärchen und zeigt den Ernst des Lebens in heiterem Widerschein. Die Formenanmut der Kinder, der Frohmut der Jugend, kommt der Darstellung parodistischer Humoresken zu statten. Zu diesen gehören u. a. Kinderhochzeiten, bei denen es so hergeht, wie bei Festen ausgereifter Liebespaare.

Die Mythe von Psyche und Amor muß herhalten, um griechische Festsitten in's Lächerliche zu rücken. Eros wendet seine gespannte Aufmerksamkeit dem Tanze eines Mädchens im durchsichtigen Gewande zu. Zwei andere Eroten und ein geflügeltes

Mädchen mit aufgeblühter Büste liegen auf einem Triclinium, während die auf Polstern ruhende Psyche ihren Bräutigam schwärmerisch anblickt, dem sie die lebhafte Teilnahme für die Tänzerin im durchsichtigen Gewande verzeiht.

Andere Festgenossen langen nach Liebesfreuden, lassen alle ernsten Gedanken abseits stehen und stellen ihre Sache auf den Genuß des Augenblicks. Sie huldigen jener Filosofie, die sich in der Inschrift einer Statue Sardanapals zum Worte meldete: „Iß und trinke und liebe; alles andere ist nicht so viel wert.“

* * *

Wenn sittliche Schwächen in's Lächerliche gezogen werden, wenn man statt über die menschliche Bestie entsetzt zu sein, über sie lacht, — wenn die Vernunftlosigkeit die Schellenkappe trägt, damit man sie rascher erkenne, so ist dies ein Vorzug des Komischen. Es ist immer besser, über Thorheiten und Ungereimtheiten zu lachen, statt ihretwegen aufgebracht zu sein. Die Komik besitzt deshalb eine befreiende Macht und man kann sie ebenso wie den Humor zu den positiven Lebensgenüssen zählen.

Den Kunstwerken, welche der christlichen Barockreligion ihre Anregung danken, entsprießen reichliche Lachreize. Gebildete Menschen, denen es eine Art Lebenspflicht ist, sich den Blick für das Komische offenzuhalten, werden auf diesem Boden Genüsse pflücken, die den teuflisch dummen Ebenbildern Gottes entgehen. Der Mensch der Pöbelmenge ist nicht nur ein grausames, sondern auch ein lächerliches Tier, besonders wenn die Religion seinen Verstand umflort. Aus den Querständen seines religiösen Fantasiedenkens hüpfen uns possenhafte Kobolde entgegen. Possierlich sind alle die himmlischen Geister, welche menschliche Überröcke angezogen haben.

Alles tanzt im Himmel auf den Köpfen. Selbst der liebe Gott wird vom Teufel zum Mittanzen aufgefordert und beide reigen zusammen trotz ihrer wechselseitigen Eifersucht. In den ältesten illustrirten Druckwerken spiegelt sich treu die Lebensanschauung der religionskranken Schriftsteller des Mittelalters. Bezeichnend ist es, daß die Hauptgestalt in den ersten Büchern nach Erfindung des Letterndruckes der Teufel ist. Dieser leistete das Höchste im

Schlechten und war in seiner Art vollendet, wie der himmlische Machthaber.

Die Abkunft Gottes und des lieben Teufels ist dieselbe und will man beweisen, daß Gott wirklich besteht, so darf man an der Existenz des Teufels nicht zweifeln. Man liebt Gott, indem man den Teufel haßt; man stützt das Reich Gottes, indem man die Netze des Teufels zerreißt. Im Buche: Belial, welches Günther aus Reutlingen 1472 mit Holzschnitten gedruckt hat, wird der Teufel als ein komisch häßliches Individuum dargestellt. Er hat lange Ohren, hervorstehende Eberzähne, Hängebrüste, ein zweites Gesicht auf dem Rücken, um auch hinten Ausschau zu halten. Er ist allwissend und weiß, daß Gott am jüngsten Tage den Klosterfrauen zornig vorwerfen werde, daß sie ihre „magdlich Keuschheit nicht gehalten und sich nach Buhlen umgesehen hätten". Lustmädchen seien besser als aufgeregte Nonnen, meint der Verfasser des Belialbuches, denn jene nehmen, diese geben Lohn für Geschlechtsfreuden.

Die katholischen Teufelsgelehrten haben den Weg von der Frömmigkeit zur Lüsternheit immer gefunden. Das sieht man besonders in dem zu Nürnberg 1472 gedruckten „Entkrist", in dem die christliche Mystik, der Wahnwitz zur größeren Ehre Gottes wahre Orgien feiert. Das Naturgerechte hüpft da auf dem Kopfe und das Obscöne reigt mit, denn der Antichrist ist der Vater der Unkeuschheit. Das Buch sucht den Teufel durch die fysisch genaue Darstellung seiner Zeugung und Geburt bloszustellen.

Man lacht auch über die drolligen fünfzehn Zeichen des jüngsten Tages. Das erste Zeichen werde das „Aufwerffen des Meeres" sein, das sich vierzig Ellen „höher denn alle Berge" erheben werde. Man sollte annehmen, daß an dieser Einleitung des jüngsten Tages die Erde gerade genug hätte. Doch das wäre kein Wunder; das Meer thue sich wieder nieder; die Bäume werden Blut schwitzen, die Welt von allgemeiner Fallsucht ergriffen werden; Gebäude werden ebenso wie Sterne mit brennenden Schweifen niederfallen; die Menschen „laufen fort", essen und trinken vor lauter Furcht nichts; das „Fundament des Himmels", alles Erdreich, das Meer und alles Wasser werden „prynnen". Könnte man sich bei all' diesen komischen Sinnlosigkeiten auf den Himmel freuen, der all' das Unmögliche möglich macht?

[illegible]

[illegible] Ungebührlichkeiten aus. Eine [illegible] stellt einen Mann dar, der eine verschlossene Pforte [illegible]. Ein Text aus Ezechiel beleuchtet diese [illegible] Unterschrift: ‚Dieses Thor wird nicht geöffnet und kein Mann darf es betreten'. Mit solchen Verschrobenheiten gibt sich die „Religion des Geistes und der Freiheit" ab! Komischer können die Beweise für die anatomische Unschuld Mariens nicht mehr sein, als die von Prof. Retza vorgebrachten. Er ist Fachmann und hat über diese unsaubere Frage Studien gemacht. Warum, fragt der pfiffige Dominikaner, wenn Danae durch den Goldregen befruchtet werden konnte, warum sollte der h. Geist nicht die Jungfrau Maria zur Mutter gemacht haben? Durch den Mund eines Engels könne auch der Zustand der Mütterlichkeit herbeigeführt werden. Wenn ein Ochs reden, wenn der Vogel Bonosa nach etwas Schnäbelei Eier legen, wenn das Einhorn trotz seines langen Hornes einen zarten weiblichen Körperteil berühren, wenn die Sonne ein Straußenei ausbrüten, wenn ein Papagei Ave sprechen kann, wenn eine Stute durch den Wind befruchtet wird, wenn eine Vestalin zum Beweise ihrer Unschuld in einem Siebe Wasser tragen konnte, warum sollte die jungfräuliche Empfängniß Mariens nicht möglich sein? Wird anderer Wahnwitz für wahr gehalten, warum nicht auch dieser? Auf dem Boden einer solchen Beweisart bewegen sich überhaupt die Täuschungen des dogmatischen Denkens.

Auch ein anderes Buch aus dem 15. Jahrhundert, das die Visionen des Evangelisten Johannes in Holzschnitten darstellt, macht es einleuchtend, daß durch Religion die Kunst nicht gefördert wurde.

Sie löste eher lüsterne Regungen aus, wie man es an den büßenden Magdalenen italienischer und spanischer Maler sieht, deren nackter Busen sich mit Reue und mit Visionen nicht gut verträgt. Legen sich auch noch Haarwellen auf den reizenden Oberkörper bußfertiger Frauen, so finden geistliche Cölibatäre ihre Herzensbefriedigung dabei und man lächelt über diese Umarmung von frisirter Andacht und von Sinnesreiz.

* * *

Das Komische tritt, wie gesagt wurde, immer auf, wenn man etwas Vernünftiges erwartet und wenn an dessen Stelle rasch Vernunftloses aufspringt. Beim Wunderglauben spielen Gegensätze ebenfalls eine Rolle. Die Natur verspottet sich da selbst und gibt ihre Gesetzlichkeit und Wahrheitsliebe im Wunder preis. Das Unmögliche wird als Thatsache vorgeführt, das Ungereimte stellt sich als wahr, das Sinnlose als That himmlischer Oberweisheit vor. Jedes Wunder fordert mit plumpem Ernst ungestüm den Glauben an das Widersinnige.

Man sieht dies u. A. an dem Bilde: Die thebaischen Eremiten von Lauruti (Turiner Pinakothek). Da wird erzählt, wie Einsiedler durch fleißige Beschäftigung mit Gott zu Doctoren der Zauberei promovirt wurden. Ein Eremit zähmt durch Andacht einen Bären, dem er wie einem sanften Freunde die Krallpfote drücken darf. Ein zweiter Wüstensiedler reitet auf einem durch Gottesfurcht gezähmten Tiger. Ein dritter melkt eine Hirschkuh, die aus Respect vor dem heiligen Melker kniet. Ein vierter Eremit fährt auf einem Zweigespann mit frommen Löwen und liest während des Fahrens. Man lacht über die religiösen Bestien, die aus Gefälligkeit für Leute, die sich aller menschlichen Vorzüge entkleiden, ihre Natur verleugnen. Noch mehr lacht man über die Einsiedler, die sich am gottähnlichsten wähnen, wenn sie das Dümmste beginnen.

Bekanntlich kommen Schutzengel immer zu spät, wenn ein böser Zufall ein Menschenleben zerstört. Wenn nun Fra Fiesole in naiver Gläubigkeit einem Ertrinkenden von einem rechtzeitig herbeigeflogenen Engel Beistand bringen läßt, weil der Gefährdete die Hände aus dem Wasser betend emporreckt, so entfesselt diese

Eine Papierhandschrift vom J. 1470 stellt die sieben Todsünden dar. Die „Frausheit" (Gefräßigkeit) reitet da auf dem Fabeltiere Cattus, das einem Löwen mit Luchsohren und Adlerklauen gleicht. Beim Aberwitzigen, bei zu viel Dummheit hört das Komische allerdings auf. Dieses lodert aber in dem Buche des Wiener Hochschulprofessors Pater Fr. de Reßa auf, der die unversehrte Jungfräulichkeit Mariens zu beweisen sucht und dabei die grellsten Unziemlichkeiten verbildlicht. Dieses Buch, das vierte in der Reihe der Druckwerke, hat das Ungereimte im dogmatischen Denken so recht lächerlich gemacht.

Beim Dominikaner Reßa meldete sich verhaltener Geschlechtstrieb zu Worte und rankte sich in sexuellen Ungebührlichkeiten aus. Eine Illustration stellt einen Mann dar, der eine verschlossene Pforte anbetet. Ein Citat aus Ezechiel beleuchtet diese drollige Unkeuschheit: „Dieses Thor wird nicht geöffnet und kein Mann darf es betreten". Mit solchen Verschrobenheiten gibt sich die „Religion des Geistes und der Freiheit" ab! Komischer können die Beweise für die anatomische Unschuld Mariens nicht mehr sein, als die von Prof. Reßa vorgebrachten. Er ist Fachmann und hat über diese unsaubere Frage Studien gemacht. Witzig fragt der pfiffige Dominikaner, wenn Danae durch den Goldregen befruchtet werden konnte, warum sollte der h. Geist nicht die Jungfrau Maria zur Mutter gemacht haben? Durch den Mund eines Engels könne auch der Zustand der Mütterlichkeit herbeigeführt werden. Wenn ein Ochs reden, wenn der Vogel Bonosa nach etwas Schnäbelei Eier legen, wenn das Einhorn trotz seines langen Hornes einen zarten weiblichen Körperteil berühren, wenn die Sonne ein Straußenei ausbrüten, wenn ein Papagei Ave sprechen kann, wenn eine Stute durch den Wind befruchtet wird, wenn eine Vestalin zum Beweise ihrer Unschuld in einem Siebe Wasser tragen konnte, warum sollte die jungfräuliche Empfängniß Mariens nicht möglich sein? Wird anderer Wahnwitz für wahr gehalten, warum nicht auch dieser? Auf dem Boden einer solchen Beweisart bewegen sich überhaupt die Täuschungen des dogmatischen Denkens.

Auch ein anderes Buch aus dem 15. Jahrhundert, das die Visionen des Evangelisten Johannes in Holzschnitten darstellt, macht es einleuchtend, daß durch Religion die Kunst nicht gefördert wurde.

Sie löste eher lüsterne Regungen aus, wie man es an den büßenden Magdalenen italienischer und spanischer Maler sieht, deren nackter Busen sich mit Reue und mit Visionen nicht gut verträgt. Legen sich auch noch Haarwellen auf den reizenden Oberkörper bußfertiger Frauen, so finden geistliche Cölibatäre ihre Herzensbefriedigung dabei und man lächelt über diese Umarmung von frisirter Andacht und von Sinnesreiz.

* * *

Das Komische tritt, wie gesagt wurde, immer auf, wenn man etwas Vernünftiges erwartet und wenn an dessen Stelle rasch Vernunftloses aufspringt. Beim Wunderglauben spielen Gegensätze ebenfalls eine Rolle. Die Natur verspottet sich da selbst und gibt ihre Gesetzlichkeit und Wahrheitsliebe im Wunder preis. Das Unmögliche wird als Thatsache vorgeführt, das Ungereimte stellt sich als wahr, das Sinnlose als That himmlischer Oberweisheit vor. Jedes Wunder fordert mit plumpem Ernst ungestüm den Glauben an das Widersinnige.

Man sieht dies u. A. an dem Bilde: Die thebaischen Eremiten von Lauruti (Turiner Pinakothek). Da wird erzählt, wie Einsiedler durch fleißige Beschäftigung mit Gott zu Doctoren der Zauberei promovirt wurden. Ein Eremit zähmt durch Andacht einen Bären, dem er wie einem sanften Freunde die Krallpfote drücken darf. Ein zweiter Wüstensiedler reitet auf einem durch Gottesfurcht gezähmten Tiger. Ein dritter melkt eine Hirschkuh, die aus Respect vor dem heiligen Melker kniet. Ein vierter Eremit fährt auf einem Zweigespann mit frommen Löwen und liest während des Fahrens. Man lacht über die religiösen Bestien, die aus Gefälligkeit für Leute, die sich aller menschlichen Vorzüge entkleiden, ihre Natur verleugnen. Noch mehr lacht man über die Einsiedler, die sich am gottähnlichsten wähnen, wenn sie das Dümmste beginnen.

Bekanntlich kommen Schutzengel immer zu spät, wenn ein böser Zufall ein Menschenleben zerstört. Wenn nun Fra Fiesole in naiver Gläubigkeit einem Ertrinkenden von einem rechtzeitig herbeigeflogenen Engel Beistand bringen läßt, weil der Gefährdete die Hände aus dem Wasser betend emporreckt, so entfesselt diese

Die antike Plastik und Malerei haben das Komische in der Verzerrung naturgerechter Linien gefunden, und gewohnt, Schönes darzustellen, stülpten sie das Formedle um, wenn sie eine komische Wirkung erzielen wollten. Die cynischen Vertreter der Unmäßigkeit in der Gefolgschaft des Dionysos waren Komiker; in ihnen zeigte sich die gattungsgemäße Form zerschlagen.

Das antike Kunsthandwerk hat mit Vorliebe komische Vorwürfe behandelt. Unter den plastischen Nippsachen im Museum Kircherianum (Rom) wird ein Object verwahrt, das den feierlichen Einzug siegreicher Feldherrn oder Kaiser auf einer Biga parodirt.

Im Zweiradwagen steht an Stelle einer historischen Person ein Affe, der statt Würde ein haariges Fell, statt eines freudeverklärten Menschen eine häßliche Verzerrung desselben zeigt. Edles wird erwartet und dessen Widerspiel wird gezeigt. Ungeschlacht ausgreifende Kamele werden statt feingebauter Rosse in dieser plastischen Carricatur gewiesen. Das Komische kommt durch eine Überraschung zu Tage. Es reizt zum Selbstauslachen der Gedanke: Was habe ich vorausgesetzt und was wird mir in Wirklichkeit geboten! Diese Täuschung löst eben den Reiz zum Lachen aus.

Im Museum Kircherianum befindet sich auch eine Spottgestalt Apolls. Statt des Formenwohllauts eines feingebauten Efeben sieht man da eine ausgekochte leierhaltende Figur mit überaus langen und mageren Füßen. Das Komische liegt da in dem Absprung von den erwarteten herkömmlichen edlen Formen. Abgesehen von dem Hinausschreiten über die gewohnte Darstellung der Wohlgestalt Apolls kommt eine solche Magerkeit und Langbeinigkeit in Wirklichkeit gar nicht vor.

Schon die Künstler vom Nil haben es genau gewußt, daß das Häßliche das Kleid des Bösen ist und haben deshalb den Teufel als lächerliche Zerrgestalt dargestellt. Der egyptische Widersacher Gottes: Bes war eine kurze knorrige zusammengedrückte Gestalt mit großem Kopfe, mit platter Nase, weit aufgerissenem Munde und mit abstehenden Ohren. Auch er wollte durch Verunstaltung der menschlichen Normalformen komisch wirken.

Tritt zum Formgemeinen das Ungereimte, so entladet sich ebenfalls der elektrische Funke des Komischen. Man merkt dies an

einer anderen plastischen Nippsache des Jesuitenmuseums in Rom. Sie stellt eine Sau dar, an welcher sechs auf den Hinterfüßen balancirende Ferkel leidenschaftlich saugen. Diese unnatürliche Ferkelhaltung gibt sich wie eine Ungereimtheit und wirkt deshalb komisch.

Carricaturen kann man nicht immer herzlich belachen; die komische Wirkung derselben wird oft durch das Mißbehagen am Häßlichen gedämpft; Zerrgestalten haben eine eingeschränkte Existenzberechtigung; denn das Schöne lernt man durch dessen Umwendung nicht höher schätzen. Verunstaltungen bieten dann eine Genugthuung, wenn durch sie das Sittlichhäßliche blosgestellt wird. Böse Menschen sollen sich durch Häßlichkeit, das Brandmal sittlicher Niedrigkeit, von ethisch anständigen Personen abheben, deren Lichtmal die Schönheit ist.

* * *

In den campanischen Wandgemälden begegnet man mehreren komischen Vorwürfen. So in dem feinerfundenen Erotenmarkt. Ein Greis öffnet einen vergitterten Käfig, in dem drei Eroten wie Hühner gefangen sitzen, und zieht einen beim Flügel heraus. Eine Frau, die einem entfliegenden Eros nachblickt, scheint kauflustig zu sein. Den komischen Contrast spannt da das Olympische, das als Marktwaare behandelt wird und ein Gemütswert, der aus einem Käfig als käuflich herausgezogen wird.

Feine Komik spricht auch aus jenen campanischen Fresken, in denen von geflügelten Knaben das Thun erwachsener Menschen nachgeahmt wird. Die unwissende Jugend gibt sich darin feierlich wie das wissende Alter. Die Kunst erzählt liebliche Kindermärchen und zeigt den Ernst des Lebens in heiterem Widerschein. Die Formenanmut der Kinder, der Frohmut der Jugend, kommt der Darstellung parodistischer Humoresken zu statten. Zu diesen gehören u. a. Kinderhochzeiten, bei denen es so hergeht, wie bei Festen ausgereifter Liebespaare.

Die Mythe von Psyche und Amor muß herhalten, um griechische Festsitten in's Lächerliche zu rücken. Eros wendet seine gespannte Aufmerksamkeit dem Tanze eines Mädchens im durchsichtigen Gewande zu. Zwei andere Eroten und ein geflügeltes

Mädchen mit aufgeblühter Büste liegen auf einem Triclinium, während die auf Polstern ruhende Psyche ihren Bräutigam schwärmerisch anblickt, dem sie die lebhafte Teilnahme für die Tänzerin im durchsichtigen Gewande verzeiht.

Andere Festgenossen langen nach Liebesfreuden, lassen alle ernsten Gedanken abseits stehen und stellen ihre Sache auf den Genuß des Augenblicks. Sie huldigen jener Filosofie, die sich in der Inschrift einer Statue Sardanapals zum Worte meldete: „Iß und trinke und liebe; alles andere ist nicht so viel wert."

* * *

Wenn sittliche Schwächen in's Lächerliche gezogen werden, wenn man statt über die menschliche Bestie entsetzt zu sein, über sie lacht, — wenn die Vernunftlosigkeit die Schellenkappe trägt, damit man sie rascher erkenne, so ist dies ein Vorzug des Komischen. Es ist immer besser, über Thorheiten und Ungereimtheiten zu lachen, statt ihretwegen aufgebracht zu sein. Die Komik besitzt deshalb eine befreiende Macht und man kann sie ebenso wie den Humor zu den positiven Lebensgenüssen zählen.

Den Kunstwerken, welche der christlichen Barockreligion ihre Anregung danken, entsprießen reichliche Lachreize. Gebildete Menschen, denen es eine Art Lebenspflicht ist, sich den Blick für das Komische offenzuhalten, werden auf diesem Boden Genüsse pflücken, die den teuflisch dummen Ebenbildern Gottes entgehen. Der Mensch der Pöbelmenge ist nicht nur ein grausames, sondern auch ein lächerliches Tier, besonders wenn die Religion seinen Verstand umflort. Aus den Querständen seines religiösen Fantasiedenkens hüpfen uns possenhafte Kobolde entgegen. Possierlich sind alle die himmlischen Geister, welche menschliche Überröcke angezogen haben.

Alles tanzt im Himmel auf den Köpfen. Selbst der liebe Gott wird vom Teufel zum Mittanzen aufgefordert und beide reigen zusammen trotz ihrer wechselseitigen Eifersucht. In den ältesten illustrirten Druckwerken spiegelt sich treu die Lebensanschauung der religionskranken Schriftsteller des Mittelalters. Bezeichnend ist es, daß die Hauptgestalt in den ersten Büchern nach Erfindung des Letterndruckes der Teufel ist. Dieser leistete das Höchste im

Schlechten und war in seiner Art vollendet, wie der himmlische Machthaber.

Die Abkunft Gottes und des lieben Teufels ist dieselbe und will man beweisen, daß Gott wirklich besteht, so darf man an der Existenz des Teufels nicht zweifeln. Man liebt Gott, indem man den Teufel haßt; man stützt das Reich Gottes, indem man die Netze des Teufels zerreißt. Im Buche: Belial, welches Günther aus Reutlingen 1472 mit Holzschnitten gedruckt hat, wird der Teufel als ein komisch häßliches Individuum dargestellt. Er hat lange Ohren, hervorstehende Eberzähne, Hängebrüste, ein zweites Gesicht auf dem Rücken, um auch hinten Ausschau zu halten. Er ist allwissend und weiß, daß Gott am jüngsten Tage den Klosterfrauen zornig vorwerfen werde, daß sie ihre „magdlich Keuschheit nicht gehalten und sich nach Buhlen umgesehen hätten". Lustmädchen seien besser als aufgeregte Nonnen, meint der Verfasser des Belialbuches, denn jene nehmen, diese geben Lohn für Geschlechtsfreuden.

Die katholischen Teufelsgelehrten haben den Weg von der Frömmigkeit zur Lüsternheit immer gefunden. Das sieht man besonders in dem zu Nürnberg 1472 gedruckten „Entkrist", in dem die christliche Mystik, der Wahnwitz zur größeren Ehre Gottes wahre Orgien feiert. Das Naturgerechte hüpft da auf dem Kopfe und das Obscöne reigt mit, denn der Antichrist ist der Vater der Unkeuschheit. Das Buch sucht den Teufel durch die fysisch genaue Darstellung seiner Zeugung und Geburt bloszustellen.

Man lacht auch über die drolligen fünfzehn Zeichen des jüngsten Tages. Das erste Zeichen werde das „Aufwerffen des Meeres" sein, das sich vierzig Ellen „höher denn alle Berge" erheben werde. Man sollte annehmen, daß an dieser Einleitung des jüngsten Tages die Erde gerade genug hätte. Doch das wäre kein Wunder; das Meer thue sich wieder nieder; die Bäume werden Blut schwitzen, die Welt von allgemeiner Fallsucht ergriffen werden; Gebäude werden ebenso wie Sterne mit brennenden Schweifen niederfallen; die Menschen „laufen fort", essen und trinken vor lauter Furcht nichts; das „Fundament des Himmels", alles Erdreich, das Meer und alles Wasser werden „prynnen". Könnte man sich bei all' diesen komischen Sinnlosigkeiten auf den Himmel freuen, der all' das Unmögliche möglich macht?

Eine Papierhandschrift vom J. 1470 stellt die sieben Todsünden dar. Die „Frausheit“ (Gefräßigkeit) reitet da auf dem Fabeltiere Cattus, das einem Löwen mit Luchsohren und Adlerklauen gleicht. Beim Überwitzigen, bei zu viel Dummheit hört das Komische allerdings auf. Dieses lodert aber in dem Buche des Wiener Hochschulprofessors Pater Fr. de Retza auf, der die unversehrte Jungfräulichkeit Mariens zu beweisen sucht und dabei die grellsten Unziemlichkeiten verbildlicht. Dieses Buch, das vierte in der Reihe der Druckwerke, hat das Ungereimte im dogmatischen Denken so recht lächerlich gemacht.

Beim Dominikaner Retza meldete sich verhaltener Geschlechtstrieb zu Worte und rankte sich in sexuellen Ungebührlichkeiten aus. Eine Illustration stellt einen Mann dar, der eine verschlossene Pforte anbetet. Ein Citat aus Ezechiel beleuchtet diese drollige Unkeuschheit: „Dieses Thor wird nicht geöffnet und kein Mann darf es betreten“. Mit solchen Verschrobenheiten gibt sich die „Religion des Geistes und der Freiheit“ ab! Komischer können die Beweise für die anatomische Unschuld Mariens nicht mehr sein, als die von Prof. Retza vorgebrachten. Er ist Fachmann und hat über diese unsaubere Frage Studien gemacht. Witzig fragt der pfiffige Dominikaner, wenn Danae durch den Goldregen befruchtet werden konnte, warum sollte der h. Geist nicht die Jungfrau Maria zur Mutter gemacht haben? Durch den Mund eines Engels könne auch der Zustand der Mütterlichkeit herbeigeführt werden. Wenn ein Ochs reden, wenn der Vogel Bonosa nach etwas Schnäbelei Eier legen, wenn das Einhorn trotz seines langen Hornes einen zarten weiblichen Körperteil berühren, wenn die Sonne ein Straußenei ausbrüten, wenn ein Papagei Ave sprechen kann, wenn eine Stute durch den Wind befruchtet wird, wenn eine Vestalin zum Beweise ihrer Unschuld in einem Siebe Wasser tragen konnte, warum sollte die jungfräuliche Empfängniß Mariens nicht möglich sein? Wird anderer Wahnwitz für wahr gehalten, warum nicht auch dieser? Auf dem Boden einer solchen Beweisart bewegen sich überhaupt die Täuschungen des dogmatischen Denkens.

Auch ein anderes Buch aus dem 15. Jahrhundert, das die Visionen des Evangelisten Johannes in Holzschnitten darstellt, macht es einleuchtend, daß durch Religion die Kunst nicht gefördert wurde.

Sie löste eher lüsterne Regungen aus, wie man es an den büßenden Magdalenen italienischer und spanischer Maler sieht, deren nackter Busen sich mit Reue und mit Visionen nicht gut verträgt. Legen sich auch noch Haarwellen auf den reizenden Oberkörper bußfertiger Frauen, so finden geistliche Cölibatäre ihre Herzensbefriedigung dabei und man lächelt über diese Umarmung von frisirter Andacht und von Sinnesreiz.

* * *

Das Komische tritt, wie gesagt wurde, immer auf, wenn man etwas Vernünftiges erwartet und wenn an dessen Stelle rasch Vernunftloses aufspringt. Beim Wunderglauben spielen Gegensätze ebenfalls eine Rolle. Die Natur verspottet sich da selbst und gibt ihre Gesetzlichkeit und Wahrheitsliebe im Wunder preis. Das Unmögliche wird als Thatsache vorgeführt, das Ungereimte stellt sich als wahr, das Sinnlose als That himmlischer Oberweisheit vor. Jedes Wunder fordert mit plumpem Ernst ungestüm den Glauben an das Widersinnige.

Man sieht dies u. A. an dem Bilde: Die thebaischen Eremiten von Lauruti (Turiner Pinakothek). Da wird erzählt, wie Einsiedler durch fleißige Beschäftigung mit Gott zu Doctoren der Zauberei promovirt wurden. Ein Eremit zähmt durch Andacht einen Bären, dem er wie einem sanften Freunde die Krallpfote drücken darf. Ein zweiter Wüstensiedler reitet auf einem durch Gottesfurcht gezähmten Tiger. Ein dritter melkt eine Hirschkuh, die aus Respect vor dem heiligen Melker kniet. Ein vierter Eremit fährt auf einem Zweigespann mit frommen Löwen und liest während des Fahrens. Man lacht über die religiösen Bestien, die aus Gefälligkeit für Leute, die sich aller menschlichen Vorzüge entkleiden, ihre Natur verleugnen. Noch mehr lacht man über die Einsiedler, die sich am gottähnlichsten wähnen, wenn sie das Dümmste beginnen.

Bekanntlich kommen Schutzengel immer zu spät, wenn ein böser Zufall ein Menschenleben zerstört. Wenn nun Fra Fiesole in naiver Gläubigkeit einem Ertrinkenden von einem rechtzeitig herbeigeflogenen Engel Beistand bringen läßt, weil der Gefährdete die Hände aus dem Wasser betend emporreckt, so entfesselt diese

Kreuzfahrer ebenfalls eine komische Wirkung. Bei anderen Wundern, die von Malern als Agenten des Aberglaubens verbildlicht wurden, zeigt sich zu viel Dummheit vor, um sie komisch finden zu können.

In alten handschriftlichen Messalen und Gebetbüchern wird das Komische meist durch Tiere besorgt, die in menschlichen Darstellungen vorgeführt werden. Es soll der Gegensatz zwischen ihrer Unvernünftigkeit und ihrem menschenartigen Thun den Lachreiz wecken. So ist ein aus Noten emsiglich singender Esel im Missalgewand in einem Missale von B. Furtmaier (1481) ebenso eine komische Figur wie in einer deutschen Bibel aus dem 15. Jahrhundert ein Bär mit einer Hellebarde als Krieger auftritt, der das kriegerische Landsknechtstum verspottet.

Das kunstvolle Holzwerk der Ornamente in der neuen Residenz zu Landshut führt Hund und Katze vor, die sich zum Tanze die Pfoten reichen. Das Ungewohnte, das zum Lachen reizen will. Sieht man an älteren Stühlen gotischer Dome Darstellungen von psalmensingenden Eseln, von Wölfen in Mönchskutten, von einmütig hingenommenen geistlichen Paaren, von Füchsen, welche Hühnern predigen, so muß man in diesen gemeißelten Witzen Widerstände gegen kirchliche Anmaßungen und gegen sittliche Schwächen der Anwälte Gottes als Spuren unbefangenen kritischen Denkens begrüßen.

Auch in der Lübecker Marienkirche richtet ein Zierstück plastischen Spott gegen die mönchische Ehelosigkeit und gegen das Keuschheitsgelübde der Nonnen. Es stellt einen Mönch dar, der auf den Schultern eine Nonne trägt, deren Füße er zärtlich umfaßt. Die sexuelle Sehnsucht erweist sich bei diesen beiden doch mächtiger als die Achtung der Kirchengebote.

Die deutschen Kleinkünstler des 16. Jahrhunderts haben meist sittliche Schwächen als Stoffe komischer Genrebilder verwendet. So ließ Hans Brosamer seiner heiteren Laune die Zügel schießen und führte in einem Stiche eine Reiterin vor, deren Saumtier ihr Gatte ist. Meister L. hat in einem Stiche vom J. 1525 einen von seiner Geliebten gefoppten Mann dargestellt, der in einem Korbe an einer Mauer hängt. Er wurde nicht bis zum Fenster der Minniglichen hinaufgezogen und muß als Tugendlob der perfiden Frau in der Luft schweben.

Das Absurde in christlichen Mythen trägt ebenfalls die Schellenkappe. Selbst Marterbilder, die erbauen wollen, zwingen zum Lachen. Ein Holzschnitt von Hans Baldung Grün (1514), der die Märtyrerschaft des hlg. Sebastian schildert, wirkt komisch. Man sieht in Wolken mehrere Engel, die sich aus Teilnahme die Haare raufen. Ist man denn im christlichen Himmel nicht allmächtig? Ein rechtzeitiges Verhindern der Missethat wäre würdiger als sentimentales Posiren. Die himmlischen Haarausraufer sind Possenreißer.

Eine komische Wirkung erzielt auch jener kleine Kupferstich des deutschen Monogrammisten H. R. des 16. Jahrhunderts, auf dem Maria ihrem Kinde Nahrung aus einer Milchflasche einflößt. Gott und Saugflasche treten da zu einander in eine muntere Beziehung!

Daß Anachronismen und Gegensätze zwischen Stoff und sachgemäßer Ausführung desselben einen zum Lachen zwingenden Eindruck erzielen, beweist ein mythologisches Genrebild von M. Zündt (v. J. 1566): Diana ist mit zwei Nymfen im Bade. Den einfließenden Wasserstrahl besorgt in allzunatürlicher Weise die Statue eines Knaben mit einem Strahlenkranz um den Kopf. Diana sieht in ihrer unstilisirten Nacktheit den Actäon in spanischer Hoftracht des 16. Jahrhunderts mit einem Hirschkopf auf den Schultern unbefangen an. Sie sollte sich nicht ihrer Gewandlosigkeit, sondern vielmehr ihrer unweiblichen Grausamkeit schämen.

Schade, daß unsere modernen Maler an Stoffen achtlos vorübergehen, die ihnen launige Volkssagen übergeben. Einen prächtigen Stoff zu einem Genrebilde böte jene lausitzer Sage, nach welcher der Teufel in der Kirche als Gottes Polizeimann sitzt und auf einer Bockshaut die Namen jener Kirchenbesucher niederschreibt, die bei einer langweiligen Predigt eingeschlafen sind. Der Teufel im Dienste Gottes und der strengen Frömmigkeit trägt allerdings die Schellenkappe einer komischen Person.

* * *

Beim Naivkomischen entzündet sich ebenfalls irgend ein Widersinn als Signal zum Lachen. Das Naive lächelt uns wie

ein anmutiges Kind in Gemälden an, in denen der Gegensatz zwischen Himmel und Erde ausgeglichen erscheint, weil sich das [illegible] an [illegible] [illegible] oder [illegible] hängt. [illegible] ist es ein [illegible] Ursächlichkeit, die eine komische Wirkung aufkommen läßt. Ein [illegible] Himmelsgäste sieht man [illegible] Darstellung der [illegible] wo ein [illegible] [illegible] ein Meßgewand [illegible]

[illegible] auch in einer Basler Handzeich-nung [illegible] das [illegible] Jesuskind in [illegible] mit einem Löffel langen [illegible] in einer Darstellung [illegible] die [illegible] [illegible] eines Stuben-[illegible]

[illegible] auch in jenem Bilde [illegible] das in einer Kirche [illegible] Engel, die sich [illegible] einen Ringelreigen. [illegible] Kirche kein [illegible] auf dem Kopfe [illegible] Himmelsboten. Für diese eine [illegible] Himmlisches wird [illegible]

[illegible] Englischen Gruße jene [illegible] Die himm-[illegible] blaue [illegible] inniges Herz. [illegible] Jesuskind, das auf [illegible] Mutter eine [illegible] des [illegible] mit [illegible] vom Kreuzes-[illegible] Mutter [illegible] [illegible] Madonnen. [illegible] ihrem Kind [illegible]

[illegible] die christliche [illegible] vollendeten

Körperschönheit und natürlichen Arglosigkeit keines Anzuges bedurfte. Sie war schön, dachte an keine Sünde und schämte sich deshalb nicht. Michel Angelo nahm auch keinen Anstand, seine Maria im letzten Gericht unbekleidet darzustellen. Erst ein späterer sündhafter Maler hat der Himmelsfrau des genialen Angelo ein Kleid überworfen. Überall der Medusenblick des Christentums!

A. Dürer hat die Bürger des Olymps in seinen Stichen und Handzeichnungen mit dem Reize naiver Gemütlichkeit versehen. Diana ist ihm ein wohlgenährtes Mädchen, das eine Hirschkuh streichelt und ihr Gras hinhält. Ihr göttlicher Beruf verpflichtet sie eben zur Tierfreundlichkeit.

Daß kindliche Anachronismen ebenfalls den Reiz des Komischen auslösen, beweisen drollige Centauren mit Hufeisen und Morgensternen. Der Meister mit den Bandsprüchen hat in seinem Urteil des Paris die Sinnes- und Formenfreudigkeit der Antike durch die unkeusche christliche Verschämtheit getrübt. Pallas hält sich das Feigenblatt selber über den Schoß, als ob sie das Sündenorgan hors de concours setzen wollte. Paris spricht seine Kritik neben einem gotischen Springbrunnen aus. Die Wahrhaftigkeit der Darstellung, welche der Meister vom Jahre 1464 durch das Hineinstellen der kleinasiatischen Mythe in seine Zeit erhöhen wollte, wird gerade dadurch blosgestellt und die mit christlicher Strenge sich schämende Pallas gibt sich als lächerliche Person.

Naiv gedacht ist eine Visitkarte des Jacobus; der Name dieses Heiligen ist im Tellerschein seines vom Rumpfe getrennten Kopfes zu lesen (Holbein d. Aelt.). Daß Kindlichkeiten der Bibel zu naivkomischen Darstellungen in Gemälden Anregung geben, kann man oft genug wahrnehmen. Der Wahnwitz ist ebenfalls mitunter Urheber des Lächerlichen. So weckt den Lachkitzel ein Portalrelief in der Liebfrauenkirche zu Eßlingen (Württemberg). Zu den Häupten Mariens, die in einem aus Weidenruten geflochtenen Kindsbett ruht, sieht man einen aus weißem Sandstein gemeißelten großen Stern als Abzeichen der Außergewöhnlichkeit dieses Wochenbettes sowie die Köpfe eines Esels und Ochsen. Dieses Nebeneinander von Stern und zwei Tierköpfen ist komisch genug.

Benozzo Gozzolis Fresken im Campo Santo zu Pisa sind auch reich an naiven Einfällen. So stellt ein Wandgemälde die Erschaffung des ersten Menschen aus Lehm dar. Bei dieser Operation Gottes schafft ein Arbeiter mit dem Grabscheit den zum Modellieren Adams nötigen Lehm herbei. Der zweite Mensch vor dem ersten! — Eine andere Freske läßt Noe, den aus der Sintflut Geretteten, mit vierfüßigen Tieren in Dank aufgelöst den [illegible] umknien. Am Anfange der Zeiten war es so, dachte sich Benozzo Gozzoli; auch Tiere waren damals gottesfürchtig.

Es bedeutet immer eine Befreiung, wenn über Legenden gelacht wird, deren Mutter eine Religion ist, die gar zu unklug und zu verdrießlich Welt und Leben beurteilt.

* * *

[illegible] Mann im Stande, [illegible] mit witzigen Pointen [illegible] ein Dichter neben das [illegible] wie es Shakespeare so genial getroffen hat, [illegible] Klugheit, welche Düsteres [illegible] beides deshalb neben einander gehen läßt, weil es im Leben ebenfalls verknüpft ist.

Der Humor zeigt einen Januskopf: ein Antlitz ist in ernste Falten gelegt, das andere lacht. Ein Künstler, der die grausame Kreuzigung auf Golgatha darstellt und im Vordergrunde seines Bildes ein lächelndes Kind mit Blumen spielen läßt, hat Humor. Ein Poet, der durch die Kontraste des Düsteren und lieblich Heiteren wirkt, der das Lächerliche neben dem Tiefergreifenden sich ausbreiten läßt, der sich mit philosophischer Gelassenheit über des Lebens Wirrnisse erhebt und dessen Torheiten verlacht, darf sich Humor zuschreiben.

Einen besonderen Reiz besitzen Gemälde, welche in naiver Weise knapp neben das Große das Unbedeutende, neben ein erschütterndes Ereignis den Lebensfrohsinn, neben brutale Menschen gutmütige Tiere stellen.

Man begegnet diesem naiven Humor in einem epischen Bilde von Joh. Memling (Turiner Pinakothek), das den

Leidensgang Christi schildert und das zeitlich Getrennte darin räumlich verbindet. Die grausame Hinrichtung eines Volkslehrers ist doch erschütternd genug; allein die Bewohner der Stadt, durch welche sich der Zug nach Golgatha bewegt, sehen zum Fenster mit jener gelassenen Neugierde heraus, die man sonst tanzenden Murmeltieren schenkt. Mit der Ruhe eines griechischen Gottes sieht ein Pfau jener Scene zu, in welcher Malchus sein Ohr verliert. Ein Hund kümmert sich auch nicht um die Bestialität seiner zweibeinigen Lebensgenossen und stillt in einem Bache seinen Durst. Der Hahn, nach dessen Krähen Petrus seinen Lehrer verraten hat, sitzt in einem Dachfenster zwischen zwei Statuen, welche entblößte Götter darstellen. Ein historischer Hahn soll, so will es Meister Memling, in kunstwürdiger Umgebung seine Rolle krähen. Diese Aufmerksamkeit für Kleinigkeiten neben dem tragischen Pathos des Hauptvorwurfes erhöht die Wirkung des naiven Humors.

Diesen muß man auch einem Wandgemälde Orcagnas im Campo Santo zu Pisa zusprechen; es weist auf Contrastspannungen zwischen Leben und Tod, zwischen dem herrlichen Dort und dem elenden Hier. Des Lebens unversöhnte Gegensätze werden durch verkrüppelte Bettler, die um die Wohlthat des Sterbens vergebens flehen und durch eine vornehme, lebensfrohe Jagdgesellschaft markirt, die mit Entsetzen an Leichen vorüberreitet. Von den Jägern, denen das Leben eine Freudenquelle ist, heben sich auch bedürfnißlose Eremiten ab, deren Lebensgenüsse sich auf Hirschkuhmilch, auf gekochte Wurzeln und Gebete beschränken.

Neben diesen ernsten Contrasten sieht man den Kampf eines Engels und eines Teufels um die nackte Seele eines feisten Mönches dargestellt. Komisch ist dieser Streit um die fette Mönchsseele deshalb, weil sie keinen Wetteifer verdient; der Sieger, ob Engel ob Teufel, verdient nur großes Bedauern. Naiv ist auch der Himmel geschildert; dieser, das Reich seliger Geister, sieht geradeso aus, wie die Heimat unseliger Menschen.

* * *

Humor gibt sich in Werken deutscher Kunst häufig genug wie ein Docent der Sittenfilosofie, der es liebt, besonders über den Tod erbauliche Vorträge zu halten. Zumal in Kunstwerken aus der deutschen Renaissancezeit gibt sich die Vorliebe unseres Volkes für Wahrsätze ethischen Inhaltes deutlich kund. Es schimmert Gedankengold in den Sinnsprüchen, die in Fassaden, Friesen, Prunkstuben, Täfelungen, Kamincartouchen und Fenstergiebeln deutscher Renaissancehäuser angebracht wurden. Allerdings sollte die Kunst nicht mit der Filosofie zusammengehen: allein das Volk hält sich nicht an ästhetische Grundregeln und vermählte in monumentalen Gebäuden gern das Schöne mit dem Gedankenwuchtigen. Ein Fehler ist dies nicht, sondern eine für unsere ernste Nation bezeichnende Thatsache. Es wurde damit eine Brücke vom Aesthetischen zum Ethischen geschlagen. Man kann sich dieses Lebensernstes und dieser Neigung zum Filosofiren nur freuen und sollte gegen diese keusche Umarmung von Baukunst und Sittenkunde nichts einwenden.

Wir können uns mit dem Inhalt dieser Weisheitssätze nicht näher beschäftigen und können nicht prüfen, ob der Sinnspruch im Basler Spießhof, daß Kunst und Tugend ewig bestehen werden, wahr ist und welchen Sinn die Wandbemerkung im Rittersaale des Bergschlosses Trausnitz hat, daß von Jupiter wenig Menschen geliebt wurden. Vielleicht sollte damit darauf hingewiesen werden, daß der christliche Zeus die Erdenbürger auch nicht liebt, weil es sonst nicht so viel böse und dumme Menschen gäbe.

Monumentale Brunnen der deutschen Renaissance, die mit Sittensprüchen und Klugheitsregeln reich versehen sind, treten ebenfalls als Docenten der Moralfilosofie auf. Auch ihnen kann man diese Vorträge nicht übelnehmen; je mehr ethisches Rückgrat, desto besser für ein Volk. Wie erquickend sind diese gesundgedachten Sinnsprüche gegenüber den dogmatischen Sinnlosigkeiten, die zu bombastischen Kunstdarstellungen führten, an denen man so gar keine Freude finden kann. So werden auf Kanzeln und Grabmälern Tod, Teufel und Schlangen zur Erbsünde in aberwitzige Beziehung gesetzt. Es ist eine Entweihung der Frauenschönheit, wenn die Sünde als weiblicher Körper versinnlicht wird, der in Schlangenschwänzen ausmündet, wie es in der Kanzel der Moritzkirche zu Halle zu sehen ist.

Eine Spur von Humor zeigt sich in den heidnischen Concurrenzen, welche deutsche Renaissancekünstler den Notabilitäten des katholischen Himmels entgegenstellten. Sie forderten die Gleichwertigkeit von beiden und setzten sich so über beschränkte Rechtgläubigkeit hinweg. Dieser mußte es fatal vorkommen, wenn die „liebe Frau" des Olymps: Afrodite neben der unversehrten Jungfrau Maria als gleichbürtige heilige Person auf Fassaden deutscher Renaissancehäuser plastisch verherrlicht wurde. Kühner noch war die Vermessenheit jener Künstler, welche die Venus als Machtconcurrentin des lieben Herrgotts selber auftreten ließen. (Ritterſches Haus in Heidelberg.) Die Spruchweisheit trat hinzu und rief pathetisch: „Nur Gott die Ehre! Nur Venus bleibt unbesiegt!"

* * *

Die Neigung, allgemeine Betrachtungen über Menschen- und Lebenswerte in Bildform auszusprechen, prägte sich besonders in jenen Darstellungen aus, welche den Zwingherrn Tod zum Gegenstande haben. Der Schalk: Volkshumor filosofirte in den Totentänzen sehr witzig.*)

Der Totentanz von H. Holbein d. J. stellt die Wahnwerte des Lebens mit großer Gedankenschärfe blos. Er verhöhnt den Wahn von der Macht, die vor dem Tode immer zusammenbricht; dieser ist der allmächtige Despot, der alle Machtleute von der Schaufläche des Daseins erbarmungslos wegfegt. Holbein läßt in seinem „Jagdbuch des Todes" das Komische in das Tragische hineinspielen und läßt so den Humor in seiner stilvollsten Gestalt ausblühen.

Im Narrengewande mit einer Schellenkappe auf dem Haupte entreißt der grausame Feind des Lebens eine vornehme junge Frau dem liebenden Manne. Auch die Liebe ein Accord, der ausklingen muß! Dies ist besonders jener jungen schönen Nonne unangenehm, die Eroten anbetet, während ein Jüngling, auf

---

*) Die deutschen Totentänze machten ihre Entwicklung durch. Hans Holbein d. J. entlehnte manches den Darstellungen seines Vaters über den Gleichmacher Tod sowie den älteren Totentänzen auf dem Friedhofe zu Basel und auf der Brücke zu Luzern.

Humor gibt sich in Werken deutscher Kunst häufig genug wie ein Docent der Sittenfilosofie, der es liebt, besonders über den Tod erbauliche Vorträge zu halten. Zumal in Kunstwerken aus der deutschen Renaissancezeit gibt sich die Vorliebe unseres Volkes für Wahrsätze ethischen Inhaltes deutlich kund. Es schimmert Gedankengold in den Sinnsprüchen, die in Fassaden, Friesen, Prunkstuben, Täfelungen, Kamincartouchen und Fenstergiebeln deutscher Renaissancehäuser angebracht wurden. Allerdings sollte die Kunst nicht mit der Filosofie zusammengehen; allein das Volk hält sich nicht an ästhetische Grundregeln und vermählte in monumentalen Gebäuden gern das Schöne mit dem Gedankenwuchtigen. Ein Fehler ist dies nicht, sondern eine für unsere ernste Nation bezeichnende Thatsache. Es wurde damit eine Brücke vom Aesthetischen zum Ethischen geschlagen. Man kann sich dieses Lebensernstes und dieser Neigung zum Filosofiren nur freuen und sollte gegen diese keusche Umarmung von Baukunst und Sittenkunde nichts einwenden.

Wir können uns mit dem Inhalt dieser Weisheitssätze nicht näher beschäftigen und können nicht prüfen, ob der Sinnspruch im Basler Spießhof, daß Kunst und Tugend ewig bestehen werden, wahr ist und welchen Sinn die Wandbemerkung im Rittersaale des Bergschlosses Trausnitz hat, daß von Jupiter wenig Menschen geliebt wurden. Vielleicht sollte damit darauf hingewiesen werden, daß der christliche Zeus die Erdenbürger auch nicht liebt, weil es sonst nicht so viel böse und dumme Menschen gäbe.

Monumentale Brunnen der deutschen Renaissance, die mit Sittensprüchen und Klugheitsregeln reich versehen sind, treten ebenfalls als Docenten der Moralfilosofie auf. Auch ihnen kann man diese Vorträge nicht übelnehmen; je mehr ethisches Rückgrat, desto besser für ein Volk. Wie erquickend sind diese gesundgedachten Sinnsprüche gegenüber den dogmatischen Sinnlosigkeiten, die zu bombastischen Kunstdarstellungen führten, an denen man so gar keine Freude finden kann. So werden auf Kanzeln und Grabmälern Tod, Teufel und Schlangen zur Erbsünde in aberwitzige Beziehung gesetzt. Es ist eine Entweihung der Frauenschönheit, wenn die Sünde als weiblicher Körper versinnlicht wird, der in Schlangenschwänzen ausmündet, wie es in der Kanzel der Moritzkirche zu Halle zu sehen ist.

Eine Spur von Humor zeigt sich in den heidnischen Concurrenzen, welche deutsche Renaissancekünstler den Notabilitäten des katholischen Himmels entgegenstellten. Sie forderten die Gleichwertigkeit von beiden und setzten sich so über beschränkte Rechtgläubigkeit hinweg. Dieser mußte es fatal vorkommen, wenn die „liebe Frau" des Olymps: Afrodite neben der unversehrten Jungfrau Maria als gleichbürtige heilige Person auf Fassaden deutscher Renaissancehäuser plastisch verherrlicht wurde. Kühner noch war die Vermessenheit jener Künstler, welche die Venus als Machtconcurrentin des lieben Herrgotts selber auftreten ließen. (Rittersches Haus in Heidelberg.) Die Spruchweisheit trat hinzu und rief pathetisch: „Nur Gott die Ehre! Nur Venus bleibt unbesiegt!"

* * *

Die Neigung, allgemeine Betrachtungen über Menschen- und Lebenswerte in Bildform auszusprechen, prägte sich besonders in jenen Darstellungen aus, welche den Zwingherrn Tod zum Gegenstande haben. Der Schalk: Volkshumor filosofirte in den Totentänzen sehr witzig.*)

Der Totentanz von H. Holbein d. J. stellt die Wahnwerte des Lebens mit großer Gedankenschärfe blos. Er verhöhnt den Wahn von der Macht, die vor dem Tode immer zusammenbricht; dieser ist der allmächtige Despot, der alle Machtleute von der Schaufläche des Daseins erbarmungslos wegfegt. Holbein läßt in seinem „Jagdbuch des Todes" das Komische in das Tragische hineinspielen und läßt so den Humor in seiner stilvollsten Gestalt ausblühen.

Im Narrengewande mit einer Schellenkappe auf dem Haupte entreißt der grausame Feind des Lebens eine vornehme junge Frau dem liebenden Manne. Auch die Liebe ein Accord, der ausklingen muß! Dies ist besonders jener jungen schönen Nonne unangenehm, die Eroten anbetet, während ein Jüngling, auf

---

*) Die deutschen Totentänze machten ihre Entwicklung durch. Hans Holbein d. J. entlehnte manches den Darstellungen seines Vaters über den Gleichmacher Tod sowie den älteren Totentänzen auf dem Friedhofe zu Basel und auf der Brücke zu Luzern.

[illegible]

[illegible] Bildungs- und Er[illegible].

Der Totentanz [illegible] führt seine satirische [illegible] Standesdünkel, [illegible] Selbstüberhebung, [illegible] und Genußsucht. Der „[illegible]" Tod überfällt dann einen Ratsherrn, der seine Hand zur Bestechung hinhält — einen [illegible], der sich von einer bittenden Frau abwendet, — eine [illegible], [illegible] Vergängliches bemerkt wird, und einen [illegible] Kirchenfürsten, der auf einem von [illegible] und Trauben umrankten Stuhle sitzt. So recht aus der kirchenfeindlichen Verstimmung herausgewachsen ist jene Darstellung, welche den Papst bei der Krönung des Kaisers Tod und Teufel [illegible] läßt. Der Sensenmann trägt einen [illegible] und der Teufel schwebt über den Häuptern der hochmütigen Kirchenfürsten, von deren Wert er nicht das Beste zu halten scheint.

Auch in Heinr. Aldegrevers Totentänzen hat es Freund Hain besonders auf Priester abgesehen, als ob da seine Fertigkeit im Mähen am nützlichsten wäre.

Die lebensfrohe italienische Renaissancekunst hat sich um [illegible] der Daseinslust wenig gekümmert. Sie wußte mit

dem Anarchisten Tod, der die Pforten des Jenseits angeblich öffnet, als Kunstobject nichts anzufangen und sah es ein, daß der grämliche christliche Pessimismus eine frische Lebensfreude nicht aufkommen läßt. Sie ließ deshalb Seligkeiten im Himmel, für welche der Tod die Vorbereitungen abschließt, bei Seite liegen.

Mit feinem künstlerischen Empfinden hat Bartel Beham den Tod als Kind dargestellt, das neben einer Sanduhr schläft. Besser noch hat Kleinmeister Aldegrever dem Tod die Gestalt einer üppigen nackten Frau gegeben. In demselben Sinne wurden, wie bekannt, auf griechischen und römischen Marmorsärgen orgiastische Lustscenen gemeißelt, die an der Stätte des Ausrastens vom Leben auf dessen Genußobjecte versöhnlich hinweisen.

Man muß es einen hohen Gewinn nennen, daß das Komische und der Humor in der bildenden Kunst Genußwerte geschaffen haben, die zugleich erheitern, erbauen und von pessimistischen Nichtigkeiten befreien.

* * *

Die Labsale, die aus der Kunst hervorrieseln, wurden nicht zu Ende geschildert. Die Architectur und Plastik aller Zeiten, die Malerei des 19. Jahrhunderts und das Kunsthandwerk böten reichen Anlaß zum Einschätzen genußvoller ästhetischer Werte. Vielleicht finden wir noch Muße, das Ergebniß kunstgeschichtlicher Studien zu veröffentlichen, die uns ein halbes Jahrhundert hindurch beschäftigt haben.

Die Genüsse, die aus Dichtungen aller Culturvölker winken, die aus gediegenen Prosawerken locken und in Schöpfungen großer Componisten Tonfreuden versprechen, sind dazu angethan, alle Kümmernisse des Lebens wettzumachen. Sie werden besonders im Humanitätsstaate, der die Sinnesart seiner Bürger edel gestaltet, weil er alle Rechte gelten und alle Fähigkeiten ausblühen läßt, in weiten Kreisen inniges Verständniß finden.

Mit Kunstfreuden der geschilderten Art kann sich ebenso wie mit den anderen edlen Lebenszwecken der anständige Teil der vom Glauben Gebannten einverstanden erklären. Wird dieses Einverständniß zugegeben, so kann man auch die von uns

empfohlenen Mittel der Selbstnobilisirung einer ernsten Prüfung wert finden und kann ein Stück jener unglückseligen Trägheit besiegen, die sich mit engen Denkhorizonten für's Leben begnügt und darauf die Anmaßung stützt, Besserunterrichtete heftig verurteilen zu dürfen.

Versteht man sich zu naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Studien, so kann man sich immerhin vom Glauben zum Wissen, vom fanatischen herzlosen Verdammen Andersdenkender zum wohlwollenden Beurteilen guter Absichten bekehren. Welche Genugthuung wäre es, wenn die besser belehrten Glaubenshörigen allgemach sich zu Gesinnungsgenossen heranbilden würden! Mehr lernen und das Richtige erkennen, heißt zu einem höheren Niveau des Menschenwertes emporkommen. Einer solchen Charakterveredlung kann sich nur die Mutlosigkeit und der Starrsinn der selbstzufriedenen Thorheit entziehen.



Namens- und Sachregister
für Band I und II.

Die römischen Ziffern bedeuten den Band, die arabischen die betreffende Seite.

Aahmes, egyptischer König II 6.
Abälard, Nominalist II 28.
Abgeordnete frommen Schlages II 337.
Absolutismus entsittlicht II 111, ebenso wie Religion II 120—124.
Achämenes, persischer König II 61.
Adel im Mittelalter bei verschiedenen Völkern II 193—199; als führender Stand II 280.
Adonis I 412.
Afrodite I 412.
Aftergelehrte II 205—207.
Agilulf, Longobardenkönig I 338.
Agni, indischer Feuergott I 24.
Ahuramazda, persisch. Obergott II 61, 63.
Aeschylos II 86, 212.
Aken, Jan van, Maler II 402.
Alber, Luftdrache I 242.
Allegorische Bilder von P. P. Rubens II 390.
Alexander d. Gr., Charakter II 172; Schulgarten II 346.
Alexander, Papst I 308, II 90; Feste mit Freudenmädchen II 98, 104.
Alexander VII., Papst II 92.
Allegorische Gestalten II 453.
Allori, Christ., Maler II 374, 440.
Almansur, Jak., Kalif II 227.
Alpenfangen, dämonische Sagengestalten I 298.
Altdorfer II 398, 451, 488.
Aldegrever, A. II 449, 494.
Amenemha I, egyptischer König II 56.
Amenhotep, egypt. König II 39.
Amenofis III., egypt. König II 38.
Amsdorf II 245.
Anaxagoras von Klazomenä, griech. Filosof I 201; zum Tode verurteilt II 211.
Anaximander, griech. Filosof I 163, 197.
Anaximenes, griech. Filosof I 163, 197.
Anis, des egyptischen Moralfilosofen Buch der Maximen I 372, 373.
Angelo, Michel, Maler I 297, 8, II 436.
Anselm von Canterbury I 207.
Anu, Gott der Babylonier I 312.
Aquino, Thomas von, Theosof 177. 207, über den Tyrannenmord II 270.
Apollo in plastischen Darstellungen II 409—411.
Arbeiterpartei. Ihre Programme, Klassendünkel, Bildungsstreben, Gegner des Byzantinismus, Haß gegen das Kapital. Ansichten über die Concurrenz. Verurteilung der Maschinen, Communismus. Productivgenossenschaften II 289—306. Wandervorträge für Arbeiter II 308.
Archonten II 192.
Aristoteles I 163, 191, über Gott I 194—197. Ethische Ansichten 379. Verurteilt II 211, über den vollkommenen Staat II 263—268.
Askese, Ausartungen derselben II 181—184, in Bildern geschildert II 292, 300, 446.
Asokas, ethische Ansichten I 376, 377.
Aspasia, griechische Hetäre I 323.
Atchinesen setzen ihre Könige ab II 114.
Atomisten, griechische Filosofen I 198.
Attes, Kleinasiatischer Gott I 412.
Anton, Graf Auersperg, Dichter und freisinniger Politiker II 199.
August, Großherzog von Weimar als Dichterfreund II 117.

Augustinus, Aur., Kirchenvater I 176, 255.
Augustus, Charakter dieses römischen Kaisers II 77.
Aurelian II 77.
Averroës, arab. Filosof II 227.
Avicena, arab. Filosof II 227 = Iben Sina.

Bacon, Roger, Naturforscher I 208, II 227.
Badbee, J., II 23.
Baer I 20.
Baker, engl. Parlamentsmann II 142.
Barbarelli, Maler II 440.
Baumelfe I 282.
Bauernschulen in Rußland verboten II 341, 342.
Bayle I 216, 385.
Begriffe, Wesen derselben I 126.
Beham, Bartel, als Bildnißmaler II 416.
Beham, Sebald, I 307, II 448—449.
Bel, Gott der Assyrier I 422.
Belial II 483.
Bellamy II 255.
Bellini, G., Maler II 440.
Bena, Amalrich von, I 186.
Benedict IX., Papst II 99.
Bergherrn, Sagengestalten I 22, 232.
Berkeley, engl. Filosof I 216.
Berninis Statuen in der Peterskirche zu Rom II 386.
Bessarion, Cardinal II 270.
Bewegungen im Weltall I 2, 3, 34—37.
Bewußtsein I 74, 137, der Seele gleichgesetzt.
Bibliotheken für das Volk II 358.
Bilder im Dienste des Despotismus II 388—391.
Bildnisse, plastische und gemalte und deren Ausdruck II 412.
Bischöfe, wie sie beim Verfassen insolenter Hirtenbriefe zu behandeln sind II 386.
Bismarck, Fürst, Glaube an eine ewige Vervollkommnung I 10, sein Gottes- und Unsterblichkeitsglaube I 129, 130.
Blutrache I 116.
Böcklin, Maler II 394.
Bombastus von Hohenheim, Th. Par., Arzt und Filosof I 208.
Bonifaz VIII., Papst II 85, 89, 161, 164, 242.
Bonvicino, Moretto, Maler II 415, 441.
Bordone, Paris, Maler II 401, 457, 458.
Brahmanismus II 50, ohne sittigenden Wert II 257.
Brascassat, J. R. II 457.
Brehm, A., deutscher Zoolog I 119.
Brescia, Arnold von II 90, 280.
Brosamer, Maler I 40, II 485.
Bruno, Giordano, Filosof I 165, 209, II 224, 240.
Brueys, P. de II 230.
Büchner, Ludw., als freisinniger Schriftsteller verfolgt II 332.
Buckle, Geschichtsschreiber II 238.
Buddha Gautama's Lehren I 268, 269, 371—373, II 50, 51.
Buddhistische Kunstwerke im Museum Guimet II 387—388.
Büffon I 148.
Boucher, Maler II 460.
Buschweibchen in der deutschen Volkssage I 27, 442.
Bureaukratie II 200.
Burgkmaier, Joh., Maler II 415.
Burne, Gilb. II 239.
Byzantinismus im 19. Jahrhundert II 178.

Calderon, Dichter II 239.
Caligula, röm. Kaiser II 74.
Callot, L. I 301.
Calvin II 244.
Campanella, Thom. II 226.
Canning über Metternich II 309.
Carl, Erzherzog, als Verfolger der Protestanten II 128.
Carlstadt II 246.
Carlyle, Th. I 128, 129.
Carpenter, J. I 20.
Cartesius I 211.
Carthago II 78.
Carus, röm. Kaiser II 77.
Cassianus, Joh. I 255.
Castellar über den Kampf von Ideen und Interessen II 114.
Cavour II 230.
Cecco d' Arcoli, Astronom II 80.
Cellafries des Parthenon II 405—409.
Cenci, Beatrice, vom Papste Clemens VIII. hingerichtet II 100.
Cervantes II 239.
Chateaubriand I 139, 243, 276.
Chlotar I. I 349.
Correggio II 435, 436, 443.
Christentum, Quellen seiner Dogmen I 265—270, Beziehungen zur Kunst I 294—295.

Christian IV. von Dänemark I 367.
Christine, Königin von Schweden I 308.
Christliche Kunst und Mythen II 385, 386.
Clarke, Ethiker I 389.
Clairvaux, Bernhard v. I 181.
Clemens V. I 104, Clemens VI. II 89, Clemens VII. II 95, Clemens VIII. II 100, Clemens XIV., Papst, den Jesuitenorden aufgehoben II 108.
Clement, Mörder Heinrichs III. II 133.
Cölestin, Papst II 88.
Cölibat II 203.
Cohn, F. I 160.
Colbert, franz. Finanzminister II 134.
Columbus, Chr. II 225.
Comte, Aug., franz. Filosof über den Idealstaat II 273, 274, verfolgt II 215, 332.
Communismns in Altperu II 68.
Concil von Tours II 84.
Courtisanen bei den Griechen I 324—326, im Mittelalter 326—328, in Frankreich I 327—228, Asyle für sie I 329—330, Beziehungen zu Päpsten und Bischöfen I 332, 333.
Cranach, Luc., als Illustrator II 399.
Cromwell II 139.
Cultur in ihren Anfängen I 264—267, in ihren Beziehungen zur Sprache II 279—283.
Czechen und deren Politik II 281, 282.
Cyniker, deren ethische Ansichten I 379, 380.

Dante II 99.
Darwin I 87, 118, 122, 131, 249, II 123.
David von Augsburg I 184.
David, Maler I 242.
Defregger, F. II 454.
Delaistre II 461.
Demeter, als Göttin des Todes und Lebens I 41.
Demokrates I 362.
Demokrit I 198.
Demos II 192.
Denkthätigkeit des Gehirns I 148, 149.
Descartes I 382.
Desmoulins I 242.
Despotismus I 125, II 177.
Deusdedit, Papst II 84.
Diderot I 280.
Dietrichs, Chr. W., Landschafter II 462.
Diogenes von Apollonia I 164, 197.
Dionysos II 411.
Diotima I 325.
Dietrich von Bern II 20.
Dodel-Port, Arn., Darwinist II 347.
Doppelsterne, ihre Bewegung und Bewohnbarkeit I 33.
Drachensagen II 24, 25.
Drudenweibel II 44.
Duchoborzen, russische Secte, die sich gegen den Kriegsdienst auflehnt II 333.
Dühring, E., Filosof I 221, 248, 383, II 52, 249.
Duns Scotus I 207.
Dürer, Albr., geniales Erfassen des Naturschönen II 398, 399, als Bildnißmaler II 415, Madonna mit den Tieren I 302, II 445, 451, 452, 488, 489.
Dyk, van, als Bildnißmaler II 415, 416.

Ea, chaldäischer Gott II 42.
Ebner-Eschenbach II 149, 375.
Eckhart, Mystiker I 179.
Eduard der Bekenner I 49.
Ehe bei den Negern I 337, bei den Garos 337, bei anderen Naturvölkern 338—340, Vielehe 340, 344, Gemeinschaftsehe 341, Vielmännerei 341, Einehe 342, Ehebruch 343—345, 347, 548, Zweiehe 343, Ehe zwischen Juden und Christen II 204.
Ehrlosigkeit bei Handwerkern II 162.
Eismännlein II 26.
Eleaten I 198.
Elegabalus I 310.
Elisabeth von England II 126.
Elisabeth von Thüringen I 258.
Empedokles I 198.
Entkrist II 485.
Epikur über den Staat II 268.
Erblichkeit des Herrscheramtes II 112.
Erbstücke des Christentums II 20.
Erdbildung I 19—24.
Erde als Mutter des Lebens II 22, 31, 40—42.
Erdentage, die letzten I 25—29.
Erdmann I 151.
Ermann, Adolf, trefflicher Kenner der Papyrusliteratur II 349.
Erhabenheit des Lichtes, des Raumes, der Weltenmenge I 9—11, 15, der Zeit, der Kraft II 379.

Erskine, Lord II 142.
Escalante, J. A., spanischer Maler II 465.
Eupatriden II 192.
Euripides II 86.
Everdingen, Landschaftsmaler II 402.
Explosionen bei chemischen Verbindungen I 96.

Fabre I 121.
Facultäten an Hochschulen der Zukunft II 350—352.
Fantansie als Mutter der Götter I 12, schafft Personificationen II 12—16.
Feindesliebe als ethisches Gebot I 384.
Ferdinand I. als Verfolger der Protestanten II 127.
Feudalstaat II 121.
Feuer, zum Gott personificirt I 23.
Feuerbach, L. I 131, 229—231.
Fichte, J. G., I 226—228, II 214.
— verfolgt, Ansichten über den Staat II 275.
Ficinus, Marsilius I 275.
Fidias als Schöpfer des Cellafrieses im Parthenon II 405.
Fiesole, Fra Angelico I 297, II 384, 442, 485.
Filipps II. Glaubenskämpfe II 126.
Filosofen ihrer Gesinnung wegen verfolgt II 211—217.
Filosofie des Pessimismus II 371.
Flechsig, P., Physiolog I 77.
Florafest der Römer I 322.
Floris, J. v. I 178.
Flüsse personificirt II 26.
Forel I 129.
Formen der Urfauna und Urflora II 464—473.
Formanarchisten unter den Malern II 392—395.
Fortpflanzung bei Pflanzen I 84, bei Tieren I 85—92.
Fragonard, J. H. II 457.
Frankreich, durch clerikale Erziehung entsittlicht II 257.
Franz I. von Oesterreich als Feind der Industriellen und der italienischen Patrioten II 308, 309, sein despotischer Charakter II 178.
Frau, ihre Stellung bei Naturvölkern I 313, Frauengemeinschaft 314, Frau und Christentum 316—318, Frau im Koran 318—320, Frau aus religiösen Gründen verachtet 345—348, Frau als Object der Kunst II 374.
Frauenschönheit in der Auffassung der griechischen Plastik II 420—430.
Frauenstädt, Jul. I 253.
Freja, Liebes- und Lebensgöttin II 41.
Friedrich II., Barbarossa II 95.
Friedrich II. von Preußen II 136—158, führt den Schulzwang ein II 343.
Fürsten von allgemeiner Bildung und der Vernunftstaat II 354—357.
Fürstenberg, Egon v., Bischof I 154.
Furtmayer, B. II 486.

Galilei, Galileo II 225.
Galton, Francis II 253.
Gatti, Fortun. I 292.
Gedächtniß I 149.
Gehirnkrankheiten I 132—137.
Geistlichkeit — Einflüsse derselben II 202—204.
Gelasius, Papst II 88, 90.
Gemeinsinn I 121—124.
Genußwerte des Lebens im allgemeinen beurteilt II 371—375.
Georg III. von England II 141.
Georg IV. von England II 312.
Geschlechtstrieb verbunden mit religiösen Erregungen I 180—186, 305—307, 312—334, Geschlechtsfreuden katholischer Priester 334—336, 348—350, bei Naturvölkern 309—311.
Glaube und Weltfysik I 1—11, 55, genährt von der Einbildung I 5, 6.
Gnostiker I 203.
Gott, Beweise für dessen Dasein I 140, Gott in der Geschichte 40, Suchen nach Gott bei den Mystikern des Mittelalters I 173—190, die griech. Filosofie über Gott 192—204, Gottesbetrachtungen im Mittelalter 204—210, die Gelehrten des 17. und 18. Jahrhunderts über Gott 211—218, deutsche Systemfilosofen über Gott 219—239, französische Schriftsteller über denselben Stoff 240—245.
Götter, Begriffen entwachsen I 7, 9, 13.
Götz v. Berlichingen II 194.
Gottschalk II 230.
Gregor VI., Papst II 230, Greg. VII. II 92, Greg. IX. II 93, 95, Greg. XIV. und die Inquisition II 84, Greg. XVI. II 87.
Graf, Urs, Maler II 452.
Greuze, J. B., Maler II 460.
Grimm, J. I 515.

Grün, Hans Bald. II 400, 451, 452.
Guizot II 319.
Gustav Adolf I 367, 368.

Hadrian, röm. Kaiser II 77.
Hadrian IV., Papst II 90.
Häckel, Ernst, großer Forscher auf dem Gebiete der Biologie und Zoologie I 72—89, 144, 171, 250, II 348.
Haller, Cardinalerzbischof II 236.
Harûn Raschid II 67.
Hebert II 317.
Hegel I 151, 169, 221, II 215.
Hegner I 134.
Heinrich II. von Frankreich II 133, Heinrich III. II 133, Kaiser Heinrich IX. II 49.
Héloise II 229.
Henneberg, Berth., Kurfürst von Mainz II 189.
Henriot II 317.
Herakleitos von Efesos I 197.
Herbert, J. Fr.. I 169, 229.
Herle, Wilhelm II 397.
Hermafroditen I 90.
Herodot I 340.
Herschel, John I 7, 23.
Hesiod I 199.
Hexen als Wolkenfrauen II 22.
Heyse, Paul I 168.
Hieronymos II 204.
Höffding, Filosof I 131.
Himmel, vergöttlicht II 30, 31.
Hirschvogel, Aug., Maler II 400.
Hobbes, Thom., über den Staat II 272.
Hochschulen für den Volksunterricht in Dänemark und in Chicago II 341.
Hochschullehrer, Aufgaben und Verdienste derselben I 143, 144.
Hohenstaufen, Friedrich von I 276, 277.
Holbein, Hans d. J., als Bildnißmaler II 415, 488, 493.
Holbein, H. d. Aelt. 444, 494.
Holla, Wassergöttin II 26, 39.
Holländische Regentenbilder II 416.
Hollbach I 281.
Holzweibchen II 39.
Homer I 163.
Hopkins, J., Gründer einer Universität II 334
Hume, Filosof I 140, 216.
Humor in Kunstwerken II 479—490, 491.
Huxley, Th., Physiolog II 335.
Jacchos, Todesgott II 22.
Jacob I. von England II 129.
— II. von England II 140.
Jacobi, F. H., Filosof I 221.
Jacobsen, Besitzer einer Kunstsammlung und Volksfreund II 333.
Jacquerie II 315.
Jahn's, F. L., Martyrium II 331.
Ibn Sina (Avicenna) I 164, 177.
Ideale, definirt I 133, 353.
Jaley, J. N. II 461.
Independenten II 247.
Innocenz III., Papst I 94, II 90, 229.
— IV. II 92, 222.
— VIII. II 83, Bulle gegen die Hexen II 104.
— X. I 368, II 84.
— XI. I 95.
Jesuitismus I 261—262.
Jesuiten und Sinneslust I 333, 334, Jesuitenmoral I 385.
Johann XXII., Papst und Ketzer I 278, II 86, 89.
— XII., Papst I 93.
— XVII. I 104.
— XXIII. I 105.
Josafat, der Heilige, mit Buddha Gautâma angeblich identisch I 378.
Josef II. als Reformfreund II 357 bis 361.
Jouffroy, Fr., II 461.
Isis II 41.
Islam I 270, 271, II 255, 256.
Itzerott, G. I 159.
Julius III., Papst II 105.
Jundt, Aug. I 190.
Juvenal I 342.

Kalewala, finnisches Volksepos II 17, 21, 25, 27, 29, 375.
Kalifenherrschaft II 67.
Kant I 48, 148, 167, 168, 219—221, 381, 382, II 213, 214.
Kao, chinesischer Filosof über den Geschlechtstrieb I 321.
Kapila über Gesetzgebung II 323.
Karl I. von England II 138—139.
— II. von England II 140.
— V. als Verfolger der Protestanten II 125.
— IX. von Frankreich II 133.
Karneades I 199.
Käsmännchen II 26.
Kekchi-Indianer, ihre Religion II 51.
Kellerbutz, Personification des Echo II 21.

Kempis, Thomas a I 366.
Kepler, Astronom I 224.
Kimbundas, die ihren Königen kündigen II 114.
Kirche und Staat II 321, 322.
Kirche, polizeilich organisirt II 221.
Kirchenversammlung von Olmütz II 162.
Kleinmeister, deutsche II 447.
Kometen, deren fysische Beschaffenheit I 29—34.
Komisches in der Geschichte des Glaubens II 241—242, in der Kunst II 479—482, in campanischen Fresken II 48, in Darstellungen von Wundern II 485.
Kong-Tses ethische Grundsätze I 371, 372.
Königthum und Affenführer I 123.
Kritiker II 207.
Kronprinzen, die öffentlich geprüft werden sollen II 285.
Kunstschmuck in Pompeji II 474—478.
Kunst, wie sie erzieht II 382.
Künstler, im Widerstande gegen die Kirche II 24.
Kybele II 41.

Laas, Ernst, Filosof I 237—239, 386—389.
Lafayette II 330.
Laima, lettische Schicksalsgöttin II 39, 46.
Lais I 325.
Lamaismus I 377.
Lamarck I 121.
Lamormain I 367.
Lancret II 457.
Landschaften, poetisch gestimmt II 396, mit Heiligen staffirt II 401.
Lange, A. 133, 138, 141.
Laplace, Astronom, als Gottesleugner I 39.
Lauruti, Maler II 485.
Lautensack, Hans II 400.
Leben auf Weltkörpern I 17—19, verfolgt keine Nutzziele 97—102, Wesen desselben 65—82, chemische Lebensvorgänge I 146, 147.
Lecky I 315, 325, über die Prostitution.
Legros II 461.
Leibniz I 166, 217, 218, II 214.
Leo III., Papst I 94, Leo X. I 97, 98, 280, Leo XIII. II 85.
Leopold I. von Oesterreich als Finanzpolitiker II 116, als Protestantenfeind II 313.
Leontium I 325.
Lessing, E. I 136.
Lessing, C. F. II 402.
Lewes I 139.
Leyden, Lucas von, als Landschafter II 400.
Lick, J., amerikanischer Filanthrop II 334.
Liebe und deren Einflüsse I 117—120, in der Mythe II 32.
Locke, John I 215, II 211.
Lochner, Stefan II 397.
Loki, altnordischer Feuergott II 24.
Lotze, F. 133.
Louvois, franz. Kriegsminister II 134.
Lowell, P., Astronom I 18.
Lubbock, J. I 75.
Lucretius, Carus I 203.
Ludwig XVIII. und Marschall Ney II 312.
Ludwig Filipp II 319.
Ludwig XII. von Frankreich II 231, Ludwig XIV. II 107, 63.
Luther I 139, 262, 280, 348, II 243, 244.
Luys, J. I 149.

Macchiavelli I 365.
Magnus von Ballstädt I 178, 206.
Macro II 74.
Majestätsbeleidigungen II 118.
Makart II 452.
Mänaden, plastisch dargestellt II 428, 429.
Manin, Dr. II 318.
Manum, Kalif II 67.
Martin V., Papst II 383.
Marat II 57.
Maria, mythisch aufgefaßt II 39.
Marie Antoinette II 316.
Materialismus, gegen dessen Widersacher I 3, 12, 67, der Glaube materialistisch 251.
Maximilian I., Kaiser II 116.
Max II., von Baiern, als Dichterfreund II 117.
Maxwell, C., Astronom I 18.
Medici Cosimo I 275, II 271.
Meerfauna I 99.
Melanchthon II 244.
Memling, Hans, als Illustrator I 363, II 398.
Mencius, ethische Ansichten I 322, 372.
Mengs, Rafael I 295.
Menschheitsinteressen II 251.
Meteoriten I 33.

Metternich über den Aufstand der Griechen II 314.
Mettrie, La I 280.
Miguel, Don, von Portugal II 311, 312.
Mill, J. St., über Staatssachen II 276, 277, 327.
Millet II 461.
Milton über Priester II 355.
Minstrels II 240.
Mirabeau I 282.
Mithra II 61.
Mohamed I 315—320, II 31, 277.
Mondmythen II 19, 37, 38.
Moleschott, Jak., als freisinniger Hochschullehrer verfolgt I 252, II 332.
Moltke, F. M. I 129.
Mond I 20, 21.
Montmorency, Herzog II 133.
Moosfrauen II 30.
Morgenröte, personificirt II 20.
Morisken, verfolgt II 49.
Motawakkil, Kalif II 67.
Müller, Max I 140, 247.
Münzer, Thom., II 246.
Murillo I 303, II 464.
Mythen II 1—21, 34—38, 45, Auferstehungsmythen 40, Sintflutmythen 42—44.

Naivkomisches II 487.
Napoleon I 80, II 62, 109, 129.
Nasmyth, J. I 20.
Natur, persönlich gedacht I 41, 81, 82, 93—96, wirtschaftet nicht im Sinne menschlicher Nutzzwecke I 98—102, 106.
Naturschönes II 376—381.
Nebelwolken I 6—13.
Nebel, in Drachen personificirt II 26.
Negerkönige auf Kündigung II 311.
Nero II 75.
Netscher, C. II 464.
Neuplatoniker I 202.
Newcomb, Astronom I 35.
Nicolaus I. von Rußland II 313.
Nicolaus II., Zar, als Gegner der Volksbildung II 342.
Nicolaus III., Papst II 99, 227.
Niccolo Nicoli, Humanist II 270.
Nietzsche, Fr. I 221, 223, 248.
Nixen II 25.
Noctiluken I 70, 71.
Nominalisten I 177.
Nonnenklöster als Lustanstalten I 256.
Numantia II 78.

Octroyirungen im Interesse des Idealstaates II 385.
Officiere, ihre gesellschaftliche Bedeutung II 118.
Oliva, J. P., von Sicilien I 278.
Oldenbarneveldt II 126.
Oranien, Wilhelm von II 125.
Orcagna, Maler II 491.
Origines I 176.
Ortlieb von Straßburg I 178.
Osiander II 245.
Osiris II 41, 47.

Palmerstons Politik II 313.
Papsttum und Sittlichkeit II 81—110.
Parasiten I 70, 100, 101.
Parma, Margaretha von II 231, 232.
Parmenides I 198.
Paschalis, Papst II 109.
Pater, J. P. II 457.
Paul II., Papst II 99.
Paulsen als Ethiker II 278, 390.
Pencz, Georg I 307.
Perikles I 325.
Pfeiffer, Fr. 190.
Phocion I 362.
Pietisten II 248.
Pitt II 142.
Pius II., Papst II 103.
— V. 94, Pius VI. 106.
— VII. 96, 107.
— IX. II 85, 87, 103.
Planeten I 13—22.
Planetoiden I 19, 22.
Plastik der Griechen II 403—405.
Plato, ethische Ansichten I 164, 190, 193, 379, II 211, als Sklave verkauft, über den vollkommenen Staat 259—263.
Plotinus I 175, 380.
Plutarch II 346.
Pluto II 22.
Pobedonoszew als Feind der Volksaufklärung II 341.
Poitiers, Diana von II 459.
Politischer Widerstand, Ursachen und Ausführungsformen II 307—320.
Polygamie I 120.
Pomponatius Cäsalpinus I 165.
Praxiteles I 135.
Priester, Beziehungen zum Wissen I 258—263, Beziehungen zur Revolution 241.
Protagoras von Abdera II 211.
Pschent, egyptische Doppelkrone II 57.
Pythagoras II 212.

Quäker II 247, 333.
Ra, egypt. Sonnengott I 47.
Radi, Fr., Mikroskopiker II 226.
Rády, Kalif II 67.
Ramses II., egypt. König II 58.
Rasekenen, egypt. König II 58.
Realisten I 177, 206.
Rechte der altgermanischen Gemeinde II 183.
Recht des Widerstandes II 180.
Rechtlose II 180—190, bei den Indern 183, bei den Griechen 186, bei den Deutschen 187—190.
Reform der Volksschule II 339—344, der Mittelschule 344—347, der Hochschule 347—353.
Reformirte Kirche II 245, 246.
Reich Gottes, was darunter im Mittelalter verstanden wurde II 268—269.
Religion, ihr Wesen kritisch untersucht I 139, 140, Beziehungen zum Wissen 252—256, zur Kunst 298—301, zur Sittlichkeit 365—368.
Rembrandts Landschaften II 396, Bildnisse und coloristische Eigenart II 417—419.
Renaissancecultur I 263.
Rénan II 277.
Reni, Guido I 292.
Resza's Marienbuch II 484.
Reymond, du Bois I 71, 147.
Ribera, J. II 465.
Richter, Jean Paul I 129.
Riedel, A. II 454.
Rigveda II 375.
Robespierre I 240—242, 282.
Romantiker I 138, 276.
Roscellin I 207.
Rosegger, P. II 375.
Rosenkranz I 151.
Rousseau, J. J. I 240.
Rubens, P. P. I 303, II 463.
Rübezahl II 22.
Rudolf II. von Oesterreich II 116, 127.
Ruysdaels Landschaften II 401.

Sabinianus, Papst II 99.
Saftleven, Herm. II 402.
Saligen II 27.
Salmanassar II. II 34, 35.
Sanherib, assyr. König II 55.
Salter, W., Ethiker I 389, 390.
Saporta I 81.
Säsäniden II 61.
Satyrn, Vertreter der niedrigen Sinneslust II 411.
Savonarola II 105, 231.
Schaffner, M., Maler II 488.
Schäufelin, H. II 450.
Schelling über den Staat I 151, 169, 224—226, II 275.
Schiaparelli I 7.
Schleiermacher I 138.
Schlosser, Friedr. Chr. II 276.
Schmidt, Jul. I 20.
Scholastische Filosofie II 228. 229.
Schönau, Elisabet I 182.
Schongauer, Mart. I 304, II 451.
Schönborn, Karl v. II 180.
Schönheit erklärt I 133—137.
Schopenhauer's Paradoxen I 170, 198, 231—237, 320, 321, 385, 386, II 275.
Schwarzalfen II 27.
Schroenckfeld, C. I 188.
Schu, egypt. Luftgott II 47.
Secte der Brüder des freien Geistes I 186—187.
— des neuen Geistes I 187.
— der Circumcellionen 256.
— der Skopzen 346.
— der Gottesfreunde 364, Brüder vom gemeinsamem Leben 365.
Secte, Wesen derselben I 145—172, II 14, 15, 17, 27—29.
Selbsterhaltung in ihren Beziehungen zur Selbstsucht, I 109, 173.
Selbstzeugung I 90.
Sittlichkeit in ihren Beziehungen zur glaubensfreien Weltanschauung I 41, zur Selbst- und Arterhaltung I 355, allgemeine Maximen 353—355, sittl. Verpflichtungen von Monarchen 359—360, falsche Ziele der Sittlichkeit 370—371.
Sixtus III., Papst II 107.
— IV. II 105.
Sodoma, Razzi il II 401.
Soldatenerziehung II 439.
Soldatencölibat II 289.
Sonne I 13—23.
Sonnenmythen II 18, 37, 39, 40.
Sorbonne II 23.
Spanien, durch den Katholicismus culturell und politisch ruinirt II 238.
Spencer I 146, 170.
Spinoza gegen das Mitleid I 115, 116, 166, 213, über Gott 215, über ethische Probleme 383, verfolgt II 212, 215, über den Staat II 271, 272, 277.
Spiritualen, Orden II 86.
Staatenbildung bei den Griechen II 65, 70, 71.

Staatsrecht in Indien II 322.
Staatswirtschaft Englands II 141 bis 144.
Stanford, J., als Gründer einer Hochschule II 334.
Steingötter II 23.
Stephany, Peter II 400.
Sterne, personificirt II 19, 37, 39.
Sternkunde I 1, 7, 8, 9, 36.
Steven gründet in Rußland Bauernschulen II 342.
Stoa I 201, 380, II 268, 269.
Strafgerichtsbarkeit in England II 178, 179.
Strafjustiz der Kirche II 164.
— wegen geschlechtlicher Verbindungen II 165—174.
— wegen Ehebruchs II 181.
— gefallener Mädchen II 182.
Strafinstrumente II 175, 176.
Strato von Lampsacus I 200.
Strauß, Dav. I 140, 247.
Stuart, Maria von II 126.
Studenten des Zukunftstaates II 355.
Suso, Heinr. I 180.
Sündentheorie I 385.
Sybel, H. v. I 128.
Symbole der Heiligkeit II 289—291, des Seelenaufflugs 290, des Übernatürlichen 296.
Symmachus, Papst II 89.

Tanagrafiguren II 429, 430.
Tannhäuser im Venusberg II 41.
Tauler I 184, 363.
Theodon, J. B. II 461.
Tertullian I 274, II 228.
Tetzel, Ablaßkrämer II 97.
Teufel der Mythe II 48.
Thales I 197.
Theodolinde I 338.
Theologie und Gleichnißbeweise I 293.
Theresia, Maria II 129, 357, 358.
Thierry, J. II 461.
Thomasius I 151.
Tiberius II 74.
Tiere, Analogien mit Menschen I 102, 104, 107—12, deren Denkacte 112—114, 124, Pflichten gegen Tiere 115, Tierehen 117.
Tiglath, Pileser I. II 52.
Tilly I 368.
Tissandier I 160.
Titelsucht II 201—202.
Tod als mythische Person II 32.
Tolstoj als Gründer von Bauernschulen II 341.
Toriti, Jac. II 384.
Torquemada II 100.
Totentänze II 493.
Tutmes III., egypt. König II 59.
Typhon II 21.

Uebersinnliches, angeblich das einzig Wertvolle II 371.
Uller, Nachtjäger I 21.
Uneheliche Kinder verfolgt II 174.
Urban VII., Papst II 93.
— VIII., Papst II 84, 226.
Ursinus, Finanzrat Friedrichs des Großen II 137.
Usleber, Jesuit II 130.

Vanini, Lucil. I 209.
Vega, Lope de II 239.
Veneziano, Bonifazio I 302, II 434.
Verein für Herausgabe von Volksbüchern II 338.
Vererbung bei Tieren I 110—112.
Vernunftstaat, dessen Wesen II 364 bis 367.
Veron, Eug. I 140.
Versicherungen gegen gewissenlose Aerzte II 207, 208.
Vigilius, Papst II 84.
Villanova, Arn. II 230.
Vinci's, Leon. da, heil. Familie II 386.
Vischer, Th. I 132, 152, II 331.
Volksvertreter der Zukunft II 362 bis 364.
Voltaire II 177, 324.
Votivreliefs II 430.

Wahlrecht, allgem. II 216, 217.
Waldfrauen und Waldherrn II 30.
Waldkobolde II 29.
Wallenstein I 366, 367.
Wandervorträge für das Volk II 337.
Wassergötter II 24, 25.
Waterlos Landschaften II 401.
Weiße I 133.
Well, Astronom I 31.
Weigel, Valent. I 189.
Welt, ihre Zwecklosigkeit I 5, ethische Beziehungen zu ihr 37—42, gibt es eine „andere" Welt? 137.
Weltgesetze I 36.
Weltstoff, dessen Eigenständigkeit I 1—4, Eigenschaften: Selbsterhaltungstrieb 6, Denk- und Empfindungsfähigkeit 43—46, Gedächtniß 47, 48.
Werff, Adrian van der II 464.
Whewell I 7.

Wichorica, Windgöttin der Slovenen II 21.
Wicliff II 230.
Wiertzmuseum II 391.
Wilhelm der Eroberer II 49.
Wilhelm I., Friedrich, von Preußen II 129.
Wilhelm III. von England II 141.
Winckelmann I 133.
Wind, personificirt II 20, 21, 44.
Winter, personificirt II 39.
Wissensziele I 264.
Wodan, Sturmherr II 21, 45, 48.
Wolf, Christ. II 214.
Wollaston, W., Ethiker I 389.

Xenofanes I 200.
Xenokrates I 199.

Yezdegerd II., persischer König II 61.

Zacharias, Papst II 84.
Ziegler, E. I 159.
Ziegler, Theod. I 190, 206.
Zeller, Ed. I 247, II 331, verfolgt als freisinniger Theolog.
Zeno I 201.
Zens, plastisch dargestellt II 408.
Zosimus, Papst II 82.
Zweibrücken, Karl von, als Despot II 130, 131.
Zwingli II 244.
Zwitterbildungen I 90.
Zuchtwahl und Idealstaat II 326 bis 330.
Zündt, Maler II 487.

(Fortsetzung umstehend).

